

Ke freudig Stündli,
isch's nit e Fündli?

I. P. HEBEL

Deutsche

National-Litteratur



Ne freudig Stündli,
isch's nit e Fündli?

I. P. HEBEL

Deutsche

National-Litteratur

Deutsche

National-Litteratur

Historisch kritische Ausgabe

Unter Mitwirkung

von

Dr. Arnold, Dr. G. Balke, Prof. Dr. K. Bartsch, Prof. Dr. R. Bechstein, Prof. Dr. O. Behaghel, Prof. Dr. Birlinger, Prof. Dr. H. Blümner, Dr. F. Bobertag, Dr. R. Boxberger, Dr. W. Creizenach, Dr. Joh. Crueger, Prof. Dr. H. Düntzer, Prof. Dr. A. Frey, L. Fulda, Prof. Dr. L. Geiger, Dr. R. Hamel, Dr. E. Henrici, Dr. M. Koch, Prof. Dr. H. Lambel, Prof. Dr. C. Lemcke, Dr. R. Frhr. v. Liliencron, Dr. G. Milchsack, Prof. Dr. J. Minor, Dr. F. Muncker, Dr. P. Nerrlich, Dr. H. Oesterley, Prof. Dr. H. Palm, Prof. Dr. P. Piper, Dr. H. Pröhle, Dr. Adolf Rosenberg, Dr. A. Sauer, Prof. Dr. K. J. Schröer, R. Steiner, Prof. Dr. A. Stern, Prof. Dr. F. Vetter, Dr. E. Wendeler, Dr. Ch. Zolling u. a.

herausgegeben

von

Joseph Kürschner

---

142. Band

Hebels Werke

Zweite Abteilung

Berlin und Stuttgart,

Verlag von W. Spemann

Hebels Werke

Zweiter Teil

Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes

Herausgegeben

von

O. Behaghel

Berlin und Stuttgart,
Verlag von W. Spemann

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Schatzkästlein

des rheinischen Hausfreundes.

[1811.]

Vorrede.

Die Veranlassung zur Herausgabe dieses Büchleins muß seinen Titel rechtfertigen, und der Titel die Herausgabe. Der Verfasser hat nämlich seit vier Jahren die Lesestücke des badischen Landkalenders, genannt der rheinländische Hausfreund, geliefert, und die Cottaische Buchhandlung in Tübingen hegte die gute Meinung, es wäre schade, wenn die besten Aufsätze darin innerhalb des Marktkreises des Kalenders und mit dem nämlichen Jahr, wofür sie geschrieben sind, wieder untergehen sollten, und druckt sie daher für ein eigenes Büchlein samt den mittelmäßigen ab, damit sich jene besser herausheben.

Der geneigte Leser wird sich gefällig erinnern, mehrere der eingebrachten Erzählungen und Anekdoten anderswo auch schon gehört oder gelesen zu haben, wäre es auch nur im Vademecum, von welcher Almende oder Gemeinwiese sie der Verfasser zum Teil selber gepflückt hat. Doch ließ er's nicht beim bloßen Abschreiben bewenden, sondern bemühte sich, diesen Kindern des Scherzes und der Laune auch ein nettes und lustiges Röcklein umzuhängen, und wenn sie darin dem Publikum wohlgefallen, so ist ihm ein schöner Wunsch gelungen und er macht auf die Kinder selbst keine weiteren Ansprüche.

14. Vademecum für lustige Leute. Berlin, Mylius, 1764—92, das überhaupt damals für die Kalendererzählungen eine ergiebige Quelle war.

Übrigens, sagt die Verlagshandlung, findet sich das Beste nicht sogleich am Anfang, sondern in der Mitte, und wie an einem Ballen Tuch am Ende des Büchleins, von welchem auch das letzte Muster im Morgenblatt abgeschnitten ist. Sie rechnete auf viele Leser, die, wie die Bekenner des mosaischen Gesetzes, dort zu lesen anfangen, wo andere aufhören.

---

4. Im Morgenblatt vom Januar 1810 (Nr. 7) stehen als Proben „der silberne Löffel" und „einträglicher Rätselhandel", in dem vom 15. Oktober desselben Jahres die „Baumzucht".

1. Allgemeine Betrachtung über das Weltgebäude.

Dem geneigten Leser, wenn er zwischen seinen bekannten Bergen und Bäumen daheim sitzt bei den Seinigen, oder bei einem Schöpplein im Adler, so ist's ihm wohl, und er denkt just nicht weiter. Wenn aber früh die Sonne in ihrer stillen Herrlichkeit aufgeht, so weiß er nicht, wo sie herkommt, und wenn sie abends untergeht, weiß er nicht, wo sie hinzieht und wo sie die Nacht hindurch ihr Licht verbirgt und auf welchem geheimen Fußpfad sie die Berge ihres Aufgangs wieder findet. Oder wenn der Mond einmal bleich und mager, ein andermal rund und voll durch die Nacht spaziert, er weiß wieder nicht, wo das herrührt, und wenn er in den Himmel voll Sterne hinaufschaut, einer blinkt schöner und freudiger als der andere, so meint er, sie seien alle wegen seiner da, und weiß doch nicht recht, was sie wollen. Guter Freund, das ist nicht löblich, daß man so etwas alle Tage sieht, und fragt nie, was es bedeutet. Der Himmel ist ein großes Buch über die göttliche Allmacht und Güte und stehen viel bewährte Mittel darin gegen den Aberglauben und gegen die Sünde, und die Sterne sind die goldenen Buchstaben in dem Buch. Aber es ist arabisch, man kann es nicht verstehen, wenn man keinen Dolmetscher hat. Wer aber einmal in diesem Buch lesen kann, in diesem Psalter, und liest darin, dem wird hernach die Zeit nimmer lang, wenn er schon bei Nacht allein auf der Straße ist, und wenn ihn die Finsternis verführen will, etwas Böses zu thun, er kann nimmer.

Also will jetzt der Hausfreund eine Predigt halten, zuerst über die Erde und über die Sonne, danach über den Mond, danach über die Sterne.

---

27. Die Betrachtung über „die Erde und die Sonne" stammt aus dem Kalender von 1812; die Einleitung lautet dort ganz anders: Nachdem wir nun in einem Verlauf von

2. Die Erde und die Sonne.

Nach dem Augenschein und nach dem allgemeinen Glauben wäre die Erde mit allen ihren Bergen und Thälern eine große runde Fläche gleich einer ungeheuer großen Scheibe. Am Rande derselben weiter hinaus kommt nichts mehr, dort ist gleichsam der Himmel an sie angefügt, der wie eine große hohle Halbkugel über ihr steht und sie bedeckt. Dort geht am Tag die Sonne auf und unter, bald früher, bald später, bald links an einem gewissen bekannten Berg oder Haus, bald rechts, und bringt Tag und Nacht, Sommer und Winter, und bei Nacht den Mond und die Sterne, und sie scheinen nicht gar entsetzlich hoch über unsern Häuptern zu stehen.

Das wäre nun alles gut, wenn's niemand besser wüßte, aber wir Sternseher und Kalendermacher wissen's besser. Denn erstlich, wenn einer daheim weggeht, und will reisen bis ans Ende der Erde, an den Rand, wo man einen aufgehenden Stern mit der Hand weghaschen und in die Tasche stecken kann, und er geht am 1. April von Hause aus, so hat er den rechten Tag gewählt. Denn er kann reisen, wenn er will durch Deutschland, durch Polen, durch Rußland, nach Asien hinein durch die Muhamedaner und Heiden, vom Land aufs Wasser, und vom Wasser wieder aufs Land und immer weiter. Aber endlich, wenn er ein Pfeiflein Tobak einfüllt und will daran denken, wie lang er schon von den Seinigen weg ist und wie weit er noch zu reisen hat ans Ende der Erde und wieder zurück, auf einmal wird's ihm heimlich in sei-

neun Jahren das ganze Weltgebäude von der Erde und Sonne an bis zum letzten Sternlein hinter der Milchstraße betrachtet haben, so können wir nichts Klügeres thun, als diese große Maschine noch einmal aufziehen und wieder von vorne anfangen. Solches ist nicht nur bequem für den Hausfreund, sondern auch ersprießlich für den Leser. Denn fürs erste, und wenn der Hausfreund durch die Dörfer ziehet, sieht er manches Mägdlein und manchen Knaben, die vor neun Jahren noch nicht viel werden im Kalender gelesen haben, und denkt: Wart du sollst auch hinein schauen in das große Buch voll goldner Buchstaben. Denn der Himmel voll Sterne ist ein großes Buch mit goldnen Buchstaben, über die göttliche Allmacht und Güte, und stehen bewährte Mittel darin gegen den Aberglauben und gegen die Sünde. Fürs zweite ist diese Rückkehr vom Ende zum Anfang und dieser Umlauf von neuem ein lebendiges Konterfei von der Natur und dem Gang der himmlischen Körper selbst. Denn alles bewegt sich und läuft in seinen ausgerechneten Kreisen, und kehrt zu seinem Anfang zurück, um seinen Lauf von neuem zu beginnen. Die Astronomen behaupten, daß nach einem Zeitverfluß von 26 000 Jahren alles am ganzen Himmel, die Sonne, der Mond, die Planeten wieder in ihren alten Stand zurückkommen und von vornen beginnen. Eine solche Repetition des großen Uhrwerks ist nun gut für den ewigen Schöpfer des Weltalls. Aber unser einer muß es ein wenig kürzer fassen. Denn wir Menschen sind von gestern her; eh noch die Erde war, war er, noch eher als der Himmel. Also will jetzt der Hausfreund von neuem eine Predigt halten: erstlich über die Erde und über die Sonne, zweitens über den Mond, drittens über die Sterne.

nem Gemüt, es wird nach und nach alles, wie es daheim war, er hört seine Landessprache wieder sprechen, zuletzt erblickt er von weitem einen Kirchturm, den er auch schon gesehen hat, und wenn er auf ihn hingeht, kommt er in ein wohlbekanntes Dorf und hat nur noch zwei Stunden oder drei, so ist er wieder daheim und hat das Ende der Erde nie gesehen. Nämlich er reist um die Erde, wie man einen Strich mit Kreide um eine Kugel herumzieht, und kommt zuletzt wieder auf den alten Fleck, von dem er ausging.

Es sind schon mehr als 20 solcher Reisen um die Erde nach verschiedenen Richtungen gemacht worden. In zwei bis vier Jahren, je nachdem, ist alles geschehen. Ist nicht der englische Seekapitän Cook, in einem Leben zweimal um die ganze Erde herum gereist, und von der anderen Seite her wieder heimgekommen, aber das drittemal haben ihn die Wilden auf der Insel Owai ein wenig tot geschlagen und gegessen.

Daraus und aus mehrern sicheren Anzeigen erkennen die Gelehrten folgendes: die Erde ist nicht bloß eine ausgebreitete, rund abgeschnittene Fläche, nein sie ist eine ungeheure große Kugel. Weiters: sie hängt und schwebt frei und ohne Unterstützung, wie seines Orts die Sonne und der Mond, in dem unermeßlichen Raum des Weltalls unten und oben zwischen lauter himmlischen Sternen. Weiters: sie ist rings um und um, wo sie Land hat, und wo die Hitze oder der bittere Frost es erlaubt, mit Pflanzen ohne Zahl besetzt und von Tieren und vernünftigen Menschen belebt. Man muß nicht glauben, daß auf diese Art ein Teil der Geschöpfe mit dem Kopf abwärts hänge und in Gefahr stehe, von der Erde weg, und in die Luft herabzufallen. Dies ist lächerlich. Überall werden die Körper durch ihre Schwere an die Erde angezogen und können ihr nicht entlaufen. Überall nennt man unten, was man unter den Füßen hat, und oben, was über dem Haupt hinaus ist. Niemand merkt oder kann sagen, daß er unten sei. Alle sind oben, solang sie die Erde unter den Füßen und den Himmel voll Licht oder Sterne über dem Haupte haben.

Aber der geneigte Leser wird nicht wenig erstaunen, wenn er's zum erstenmal hören sollte, wie groß diese Kugel sei: Denn der Durchmesser der Erde beträgt in gerader Linie, von einem Punkt der Oberfläche durch das Centrum hindurch zum anderen Punkt, eintausend siebenhundert und zwanzig deutsche Meilen. Der Umkreis der Kugel aber beträgt fünftausend vierhundert deutsche Meilen.

Ihre Oberfläche aber beträgt über neun Millionen Meilen ins Gevierte, und davon sind zwei Dritteil Wasser und ein Dritteil Land.

Ihre ganze Masse aber beträgt mehr als zweitausend sechshundert und zweiundsechzig Millionen Meilen im Klaftermaß. Das haben die Gelehrten mit großer Genauigkeit ausgemessen und ausgerechnet, und sprechen davon wie von einer gemeinen Sache. Aber niemand kann die göttliche Allmacht begreifen, die diese ungeheuere große Kugel schwebend in der unsichtbaren Hand trägt und jedem Pflänzlein darauf seinen Tau und sein Gedeihen giebt, und dem Kindlein, das geboren wird, einen lebendigen Odem in die Nase. Man rechnet, daß tausend Millionen Menschen zu gleicher Zeit auf der Erde leben und bei dem lieben Gott in die Kost gehen, ohne das Getier. Aber es kommt noch besser.

Denn zweitens die Sonne, so nahe sie zu sein scheint, wenn sie früh hinter den Bergen in die frische Morgenluft hinauf schaut, so ist sie doch über zwanzig Millionen Meilen weit von der Erde entfernt. Weil aber eine solche Zahl sich geschwinder aussprechen, als erwägen und ausdenken läßt, so merke: Wenn auf der Sonne eine große scharf geladene Kanone stünde, und der Konstabler, der hinten steht und sie richtet, zielte auf keinen anderen Menschen als auf dich, so dürftest du deswegen in dem nämlichen Augenblick, als sie losgebrannt wird, noch herzhaft anfangen ein neues Haus zu bauen, und könntest darin essen und trinken und schlafen, oder du könntest ohne Anstand noch geschwinde heiraten, und Kinder erzeugen und ein Handwerk lernen lassen, und sie wieder verheiraten und vielleicht noch Enkel erleben. Denn wenn auch die Kugel in schnurgerader Richtung und immer in gleicher Geschwindigkeit immer fort und fort flöge, so könnte sie doch erst nach Verfluß von 25 Jahren von der Sonne hinweg auf der Erde anlangen, so doch eine Kanonenkugel einen scharfen Flug hat, und zu einer Weite von 600 Fuß nicht mehr als den sechzigsten Teil einer Minute bedarf.

Daß nun weiters die Sonne auch nicht bloß eine glänzende Fensterscheibe des Himmels, sondern wie unser Erdkörper eine schwebende Kugel sei, begreift man schon leichter. Aber wer vermag mit seinen Gedanken ihre Größe zu umfassen, nachdem sie aus einer so entsetzlichen Ferne solche Kraft des Lichts und der Wärme noch auf die Erde ausübt, und alles segnet, was ihr mildes

Antlitz bescheint? Der Durchmesser der Sonne ist 114mal größer als der Durchmesser der Erde. Aber im Körpermaß beträgt ihre Masse anderthalb Millionen mal so viel als die Erde. Wenn sie hohl wäre inwendig, so hätte nicht nur unsere Erde in ihr Raum, auch der Mond, der doch 50 000 Meilen von uns absteht, könnte darin ohne Anstoß auf- und untergehen, wie so, ja er könnte noch einmal so weit von uns entfernt sein als er ist, und doch ohne Anstoß um die Erde herumspazieren, wenn er wollte. So groß ist die Sonne, und geht aus der nämlichen allmächtigen Hand hervor, die auf der Erde das Magsamen- oder Mohnsamenkörnlein in seiner Schale bildet und zur Reife bringt, eins so unbegreiflich wie das andere. Der Hausfreund wenigstens wüßte keine Wahl, wenn er eine Sonne oder ein Magsamenkörnlein machen müßte mit einem fruchtbaren Keim darin.

Lange nun glaubten selbst die gelehrtesten Sternforscher, diese ganze unermeßliche Sonnenmasse sei nichts anderes als eine glühende Feuerkugel durch und durch. Nur konnte keiner von ihnen begreifen, wo dieses Feuer seine ewige Nahrung faßt, daß es in tausend und aber tausend Jahren nicht abnimmt, und zuletzt wie ein Lämplein verlöscht; denn die gelehrten Leute wissen auch nicht alles und reiten manchmal auf einem fahlen Pferd. Wer alles wissen will, dem ist schlecht zu trauen, sondern er treibt's mit seinen Antworten wie der Matheis, der das Eis bricht. „Hat er keins, macht er eins" nach dem Sprichwort.

Deswegen will es nun heutzutag den Sternforschern und andern verständigen Leuten scheinen, die Sonne könne an sich wohl wie unsere Erde ein dunkler und temperierter, ja ein bewohnbarer Weltkörper sein. Aber wie die Erde ringsum mit erquickender Luft umgeben ist, so umgiebt die Sonne ringsum das erfreuliche Licht, und es ist nicht notwendig, daß dasselbe auf dem Sonnenkörper selbst eine unausstehliche zerstörende Hitze verursachen müsse, sondern ihre Strahlen erzeugen die Wärme und Hitze erst wenn sie sich mit der irdischen Luft vermischen, und ziehen dieselbe gleichsam aus den Körpern hervor. Denn daß die Erde eine große Masse von verborgener Wärme in sich selbst hat, und nur auf etwas warten muß, um sie von sich zu geben, das ist daran zu erkennen, daß zwei kalte Körper mitten im Winter durch anhaltendes Reiben zuerst in Wärme, hernach in Hitze und endlich in Glut gebracht werden können. Und wie geht es zu, je weiter man an

einem hohen Berg hinaufsteigt, und je näher man der Sonne kommt, daß man immer mehr in die Hände hauchen muß, und zuletzt vor Schnee und Eis nimmer weiter kommt, fragen die Naturkundiger, wenn die Sonne ein sprühendes Feuer sein soll?

Also wäre es wohl möglich, daß sie an sich ein fester mit mildem Licht umflossener Weltkörper sei, und daß auf ihr jahraus jahrein wunderschöne Pfingstblumen blühen und duften, und statt der Menschen fromme Engel dort wohnen, und ist dort, wie im neuen Jerusalem keine Nacht und kein Winter, sondern Tag und zwar ein ewiger freudenvoller Sabbath und hoher Feiertag. Schon Doktor Luther hat einmal so etwas verlauten lassen, und der gelehrige Leser begreift's ein wenig, aber doch nicht recht.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

3. Denkwürdigkeiten aus dem Morgenlande.

1.

In der Türkei, wo es bisweilen etwas ungerade hergehen soll, trieb ein reicher und vornehmer Mann einen Armen, der ihn um eine Wohlthat anflehte, mit Scheltworten und Schlägen von sich ab, und als er ihn nicht mehr erreichen konnte, warf er ihn noch mit einem Stein. Die es sahen, verdroß es, aber niemand konnte erraten, warum der arme Mann den Stein aufhob, und ohne ein Wort zu sagen in die Tasche steckte, und niemand dachte daran, daß er ihn von nun an so bei sich tragen würde. Aber das that er. Nach Jahr und Tag hatte der reiche Mann ein Unglück, nämlich er verübte einen Spitzbubenstreich, und wurde deswegen nicht nur seines Vermögens verlustig, sondern er mußte auch nach dortiger Sitte zur Schau und Schande, rückwärts, auf einen Esel gesetzt, durch die Stadt reiten. An Spott und Schimpf fehlte es nicht, und der Mann mit dem rätselhaften Stein in der Tasche stand unter den Zuschauern eben auch da und erkannte seinen Beleidiger. Jetzt fuhr er schnell mit der Hand in die Tasche; jetzt griff er nach dem Stein; jetzt hob er ihn schon in die Höhe,

4. Naturkundiger (S. 10, Z. 22. S. 65, Z 16 Kündiger), altes Wort für Kenner. — 11. Ich habe dieses Wort Luthers nicht finden können. Auch Herr Professor J. Köstlin in Halle schreibt mir: „Ein Wort jenes Inhaltes oder Sinnes kenne ich in Luthers Schriften nicht. Wahrscheinlich liegt da eine sehr ungenaue Erinnerung — vielleicht an eine „Tischrede" — zu Grunde".

um ihn wieder nach seinem Beleidiger zu werfen, und wie von einem guten Geist gewarnt, ließ er ihn wieder fallen und ging mit einem bewegten Gesicht davon.

Daraus kann man lernen: erstens man soll im Glück nicht übermütig, nicht unfreundlich und beleidigend gegen geringe und arme Menschen sein. Denn es kann vor Nacht leicht anders werden, als es am frühen Morgen war, und „wer dir als Freund nichts nutzen kann, der kann vielleicht als Feind dir schaden". Zweitens, man soll seinem Feind keinen Stein in der Tasche und keine Rache im Herzen nachtragen. Denn als der arme Mann den seinen auf die Erde fallen ließ und davon ging, sprach er zu sich selber so: „Rache an dem Feind auszuüben, so lange er reich und glücklich war, das war thöricht und gefährlich; jetzt wo er unglücklich ist, wäre es unmenschlich und schändlich."

2.

Ein anderer meinte, es sei schön, Gutes zu thun an seinen Freunden und Böses an seinen Feinden. Aber noch ein anderer erwiderte, das sei schön an den Freunden Gutes zu thun, und die Feinde zu Freunden zu machen.

3.

Es ist doch nicht alles so uneben, was die Morgenländer sagen und thun.

Einer, Namens Lockmann, wurde gefragt, wo er seine feinen und wohlgefälligen Sitten gelernt habe? Er antwortete: „Bei lauter unhöflichen und groben Menschen. Ich habe immer das Gegenteil von demjenigen gethan, was mir an ihnen nicht gefallen hat."

4.

Ein anderer entdeckte seinem Freund das Geheimnis, durch dessen Kraft er mit den zanksüchtigen Leuten immer im guten Frieden ausgekommen sei. Er sagte so: „Ein verständiger Mann und ein thörichter Mann können nicht einen Strohhalm miteinander zerreißen. Denn wenn der Thor zieht, so läßt der Verständige nach, und wenn jener nachläßt, so zieht dieser. Aber wenn zwei Unverständige zusammen kommen, so zerreißen sie eiserne Ketten."

4. Erstes Rechnungsexempel.

Man sollte nicht glauben, daß ein Mensch, der auf leichtfertigen Wegen sein Glück sucht, mit lauter Gewinnen immer verlieren, und zuletzt um Habe und Vermögen dabei kommen kann. Aber die Sache hat Grund. Man erzählt, daß ein Mensch, der sich lieber im Müßiggang durch schlechte Mittel, als durch Fleiß und Arbeit ernähren wollte, einen Bund mit dem bösen Geist gemacht habe. Der Mann wohnte an einem Wasser, und der Böse versprach ihm alles bare Geld, das er im Hause habe zu verdoppeln, wenn er damit über die Brücke gehe, und verlangte nichts dafür, als daß er ein 24-Kreuzerstück davon ins Wasser werfe, wenn er wieder über die Brücke zurückgehe, und das dürfe er wiederholen, seinetwegen sooft er wolle. Der Einfältige schlägt mit Freuden ein, sucht alles bare Geld im Hause zusammen, macht die erste Probe und diesmal scheint der schwarze Feind ehrlich zu sein, denn er hält Wort, und der andere natürlicherweise auch.

Wie oft und lange mag nun der Glückliche seinen Gang über die Brücke hin und her wiederholen? Solange es gut thut, solange er etwas hinüber zu tragen hat, dreimal in allem. Denn als er zum drittenmal mit seiner verdoppelten Barschaft zurückkehrte: und das drittemal den ausbedungenen Brückenzoll ins Wasser warf; so hatte der böse Feind sein Geld alles rein und bar bis auf den letzten roten Heller, und der arme Betrogene ging leer nach Haus, und hatte nichts mehr in den Strom zu geben, wenn er über die Brücke ging, als Thränen um seine letzte verlorene Barschaft. — Wer rechnen kann, wird's bald heraus haben, wie viel der Betrogene zum erstenmal Geld über den Strom zu tragen hatte, und daß alles natürlich zuging. Und mancher, den die Erfahrung auch schon klug gemacht hat, wird denken: Accurat so geht's! die Auflösung wird bald nachfolgen.

---

5. Von den Prozessionsraupen.

Oft fürchten wir, wo nichts zu fürchten ist, ein andermal sind wir leichtsinnig nahe bei der Gefahr. In unseren Eichwäl-

1. Die Aufgabe stammt von Gustave Fecht: „Apropos ist das Rechnungsexempel gut ausgefallen im Kalender". Hebel an Gustave 1803, Becker S. 47.

dern hält sich eine Art von graufarbigen haarigen Raupen auf, die sich in sehr großer Anzahl zusammenhalten, und in ganzen großen Zügen dicht aneinander und aufeinander von einem Baum auf den anderen wandern, deswegen nennt man sie Prozessionsraupen. Oft sieht man sie langsam auf der Erde fortkriechen oder an den Eichenstämmen hinaufziehen; sie teilen sich bisweilen wie ein Strom in zwei und mehrere Arme, ziehen eine Strecke weit so fort, vereinigen sich dann wieder und schließen einen leeren Raum in der Mitte, wie eine Insel zwischen sich ein: Oft sieht man an der Länge eines ganzen Stammes hin eine unzählige Menge leere Bälge, welche sie bei der Häutung hängen ließen. Wer im Sommer oft in Eichwälder kommt, wird sich erinnern, dieses schon gesehen zu haben. Daß solche ganze Züge von gefräßigen Raupen an den Blättern der Bäume, wo sie hinkommen, große Verwüstungen anrichten, und das Gedeihen und die Gesundheit der Bäume hindern können, ist leicht zu erachten; doch ist das nicht das schlimmste, sondern sie können sogar dem menschlichen Körper gefährlich werden, wenn man ihnen zu nahe kommt, sie mutwillig beunruhigt, oder gar aus Unvorsichtigkeit mit einem entblößten Teil des Körpers berührt und drückt. Sie dulden es nicht ungestraft, wenn sie sich rächen können. Man hat schon einige traurige Beispiele an Leuten erlebt, denen solches widerfahren ist. Sie bekamen bald starke Geschwulst, heftige und schmerzhafte Entzündungen an der Stelle des Körpers, wo sie diese Raupen mit bloßer Haut berührten, und nach dem Zeugnis erfahrener Ärzte könnte daraus noch größeres Unheil entstehen, wenn man nicht mit zweckmäßigen Heilmitteln zuvorkäme. Aber wie das zugehen mag? Die Raupen lassen augenblicklich ihre kurzen, steifen stechenden Haare gehen, und drücken und schießen sie gleichsam wie Pfeile ihrem Feind in die zarte Haut des Körpers. Dies ist das Mittel, welches die Natur auch diesen verachteten Tieren zu ihrer Verteidigung gegeben hat. Mehrere andere Arten von Haarraupen thun es auch. Aber bei den Prozessionsraupen ist die Menge gefährlich. Der Körper bekommt unzählig viele kleine unsichtbare Wunden; in jeder bleibt der feine reizende Pfeil stecken, und viel kleine Ursachen zusammen thun eine große Wirkung, was man

23. Hebel denkt hier wohl an die Mitteilungen von H. Sander, der 1782 als Professor des Karlsruher Gymnasiums starb: Zur Geschichte des Eichenspinners. Kleine Schriften I, 254.

auch sonst im menschlichen Leben so oft erfährt und doch so wenig bedenkt. Man soll also mit diesen Tieren keinen unnötigen Mutwillen treiben; wenn man Ursache hat, an einem Baum hinauf zu klettern, soll man aufschauen, was daran ist; man soll in der Nähe von Eichbäumen halbnackte Kinder nicht auf den Boden setzen, ohne ihn zuerst zu besichtigen, und sie warnen, daß sie es nicht selber thun. Es ist leichter, Schaden zu verhüten, als wieder gut zu machen.

---

6. Fortsetzung über die Erde und Sonne.

Nachdem in der vorhergegangenen Predigt zuerst von der Erde und hernach von der Sonne, jede für sich geredet worden ist, so wollen wir nun noch mit wenigem hören, wie sie untereinander in guter Freundschaft leben, und wie aus ihrer Liebe zueinander Tag und Nacht, Märzveilchen, Erntekränze, Wein und gefrorene Fensterscheiben entstehen.

Da die unermeßlich große Sonne in einer so unermeßlich weiten Entfernung von uns weg ist, so hat es den Sternforschern schon lange nicht mehr einleuchten wollen, daß sie unaufhörlich und je in 24 Stunden um die kleine Erde herumspringen soll in einer unbegreiflichen Kraft und Geschwindigkeit, nur damit wir in diesem kurzen Zeitraum einmal Morgen und Mittag, Abend und Nacht bekämen und wandelnde Sterne. Denn die Naturkündiger haben sich überzeugt, daß alles, was geschieht, auf eine viel einfachere und leichtere Art auch geschehen könnte. Allein ein rechtschaffener Sternseher, Kopernikus genannt, hat bewiesen, daß es nicht nur so geschehen könnte, wie die Naturforscher denken, sondern daß es wirklich so geschieht, und die göttliche Weisheit hat früher daran gedacht als die menschliche.

Der geneigte Leser wird jetzt erfahren, was Kopernikus behauptet und bewiesen hat, wird aber ersucht, zuerst alles zu lesen, ehe er den Kopf schüttelt oder gar lacht.

Erstlich, sagt Kopernikus, die Sonne, ja selbst die Sterne haben gegen die Erde weiters keine Bewegung, sondern sie stehen für uns so gut als still.

Zweitens, die Erde dreht sich in 24 Stunden um sich selber

Aus dem Kalender von 1813.

um. Nämlich, man stelle sich vor, wie wenn von einem Punkt der Erdkugel durch ihr Centrum bis zum entgegengesetzten Punkt eine lange Spindel oder Achse gezogen wäre. Diese zwei Punkte nennt man die Pole. Gleichsam um diese Achse herum dreht sich die Erde in 24 Stunden, nicht nach der Sonne, sondern gegen die Sonne, und wenn ein langer roter Faden ohne Ende, ich will sagen am 21. März von der Sonne herab auf die Erde reichte, und mittags um zwölf Uhr an einen Kirschbaum oder an einem Kruzifix auf dem Felde angeknüpft würde, so würde die Erdkugel diesen Faden in 24 Stunden einmal ganz um sich herum gezogen haben, und so jeden andern Tag.

Auf diese einfache Weise geschieht das nämliche, was geschehen würde, wenn die Sonne in der nämlichen Zeit einen Kreisgang von 132 Millionen Meilen rings um die feststehende Erde herum wandeln müßte. Nämlich die eine Hälfte der Erdkugel ist gegen die Sonne gekehrt und hat Tag, und eine Hälfte ist von der Sonne abgekehrt gegen die Sterne hinaus und hat Nacht, aber nie die nämliche, sondern wie die Erdkugel sich gleichsam an ihrer Achse gegen die Sonne dreht, löst sich immer an dem einen Rand der finstern Hälfte ein wenig von der Nacht in die Dämmerung auf, bis man dort die ersten Strahlen der Sonne erblicken kann, und meint, sie gehe auf, und an der andern Seite der erleuchteten Hälfte wird's immer später und kühler, bis man die Sonne nicht mehr sieht, und meint sie sei untergegangen, und der Morgen und Mittag und Abend, das heilige Osterfest und sein Glockengeläute wandeln in 24 Stunden um die Erde herum, und erscheinen nie an allen Orten zu gleicher Zeit, sondern in Wien zum Beispiel 24 Minuten früher als in Paris.

Drittens, sagt Kopernikus, während die Erde den Morgen und den Abend, und zu seiner Zeit das heilige Osterfest in 24 Stunden gleichsam um sich herum spinnt, bleibt sie nicht an dem nämlichen Ort, im unermeßlichen Weltraum stehen, sondern sie bewegt sich unaufhörlich und mit unbegreiflicher Geschwindigkeit in einer großen Kreislinie zwischen der Sonne und den Sternen fort, und kommt in 365 Tagen und ungefähr sechs Stunden um die Sonne herum, und wieder auf den alten Ort.

Deswegen und weil alsdann nach 365 Tagen und ungefähr sechs Stunden alles wieder so wird und alles wieder so steht, wie es vor ebensoviel Zeit auch gestanden ist, so rechnet man

365 Tage zu einem Jahr und spart die sechs Stunden vier Jahre lang zusammen, bis sie auch 24 Stunden ausmachen, denn man darf nichts von der kostbaren Zeit verloren gehen lassen. Deswegen rechnet man je auf das vierte Jahr einen Tag mehr und nennt es das Schaltjahr.

Die Sache fängt an, dem verständigen Leser einzuleuchten, und er wäre bald bekehrt, wenn er nur auch etwas von dem Drehen und Laufen der Erdkugel verspüren könnte! Deswegen und

Viertens, sagt der Hausfreund, man kann die Bewegung eines Gefährtes, auf welchem man mitfahrt, eigentlich nie an dem Gefährte selbst erkennen, sondern man erkennt sie an den Gegenständen rechts und links, an den Bäumen und Kirchtürmen, welche stehen bleiben und an denen man nach und nach vorbeikommt. Wenn ihr auf einem sanftfahrenden Wagen, oder lieber in einem Schifflein auf dem Rhein fahrt, und ihr schließt die Augen zu, oder ihr schaut eurem Kameraden, der mit euch fährt, steif auf einen Rockknopf, so merkt ihr nichts davon, daß ihr weiter kommt. Wenn ihr aber umschaut nach den Gegenständen, welche nicht selber bei euch auf dem Gefährte sind, da kommt euch das Ferne immer näher und das Nahe und Gegenwärtige verschwindet hinter eurem Rücken, und daran erkennt ihr erst, daß ihr vorwärts kommt, also auch die Erde. An der Erde selbst und allem was auf ihr ist, so weit man schauen kann, läßt sich ihre Bewegung nicht absehen (denn die Erde ist selbst das große Gefährte, und alles was man auf ihr sieht, fährt selber mit); sondern man muß nach etwas schauen, das stehen bleibt und nicht mitfährt, und das sind eben nach Nro. 1 die Sonne und die Sterne, zum Beispiel der sogenannte Tierkreis. Dann zwölf große Gestirne, welche man die zwölf himmlischen Zeichen nennt, stehen am Himmel in einem hohen Kreis um die Erde herum. Sie heißen: der Widder, der Stier, die Zwillinge, der Krebs, der Löwe, die Jungfrau, die Wage, der Skorpion, der Schütz, der Steinbock, der Wassermann, die Fische.

Eins folgt auf das andere, und das letzte schließt an das erste wieder an, nämlich die Fische an den Widder. Dies ist der Tierkreis. Er steht aber noch viel höher am Firmament als die Sonne, und sie steht von hier aus betrachtet immer zwischen den zwei Linien, die seinen Rand bezeichnen und in einem Zeichen derselben. Denn ob sie gleich noch weit herwärts desselben steht, so meint man doch wegen der sehr großen Entfernung, sie befinde

sich in dem Zeichen selbst. Wenn sie aber heute in dem Zeichen des Steinbocks steht, so steht sie nach 30 Tagen nicht mehr im Zeichen des Steinbocks, sondern im nächsten, und je nach 30 Tagen immer in dem nächstfolgenden, und daran erkennt man, daß die Erde in ihrem Kreislauf unterdessen vorwärts gegangen sei. Es kann nicht fehlen. Zu dem allem sagt

Fünftens und letztens der Kopernikus wieder, wenn gleichwohl die Achse der Erdkugel gegen die Sonne wagrecht läge und die Erde drehte sich auch so, und sie bewegte sich wagrecht in einer vollkommen runden Zirkellinie um die Sonne, also daß die Sonne genau im Mittelpunkt des Zirkelkreises stünde, so müßte jahraus, jahrein und auf allen Orten der Erde Tag und Nacht gleich sein. Ja es müßte mitten auf der Erde rechts und links um den roten Faden ein ewiger Sommer glühen, weiterhin zu beiden Seiten am Abhang der Kugel milderte und kühlte sich die Hitze ein wenig, je schiefer die Sonnenstrahlen herabfielen, und näher gegen die Pole hin herrschte ein Winter ohne Trost und ohne Ende. Aber es ist nicht so, sagt der Sternseher. Die Achse der Erde liegt nicht wagrecht und nicht senkrecht gegen die Sonne, sondern schief in einem Winkel von 67 Graden, wer's versteht. In dieser Richtung gegen die Sonne dreht sich die Erde in 24 Stunden um, in dieser Richtung wandelt sie in einem Jahr um die Sonne ebenfalls nicht senkrecht, sondern schief.

Wenn am 21. März der geneigte Leser sich vor den roten Adler stellt, vor das Wirtshaus, und sich mit dem Gesicht gegen Sonnenaufgang kehrt, so ist der Kreis, den an selbigem Tag der rote Faden um die Erde zieht noch 1470 Stundenwegs, oder 735 Meilen rechts hinaus von ihm entfernt, sein Pol aber, dem er am nächsten ist, ist 1230 Stunden oder 615 Meilen von ihm entfernt links hinaus. In solchem Standpunkt steht der geneigte Leser am 21. März. Aber schon am 22. legt sich der Faden nicht mehr ganz an das bewußte Kruzifix und an seinen Anfang an, sondern er läuft etwas herwärts gegen uns daran vorbei, und so windet er sich von 24 Stunden zu 24 Stunden in einer Schraubenlinie fort, und kommt immer näher gegen uns bis zum 21. Juni, und ist alsdann gleichwohl noch nicht bei uns, sondern ist uns nur ungefähr um 705 Stunden oder 352½ Meile näher gekommen. Aber vom 21. Juni an kehrt der Faden in den nämlichen Windungen wieder zurück, immer weiter von uns weg, bis er un-

gefähr am 21. September in gleicher Entfernung von beiden Polen wieder satt an dem Kruzifix vorbeistreift. Von dieser Zeit an windet er sich jenseits gegen den andern Pol immer weiter und weiter von uns weg bis ungefähr zum 21. Dezember, wo er 1440 Stunden weit rechts hinaus von uns entfernt ist, kehrt alsdann ebenso zurück, und trifft am 21. März wieder richtig bei dem Kruzifix ein. Aber bis zu uns kommt er nie, weil wir so weit von ihm weg wohnen, hinaus gegen den Pol.

Aus dieser figürlichen Vorstellung ist nun zu erkennen, was zwar der geneigte Leser schon weiß, daß er während des Kreislaufs der Erde nicht immer in der nämlichen Richtung gegen die Sonne bleiben könne, aber die Astronomen haben daraus berechnet, in welcher schiefen Linie die Erde binnen Jahresfrist die Sonne umlaufen muß, damit diese Veränderungen und die vier Jahreszeiten zustande kommen.

Der Frühling beginnt um den 21. März, wann der rote Faden gerade auf das Kruzifix herabreicht. Die Sonne steht gleichweit von beiden Polen über der Erde. Tag und Nacht sind gleich. Die Sonne scheint immer näher zu kommen und immer höher am Himmel aufzusteigen, je mehr sich der rote Faden nähert. Der Tag und die Wärme nehmen zu, die Nacht und die Kälte nehmen ab.

Der Sommer beginnt um den 21. Juni, wenn der Faden am weitesten von dem Kruzifix entfernt und am nächsten bei uns ist. Alsdann steht die Sonne am höchsten über dem Haupt des geneigten Lesers und dieser Tag ist der längste. Sowie sich der Faden wieder hinauswindet, kommt die Sonne immer schiefer gegen uns zu stehen und die Tage werden kürzer.

Der Herbst beginnt am 21. September. Tag und Nacht sind wieder gleich, weil die Sonne, besage des Fadens wieder über dem Kruzifix steht. Aber je weiter er alsdann jenseits hinausläuft gegen den anderen Pol, desto tiefer stellt sich gegen uns die Sonne. Die Tage und die Wärme nehmen immer mehr ab, die Nächte und die Kühle nehmen zu.

Der Winter beginnt, wenn am 20. Dezember der Faden am weitesten jenseits von uns entfernt ist. Der geneigte Leser verschläft alsdann die längste Nacht, und die Sonne steht so tief, daß

2. satt, hart.

sie ihm noch früh um neun Uhr durch des Nachbarn Kaminhut in das Stüblein schauen kann, wenn die Fensterscheiben nicht gefroren sind.

Endlich wenn von diesem Tage an der Faden zurückkehrt, verlängern sich auch die Tage wieder. Am 22. Februar auf Petri Stuhlfeier kommt schon der Storch in seine alte Heimat zurück, und ungefähr am 20. März trifft der rote Faden wieder bei dem Kruzifix ein. Dies hat noch nie falliert.

Hieraus ist zu gleicher Zeit zu erkennen, daß nie auf der ganzen Erde die nämliche Jahreszeit herrscht. Denn zu gleicher Zeit und in gleichem Maße, wie sich die Sonne von unserm Scheitelpunkt entfernt, oder wir von der Sonne, kommt sie höher über diejenige zu stehen, welche jenseits des Kruzifixes gegen den anderen Pol hinauswohnen und umgekehrt ebenso.

Wenn hier die letzten Blumen verwelken und das Laub von den Bäumen fällt, fängt dort alles an zu grünen und zu blühen. Wenn wir in unserm Winter die längste Nacht verschlafen, schimmert dort der längste Sommertag, und der Hausfreund kann sich nicht genug über die göttliche Weisheit verwundern, die mit einer Sonne auf der ganzen Erde ausreicht, und in die winterlichste Landschaften noch einen lustigen Frühling und eine fröhliche Ernte bringen kann.

Soviel für diesmal von der Erde. Gleichwohl wenn ein Mensch von derselben sich aufheben und in gerader Linie langsam oder geschwind zum Abendstern aufsteigen könnte, der unter allen Sternen der nächste ist, so würde er noch merkwürdige Dinge sehen. Der Stern würde vor seinen Augen immer größer werden, zuerst wie der Mond, bald darauf wie ein großes Rad, zuletzt wie eine unübersehbare Kugel oder Fläche. Sein Licht würde ihm immer milder erscheinen, weil es sich immer über eine größere Fläche verbreitete, ja er würde in einer gewissen Entfernung davon schon Berge und Thäler entdecken und allerlei, und zuletzt auf einer neuen Erde landen. Aber in der nämlichen Proportion müßte unter ihm die Erde immer kleiner werden und glänzender ihr Licht, weil es sich auf einen kleineren Raum zusammendrängt. In einer gewissen Entfernung hätte sie für ihn noch den Umfang wie ein großes Rad, hernach wie eine Schützenscheibe, hernach wie der Mond, und endlich wenn er gelandet wäre, würde er sie weit draußen am Himmel als einen lieblichen Stern unter den andern

erblicken und mit ihnen auf- und untergehen sehen. „Sieh dort," würde er zu seinem ersten Bekannten sagen, mit dem er bekannt wird, „sieh jenen lieblichen Stern, dort bin ich daheim, und mein Vater und meine Mutter leben auch noch dort. Die Mutter ist eine geborene so und so." Es müßte ein wundersames Vergnügen sein, die Erde unter den Sternen des Himmels und ganz als ihresgleichen wandeln zu sehen, und der Hausfreund hat dem geneigten Leser diese Freude in dem Artikel von den Planeten zugedacht. (Die Fortsetzung folgt.)

---

7. Zwei Gehilfen des Hausfreunds.

Es wird in Zukunft bisweilen von einem Adjunkt die Rede sein, was der geneigte Leser nicht verstehen könnte, wenn es ihm nicht erklärt würde. Als nämlich der Hausfreund den rheinländischen Kalender noch schrieb, er schreibt ihn noch, hat er den Bezirk seiner Hausfreundschaft diesseits Rheins wie die Franzosen das Land jenseits Rheins in zwei Provinzen geteilt, in die untere und in die obere: und hat in die untere einen Statthalter gesetzt, einen Präfekt, der aber nicht will genannt sein, denn er ist kein Landskind. Auch nennt ihn der Hausfreund selber nicht leicht Statthalter, und niemand, sondern Adjunkt, denn selten ist jeder auf seinem Posten, sondern sitzen bei einander und schreiben mit einander neue hochdeutsche Reimen oder sinnreiche Rätsel. „Zum Exempel, Adjunkt," sagt der Hausfreund. „Ratet hin, ratet her, was ist das?

Der arme Tropf
Hat keinen Kopf;
Das arme Weib
Hat keinen Leib,
Die arme Kleine
Hat keine Beine.
Sie ist ein langer Darm,
Doch schlingt sie einen Arm
Bedächtig in den andern ein.
Was mag das für ein Weiblein sein?"

10 Rede im Kalender — 17 Statthalter: der württembergische Gesandtschaftssekretär Kölle, der seit 1809 sich in Karlsruhe aufhielt und seit 1811 im Kalender begegnet. 25—34 im Kalender von 1808, nach „Fliegende Fische".

„Hausfreund," sagt der Adjunkt, „wenn Ihr mir einen Groschen leiht, so will ich Euch für dieses Rätsel ein paar Bretzeln kaufen. Den Wein, den wir dazu trinken, bezahlt Ihr. Ratet hin, ratet her, was ist aber das?

Holde, die ich meine,
Niedliche und kleine,
Ich liebe dich, und ohne dich
Wird mir der Abend weinerlich.
Auch gönnst du mir,
Nachrühm' ich's dir,
Wohl manchen lieblichen Genuß;
Doch bald bekommst du's Überdruß,
Und laufst zu meiner tiefen Schmach
Ein feiles Mensch den Juden nach
Und dennoch Falsche aus und ein,
Hörst du nicht auf mir lieb zu sein."

„Ihr erratet's nicht," sagt der Statthalter, „wenn ich's Euch nicht expliziere. Es ist eine Adjunktsbesoldung, zum Exempel meine eigene, die ich von Euch bekomme."

Allein der Adjunkt hat selber wieder eine Adjunktin, nämlich seine Schwiegermutter, die Tochter hat er noch nicht, bekommt sie auch nicht, und der Hausfreund hat an ihm einen ganz andern Glückszug gethan, als sein guter Freund, der Doktor, auf seiner Heimreise aus Spanien an der Madrider Barbiergilde. Denn als er aus der großen Stadt Madrid herausritt, seinem Tierlein wuchsen in dem warmen Land und bei der üppigen Nahrung die Haare so kräftig, daß er nach Landesart zwei Barbiere mitnehmen mußte, die auch ritten, und wenn sie abends in die Herberge kamen, so rasierten sie sein Tierlein. Weil sie aber selber keine gemeine Leute waren und die ganze Nacht Arbeit genug hatten, bis das Tierlein eingeseift und rasiert und wieder mit Lavendelöl eingerieben war, so nahm jeder wieder für sein eigenes Tierlein zwei Barbiere mit, die ebenfalls ritten, und diese wieder. Als nun der Doktor oben auf dem pyrenäischen Berg zum erstenmal umschaute

21. Schwiegermutter. Henriette Hendel, geb. 1772, † 1849, die größte mimische Künstlerin Deutschlands, seit 1811 mit dem Professor K. J. Schütz vermählt. Sie gab 1808 und 1809 Gastrollen in Karlsruhe. Hebel verehrte sie leidenschaftlich, s. die Einleitung. Kölle erzählt selbst: Die Hendel hatte eine Tochter von 17 Jahren, welche ich nie gesehen habe, deren Miniaturbild mir aber gewaltig gefiel. Nun hieß es sogleich: die müssen Sie heiraten! und so figuriert die Hendel als Schwiegermutter im Hausfreund.

und mit dem Perspektiv sehen wollte, wo er hergekommen war, als er mit Verwunderung und Schrecken den langen Zug seiner Begleiter gewahr wurde, und wie noch immer neue Barbiere zum Stadtthor von Madrid herausritten und inwendig wieder aufsaßen, sagte er bei sich selbst: Was hab' ich denn nötig länger zu reiten, es geht nun jetzt bergunter, und ging früh am Tag in aller Stille zu Fuß nach Montlouis.

Also hat der Hausfreund mit seinem Adjunkte auch die Adjunktin des Adjunkts gewonnen, ist aber nicht erschrocken und davongelaufen. Wer's noch nie erlebt hat, wie sie allen Leuten Red' und Antwort gab, und schöne Schweizerlieder vom Rigiberg singen, und wie sie sich verstellen kann, bald meint man, man sehe eine Heilige mitten aus dem gelobten Land heraus, bald die heidnische Zauberin Medea, und noch viel, wer's nicht gesehen hat, stellt sich's nicht vor.

Der freundlichen Schwiegermutter des Adjunkts soll dieses Büchlein zum Dank und zur Freundschaft gewidmet sein.

---

8. Des Adjunkts Standrede im Gemüsgarten seiner Schwiegermutter.

Setzt ohne Anstand die Hüte auf, gute Nachbarn und Freunde. Ich will nun von der Fruchtbarkeit und schnellen Verbreitung der Pflanzen mit euch reden. „Es ging ein Säemann aus, zu säen seinen Samen, und etliches fiel auf ein gut Land.“

1.

Man kann sich nicht genug über die Menge und Mannigfaltigkeit der Pflanzen verwundern, mit welchen die Natur alle Jahre die Erde bekleidet. In dem kleinen Raum, den das Auge auf einmal überschauen kann, welch eine Vielfachheit der Gestalten, welch ein Spiel der Farben, welche Fülle in der Werkstätte

7. „Das Reisen in der Ebene ist mit Mauleseln kostspielig. Wegen des starken Haarwuchses derselben muß man für jeden zwei Barbiere bei sich haben. Reiten diese selber wieder auf Maultieren, so werden die Kosten um so größer.“ Erzählung von Hebels Freund, dem bekannten Naturforscher Gmelin, der von der Regierung zum Ankauf von Merinoschafen nach Spanien geschickt worden war. Längin, Nachträge S. 107. — 14. Die Hendel-Schütz brachte in Karlsruhe u. a. Medea, sowie eine Reihe von Madonnenbildern zur Darstellung. — 18. Im Kalender von 1803 überschrieben: Über die Verbreitung der Pflanzen.

der reichsten Kraft und der unerforschlichen Weisheit? Nicht weniger muß man sich wundern über die Geschwindigkeit, mit welcher die Natur jede leere Stelle auf öden Feldern, verlassenen Wegen, kahlen Felsen, Mauern und Dächern, wo nur eine Handvoll fruchtbarer Erde hingefallen ist, ansäet und mit Gras, Kräutern, Stauden und Buschwerk besetzt. Das sieht man oft und achtet's nicht, eben weil man es von Kindheit an so oft sieht, die größte Weisheit verratet sich in der einfachen und natürlichen Einrichtung der Dinge, und man erkennt sie nicht, eben weil alles so einfach und natürlich ist.

2.

Die meisten Pflanzen haben eine wunderbare Vermehrungskraft, wie jeder aufmerksame Landwirt wohl weiß. Tausend Samenkerne von einer einzigen Pflanze, solange sie lebt, ist zwar schon viel gesagt, nicht jede tragt's, aber es ist auch noch lange nicht das Höchste. Man hat schon an einer einzigen Tabakspflanze 40 000 Körnlein gezählt, die sie in einem Jahre zur Reife brachte. Man schätzt eine Eiche, daß sie 500 Jahre leben könne. Aber wenn wir uns nun vorstellen, daß sie in dieser langen Zeit nur 50mal Früchte trage, und jedesmal in ihren weit verbreiteten Ästen und Zweigen nur 500 Eicheln, so liefert sie doch 25 000, wovon jede die Anlage hat, wieder ein solcher Baum zu werden. Gesetzt, daß dieses geschehe, und es geschehe bei jeder von diesen wieder, so hätte sich die einzige Eiche in der zweiten Abstammung schon zu einem Walde von 625 Millionen Bäumen vermehrt. Wie viel aber eine Million oder 1000 mal 1000 sei, glaubt man zu wissen, und doch erkennt es nicht jeder. Denn wenn ihr ein ganzes Jahr lang vom 1. Jänner bis zum 31. Dezember alle Tage 1000 Striche an eine große Wand schreibet, so habt ihr am Ende des Jahrs noch keine Million, sondern erst 365 000 Striche, und das zweite Jahr noch keine Million, sondern erst 730 000 Striche, und erst am 26. September des dritten Jahrs würdet ihr zu Ende kommen. Aber unser Eichenwald hätte 625 solcher Millionen, und so wäre es bei jeder andern Art von Pflanzen nach Proportion in noch viel kürzerer Zeit, ohne an die zahlreiche Vermehrung durch Augen, Wurzelsprossen und Knollen zu gedenken. Wenn man sich also einmal über diese große Kraft in der Natur gewundert hat, so hat man sich über den großen Reichtum an Pflan-

zen aller Art nicht mehr zu verwundern. Obgleich viele Tausend Kerne und Körnlein alle Jahre von Menschen und Tieren verbraucht werden, viele Tausend im Boden ersticken oder im Aufkeimen durch ungünstige Witterung und andere Zufälle wieder zu Grunde gehen, so bleibt doch jahraus, jahrein ein freudiger und unzerstörbarer Überfluß vorhanden. Auf der ganzen weiten Erde fehlt es nirgends an Gesäme, überall nur an Platz und Raum.

3.

Aber wenn jeder reife Kern, der sich von seiner Mutterpflanze ablöset, unter ihr zur Erde fiele und liegen bliebe; alle lägen aufeinander, keiner könnte gedeihen, und wo vorher keine Pflanze war, käme doch keine hin. Das hat die Natur vor uns bedacht, und nicht auf unsern guten Rat gewartet. Denn einige Kerne, wenn sie reif sind, fliegen selbst durch eine verborgene Kraft weit auseinander, die meisten sind klein und leicht, und werden durch jede Bewegung der Luft davon getragen, manche sind noch mit kleinen Federlein besetzt, wie der Löwenzahn (Schlenke, Kettenblume), Kinder blasen sie zum Vergnügen auseinander, und thun damit der Natur auch einen kleinen Dienst, ohne es zu wissen, andere gehen in zarte breite Flügel aus, wie die Samenkerne von Nadelholzbäumen. Wenn die Sturmwinde wehen, wenn die Wirbelwinde, die im Sommer vor den Gewittern hergehen, alles von der Erde aufwühlen und in die Höhe führen, dann säet die Natur aus, und ist mit einer Wohlthat beschäftiget, während wir uns fürchten oder über sie klagen und zürnen; dann fliegen und schwimmen und wogen eine Menge von unsichtbaren Keimen in der bewegten Luft herum, und fallen nieder weit und breit, und der nachfolgende Staub bedeckt sie. Bald kommt der Regen und befeuchtet ihn, und so wird's auf Flur und Feld, in Berg und Thal, auf Firſt und Halden auch wahr, daß etliches auf dem Weg von den Vögeln des Himmels gefressen wird, etliches unter den Dornen zu Grund geht, etliches auf trockenem Felsengrund in der Sonnenhitze erstirbt, etliches aber gut Land findet und hundertfältige Frucht bringt. Weiter sind manche Kerne für den Wind zu groß und zu schwer, aber sie sind rund und glatt, rollen auf der Erde weiter,

8. Der ganze Abschnitt 3 beruht auf dem Kapitel: „Mittel zur Ausbreitung" der Pflanzen in dem Buche von H. Sander (Prof. am Gymnasium zu Karlsruhe), Ökonomische Naturgeschichte, Karlsruhe 1782, Bd. III, 205. Überhaupt erinnert Hebel in der ganzen Art und Weise seiner naturgeschichtlichen Aufsätze mehrfach an Sander.

und werden durch jeden leichten Stoß von Menschen oder Tieren fortgeschoben. Andere sind mit umgebogenen Spitzen oder Häklein versehen, sie hängen sich an das Fell der Tiere, oder an die Kleider der Menschen an, werden fortgetragen und an einem andern Orte wieder weggestreift oder abgelesen und ausgesäet, und der es thut, weiß es nicht oder denkt nicht daran. Viele Kerne gehn unverdaut und unzerstört durch den Magen und die Gedärme der Tiere, denen sie zur Nahrung dienen sollen, und werden an einem andern Ort wieder abgesetzt. So haben wir ohne Zweifel durch Strichvögel schon manche Pflanze aus fremden Gegenden bekommen, die jetzt bei uns daheim ist und guten Nutzen bringt. So gehen auf hohen Gemäuren und Türmen Kirschbäume und andere auf, wo gewiß kein Mensch den Kern hingetragen hat. Noch andere fallen von den überhangenden Zweigen ins Wasser, oder sie werden durch den Wind und Überschwemmungen in die Ströme fortgerissen und weitergeführt, und an andern Orten durch neue Überschwemmungen wieder auf dem Lande abgesetzt. Ja einige schwimmen auch wohl auf den Strömen bis ins Meer, erreichen das jenseitige Gestade, und heimen sich alsdann in einer landesfremden Erde ein. Es sind da und dort schon Pflanzen als Unkraut aufgegangen, von denen man wohl wissen kann, daß der Samen dazu auf diese Art über das Meer gekommen sei. Also müssen alle Kräfte und Elemente die wohlthätigen Absichten des Schöpfers befördern, Schnee und Regen, Blitz und Hagel, Sturm und Winde, die seine Befehle ausrichten.

4.

Aber das ist ja eben die Plage des Landmannes! daher kommt also das viele Unkraut im Gartengelände und auf den Ackerfurchen, das der schönen gereinigten Saat Raum und Nahrung stiehlt, soviel Mühe macht, und doch mit aller Geduld und Sorgfalt nicht vertilgt werden kann! Die Sache ist nicht so schlimm, wie sie scheint. Denn zum ersten, so ist der Mensch nicht allein auf der Erde da. Viele 1000 Tiere aller Art, von mancherlei Natur und Bedürfnissen wollen auch genährt sein und warten auf ihre Speise zu seiner Zeit. Manche davon sind uns unentbehrlich und wir wissen's wohl, manche schaffen uns großen Nutzen, und wir wissen's nicht, und es muß doch wahr bleiben, woran wir uns selber so oft erinnern, daß sich eine milde Hand aufthut und sättiget alles,

was da lebet mit Wohlgefallen. Zum andern, so hat doch der Mensch auch schon von manchem Kräutlein Nutzen gezogen, das er nicht selber gesäet und gepflanzet, nicht im Frühlingsfrost gedeckt, und in der Sommerhitze begossen hat. Und eine einzige unscheinbare und verachtete Pflanze, deren Kraft dir oder deinen Kindern, oder auch nur deinem Vieh eine Wunde heilt, einen Schmerz vertreibt oder gar das Leben rettet, bezahlt die Mühe und den Schaden reichlich, den tausend andere verursachen. Aber wer stellt den Menschen zufrieden? Wenn die Natur nicht so wäre, wie sie ist, wenn wir Baldrian und Wohlgemut, Ehrenpreis und Augentrost, und alle Pflanzen in Feld und Wald, die uns in gesunden und kranken Tagen zu mancherlei Zwecken nützlich und nötig sind, selber ansäen, warten und pflegen müßten, wie würden wir alsdann erst klagen über des viel bedürftigen Lebens Mühe und Sorgen!

---

9. Von den Schlangen.

1.

Noch immer glauben Leute, daß die giftigen Schlangen mit der Zunge stechen. Allein es ist schon lange außer Zweifel gesetzt, daß sie an der oberen Kinnlade zwei Giftzähne haben, die sie in eine Scheide zurückziehen und wieder hervorstoßen können. Diese Zähne sind hohl und haben an den Spitzen eine feine Öffnung, hinter jedem derselben befindet sich eine Drüse, in welcher das Gift bereitet wird, und wenn das Tier beißt, so tritt das Gift aus der Drüse in den Zahn und durch die Öffnung in die Wunde. Es ist also eine Fabel, daß die Schlangen, ehe sie ins Wasser gehen, das Gift unter einen Stein ablegen. Wenn ein solches Tier im Wasser nicht giftig ist, so hat es auch kein Gift außer demselben. An jenen Zähnen hätte man also wohl ein Kennzeichen, die gefährlichen Tiere dieser Art von den unschuldigen zu unterscheiden. Aber wie kann man ihnen solange sie leben, in den Mund schauen und wer wird's thun? Lieber geht man ihnen zur Sicherheit aus dem Wege oder schlägt sie tot. Allein so wird doch auch manches unschädliche und sogar nützliche Tier getötet. Denn die Schlangen verzehren viel sogenanntes Ungeziefer, und

10 f. Valeriana, Origanum, Veronica, Euphrasia.

helfen also uns von der schädlichen Menge desselben bewahren. Und ein guter und besonnener Mensch will doch lieber erhalten, als ohne Zweck und Not zerstören, lieber leben lassen als töten, wär' es auch nur ein Tier im Staube. Und die Schlange, ob sie gleich mit dem Bauch auf der Erde schleicht, ist doch ein merkwürdiges und wirklich ein schönes Tier. Schon das verdient ja unsere Bewunderung, daß dieses Geschöpf ohne Füße nur durch seine zahlreichen Muskeln sich so leicht fortbewegen kann. Ihre Gestalt ist so einfach und doch fehlt ihnen nichts, was ihnen zur Erhaltung und zum Genusse ihres Lebens nötig ist. Mit welcher Geschwindigkeit und Gewandtheit gleiten sie in den mannigfaltigsten Wendungen ihres schlanken Körpers nach allen Richtungen dahin, und ereilen ihre fliehende Beute, oder retten ihr verfolgtes Leben? Mit welcher leichten Biegsamkeit wenden sie sich zwischen und über und unter den tausend Hindernissen durch, die ihrem Laufe überall im Wege liegen? Wer hat über den ganzen Körper hinab Schild an Schild und Schuppe an Schuppe gereiht und übereinandergelegt, daß sie bei jeder Bewegung in der größten Geschwindigkeit ausweichen, nachgeben, sich übereinanderschieben und doch den zarten Körper bedecken und allemal wieder in ihre vorige Lage zurückkehren? Wer hat sie mit der Schönheit und Mannigfaltigkeit ihrer Farben geziert? In Amerika wird eine Schlange mit roten, schwarz eingefaßten Flecken, und citronengelben Querstreifen wegen ihrer ausnehmenden Schönheit zum Staat als Halsschmuck getragen oder in die Haare geflochten. Auch von unsern Schlangen sind manche, zumal wenn sie sich noch nicht lange gehäutet haben, an Farbe und Zeichnungen schön, wenn man sie nur ohne Furcht und Abscheu betrachten kann.

2.

Aber wenn wir nur erst die gefährlichen unter ihnen kennten! Ein gelehrter Beobachter dieser Tiere hat folgende allgemeine Kennzeichen angegeben, die leicht zu merken sind. Wenn der Kopf breit und mit dünnen Schuppen besetzt ist, so ist die Schlange verdächtig; wenn er aber mehr rund ist, so ist sie's nicht. Ferner wenn sich das Ende des Körpers fein zuspitzt, so ist nicht zu trauen; ist es aber stumpf und abgerundet, so hat man keine Gefahr. Doch giebt er diese Kennzeichen selber nicht für ganz untrüglich aus, und das Beste an der Sache ist das, daß wir nur sehr wenige

— giftige Schlangen haben, die leicht zu kennen sind, und daß diese nicht mutwillig den Menschen angreifen, sondern nur sich selber verteidigen, wenn sie beunruhigt, gereizt, gedrückt oder verletzt werden.

Zum Beispiel die sogenannte Otter hat einen fast herzförmigen Kopf, eine Länge von ein bis zwei Fuß und ein spitziges Ende. Die Farbe ist nach den verschiedenen Häutungen, oben grau olivenbraun oder schwärzlich, unten hellgrau auch bläulich. Auf dem Kopfe steht ein großer herzförmiger brauner Fleck, auf dem Halse dergleichen Punkte im Zickzack, dann Streifen und von der Mitte an noch einzelne größere und kleinere Flecken, hie und da, die ebenfalls braun sind. Die Kupferschlange, auch Kreuzotter, hat einen platten, eirunden Kopf, dünnen Hals, eine Länge von sechs, acht bis zwölf Zoll und einen zugespitzten Schweif. Oben ist sie rostfarbig, bald stärker, bald schwächer. Sie hat auf dem Kopfe zwei von einander abgekehrte Halbzirkel)(. Über den Rücken hinab lauft ein dunkelbrauner Streifen im Zickzack, und an den Seiten hin liegen braune Punkte. Der Unterleib ist aschgrau mit weißen Querbinden, auf welchem wieder schwärzliche Punkte stehn, und die Endspitze ist braun.

Auch findet man hie und da noch eine giftige Schlange, die am ganzen Körper schwarz ist, und deswegen auch die schwarze Otter genennt wird.

Alle halten sich gern in einsamen, waldigen, düstern und verwilderten Gegenden auf.

Jede Art von giftigen Schlangen bringt durch ihren Biß andere, aber allemal schmerzhafte, traurige, bisweilen sehr gefährliche Folgen hervor. Auch ist der Biß von der nämlichen Schlangenart nicht immer gleich furchtbar. Er ist gefährlicher, wenn das Tier alt, als wenn es jung ist, gefährlicher in der heißen und schwülen Witterung, als in der kühlen, und desto gefährlicher, jemehr der Feind gereizt und erbost ist. Auf alle Fälle soll man nicht säumen oder sich auf Segensprechen und Sympathie verlassen, wenn man gebissen worden ist, sondern so geschwind als möglich einen erfahrnen Arzt oder Wundarzt zu Rate ziehn.

Unterdessen soll man zum wenigsten die Wunde unterbinden, wenn es sein kann, erweitern, mit Salzwasser auswaschen. Man empfiehlt auch ein Loch in die Erde zu graben, und das verwundete Glied hineinzustecken. Jäger haben schon Schießpulver

auf die Wunde gestreut, und angezündet, und haben die Wirkung gerühmt.

Auch mit den getöteten Schlangen von giftiger Natur muß man gar behutsam sein. Man hat Beispiele, daß unvorsichtige Personen durch die Giftzähne noch am abgeschnittenen Kopf einer Schlange gefährlich verwundet worden sind. Aber verschlucken könnte man solches Gift ohne Gefahr, wenn man nur innerlich gesund und unverletzt ist, denn es schadet nur, wenn es unmittelbar ins Blut kommt. Auch das Fleisch dieser Tiere ist unschädlich. Schon manche Schlange ist gegessen worden, ja man bereitet von dem Fleische der giftigen Otter für gewisse Kranke eine sehr nahrhafte und heilsame Brühe.

Aber an allen unsern Schlangen, die nicht Giftzähne haben, ist auch sonst nichts Furchtbares und ihre Größe macht sie nicht gefährlich. Ob man gleich nicht genau sagen kann, wie alt sie werden, so hat man doch Ursache zu glauben, daß sie lange wachsen, und die ungewöhnliche Größe mancher Schlangen bewiese also nur, daß ihr der Zufall viel Zeit gelassen hat, sich zu strecken.

3.

Es ließe sich noch viel Merkwürdiges von diesen Tieren besonders aus fremden Ländern erzählen, z. B. die giftige Klapperschlange in Amerika giebt mit mehrern beweglichen Gelenken am Schweif einen zischenden oder rauschenden Laut von sich, ehe sie angreift. Wer es hört, ist gewarnt und kann sich in acht nehmen. Aber Eichhörnchen und andere Tiere, die zu ihrer Nahrung bestimmt sind, werden durch diesen Laut ordentlich herbeigelockt und liefern sich selber zur Beute, und die jungen Amerikaner, wenn sie Eichhörnchen fangen wollen, sind so keck, daß sie sich irgendwo im Gebüsche verbergen, das Rauschen der Klapperschlange nachmachen, die Eichhörnchen damit locken und sich alsdann ihrer zu bemächtigen suchen.

Es giebt auch ungeheure große Schlangen in Afrika, Ostindien 2c., die größte soll mehr als Mannsdicke und eine Länge von 40 Fuß auch drüber erreichen. Sie ist nicht giftig, aber durch ihre Größe und Stärke selbst dem grausamsten Raubtiere, dem

12. „Man ißt sie zum Teil in heißen Ländern; die kleinste unsrer Nattern giebt eine gute Kraftsuppe.“ H. Sander, Ökonomische Naturgeschichte. 1782. Bd. II, 46.

Tiger, gefährlich. Sie umwindet ihn und drückt ihm die Knochen im Leibe entzwei. Sie schlingen Tiere ganz hinab, die dicker als sie selbst sind, weil der Körper nachgiebt, und sich über seine gewöhnliche Dicke ausdehnen läßt, werden aber alsdann träge und unbehilflich.

Man erzählt, daß ein Vater eben dazukam, als eine große Schlange sein Kind verschluckte. Augenblicklich und glücklich soll er sie getötet, ihr den Bauch aufgeschnitten, und sein Kind lebendig und unversehrt heraus gezogen haben. Es gehört Glauben dazu, aber als ein äußerst glücklicher Zufall scheint es wenigstens möglich zu sein.

Wenn die Neger in Afrika einer großen Schlange die Haut abstreifen wollen, so ziehn sie dieselbe mit einem Strick an den Ast eines hohen Baumes auf. Einer klettert alsdann mit einem Messer hinauf, geht auf den Ast hervor, läßt sich an das Ungeheuer hinab, löst ihm die Haut unter dem Kopf, streift sie ab, und gleitet alsdann sachte mit der Haut, die er von oben nachzieht, an dem glatten Körper zur Erde hinab.

Große Schlangen wurden bei den Alten auch Drachen genannt. Aber wer dabei an geflügelte und feuerspeiende Untiere denkt, oder an sogenannte Basilisken, der denkt an eine Fabel. Und es ist nur soviel an der Sache, daß es in fremden Weltteilen auf den Bäumen Eidechsen giebt, die durch sogenannte Flughäute auf dem Rücken und am Hals, oder an den Seiten zwischen den vordern und hintern Beinen sich in der Luft schwebend erhalten und weite Sprünge machen können.

Man kennt auch eine Schlange, die auf dem Kopfe zwei bewegliche Auswüchse wie Hörner hat, und nennt sie deswegen die gehörnte. Sie weiß sich sehr geschickt im Grase zu verbergen, so daß nur diese Auswüchse hervorschauen. Vögel, die dies sehen, halten's für Würmer, fliegen herzu und wollen anbeißen, werden aber augenblicklich von der Schlange erhascht, und gefressen.

So begegnet wohl auch manchem Menschen gerade dasjenige selber, was er aus Eigennutz oder Schadenfreude einem andern zugedacht hat.

10. Geiz und Verschwendung.

Der Geizige rafft Geld und Gut zwecklos zusammen; der Verschwender bringt es zwecklos durch.

Der Geizige hat keinen, der Verschwender hat einen unnützen Genuß von dem Seinigen.

Der Geizige kann auf die goldene Mittelstraße zurückkehren, sobald er will; dem Verschwender wird es immer schwerer, je weiter er sich davon entfernt.

Der Geizige kann, aber er will es selten; der Verschwender möchte oft, aber er kann nicht mehr.

Der eine macht sich Feinde; der andere erwirbt Freunde, die schlimmer sind als ein Feind.

Jenen peinigt der Wunsch, immer weiter zu kommen; diesen die Reue, daß er schon so weit gekommen ist.

Geiz ist die Wurzel alles Übels; Verschwendung ist ein Baum voll bitterer Früchte.

Den Geizigen verzehrt die Sorge, den Verschwender die Ausschweifung. Jenen lohnt am Ende die Furcht; diesen der Kummer.

Nicht selten wird der jugendliche Verschwender noch ein geiziger Greis.

Sehr oft kommt das Vermögen geiziger Sammler an verschwenderische und im eigentlichen Sinne, lachende Erben.

---

11. Kindesdank und -undank.

Man findet gar oft, wenn man ein wenig aufmerksam ist, daß Menschen im Alter von ihren Kindern wieder ebenso behandelt werden, wie sie einst ihre alten und kraftlosen Eltern behandelt haben. Es geht auch begreiflich zu. Die Kinder lernen's von den Eltern; sie sehen's und hören's nicht anders und folgen dem Beispiel. So wird es auf die natürlichsten und sichersten Wege wahr, was gesagt wird und geschrieben ist, daß der Eltern Segen und Fluch auf den Kindern ruhe und sie nicht verfehle.

Man hat darüber unter andern zwei Erzählungen, von denen die erste Nachahmung und die zweite große Beherzigung verdient.

Ein Fürst traf auf einem Spazierritt einen fleißigen und

1. Kalender von 1804. — 34. Vademecum I, 56: Der rätselvolle Bauer. Ein gewisser König ging einsmals auf dem Felde in schlechter Kleidung spazieren, weil er nicht

frohen Landmann an dem Ackergeschäft an, und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Nach einigen Fragen erfuhr er, daß der Acker nicht sein Eigentum sei, sondern daß er als Tagelöhner täglich um 15 kr. arbeite. Der Fürst, der für sein schweres Regierungsgeschäft freilich mehr Geld brauchte und zu verzehren hatte, konnte es in der Geschwindigkeit nicht ausrechnen, wie es möglich sei, täglich mit 15 kr. auszureichen, und noch so frohen Mutes dabei zu sein, und verwunderte sich darüber. Aber der brave Mann im Zwilchrock erwiderte ihm: „Es wäre mir übel gefehlt, wenn ich so viel brauchte. Mir muß ein Dritteil davon genügen; mit einem Dritteile zahle ich meine Schulden ab, und den übrigen Dritteil lege ich auf Kapitalien an.“ Das war dem guten Fürsten ein neues Rätsel. Aber der fröhliche Landmann fuhr fort, und sagte: „Ich teile meinen Verdienst mit meinen alten Eltern, die nicht mehr arbeiten können, und mit meinen Kindern, die es erst lernen müssen; jenen vergelte ich die Liebe, die sie mir in meiner Kindheit erwiesen haben, und von diesen hoffe ich, daß sie mich einst in meinem müden Alter auch nicht verlassen werden.“ War das nicht artig gesagt, und noch schöner und edler gedacht und gehandelt? Der Fürst belohnte die Rechtschaffenheit des wackern Mannes, sorgte für seine Söhne, und der Segen, den ihm seine sterbenden Eltern gaben, wurde ihm im Alter von seinen dankbaren Kindern durch Liebe und Unterstützung redlich entrichtet.

Aber ein anderer ging mit seinem Vater, welcher durch Alter und Kränklichkeit freilich wunderlich geworden war, so übel um,

erkannt sein wollte. Er fand einen Bauer, der den Acker bearbeitete, und einige funfzig Jahre alt zu sein schien .... „Wie viel verdient Ihr täglich?“ fragte der König. „Acht Schillinge,“ antwortete er. „Ist denn das zu Eurer Nahrung hinreichend?“ sagte der König. „Es muß wohl noch zu einem mehrern reichen,“ erwiderte der Bauer, „denn was ich verzehre, ist das wenigste.“ „Nun wozu verbraucht Ihr sie denn?“ fragte der König. Der Bauer antwortete: „Ich brauche zu meiner und meiner Frau Nahrung nur täglich zwei Schillinge, mit zwei andern zahle ich meine Schuld täglich ab, zwei Schillinge verleihe ich alle Tage, und zwei werfe ich täglich weg.“ „Wie soll ich das verstehen?“ fragte der König. Der Bauer antwortete: „Zwei Schillinge verzehre ich täglich mit meiner Frau, und für ein so weniges Geld können wir freilich nicht viel genießen; mit zwei andern Schillingen zahle ich meine Schuld ab, denn ich habe noch Vater und Mutter, welche beiderseits so alt sind, daß sie nicht mehr selbst arbeiten können, und da sie mich in meiner Jugend ernährt haben, so ernähre ich sie jetzt in ihrem Alter; auf diese Weise zahle ich ihnen meine Schuld ab. Die zwei andern Schillinge, welche ich täglich verleihe, sind zur Ernährung meiner Söhne, welche noch so jung sind, daß sie nicht selbst arbeiten können, denn ich habe erst geheiratet, als ich schon ziemlich bei Jahren war; dieses Geld leihe ich ihnen jetzt, weil ich hoffe, daß sie es mir wiedergeben werden, wenn sie zu arbeiten imstande sind, und ich vor hohem Alter nichts mehr werde thun können, so wie ich es jetzt denen wiedergebe, die mich in meiner Jugend ernährt haben. Endlich die zwei Schillinge, welche ich täglich wegwerfe, sind zur Unterhaltung der beiden Töchter, welche ich von meiner zweiten Frau habe; davon kann ich niemals etwas wieder hoffen, weil sie, wenn sie groß sind, Männer bekommen, welche sie verhindern werden, mir wieder etwas zu geben.“

daß dieser wünschte in ein Armenspital gebracht zu werden, das im nämlichen Orte war. Dort hoffte er wenigstens bei dürftiger Pflege von den Vorwürfen frei zu werden, die ihm daheim die letzten Tage seines Lebens verbitterten. Das war dem undankbaren Sohn ein willkommenes Wort. Ehe die Sonne hinter den Bergen hinabging, war dem armen alten Greis sein Wunsch erfüllt. Aber er fand im Spital auch nicht alles, wie er es wünschte. Wenigstens ließ er seinen Sohn nach einiger Zeit bitten, ihm die letzte Wohlthat zu erweisen, und ihm ein paar Leintücher zu schicken, damit er nicht alle Nacht auf bloßem Stroh schlafen müßte. Der Sohn suchte die zwei schlechtesten, die er hatte, heraus, und befahl seinem zehnjährigen Kind, sie dem alten Murrkopf ins Spital zu bringen. Aber mit Verwunderung bemerkte er, daß der kleine Knabe vor der Thür eines dieser Tücher in einen Winkel verbarg, und folglich dem Großvater nur eines davon brachte. „Warum hast du das gethan?" fragte er den Jungen bei seiner Zurückkunft. — „Zur Aushilfe für die Zukunft," erwiderte dieser kalt und bösherzig, „wenn ich Euch, o Vater! auch einmal in das Spital schicken werde."

Was lernen wir daraus? — Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohlgehe.

12. Das wohlfeile Mittagessen.

Es ist ein altes Sprichwort: Wer andern eine Grube gräbt, fällt selber darein. — Aber der Löwenwirt in einem gewissen Städt-

22. Kurfürstl. Bad. Landkalender 1797 = Vademecum I, 174: Die wohlfeile Zeche. In einer großen Stadt kam ein Mensch in ein Wirtshaus und fragte den Kellner, indem er ihm fünf Kaisergroschen zeigte, ob er für dieses Geld zu essen bekommen könne? Der Kellner antwortete ja; denn er bildete sich ein, daß der Mensch zweifle, ob man diese Münzsorte annehmen würde, und darum also frage und das Geld zeige. Der Mensch setzte sich nieder, ließ sich Speisen auftragen, und als er trinken wollte, fragte er abermals, ob er für dieses Geld Wein haben könne? Man antwortete wieder mit ja und gab ihm solchen. Als er abgespeiset hatte, warf er seine fünf Kaisergroschen zur Bezahlung auf den Tisch und wollte weggehen. Der Kellner sagte ihm, daß dieses Geld zur Bezahlung seiner Zeche nicht hinreichend sei, sondern daß er anderthalb Thaler verzehrt habe. Jener erwiderte, daß er zweimal gefragt, ob er für dieses Geld hier speisen könne und deswegen das Geld gezeigt habe, weil er außerdem nicht einen Pfennig mehr bei sich habe. Der Herr des Hauses ward herzugerufen. Als er die Beschaffenheit dieses Vorfalls vernahm, sagte er zu dem Menschen: „Höre Er, mein Freund! Ich sehe, worauf Er ausgeht. Er scheint ein lustiger Kopf zu sein; ich will Ihm daher seine Zeche schenken. Aber sehe Er, hier gegenüber wohnt ein anderer Wirt, ein Schurke, der mir beständig allen Tort anthut. Hier hat Er einen Dukaten! gehe Er hin, und spiele Er ihm denselben Streich". Der Mensch ergriff den Dukaten mit der einen Hand und mit der andern die Thüre, verbeugte sich tief und sagte: „Bei dem bin ich schon gewesen, und er hat mich eben zu Ihnen geschickt".

lein war schon vorher darin. Zu diesem kam ein wohlgekleideter Gast. Kurz und trotzig verlangte er für sein Geld eine gute Fleischsuppe. Hierauf forderte er auch ein Stück Rindfleisch und ein Gemüs, für sein Geld. Der Wirt fragte ganz höflich, ob ihm nicht auch ein Glas Wein beliebe. — „O freilich ja," erwiderte der Gast, „wenn ich etwas Gutes haben kann für mein Geld." Nachdem er sich alles wohl hatte schmecken lassen, zog er einen abgeschliffenen Sechser aus der Tasche und sagte: „Hier, Herr Wirt, ist mein Geld." Der Wirt sagte: „Was soll das heißen? Seid Ihr mir nicht einen Thaler schuldig?" Der Gast erwiderte: „Ich habe für keinen Thaler Speise von Euch verlangt, sondern für mein Geld. Hier ist mein Geld. Mehr hab' ich nicht. Habt Ihr mir zuviel dafür gegeben, so ist's Eure Schuld." — Dieser Einfall war eigentlich nicht weit her. Es gehörte nur Unverschämtheit dazu und ein unbekümmertes Gemüt, wie es am Ende ablaufen werde. Aber das Beste kommt noch. „Ihr seid ein durchtriebener Schalk," erwiderte der Wirt, „und hättet wohl etwas anders verdient. Aber ich schenke Euch das Mittagessen und hier noch ein 24-Kreuzerstück dazu. Nur seid stille zur Sache, und geht zu meinem Nachbarn, dem Bärenwirt, und macht es ihm ebenso." Das sagte er, weil er mit seinem Nachbarn, dem Bärenwirt, aus Brotneid im Unfrieden lebte, und einer dem andern jeglichen Tort und Schimpf gerne anthat und erwiderte. Aber der schlaue Gast griff lächelnd mit der einen Hand nach dem angebotenen Geld, mit der andern vorsichtig nach der Thüre, wünschte dem Wirt einen guten Abend und sagte: „Bei Eurem Nachbarn, dem Herrn Bärenwirt, bin ich schon gewesen, und eben der hat mich zu Euch geschickt und kein anderer."

So waren im Grunde beide hintergangen, und der dritte hatte den Nutzen davon. Aber der listige Kunde hätte sich noch obendrein einen schönen Dank von beiden verdient, wenn sie eine gute Lehre daraus gezogen, und sich miteinander ausgesöhnt hätten. Denn Frieden ernährt, aber Unfrieden verzehrt.

---

13. Auflösung des ersten Rechnungsexempels und ein zweites.

Wie groß mag denn nun wohl die Barschaft des betrogenen Mannes anfänglich gewesen sein, den wir vorhin dreimal über die

34. Aufgabe s. S. 8.

Brücke gehen ließen? Jedesmal verdoppelte sich sein Geld, jedesmal mußte er auf dem Heimweg dem bösen Feind ein 24-Kreuzerstück zum Opfer bringen. — Antwort: 21 Kreuzer war seine Barschaft, mit welcher er anfing. Denn als sie sich das erste Mal verdoppelte, hatte er 42 kr. und 24 kr. davon, bleiben 18 kr. Das zweite Mal 36 kr. und 24 kr. davon, bleiben 12 kr. Das dritte Mal 24 kr., und gerade so viel mußte er noch haben, um dem listigen Feind zum letztenmal Wort zu halten. Das war leicht zu erraten; aber folgende Aufgabe wird etwas mehr Nachdenken erfordern.

Um die Osterzeit, wo jede Mutter ihren Kindern gerne mit ein paar gefärbten Eiern eine Freude macht, verkauft eine Händlerin an ihre Nachbarsfrau die Hälfte von allen Eiern, die sie hatte, und noch ein halbes Ei dazu. Aber wohlverstanden! es darf keins zerbrochen oder geteilt werden. Es kommt die zweite, diese kauft vom Rest wieder die Hälfte und ein halbes dazu. So die dritte und die vierte, jedesmal vom Rest die Hälfte und ein halbes mehr. Am Ende hatte die Händlerin noch ein einziges Ei übrig. Jetzt ist die Frage: wie groß war ihr Vorrat vom Anfang?

---

14. Mancherlei Regen.

Der beste Regen, meint der Adjunkt, sei doch immer der, mit welchem der Himmel unsere Felder und Weinberge tränkt und den Segen fruchtbarer Zeiten sendet. Aber was sagen wir dazu, fragt der Adjunkt, wenn Schwefel oder Blut regnet, wenn Frösche, Steine oder gar Soldatenhüte regnen?

1.

Schwefelregen.

Nach den Gewittern im Frühjahr, wenn sie mit starken Regengüssen verbunden waren, sieht man oft am Rande der Lachen, die vom stehenden Regenwasser entstanden sind, ein gelbes Pulver, das wie kleingeriebener Schwefel aussieht. Nun meinen ohnehin

19. „Ihr Rechnungsexempel von den 31 Eiern kommt wieder in den nächsten Kalender, und ich hab's schon eingegeben. Nehmen Sie es doch ja nicht übel, daß ich solchen Gebrauch davon mache. Aber wenn's nicht so artig und sinnreich wäre, so thät ich's nicht." Hebel an Gustave, Becker S. 48. Auflösung s. S. 36 f. — 20. Kalender von 1806.

noch viele Leute, daß die Gewitter von schweflichten Dünsten entstehen, die sich in den Wolken erzeugen, und bilden sich alsdann ein, es sei mit dem Regen solcher Schwefel vom Gewitter herabgefallen, und denken daran, daß ja auch schon einmal Feuer und Schwefel vom Himmel regnete auf Sodom und Gomorrha. Allein fürs erste wohnen wir gottlob nicht in Sodom und Gomorrha. Für das andere kann manchmal etwas so oder so aussehen, und es ist doch etwas anders, wie man schon oft mit Schaden erfahren hat. Und so ist auch das gelbe Pulver auf den Regenpfützen kein Schwefel: auch wenn es sich am Feuer entzündet, nicht, sondern Blütenstaub von den Bäumen. In den Tulpen stehen inwendig im Ring herum sechs kleine Säulen, auf deren Spitzen ein schwarzer Staub sitzt. Wer daran riecht, bekommt daher eine schwarze Nase. Auf den Lilien ist er schön gelb, und wer an eine weiße Lilie riecht, bekommt davon eine gelbe Nase. Das ist Blütenstaub. Er findet sich in allen Blumen und in allen Blüten, denn er ist unentbehrlich und notwendig, wenn aus der Blüte Frucht und Samen entstehen soll. Wenn es nun im Frühjahr, wo die Bäume blühen, starke Regengüsse giebt, so schwemmt der Regen diesen Staub von den Blüten ab, und dies ist auch eine Hauptursache, warum kein gutes Obstjahr zu erwarten ist, wenn es viel in die Blüten geregnet hat. Wo nun viel solcher blühenden Bäume beisammenstehen, da schwemmt auch der Regen viel solchen Blütenstaub herab. Dieser sammelt sich alsdann wieder auf der Erde, und bleibt liegen, wenn das Wasser verdünstet, und das ist der vermeintliche Schwefelregen. Im Sommer und Spätjahr, wo doch die Gewitter meistens heftiger sind, wird niemand mehr etwas von Schwefelregen sehen, weil dann das Blühen ein Ende hat. Da regnen Äpfel, Nüsse, Eicheln rc. von den schweren Ästen der Bäume herab, aber kein eingebildeter Schwefel mehr.

2.

Blutregen.

Im Frühjahr und im Sommer kann es wohl geschehen, daß man hie und da viel rote Tropfen, wie Regentropfen, noch naß oder vertrocknet auf dem Laub oder auf Gegenständen von hellerer Farbe wahrnimmt, die auf der Erde liegen, z. B. auf Tuch, das zum Bleichen in Grasgärten ausgebreitet wird. Und weil man nicht begreifen kann, woher das kommen mag, und weil man lieber

etwas Unglaubliches, als etwas Natürliches glaubt, so faßt man's kurz und sagt, es habe Blut geregnet, und das bedeute Krieg.

Allein, wie nicht alles Schwefel ist, was gelb aussieht, so ist auch nicht alles Blut, was eine rote Farbe hat. Diesmal geht die Sache so zu. Aus einem kleinen Ei, das den Winter über irgendwo an einer Hecke oder an einem Baumzweig klebte, brütet im Frühjahr die Sommerwärme ein kleines lebendiges Räuplein aus. Nach wenig Wochen, wenn sich die Raupe groß und rund gefressen hat, kriecht sie irgendwo in die Höhe, wenn sie nicht schon oben ist, hängt sich mit dem Hinterteil des Körpers fest, mit dem Kopfe abwärts, streift die Raupenhülle ab, und verwandelt sich in eine eckige Gestalt, die man Puppe nennt, ohne Kopf, ohne Füße und Flügel. Man sieht dem Ding nicht an, was es sein und werden soll. Aber wieder nach kurzer Zeit spaltet sich die Haut und es kommt etwas mit kleinen zusammengeschrumpften Flügeln und einem dicken unförmlichen Hinterleib hervor, dem man wohl ansieht, daß es gern ein Schmetterling oder Sommervogel werden möchte. Nach wenigen Stunden, wo es stille sitzen bleibt, sind die schönen farbigen Flügel gewachsen und ausgebreitet. Aus dem Hinterleib gehen sechs bis acht rote Tropfen ab, die auf die Erde herabfallen, alsdann ist der Sommervogel gemacht, und flattert leicht und fröhlich in der Luft herum, und von Blume zu Blume. Das kann der liebe Gott, aus einer häßlichen und verachteten Raupe einen schönen und fröhlichen Sommervogel machen. Wo nun ganze Hecken oder Bäume im Frühjahr mit Gespinst überzogen sind, in welchem viele Tausend solcher Eier verborgen sein können, da brütet auch die Sonnenwärme alle auf einmal aus. Alle, die davonkommen, können daher auch, wenn sie reichliche Nahrung haben, zu gleicher Zeit ihre Vollkommenheit erreichen, zu gleicher Zeit sich in Puppen verwandeln, und zu gleicher Zeit als Schmetterlinge wieder aus der Puppe zurückkehren. Wo nun viele dergleichen nahe beisammen sind, da geben sie auch viele rote Tropfen von sich, ehe sie davonfliegen. Hundert in einem Garten können schon 6—800 Tropfen geben, und das ist alsdann der eingebildete Blutregen.

3.

Froschregen.

Man spricht auch von einem Froschregen. Aber das wird noch niemand gesehen haben, daß es Frösche aus der Luft herab

regnete. Die Sache verhält sich ganz kurz so: Im Sommer bei anhaltend trockner Hitze zieht sich eine Art von Landfröschen in benachbarte Wälder und Buschwerke zurück, weil sie dort einen kühlern und feuchtern Aufenthalt haben, und verhalten sich ganz stille und verborgen, so daß sie niemand bemerkt. Wenn nun ein sanfter Regen fällt, so kommen sie in zahlreicher Menge wieder hervor und erquicken sich in dem nassen, kühlen Gras. Wer alsdann in einer solchen Gegend ist und auf einmal so viele Fröschlein sieht, wo doch kurz vorher kein einziges zu sehen war, der kann sich nicht vorstellen, wo auf einmal so viele Frösche herkommen, und da bilden sich einfältige Leute ein, es habe Frösche geregnet. Denn aus lieber Trägheit läßt man eher die unvernünftigsten Dinge gelten, als man sich die Mühe giebt, über die vernünftigen Ursachen dessen nachzudenken oder zu fragen, was man nicht begreifen kann.

4.

Steinregen.

Aber mit dem Steinregen verhält es sich anderst. Das ist keine Einbildung. Denn man hat darüber viele alte glaubwürdige Nachrichten und neue Beweise, daß bald einzelne schwere Steine, bald viele miteinander von ungleicher Größe, mir nichts, dir nichts, aus der Luft herabgefallen sind. Die älteste Nachricht, welche man von solchen Ereignissen hat, reicht bis in das Jahr 462 vor Christi Geburt. Da fiel in Thracien, oder in der jetzigen türkischen Provinz Rumili, ein großer Stein aus den Lüften herab, und seit jener Zeit bis jetzt, also in 2267 Jahren, hat es, soviel man weiß, 38mal Steine geregnet. Zum Beispiel im Jahr 1492 am 4. November fiel bei Ensisheim ein Stein, der 260 Pfund schwer war. Im Jahre 1672 bei Verona in Italien zwei Steine von 200 und 300 Pfund. Nun kann man denken, von alten Zeiten sei gut etwas erzählen. Wen kann man fragen, ob's wahr sei? Aber auch ganz neue Erfahrungen geben diesen alten Nachrichten Glauben. Denn im Jahr 1789 und am 24. Juli 1790 fielen in Frankreich, und am 16. Juni 1794 in Italien viele Steine vom Himmel, das heißt, hoch aus der Luft herab. Und den 26. April 1803 kam bei dem Ort l'Aigle im Orne-Departement in Frankreich ein Steinregen von 2000—3000 Steinen auf einmal mit großem Getöse aus der Luft.

Sonntags den 22. Mai 1808 sind in Mähren Steine vom Himmel gefallen. Der Kaiser von Östreich ließ durch einen sachkundigen Mann Untersuchung darüber anstellen. Dies ist der Erfund.

Es war ein heiterer Morgen, bis um halb sechs Uhr ein Nebel in die Luft einrückte. Die Filialleute von Stannern waren auf dem Weg in die Kirche, und dachten an nichts. Plötzlich hörten sie drei starke Knälle, daß die Erde unter ihren Füßen zitterte, und der Nebel wurde auf einmal so dicht, daß man nur zwölf Schritte weit zu sehen vermochte. Mehrere schwächere Schläge folgten nach und lauteten wie ein anhaltend Flintenfeuer in der Ferne, oder wie das Wirbeln großer Trommeln. Das Rollen und das Pfeifen, das zwischen drein in der Luft gehört wurde, brachte daher einige Leute auf den Gedanken, jetzt komme die Garnison von Telisch mit türkischer Musik. An das Kanonieren dachten sie nicht. Aber während als sie vor Verwunderung und Schrecken einander ansahen, fing in einem Umkreis von ungefähr drei Stunden ein Regen an, gegen welchen kein Mantel oder Maltersack über die Achseln schützt. Eine Menge von Steinen, von der Größe einer welschen Nuß bis zu der Größe eines Kindskopfs, und von der Schwere eines halben Lotes bis zu sechs Pfund, fielen unter beständigem Rollen und Pfeifen aus der Luft, einige senkrecht, andere wie in einem Schwung. Viele Leute sahen zu, und die Steine, welche sogleich nach dem Fallen aufgehoben wurden, waren warm. Die ersten schlugen nach ihrer Schwere tief in die Erde. Einer davon wurde zwei Fuß tief herausgegraben. Die spätern ließen es beim nächsten bewenden, und fielen nur auf die Erde. Ihrer Beschaffenheit nach sind sie inwendig sandartig und grau, und von außen mit einer schwarzen glänzenden Rinde überzogen. Die Zahl derselben kann niemand angeben. Viele mögen in das Fruchtfeld gefallen sein und noch in der Erde verborgen liegen. Diejenigen, welche gefunden und gesammelt worden, betragen an Gewicht zweiundeinhalb Centner. Alles dauerte

1. Das Folgende bis zum Schluß war ein besonderer Artikel im Kalender von 1809, auch unter der Überschrift „Steinregen"; er steht dort nach „Der unschuldig Gehenkte". Statt dieser beiden Abschnitte bot der Kalender von 1806 folgendes: Es wurde ein Gelehrter von Paris dahin gesendet, der Zeugnisse darüber abhörte, die Steine sah und untersuchte, und alles richtig erfand und bezeugte. Woher nun solche Steine kommen, oder wie sie sich in der Luft, wo doch keine Berge und Steinbrüche sind, erzeugen können, darüber können die Gelehrten bis auf diese Stunde noch keine sichere Auskunft geben. Denn auch diese wissen freilich noch lange nicht alles. Einige vermuteten sogar, daß solche Steine aus dem Mond herab zu uns kommen. Was wohl für ein mutwilliger Schleuderer dort sitzen mag!

sechs bis acht Minuten, und nach einigen Stunden verzog sich auch der Nebel, so daß gegen Mittag alles wieder hell und ruhig war, als wenn nichts vorgegangen wäre. Dies ist die Begebenheit. Was es aber mit solchen Steinen, die vom Himmel fallen, für eine Bewandtnis habe, daraus machen die Gelehrten ein Geheimnis, und, wenn man sie fragt, so sagen sie, sie wissen es nicht.

5.

Hutregen.

Am unbegreiflichsten ist es, daß es einmal Soldatenhüte soll geregnet haben. Ein Bürger aus einem kleinen Landstädtchen irgendwo in Sachsen soll eines Nachmittags nicht weit von einem Berg auf seinem Felde gearbeitet haben. Auf einmal ward der Himmel stürmisch; er hörte ein entferntes Donnern; die Luft verfinsterte sich; eine große schwarze Wolke breitete sich am Himmel aus, und ehe der gute Mann es sich versah, fielen Hüte über Hüte rechts und links und um und an aus der Luft herab. Das ganze Feld ward schwarz und der Eigentümer desselben hatte unter vielen Hunderten die Wahl. Voll Staunen lief er heim, erzählte was geschehen war, brachte zum Beweis davon so viel Hüte mit, als er in den Händen tragen konnte, und der Hutmacher des Orts mag keine große Freude daran gehabt haben. Nach einigen Tagen erfuhr man aber, daß hinter dem Berg in der Ebene ein Regiment Soldaten exerziert hatte. Zu gleicher Zeit kam ein heftiger Wirbelwind oder eine sogenannte Windsbraut, riß den meisten die Hüte von den Köpfen, wirbelte sie in die Höhe über den Berg hinüber, und ließ sie auf der andern Seite wieder fallen. So erzählt man. Ganz unmöglich wäre wohl die Sache nicht. Indessen gehört doch eine starke Windsbraut und folglich auch ein starker Glaube dazu.

15. Auflösung des zweiten Rechnungsexempels.

Das Rätsel von den Eiern wird schon lange erraten sein. Man muß nämlich auf eine Zahl denken, die selber ungerade ist, und nach dem Abzug der gekauften Eier allemal eine ungerade Zahl zum Rest zurückläßt. Und das ist hier die Zahl einund-

30. Kalender von 1805. Aufgabe s. S. 31.

dreißig. Denn die Hälfte davon ist fünfzehn und ein halbes, und noch ein halbes Ei dazu sind sechzehn. Soviel Eier kauft die erste Nachbarin und folglich bleiben funfzehn im Rest. Die Hälfte davon sind sieben und ein halbes und noch ein halbes dazu sind acht. Soviel kauft die zweite, und so bleiben noch sieben. Von diesen wieder die Hälfte und ein halbes dazu sind vier, und es bleiben drei, und die Hälfte von drei mit einem halben mehr ist zwei, und so bleiben alle Eier ganz und die Händlerin behält eins im Rest.

---

16. Drittes und viertes Rechnungsexempel.

3.

Zwei Schäfer begegnen sich mit Schafen auf der Straße. Hans sagte zu Fritz: „Gieb mir eines von deinen Schafen! Alsdann hab' ich noch einmal soviel als du." Fritz sagt zu Hans: „Nein, gieb du mir eins von deinen! Alsdann hab' ich ebensoviel als du."

Nun ist zu erraten, wie viel ein jeder hatte.

Diese Aufgabe ist klein und leicht. Folgende ist auch nicht schwer, aber artig. Nur muß man richtig rechnen und nicht irre werden, was leicht möglich ist.

4.

Ein Mann hatte sieben Kinder zu einem Vermögen von 4900 fl. Da gingen ihn die jüngern Kinder öfters an, eine Verordnung darüber zu machen, damit sie in der Teilung nach seinem Absterben mehr bekommen sollten, als die ältern. Das kam dem guten Vater hart an, weil er eines von seinen Kindern liebte wie das andere, und weil er glaubte, Gott werde den jüngern, wenn sie fleißig und gut gesittet seien, nach seinem Tode helfen, wie er den ältern bei seinen Lebzeiten geholfen habe. Weil sie ihm aber

10. Auflösung s. S. 61. — 21. Aus dem Rechenbuch von Hebels Vater S. 162: Ein mann ligt am Todtbett, der wird von seinen Kindern gebetten, ein Testament zu machen, und darinnen einem Jeden nach dem es alt etwas zum voranß zu verordnen, dessen ist er zufrieden und verschaft, daß das älteste Kind 100 fl. zum voranß und vom bleibenden $^1/_8$. das andre nach ihme 200 fl. und $^1/_8$ vom bleibenden. und so fortan je das Folgende 100 fl. weiter alß das vorige und vom bleibenden $^1/_8$ haben und nehmen soll. nach solchem stirbt derselbige und wird das Testament durch die Executores vollezogen, befindet sich aber endlich daß einem Kind so viel worden alß dem andern, ist die Frag wie viel gemelter mann Kinder und Baarschaft hinterlassen habe. Facit 7 Kinder und an Baarschaft 4900 fl.

keine Ruhe ließen, und die ältern Brüder es auch zufrieden waren, so machte er folgende Verordnung:

Der älteste Sohn soll von dem ganzen Vermögen 100 fl. zum voraus haben und von dem übrigen den achten Teil.

Der zweite soll alsdann 200 fl. wegnehmen, und von dem übrigen wieder den achten Teil.

Der dritte soll 300 fl. vor den nachfolgenden vorausempfangen und auch wieder den achten Teil vom Rest.

Und so soll jeder folgende 100 fl. mehr als der erste und dann von dem übrigen den Achtel erhalten, und der letzte bekommt, was übrig bleibt, wie überall.

Damit waren die Kinder zufrieden. Nach dem Tode des Vaters wurde sein letzter Wille vollzogen, und es ist nun auszurechnen, wieviel ein jeder bekommen habe.

---

17. Nützliche Lehren.

1.

Die Menschen nehmen oft ein kleines Ungemach viel schwerer auf, und tragen es ungeduldiger, als ein großes Unglück, und der ist noch nicht am schlimmsten daran, der viel zu klagen hat, und alle Tage etwas anders. Erfahrung und Übung im Unglück lehrt schweigen. Aber wenn ihr einen Menschen wißt, der nicht klagt, und doch nicht fröhlich sein kann, ihr fragt ihn, was ihm fehle, und er sagt's euch kurz und gut, oder gar nicht, dem sucht ein gutes Zutrauen abzugewinnen, wenn ihr es wert seid, und ratet und helft ihm, wenn ihr könnt.

2.

Ist denn der Mensch deswegen so schlimm und so schlecht, weil die bösen Neigungen zuerst in seinem Herzen erwachen, und das Gute nur durch Erziehung und Unterricht bei ihm anschlägt? Euer bester Ackerboden trägt doch auch nur Gras und Unkraut aus eigener Kraft und euer lebenlang keine Weizenernte, und ein dürres Sandfeld, das nicht einmal aus eigener Kraft Unkraut treibt, wird auch euern Fleiß und eure Hoffnung nie mit einer Fruchtgarbe erfreuen. Aber wenn ihr den guten Boden ansäet zu rechter Zeit, sein wartet und pfleget, wie sich's gebühret, so steigt

im Morgentau und Abendregen eine fröhliche Saat empor, und die Raden und Kornrosen und mancherlei taubes Gras möchten gern, aber es kann nicht mehr emporkommen. Die gesunde Ähre schwankt in der Luft und füllt sich mit kostbaren Körnern. So ist es mit dem Menschen und mit seinem Herzen auch. Was lernen wir daraus? Man muß nicht unzeitig klagen und hadern und die Hoffnung aufgeben, ehe sie erfüllt werden kann. Man muß den Fleiß, die Mühe und Geduld, die man an eine Handvoll Fruchthalmen gerne verwendet, an den eigenen Kindern sich nicht verdrießen lassen. Man muß dem Unkraut zuvorkommen, und guten Samen, schöne Tugenden in das weiche zarte Herz hineinpflanzen, und Gott vertrauen, so wird's besser werden.

3.

Man vergißt im menschlichen Leben nichts so leicht als das Multiplizieren, wenn man es noch so gut in der Schule gelernt hat und kann. Und doch lernt man in der Schule für das Leben, und die Weisheit besteht nicht im Wissen, sondern in der rechten Anwendung und Ausübung davon.

Es kann jemand einen Tag in den andern nur einen Groschen unnötigerweise ausgeben. Mancher, der den Groschen übrig hat, thut es und meint, es sei nicht viel. Aber in einem Jahre sind es 365 Groschen, und in dreißig Jahren 10 950 Groschen. Facit 547 fl. 30 kr. weggeworfenes Geld, und das ist doch viel.

Ein anderer kann einen Tag in den andern zwei Stunden unnütz und im Müßiggang zubringen, und meint jedesmal, für heute lasse es sich verantworten. Das multipliziert sich in einem Jahr zu 730 Stunden und in dreißig Jahren zu 21 900 Stunden. Facit 912 verlorene Tage des kurzen Lebens. Das ist noch mehr als 547 fl., wer's bedenkt. — Die Erde hat 5400 deutsche Meilen oder 10 800 Stunden im Umkreis. Das ist ein weiter Weg. Aber wenn man in gerader Linie fortgehen könnte, und es wollte jemand jeden Tag nur eine Stunde davon zurücklegen, so könnte er im dreißigsten Jahr wieder daheim sein. Daraus ist zu lernen, wie weit ein Mensch in seinem Leben es nach und nach bringen kann, wenn er zu einem nützlichen Geschäft jeden Tag nur eine Stunde anwenden will, und wieviel weiter noch, wenn er alle Tage dazu benutzt, besser und vollkommener zu werden und sein eigenes Wohl und das Wohl der Seinigen zu

befördern. Aber wer nie anfängt, der hört nie auf, und wem wenig auf einmal nicht genug ist, der erfährt nie, wie man nach und nach zu vielem kommt.

4.

Zum Erwerben eines Glücks gehört Fleiß und Geduld, und zu Erhaltung desselben gehört Mäßigung und Vorsicht. Langsam und Schritt für Schritt steigt man eine Treppe hinauf. Aber in einem Augenblick fällt man hinab und bringt Wunden und Schmerzen genug mit auf die Erde.

---

18. Guter Rat.

Was ich jetzt sagen will, wird manchem, der es liest, geringfügig und vielleicht lächerlich scheinen; aber es ist nicht lächerlich, und mancher, der es liest, wird meinen, ich habe ihn leibhaftig gesehen und es wäre wohl möglich. Doch weiß ich's nicht und will niemand besonders meinen. Es giebt Gegenden hin und wieder, wo die Männer und Jünglinge im ganzen recht gesund und stark aussehen, wie es bei guter Arbeit und einfacher Nahrung möglich und zu erwarten ist. Sie haben eine gesunde Gesichtsfarbe, eine starke Brust, breite Schultern, guten Wuchs, kurz, der ganze Körperbau ist wohlproportioniert und tadellos, bis unter die Kniee. Da kommt's auf einmal so dünn und so schwach bis zu den Füßen hinab, und man meint, die armen Beine müssen zusammenbrechen unter der schweren Last, die sie zu tragen haben. Das wißt ihr wohl: manchem, der sich vor dem Spiegel einbildet, ein hübscher Knabe zu sein, geht es wie dem Pfau, wenn er auf seine Füße schaut, und deswegen zieht ihr die starken ledernen Riemen, mit welchen ihr die Strümpfe unter dem Knie zu binden pflegt, immer fester an, und setzt ihn in eine Schnalle ein, wo er nie nachgeben kann, damit das Fleisch ein wenig anschwellen, sich herausheben, und etwas gleichsehen soll, und *eben daher kommt's*. Denn der ganze menschliche Körper und alle seine Glieder erhalten ihre Nahrung von dem Blut. Deswegen lauft das Blut unaufhörlich von dem Herzen weg, zuerst in großen Adern, die sich nachher immermehr in unzählig viele kleine Äderlein verteilen und vervielfältigen, durch alle Teile des Körpers bis in die äußersten Glieder hinaus, und kehrt alsdann durch andere Äder-

lein, die wieder zusammengehen, folglich größer und an der Zahl weniger werden, zu dem Herzen zurück, und das geht unaufhörlich so fort, solange der Mensch lebt, und auf diesem Wege giebt das Blut dem Fleisch, den Knochen und allen Teilen des Körpers ihre Nahrung, ihre Kraft und Ausfüllung, und wird selber wieder auf eine andere Art durch tägliche Speise und Trank erhalten und ersetzt. Es geht da fast so zu, wie bei einer wohleingerichteten Wasserleitung. Da wird das Wasser aus dem größeren Strom in kleinere Kanäle fortgeleitet. Aus diesen verteilt es sich immermehr in kleinere Bäche und Bächlein, dann in Rausen, und endlich findet es jeden Grashalm auf einer Wiese, Klee und Habermark, Liebfrauen-Mantelein, und was darauf wächst, und giebt ihm seine Erquickung. Aber wo wenig Wasser hinkommt, da bleiben auch die Pflanzen klein und schlecht, und was kann davor sein? So ist es mit dem menschlichen Körper ungefähr auch, und je weniger derselbe durch die Kleidung gedrückt oder eingeengt wird, desto freier und reichlicher kann sich auch das Blut durch seine Adern bewegen, desto besser werden auch alle Teile des Körpers mit dem Wachstum zu ihrer Kraft und Vollkommenheit gelangen und darin erhalten werden. Wenn ihr aber einen Arm oder ein Bein unterbindet und den Blutlauf aufhaltet, so wird auch diesem Glied seine Nahrung entzogen. Das geschieht nun, wenn man von früher Kindheit an die Beine unter dem Knie mit einem ledernen Riemen durch eine Schnalle so fest bindet. Die feinen und größern Adern werden zusammengepreßt, es kann nicht soviel Blut ab- und aufsteigen als nötig ist, die Knochen kommen daher kaum zu ihrer gehörigen Stärke und es setzt sich nicht genug Fleisch und Fett um dieselben an. Da zieht man nun den Riemen immer fester an, und das hilft ein wenig zum Schein, macht aber eigentlich nur aus übel ärger, wie es immer geht, wenn man nur auf den Schein sieht und zur Abhilfe eines Fehlers oder Gebrechens die rechten Mittel nicht zu wissen verlangt und mit den nächsten besten sich begnügt. Mein guter Rat wäre also der: Ihr sollt's machen wie andere vernünftige Leute auch. Man binde die Strümpfe mit geschmeidigern Bändern über dem Knie, oder wenn man bei der alten Weise bleiben will, so ziehe man wenigstens die Riemen nicht fester an als nötig ist, um die Strümpfe oben zu er-

10. Rausen, kleine Gräben. — 12. Habermark, Tragopogon pratensis L. — Liebfrauen-Mantelein, Alchemilla vulg. L.

halten. Man muß nie mehr Kraft anwenden, und mehr thun als nötig ist, um seinen vernünftigen Zweck zu erreichen. Besonders müssen die Eltern frühe darauf sehen, daß ihre Kinder die Strümpfe nicht zu fest binden. Alsdann wird das Blut seinen Weg schon finden, und den Gliedern die Nahrung und Stärke geben, die ihnen gebührt. Dies ist mein guter Rat, und wer keinen Glauben daran hat, der frage nur einen Arzt oder den Herrn Pfarrer; die müssen's auch wissen. Aber folgen muß man alsdann. Denn wem nicht zu raten ist, dem ist auch nicht zu helfen.

---

19. Das Mittagessen im Hof.

Man klagt häufig darüber, wie schwer und unmöglich es sei, mit manchen Menschen auszukommen. Das mag denn freilich auch wahr sein. Indessen sind viele von solchen Menschen nicht schlimm, sondern nur wunderlich, und wenn man sie nur immer recht kennte, inwendig und auswendig, und recht mit ihnen umzugehen wüßte, nie zu eigensinnig und nie zu nachgebend, so wäre mancher wohl und leicht zur Besinnung zu bringen. Das ist doch einem Bedienten mit seinem Herrn gelungen. Dem konnte er manchmal gar nichts recht machen, und mußte vieles entgelten, woran er unschuldig war, wie es oft geht. So kam einmal der Herr sehr verdrießlich nach Hause, und setzte sich zum Mittagessen. Da war die Suppe zu heiß oder zu kalt, oder keines von beiden; aber genug, der Herr war verdießlich. Er faßte daher die Schüssel mit dem, was darinnen war, und warf sie durch das offene Fenster in den Hof hinab. Was that der Diener? Kurz besonnen warf er das Fleisch, welches er eben auf den Tisch stellen wollte, mir nichts, dir nichts, der Suppe nach, auch in den Hof hinab, dann das Brot, dann den Wein, und endlich das Tischtuch mit allem, was noch darauf war, auch in den Hof hinab. „Verwegener, was

10. Vademecum I, 170: Der Wirt und sein Gast. Ein Kavalier, der in einem Gasthofe wohnte, bestellte sich ein Abendessen und verlangte, daß der Wirt mit ihm speisen sollte. Dieser kam, nachdem der Tisch gedecket worden, zu ihm herauf, und da er sich bei seinem Gaste recht emsig und accurat bezeigen wollte, stellte er sich, als wenn der Tisch nicht recht gedecket worden, nahm daher Schüsseln, Messer und Gabeln und warf sie zur Treppe hinunter. Der Kavalier wollte kein Spielverderber sein, nahm daher die Bouteillen und Gläser und warf sie auch zur Treppe hinunter. Der Wirt wunderte sich und fragte um die Ursache. „Weil ich sah," antwortete der Kavalier, „daß Ihr die Schüsseln und Messer die Treppe hinunterwarft, so dachte ich, daß wir unten speisen wollten." — Hebel hat die Geschichte zuerst in seinen Texten zu lateinischen Stilübungen verwendet. S. Längin, Nachträge S. 103.

soll das sein?“ fragte der Herr, und fuhr mit drohendem Zorn von dem Sessel auf. Aber der Bediente erwiderte kalt und ruhig: „Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihre Meinung nicht erraten habe. Ich glaubte nicht anders, als Sie wollten heute in dem Hof speisen. Die Luft ist so heiter, der Himmel so blau, und sehen Sie nur, wie lieblich der Apfelbaum blüht, und wie fröhlich die Bienen ihren Mittag halten;“ — diesmal die Suppe hinabgeworfen und nimmer! Der Herr erkannte seinen Fehler, heiterte sich im Anblick des schönen Frühlingshimmels auf, lächelte heimlich über den schnellen Einfall seines Aufwärters und dankte ihm im Herzen für die gute Lehre.

---

20. Der kluge Richter.

Daß nicht alles so uneben sei, was im Morgenlande geschieht, das haben wir schon einmal gehört. Auch folgende Begebenheit soll sich daselbst zugetragen haben: Ein reicher Mann hatte eine beträchtliche Geldsumme, welche in ein Tuch eingenähet war, aus Unvorsichtigkeit verloren. Er machte daher seinen Verlust bekannt, und bot, wie man zu thun pflegt, dem ehrlichen Finder eine Belohnung, und zwar von 100 Thalern an. Da kam bald ein guter und ehrlicher Mann dahergegangen. „Dein Geld

12. Nach Badischer Landkalender 1795, Bog. D, Sp. 4 = Vademecum I, 43. Man ist oft das Opfer seiner Untreue. Ein Kaufmann hatte einen Beutel mit achthundert Gulden verloren. Ein Zimmermann fand denselben und nahm ihn mit sich. Als er nach Hause kam, zählte er das Geld, welches darin war, nach, und verwahrte es sorgfältig, um es dem rechten Eigentümer, wenn er sich meldete, wieder zustellen zu können. Am folgenden Sonntage wurde von der Kanzel abgekündigt, daß ein lederner Beutel mit Geld verloren worden und daß derjenige, welcher das Geld gefunden habe und es wieder herausgebe, eine Belohnung von hundert Gulden haben solle. Der Zimmermann ging zu dem Küster und sagte ihm, daß er den Eigentümer des Geldes zu ihm ins Haus schicken sollte, wo er ihm sein Geld wiedergeben würde. Der Kaufmann lief sogleich voller Freuden hin und holte es sich. Als er es nachgezählt hatte, warf er dem Zimmermann fünf Gulden auf den Tisch und sagte: „Hier gebe ich Euch fünf Gulden; denn was die versprochenen hundert Gulden betrifft, so habt Ihr Euch bezahlt gemacht, weil neunhundert Gulden in dem Beutel gewesen.“ Der Zimmermann leugnete das, verklagte den Kaufmann und gab das Geld den Gerichten in Verwahrung. Nach vielen Versuchen wurde endlich geschlichtet. Der Richter befahl dem Kaufmann zu schwören, daß neunhundert Gulden darin gewesen. Das that er. Der Zimmermann aber legte einen Eid ab, daß nicht mehr als achthundert Gulden darin gewesen. Hierauf entschied der Richter die Sache folgendergestalt. Da ein jeder von beiden die Wahrheit durch einen Eid bekräftigte, so gehöre dieses Geld nicht dem Kaufmann, weil er neunhundert Gulden verloren, der Zimmermann aber nur achthundert gefunden habe. Es solle deswegen der Zimmermann das Geld so lange bei sich verwahren, bis der rechte Eigentümer käme und zuversichtlich darthäte, achthundert Gulden verloren zu haben. Jedermann lobte dieses weise Urteil des Richters, welches verursachte, daß der Kaufmann selbst ein Opfer seiner Untreue ward. — In Hebels Excerpten stehen in Nr. 556—59 unter der Überschrift: Vademecum für lustige Leute mehrere kurze Inhaltsangaben von dort stehenden Erzählungen, darunter auch von der obigen.

habe ich gefunden. Dies wird's wohl sein! So nimm dein Eigentum zurück!" So sprach er mit dem heitern Blick eines ehrlichen Mannes und eines guten Gewissens, und das war schön. Der andere machte auch ein fröhliches Gesicht, aber nur, weil er sein verloren geschätztes Geld wieder hatte. Denn wie es um seine Ehrlichkeit aussah, das wird sich bald zeigen. Er zählte das Geld, und dachte unterdessen geschwinde nach, wie er den treuen Finder um seine versprochene Belohnung bringen könnte. „Guter Freund," sprach er hierauf, „es waren eigentlich 800 Thaler in dem Tuch eingenähet. Ich finde aber nur noch 700 Thaler. Ihr werdet also wohl eine Naht aufgetrennt und Eure 100 Thaler Belohnung schon herausgenommen haben. Da habt Ihr wohl daran gethan. Ich danke Euch." Das war nicht schön. Aber wir sind auch noch nicht am Ende. Ehrlich währt am längsten und Unrecht schlägt seinen eigenen Herrn. Der ehrliche Finder, dem es weniger um die 100 Thaler als um seine unbescholtene Rechtschaffenheit zu thun war, versicherte, daß er das Päcklein so gefunden habe, wie er es bringe, und es so bringe, wie er's gefunden habe. Am Ende kamen sie vor den Richter. Beide bestunden auch hier noch auf ihrer Behauptung, der eine, daß 800 Thaler seien eingenäht gewesen, der andere, daß er von dem Gefundenen nichts genommen und das Päcklein nicht versehrt habe. Da war guter Rat teuer. Aber der kluge Richter, der die Ehrlichkeit des einen und die schlechte Gesinnung des andern zum voraus zu kennen schien, griff die Sache so an: Er ließ sich von beiden, über das was sie aussagten, eine feste und feierliche Versicherung geben, und that hierauf folgenden Ausspruch: „Demnach, und wenn der eine von euch 800 Thaler verloren, der andere aber nur ein Päcklein mit 700 Thalern gefunden hat, so kann auch das Geld des letztern nicht das nämliche sein, auf welches der erstere ein Recht hat. Du, ehrlicher Freund, nimmst also das Geld, welches du gefunden hast, wieder zurück, und behältst es in guter Verwahrung, bis der kommt, welcher nur 700 Thaler verloren hat. Und dir da weiß ich keinen Rat, als du geduldest dich, bis derjenige sich meldet, der deine 800 Thaler findet." So sprach der Richter, und dabei blieb es.

21. Der Mensch in Kälte und Hitze.

Der Mensch kann nichts Nützlicheres und Besseres kennen lernen, als sich selbst und seine Natur, und mancher, der bei uns an einem heißen Sommertage fast verschmachten will, oder im kalten Jänner sich nicht getraut vom warmen Ofen wegzugehen, wird kaum glauben können, was ich sagen werde, und doch ist es wahr.

Bekanntlich ist die Wärme des Sommers und die Kälte des Winters nicht in allen Gegenden der Erde gleich, auch kommen sie nicht an allen Orten zu gleicher Zeit, und sind nicht von gleicher Dauer. Es giebt Gegenden, wo der Winter den größten Teil des ganzen Jahrs Herr und Meister ist, und entsetzlich streng regiert, wo das Wasser in den Seen zehn Schuh tief gefriert, und die Erde selbst im Sommer nicht ganz, sondern nur einige Schuh tief auftaut, weil dort die Sonne etliche Monate lang gar nicht mehr scheint, und ihre Strahlen auch im Sommer nur schief über den Boden hingleiten. Und wiederum giebt es andere Gegenden, wo man gar nichts von Schnee und Eis und Winter weiß, wo aber auch das Gefühl der höchsten Sommerhitze fast unerträglich sein muß, zumal wo es tief im Land an Gebirgen und großen Flüssen fehlt, weil dort die Sonne den Einwohnern gerade über den Köpfen steht, und ihre glühenden Strahlen senkrecht auf die Erde hinabwirft. Es muß daher an beiderlei Orten auch noch manches anders sein, als bei uns, und doch leben und wohnen Menschen, wie wir sind, da und dort. Keine einzige Art von Tieren hat sich von selber so weit über die Erde ausgebreitet, als der Mensch. Die kalten und die heißen Gegenden haben ihre eigenen Tiere, die ihren Wohnort freiwillig nie verlassen. Nur sehr wenige, die der Mensch mitgenommen hat, sind imstande, die größte Hitze in der einen Weltgegend und die grimmigste Kälte in der andern auszuhalten. Auch diese leiden sehr dabei und die andern verschmachten oder erfrieren, oder sie verhungern, weil sie ihre Nahrung nicht finden. Auch die Pflanzen und die stärksten Bäume kommen nicht auf der ganzen Erde fort, sondern sie bleiben in der Gegend, für welche sie geschaffen sind, und selbst die Tanne und die Eiche verwandeln sich in den kältesten Ländern in ein niedriges unscheinbares Gesträuch und Gestrüppe auf dem ebenen Boden, wie wir's auf unsern hohen kahlen und kalten Bergen auch bisweilen wahrnehmen. Aber der Mensch hat sich überall aus-

gebreitet, wo nur ein lebendiges Wesen fortkommen kann, ist überall daheim, liebt in den heißesten und kältesten Gegenden sein Vaterland und die Heimat, in der er geboren ist, und wenn ihr einen Wilden, wie man sie nennt, in eine mildere und schönere Gegend bringt, so mag er dort nicht leben und nicht glücklich sein. So ist der Mensch. Seine Natur richtet sich allmählich und immer mehr nach der Gegend, in welcher er lebt, und er weiß wieder durch seine Vernunft seinen Aufenthalt einzurichten, und so bequem und angenehm zu machen, als es möglich ist. Das muß der Schöpfer gemeint haben, als er über das menschliche Geschlecht seinen Segen aussprach. „Seid fruchtbar und mehret euch, und erfüllet (oder bevölkert) die Erde, und machet sie euch unterthan."

Ich will jetzt einige Beispiele anführen, was für hohe Kälte und Hitze die Menschen aushalten können:

Zu Jeniseisk in Siberien trat einst im Jänner 1735 eine solche Kälte ein, daß die Sperlinge und andere Vögel tot aus der Luft herabfielen, und alles, was in der Luft gefrieren konnte, wurde zu Eis, und doch leben Menschen dort.

Zu Kraßnaiarsk, ebenfalls in Siberien, wurde im Jahr 1772 den 7. Dezember die Kälte so heftig, daß eine Schale voll Quecksilber, welches man in die freie Luft setzte, in ein festes Metall zusammengefror. Man konnte es wie Blei biegen und hämmern, und doch hielten es Menschen aus.

Eine ähnliche Kälte erlitten einst die Engländer in Nordamerika an der Hudsonsbai. Da fror ihnen selbst in den geheizten Stuben der Brantewein in Eis zusammen. Sie konnten ihn nicht flüssig erhalten. In den langen dunkeln Wintertagen erleuchtete man die Stuben mit glühenden Kanonenkugeln, und die starke Ofenhitze daneben konnte doch nicht hindern, daß nicht die Wände und Bettstätten mit Eis und Duft überzogen wurden.

Was für eine Hitze hingegen wieder die nämliche Menschennatur aushalten kann, das sehen wir schon an unsern Feuerarbeitern, zum Beispiel in Glashütten, Eisenschmelzen, Hammerschmieden, wo die Leute sich durch schwere Arbeit noch mehr erhitzen müssen. Im Breitlingen, das ist eine Erzgrube am Rammelsberg in Sachsen, mußte das feste Gestein unter der Erde durch Feuer mürbe gemacht werden. Da sind nun viele schweflichte Teile und Dünste, die in Entzündung geraten, und eine so erstaunliche und unerträgliche Hitze verursachen, daß die Bergleute selbst noch den

Tag nach der Löschung des Feuers nackt arbeiten und alle Stunde innehalten und sich wieder abkühlen müssen.

Manche Personen, die in Krankheiten viel aufs Schwitzen halten, kriechen in einen heißdünstigen Backofen, wenn das Brot herausgenommen ist, lassen nur so viel Öffnung zu, als zum Atemholen nötig ist, und schwitzen so nach Herzenslust. Das mag nun freilich nicht viel nützen, und ein vernünftiger Arzt wird es nicht groß loben.

Wer das aber weiß, der wird nun folgende wahre Erfahrungen nicht mehr so unglaublich finden. Vier bekannte und berühmte Männer ließen einst ein kleines Zimmer so stark erhitzen, als nur möglich war. Da kam die Hitze der Luft fast der Hitze des kochenden Wassers gleich. Und doch hielten dieselben sie zehn Minuten lang aus, wiewohl nicht ohne Beschwerden. Einer von ihnen trieb den Versuch noch weiter. In einer Hitze, wo frische Eier in zehn Minuten in der Luft hart gebacken wurden, hielt er acht Minuten aus.

Das war nun freilich eine gemachte, künstliche Hitze. Aber auch in der Natur geht es manchen Orten nicht viel besser. So weht bisweilen in heißen Gegenden auf einmal ein so trockener und heißer Wind von den Sandwüsten her, daß die Blätter an den Bäumen, wo er durchzieht, augenblicklich versengt werden und abdorren. Menschen, die alsdann im Freien sind, müssen sich freilich ohne Verzug mit dem Gesicht auf die Erde niederlegen, damit sie nicht ersticken, und haben gleichwohl noch viel dabei auszustehen. Selbst in geschlossenen Zimmern kann man sich vor Mattigkeit fast nicht mehr bewegen. Aber gleichwohl übersteht man es, wenn man vorsichtig ist und Erfahrungen benutzt.

Wenn man so etwas liest oder hört, so lernt man doch zufrieden sein daheim, wenn sonst schon nicht alles ist, wie man gerne möchte.

---

22. Der schlaue Husar.

Ein Husar im letzten Kriege wußte wohl, daß der Bauer, dem er jetzt auf der Straße entgegenging, 100 fl. für geliefertes Heu eingenommen hatte und heimtragen wollte. Deswegen bat er ihn um ein kleines Geschenk zu Tabak und Branntwein. Wer weiß, ob er mit ein paar Batzen nicht zufrieden gewesen wäre.

30. Danach, aber nicht von Hebel, „Betrachtungen über das Weltgebäude nach den neuesten Entdeckungen". — 31. Hier beginnt der Kalender von 1807.

Aber der Landmann versicherte und beteuerte bei Himmel und Hölle, daß er den eigenen letzten Kreuzer im nächsten Dorfe ausgegeben und nichts mehr übrig habe. „Wenn's nur nicht soweit von meinem Quartier wäre," sagte hierauf der Husar, „so wäre uns beiden zu helfen; aber, wenn du hast nichts, ich hab' nichts; so müssen wir den Gang zum heiligen Alfonsus doch machen. Was er uns heute beschert, wollen wir brüderlich teilen." Dieser Alfonsus stand in Stein ausgehauen in einer alten, wenig besuchten Kapelle am Feldweg. Der Landmann hatte anfangs keine große Lust zu dieser Wallfahrt. Aber der Husar nahm keine Vorstellung an, und versicherte unterwegs seinen Begleiter so nachdrücklich, der heilige Alfonsus habe ihn noch in keiner Not stecken lassen, daß dieser selbst anfing Hoffnung zu gewinnen. Vermutlich war in der abgelegenen Kapelle ein Kamerad und Helfershelfer des Husaren verborgen? Nichts weniger! Es war wirklich das steinerne Bild des Alfonsus, vor welchem sie jetzt niederknieten, während der Husar gar andächtig zu beten schien. „Jetzt," sagte er seinem Begleiter ins Ohr, „jetzt hat mir der Heilige gewinkt." Er stand auf, ging zu ihm hin, hielt die Ohren an die steinernen Lippen und kam gar freudig wieder zu seinem Begleiter zurück. „Einen Gulden hat er mir geschenkt, in meiner Tasche müsse er schon stecken." Er zog auch wirklich zum Erstaunen des andern einen Gulden heraus, den er aber schon vorher bei sich hatte, und teilte ihn versprochenermaßen brüderlich zur Hälfte. Das leuchtete dem Landmann ein, und es war ihm gar recht, daß der Husar die Probe noch einmal machte. Alles ging das zweitemal wie zuerst. Nur kam der Kriegsmann diesmal viel freudiger von dem Heiligen zurück. „100 fl. hat uns jetzt der gute Alfonsus auf einmal geschenkt. In deiner Tasche müssen sie stecken." Der Bauer wurde todesblaß, als er dies hörte, und wiederholte seine Versicherung, daß er gewiß keinen Kreuzer habe. Allein der Husar redete ihm zu, er sollte doch nur Vertrauen zu dem heiligen Alfonsus haben und nachsehen. Alfonsus habe ihn noch nie getäuscht. Wollte er wohl oder übel, so mußte er seine Taschen umkehren und leer machen. Die 100 fl. kamen richtig zum Vorschein, und hatte er vorher dem schlauen Husaren die Hälfte von seinem Gulden abgenommen, so mußte er jetzt auch seine 100 fl. mit ihm teilen, da half kein Bitten und kein Flehen.

Das war fein und listig, aber eben doch nicht recht, zumal in einer Kapelle.

23. Sommerlied.

Blaue Berge!
Von den Bergen strömt das Leben.
Reine Luft für Mensch und Vieh;
Wasserbrünnlein spat und früh
Müssen uns die Berge geben.

Frische Matten!
Grüner Klee und Dolden schießen;
An der Schmehle schlank und fein
Glänzt der Tau wie Edelstein,
Und die klaren Bächlein fließen.

Schlanke Bäume!
Muntrer Vögel Melodeien
Tönen im belaubten Reis,
Singen laut des Schöpfers Preis.
Kirsche, Birn' und Pflaum' gedeihen.

Grüne Saaten!
Aus dem zarten Blatt enthüllt sich
Halm und Ähre, schwanket schön,
Wenn die milden Lüfte wehn,
Und das Körnlein wächst und füllt sich.

An dem Himmel
Strahlt die Sonn' im Brautgeschmeide,
Weiße Wölklein steigen auf,
Ziehn dahin im stillen Lauf.
Gottes Schäflein gehn zur Weide.

Herzensfrieden,
Woll' ihn Gott uns allen geben!
O dann ist die Erde schön.
In den Gründen, auf den Höhn
Wacht und singt ein frohes Leben.

1. Im Kalender nur die Überschrift: Lied. Unter der Bezeichnung „Sommerlied" im Alsatischen Taschenbuch von 1808, S. 25.

Schwarze Wetter
Überziehn den Himmelsbogen,
Und der Vogel singt nicht mehr.
Winde brausen hin und her,
Und die wilden Wasser wogen.

Rote Blitze
Zucken hin und zucken wieder
Leuchten über Wald und Flur.
Bange harrt die Kreatur.
Donnerschläge stürzen nieder.

Gut Gewissen,
Wer es hat, und wer's bewachet,
In den Blitz vom Weltgericht,
Schaut er, und erbebet nicht,
Wenn der Grund der Erde kracht.

---

24. Der Maulwurf.

Unter allen Tieren, die ihre Jungen säugen, ist der Maulwurf das einzige, das seiner Nahrung allein in dunkeln Gängen unter der Erde nachgeht.

Und an dem einen ist's zuviel, wird mancher sagen, der an seine Felder und Wiesen denkt, wie sie mit Maulwurfshügeln bedeckt sind, wie der Boden zerwühlt und durchlöchert wird, wie die Gewächse oben absterben, wenn das heimtückische Tier unten an den Wurzeln weidet.

Nun so wollen wir denn Gericht halten über den Missethäter.

Wahr ist es und nicht zu leugnen, daß er durch seine unterirdischen Gänge hin und wieder den Boden durchwühlt, und ihm etwas von seiner Festigkeit raubt.

Wahr ist es ferner, daß durch die herausgestoßenen Grundhaufen viel fruchtbares Land bedeckt, und die darunter liegenden Keime im Wachstum gehindert, ja erstickt werden können. Dafür ist jedoch in einer fleißigen Hand der Rechen gut.

Aber wer hat's gesehen, daß der Maulwurf die Wurzeln abfrißt? wer kann's behaupten?

14. Horazens: impavidum ferient ruinae. — 15. Danach im Kalender das Abendlied.

Nun, man sagt so: Wo die Wurzeln abgenagt sind und die Pflanzen sterben, wird man auch Maulwürfe finden, und wo keine Maulwürfe sind, geschieht das auch nicht. Folglich thut's der Maulwurf. — Der das sagt, ist vermutlich der nämliche, der einmal so behauptet hat: Wenn im Frühlinge die Frösche zeitlich quaken, so schlägt auch das Laub bei Zeiten aus. Wenn aber die Frösche lange nicht quaken wollen, so will auch das Laub nicht kommen. Folglich quaken die Frösche das Laub heraus. — Seht doch, wie man sich irren kann!

Aber da kommt ein Advokat des Maulwurfs, ein erfahrner Landwirt und Naturbeobachter, der sagt so:

„Nicht der Maulwurf frißt die Wurzeln ab, sondern die Quadten oder die Engerlinge, die unter der Erde sind, aus welchen hernach die Maikäfer und anderes Ungeziefer kommen. Der Maulwurf aber frißt die Quadten, und reinigt den Boden von diesen Feinden."

Jetzt wird es also begreiflich, daß der Maulwurf immer da ist, wo das Gras und die Pflanzen krank sind und absterben, weil die Quadten da sind, denen er nachgeht und die er verfolgt. Und dann muß er's gethan haben, was diese anstellen, und bekommt für eine Wohlthat, die er euch erweisen will, des Henkers Dank.

„Das hat wieder einer in der Stube erfunden, oder aus Büchern gelernt," werdet ihr sagen, „der noch keinen Maulwurf gesehen hat."

Halt, guter Freund! der das sagt, kennt den Maulwurf besser als ihr alle, und eure besten Scheermäuser, wie ihr sogleich sehen werdet. Denn ihr könnt zweierlei Proben anstellen, ob er die Wahrheit sagt.

„Erstlich, wenn ihr dem Maulwurf in den Mund schaut." Denn alle vierfüßigen oder Säugtiere, welche die Natur zum Nagen am Pflanzenwerk bestellt hat, haben in jeder Kinnlade, oben und unten, nur zwei einzige, und zwar scharfe Vorderzähne, und gar keine Eckzähne, sondern eine Lücke bis zu den Stockzähnen. Alle Raubtiere aber, welche andere Tiere fangen und fressen, haben sechs und mehr spitzige Vorderzähne, dann Eckzähne auf beiden Seiten, und hinter diesen zahlreiche Stockzähne. Wenn ihr nun das Gebiß eines Maulwurfs betrachtet, so werdet ihr finden: Er

26. Scheermäuser, Maulwurfsfänger.

hat in der obern Kinnlade sechs und in der untern acht spitzige Vorderzähne und hinter denselben Eckzähne auf allen vier Seiten, und daraus folgt: Er ist kein Tier, das an Pflanzen nagt, sondern ein kleines Raubtier, das andere Tiere frißt.

„Zweitens, wenn ihr einem getöteten Maulwurf den Bauch aufschneidet, und in den Magen schaut.“ Denn was er frißt, muß er im Magen haben, und was er im Magen hat, muß er gefressen haben. Nun werdet ihr, wenn ihr die Probe machen wollt, nie Wurzelfasern oder so etwas in dem Magen des Maulwurfs finden, aber immer die Häute von Engerlingen, Regenwürmern und anderm Ungeziefer, das unter der Erde lebt.

Wie sieht's jetzt aus?

Wenn ihr also den Maulwurf recht fleißig verfolgt, und mit Stumpf und Stiel vertilgen wollt, so thut ihr euch selbst den größten Schaden und den Engerlingen den größen Gefallen. Da können sie alsdann ohne Gefahr eure Wiesen und Felder verwüsten, wachsen und gedeihen, und im Frühjahr kommt alsdann der Maikäfer, frißt euch die Bäume kahl wie Besenreis, und bringt euch zur Vergeltung auch des Kuckucks Dank und Lohn.

So sieht's aus.

25. Der Zahnarzt.

Zwei Tagdiebe, die schon lange in der Welt miteinander herumgezogen, weil sie zum Arbeiten zu träg oder zu ungeschickt waren, kamen doch zuletzt in große Not, weil sie wenig Geld mehr übrig hatten, und nicht geschwind wußten, wo nehmen. Da gerieten sie auf folgenden Einfall: Sie bettelten vor einigen Hausthüren Brot zusammen, das sie nicht zur Stillung des Hungers genießen, sondern zum Betrug mißbrauchen wollten. Sie kneteten nämlich und drehten aus demselben lauter kleine Kügelein oder Pillen, und bestreuten sie mit Wurmmehl aus altem zerfressenen Holz, damit sie völlig aussahen wie die gelben Arzneipillen. Hierauf kauften sie für ein paar Batzen einige Bogen rotgefärbtes Papier bei dem Buchbinder (denn eine schöne Farbe muß gewöhnlich bei jedem Betrug mithelfen). Das Papier zerschnitten sie alsdann und wickelten die Pillen darein, je sechs bis acht Stücke in ein Päcklein. Nun ging der eine voraus in einen Flecken, wo eben Jahrmarkt war, und in den roten Löwen, wo er viele Gäste anzutreffen hoffte.

Er forderte ein Glas Wein, trank aber nicht, sondern saß ganz wehmütig in einen Winkel, hielt die Hand an den Backen, winselte halb laut für sich, und kehrte sich unruhig bald so her, bald so hin. Die ehrlichen Landleute und Bürger, die im Wirtshaus waren, bildeten sich wohl ein, daß der arme Mensch ganz entsetzlich Zahnweh haben müsse. Aber was war zu thun? man bedauerte ihn, man tröstete ihn, daß es schon wieder vergehen werde, trank sein Gläslein fort, und machte seine Marktaffairen aus. Indessen kam der andere Tagdieb auch nach. Da stellten sich die beiden Schelme, als ob noch keiner den andern in seinem Leben gesehen hätte. Keiner sah den andern an, bis der zweite durch das Winseln des erstern, der im Winkel saß, aufmerksam zu werden schien. „Guter Freund," sprach er, „Ihr scheint wohl Zahnschmerzen zu haben?" und ging mit großen und langsamen Schritten auf ihn zu. „Ich bin der Doktor Schnauzius Rapunzius von Travalgar," fuhr er fort. Denn solche fremde volltönige Namen müssen auch zum Betrug behilflich sein, wie die Farben. „Und wenn Ihr meine Zahnpillen gebrauchen wollt," fuhr er fort, „so soll es mir eine schlechte Kunst sein, Euch mit einer, höchstens zweien, von Euren Leiden zu befreien." — „Das wolle Gott," erwiderte der andere Halunk. Hierauf zog der saubere Doktor Rapunzius eines von seinen roten Päcklein aus der Tasche, und verordnete dem Patienten ein Kügelein daraus auf den bösen Zahn zu legen und herzhaft darauf zu beißen. Jetzt streckten die Gäste an den andern Tischen die Köpfe herüber, und einer um den andern kam herbei, um die Wunderkur mit anzusehen. Nun könnt ihr euch vorstellen, was geschah. Auf diese erste Probe wollte zwar der Patient wenig rühmen, vielmehr that er einen entsetzlichen Schrei. Das gefiel dem Doktor. Der Schmerz, sagte er, sei jetzt gebrochen, und gab ihm geschwind die zweite Pille zu gleichem Gebrauch. Da war nun plötzlich aller Schmerz verschwunden. Der Patient sprang vor Freuden auf, wischte den Angstschweiß von der Stirne weg, obgleich keiner daran war und that, als ob er seinem Retter zum Danke etwas Namhaftes in die Hand drückte. — Der Streich war schlau angelegt, und that seine Wirkung. Denn jeder Anwesende wollte nun auch von diesen vortrefflichen Pillen haben. Der Doktor bot das Päcklein für 24 kr., und in wenig Minuten waren alle verkauft. Natürlich gingen jetzt die zwei Schelme wieder einer nach dem andern weiters, lachten, als sie wieder zusammenkamen,

über die Einfalt dieser Leute, und ließen sich's wohl sein von ihrem Geld.

Das war teures Brot. So wenig für 24 kr. bekam man noch in keiner Hungersnot. Aber der Geldverlust war nicht einmal das Schlimmste. Denn die Weichbrotkügelein wurden natürlicherweise mit der Zeit steinhart. Wenn nun so ein armer Betrogener nach Jahr und Tag Zahnweh bekam, und in gutem Vertrauen mit dem kranken Zahn einmal und zweimal darauf biß, da denke man an den entsetzlichen Schmerz, den er, statt geheilt zu werden, sich selbst für 24 kr. aus der eigenen Tasche machte. Daraus ist also zu lernen, wie leicht man kann betrogen werden, wenn man den Vorspiegelungen jedes herumlaufenden Landstreichers traut, den man zum erstenmal in seinem Leben sieht, und vorher nie und nachher nimmer, und mancher, der dieses liest, wird vielleicht denken: „So einfältig bin ich zu meinem eigenen Schaden auch schon gewesen.“ — Merke: Wer so etwas kann, weiß an andern Orten Geld zu verdienen, läuft nicht auf den Dörfern und Jahrmärkten herum mit Löchern im Strumpf, oder mit einer weißen Schnalle im rechten Schuh, und am linken mit einer gelben.

26. Nützliche Lehren.

5.

„Ein Narr fragt viel, worauf kein Weiser antwortet.“ Das muß zweimal wahr sein. Fürs erste kann gar wohl der einfältigste Mensch eine Frage thun, worauf auch der Weiseste keinen Bescheid zu geben weiß. Denn fragen ist leichter als antworten, wie fordern oft leichter ist als geben, rufen leichter als kommen. Fürs andere könnte manchmal der Weise wohl eine Antwort geben, aber er will nicht, weil die Frage einfältig ist oder wortwitzig, oder weil sie zur Unzeit kommt. Gar oft erkennt man ohne Mühe den einfältigen Menschen am Fragen und den Verständigen am Schweigen. „Keine Antwort ist auch eine Antwort.“ Von dem Doktor Luther verlangte einst jemand zu wissen, was wohl Gott vor Erschaffung der Welt die lange, lange Ewigkeit hindurch gethan habe. Dem erwiderte der fromme und witzige

16. Diese Nutzanwendung fehlt im Kalender.

Mann: „In einem Birkenwald sei der liebe Gott gesessen und habe zur Bestrafung für solche Leute, die unnütze Fragen thun, Ruten geschnitten."

6.

„Rom ist nicht in einem Tage erbaut worden." Damit entschuldigen sich viele fahrlässige und träge Menschen, welche ihr Geschäft nicht treiben und vollenden mögen, und schon müde sind, ehe sie recht anfangen. Mit dem Rom ist es aber eigentlich so zugegangen. Es haben viele fleißige Hände viele Tage lang vom frühen Morgen bis zum späten Abend unverdrossen daran gearbeitet, und nicht abgelassen, bis es fertig war und der Hahn auf dem Kirchturm stand. So ist Rom entstanden. Was du zu thun hast, mach's auch so!

7.

„Frisch gewagt ist halb gewonnen." Daraus folgt: „Frisch gewagt ist auch halb verloren." Das kann nicht fehlen. Deswegen sagt man auch: „Wagen gewinnt, wagen verliert." Was muß also den Ausschlag geben? Prüfung, ob man die Kräfte habe zu dem, was man wagen will, Überlegung wie es anzufangen sei, Benutzung der günstigen Zeit und Umstände, und hintennach, wenn man sein mutiges A gesagt hat, ein besonnenes B und sein bescheidenes C. Aber soviel muß wahr bleiben: Wenn etwas Gewagtes soll unternommen werden, und kann nicht anders sein, so ist ein frischer Mut zur Sache der Meister, und der muß dich durchreißen. Aber wenn du immer willst, und fangst nie an, oder du hast schon angefangen, und es reut dich wieder, und willst, wie man sagt, auf dem trockenen Lande ertrinken, guter Freund, dann ist „schlecht gewagt ganz verloren".

8.

„Es ist nicht alles Gold, was glänzt." Mancher, der nicht an dieses Sprichwort denkt, wird betrogen. Aber eine andere Erfahrung wird noch öfter vergessen: „Manches glänzt nicht und ist doch Gold," und wer das nicht glaubt, und nicht daran denkt, der ist noch schlimmer daran. In einem wohlbestellten Acker,

3. Da einer fragte: Wo Gott gewesen wäre, ehe der Himmel geschaffen ward? Darauf antwort S. Augustinus: Er sei in ihm selber gewesen. Da er weiter forschet, sprach Doktor Martinus: „Er hat den müßigen fürwitzigen Flattergeistern die Hölle gebauet." Luthers Tischreden, ed. Förstemann, 1, 91.

in einem gut eingerichteten Gewerbe ist viel Gold verborgen, und eine fleißige Hand weiß es zu finden, und ein ruhiges Herz dazu und ein gutes Gewissen glänzt auch nicht, und ist noch mehr als Goldes wert. Oft ist gerade da am wenigsten Gold, wo der Glanz und die Prahlerei am größten ist. Wer viel Lärm macht, hat wenig Mut. Wer viel von seinen Thalern redet, hat nicht viel. Einer prahlte, er habe ein ganzes Simri (Sester) Dukaten daheim. Als er sie zeigen sollte, wollte er lange nicht daran. Endlich brachte er ein kleines rundes Schächtelein zum Vorschein, das man mit der Hand decken konnte. Doch half er sich mit einer guten Ausrede. „Das Dukatenmaß," sagte er, „sei kleiner als das Fruchtmaß."

---

27. Betrachtung über das Weltgebäude.

Der Mond.

Der geneigte Leser wird nun recht begierig sein, auch etwas Neues von dem Monde zu erfahren, der ihm des Nachts so oft aus der Stadt nach Hause leuchtet, oder aus dem Wirtshaus.

Erstlich der Mond ist auch eine große Kugel, die im unermeßlichen Weltraum schwebt, nicht anderst als die Erde und die Sonne, aber in seiner körperlichen Masse ist er fünfzigmal kleiner als die Erde, und nicht viel über 50 000 Meilen von ihr entfernt. Man sieht hieraus, daß der Hausfreund nicht darauf ausgeht, mit großen Zahlen um sich zu werfen, wenn's nicht sein muß, und den gutmütigen Leser im Numerieren zu üben, sondern daß er gerne bei der Wahrheit bleibt.

Zweitens, daß der Mond wie die Sonne, je in 24 Stunden um die Erde herumzugehen scheint, will nicht viel sagen. Gesetzt er stehe unbeweglich still an seinem Ort, so dreht sich ja die Erde um ihre Achse, daraus erfolgen in Rücksicht auf den Mond die nämlichen Erscheinungen wie bei der Sonne, und wenn von ihm ein langer gelber Faden ohne Ende auf die Erde herabreichte, und

12. Vademecum VI, 89: Das verschiedene Maß. Ein Bauer prahlte gegen einen Bürger, der sein Gevatter war, er hätte einen Scheffel voll Dukaten. Der Bürger war begierig, diesen Schatz zu sehen, und der Bauer ließ sich erbitten. Aber anstatt eines Scheffels brachte er ein kleines rundes Schächtelchen voll Dukaten. „So?" sagte der Bürger. „Ein Schächtelchen voll?" „Mein Gevatter," antwortete der Bauer, „ein Scheffel voll, aber die Dukatenscheffel sind nicht so groß als die Kornscheffel." — 13. Im Kalender von 1814. Der im Kalender von 1807 an dieser Stelle stehende Aufsatz „Vom Monde" ist nicht von Hebel.

auch an dem Kruzifix im Felde angeknüpft würde, so müßte sich der gelbe Faden ebenfalls in 24 Stunden um die Erde herumlegen. Aber der Mond ist deswegen nicht um die Erde herumgegangen, sondern die Erde durch die Umdrehung um ihre Achse hat den Faden selber an sich aufgewunden.

Drittens, der Mond muß auch sein Licht und sein Gedeihen von der Sonne empfangen. Eine Hälfte seiner Kugel ist erhellt, die gegen die Sonne gekehrt ist, die andere ist finster. Damit nun nicht immer die nämliche Hälfte hell, und die nämliche finster bleibe, so dreht sich der Mond wie die Erde ebenfalls um sich selber oder um seine Achse, und dem Hausfreund thut die Wahl weh, will er sagen in 27 Tagen und acht Stunden, oder in 29 und einem halben Tag. Denn beides ist richtig, je nachdem man's ansieht. Wir wollen aber sagen in 29 und einem halben Tag, weil's die Kalendermacher so ansehen. Daraus folgt, daß in dieser langen Zeit der Tag und die Nacht nur einmal um den Mond herumwandeln. Der Tag dauert dort an einem Ort so lange als ungefähr zwei von unsern Wochen und ebensolang die Nacht, und ein Nachtwächter muß sich schon sehr in acht nehmen, daß er in den Stunden nicht irre wird, wenn es einmal anfängt 223 zu schlagen oder 309. — Aber

Viertens, der Mond bewegt sich in der nämlichen Zeit auch um die Erde. Dies sieht man abermal an den Sternen. Wie wenn man einen langsam gehenden Postwagen aus weiter Ferne beobachtet, meint man er stehe still. Wenn man aber bemerkt, wie er doch nicht immer neben dem nämlichen Baum an der Straße sich befindet, sondern nach ein paar Minuten neben einem andern, so erkennt man, daß er nicht stillsteht, sondern auf die Station geht. Wenn er aber in einem großen Kreis um den geneigten Leser herumführe, so müßte er doch zuletzt wieder zu dem nämlichen Baum kommen, bei welchem er zuerst stand, und daran müßte man erkennen, daß er jetzt seinen Kreislauf vollendet hat, also auch der Mond. Er hält sich nicht jede Nacht bei dem nämlichen Sternlein auf, wenn's noch so schön ist, sondern er rückt weiter von einem zum andern. Am andern Abend um die nämliche Zeit ist er schon um ein Beträchtliches vorgerückt, aber ohngefähr in oben benannter Zeit, etwas früher kommt er wieder zu dem nämlichen Stern, bei dem er zuerst stand, und hat seinen Kreislauf um die Erde vollendet.

Fünftens, da sich der Mond also um die Erde bewegt, so ist daraus leicht abzunehmen, was es mit dem Mondwechsel für eine Bewandtnis hat. Der Neumond ist, wenn der Mond zwischen der Sonne und Erde steht, aber etwas höher oder tiefer. Alsdann ist seine ganze erleuchtete Hälfte oder sein Tag gegen die Sonne gekehrt, und seine Nacht schaut herab gegen uns. Vom Neumond an, wenn der Mond auf seinem Umlauf zwischen der Sonne und Erde heraustritt, und sich gleichsam mit ihnen in den Triangel stellt, erblicken wir zuerst einen schmalen Streif von der erhellten Mondkugel, der immer größer wird bis zum ersten Viertel.

Das erste Viertel ist, wenn der Mond so steht, daß gerade die Hälfte von der erleuchteten Halbkugel, oder der vierte Teil von dem Mond gegen uns im Licht ist, und die Hälfte von der verfinsterten Halbkugel im Schatten. Da kann man recht sehen, wie Gott das Licht von der Finsternis scheidet, und wie auf den Weltkörpern der Tag neben der Nacht wohnt, und wie die Nacht von dem Tag bis zum Vollmond allmählich besiegt wird.

Der Vollmond ist, wenn der Mond auf seinem Kreislauf um die Erde, hinter der Erde steht, also daß die Erde zwischen ihm und der Sonne schwebt, aber etwas tiefer oder höher. Alsdann können wir seine ganze erleuchtete Hälfte sehen, wie sie von der Sonne erleuchtet wird, und aus unserer Nacht hinaufschauen in seinen Tag. Vom Vollmond an, wenn der Mond sich wieder auf der andern Seite herumbiegt um die Erde, kommt wieder etwas von seiner finstern Hälfte zum Vorschein, und immer mehr bis zum letzten Viertel.

Das letzte Viertel ist, wenn wieder die eine Hälfte der Halbkugel, die gegen uns steht, erleuchtet, und die andere verfinstert ist, und jetzt kann man sehen, wie die Nacht den Tag besiegt, bis sie ihn im Neumond wieder verschlungen hat. Dies ist der Mondwechsel.

Sechstens aber, und wenn der Mond und die Erde einmal in schnurgerader Linie vor der Sonne stehen, so geschehen noch ganz andere Sachen, die man nicht alle Tage sehen kann, nämlich die Finsternisse. Wenn der dunkle Neumond je zuweilen in seinem Lauf gerade zwischen die Erde und die Sonne hineinrückt, nicht höher und nicht tiefer, so können wir vor ihm am hellen Tag die Sonne nimmer sehen, oder doch nicht ganz, und das ist alsdann eine Sonnenfinsternis, die Sonnenfinsternis kann nur im Neumond stattfinden. Wenn aber im Vollmond die Erde gerade zwischen die Sonne und zwischen den Mond hineintritt, nicht höher

und nicht tiefer, so kann die Sonne nicht ganz an den Vollmond scheinen, weil die Erde ihren Strahlen im Wege steht. Dies ist alsdann die Mondsfinsternis. Die Dunkelheit, die wir am Mond erblicken, ist nichts anders als der Schatten von unserer eignen Erde, und ein solches Exempel am Mond kann nur im Volllicht statuiert werden. Alle diese Finsternissen nun, die einzig von der Bewegung des Monds und der Erde herrühren, wissen wir Sternseher und Kalendermacher ein ganzes Jahr, und wer's verlangt, auf weiter hinaus vorherzusagen, und der Hausfreund giebt jetzt wenig gute Worte mehr, wenn einer kommt, der nicht glauben will, was bisher von den Himmelslichtern gesagt worden ist, und ferner soll gesagt werden. „Woher wißt ihr," fragt der vorsichtige Leser, „daß die Sonne und der Mond so groß ist, oder so, so weit oder so nahe, und daß sich die Erde und der Mond auch ganz gewiß so bewegen, wie's euch vorkommt? Wer ist dort gewesen und hat's gemessen?" Antwort: Wenn wir das nicht gewiß wüßten und auf das Haar, so könnten wir nicht auf ein ganzes Jahr, und wer's verlangt, auf weiter hinaus eine Finsternis voraussagen, auf welchen Tag, ja auf welche Minute sie anfängt, und wie tief sie sich in den Mond oder in die Sonne hineinfrißt. Oder sagt's auch voraus, wenn ihr könnt, und warum sucht ihr es im Kalender, wenn ihr meint, wir fallieren.

Siebentens, und wenn der Mond in seinem vollen Licht am Himmel erscheint, sieht er bei allem dem kurios aus mit seinem trüben Gesicht und mit seinen helleren und blassern Flecken. Denn bekanntlich ist die Helle nicht gleichmäßig über ihn verbreitet, sondern ungleichmäßig. Damit hat er die Gelehrten lange Zeit vexiert, und ihnen weisgemacht, die helleren Teile seien Land, von welchem die Lichtstrahlen wieder zurückprellen, und die dunkleren seien Wasser, welches die Lichtstrahlen verschluckt. Allein mit einem kapablen Perspektiv, wie es in vorigen Zeiten keine gab, hat ein rechtschaffner Sternseher, namens Schröter, ganz andere Dinge auf dem Mond entdeckt als Land und Wasser, nämlich auch Land, aber kein Wasser, sondern weite Ebenen, hohe Berge und tiefe Abgründe von wunderbarer Gestalt und Verbindung. Hat er nicht ihren Schatten sogar beobachtet, und wie er sich von Abend gegen Morgen bewegt, verkürzt und verlängert? Hat er nicht zuletzt sogar aus dem Schatten der Berge ihre Höhe ausgerechnet, gleichsam wie ein Exempel aus der Regeldetri? Die höchsten Berge auf

dem Mond sind höher als die höchsten auf der Erde, nämlich 25 000 Fuß. Der Hausfreund hat Respekt vor dem Sternseher, und vor der göttlichen Allmacht, die einem schwachen Menschenkind den Verstand und die Geschicklichkeit geben kann, auf 50 000 Meilen weit Berge auszumessen, die unsereiner (der geneigte Leser ist gemeint) gar nicht sieht. Fragt man nun noch

Achtens und letztens, was denn eigentlich der Mond am Himmel zu verrichten hat. — Antwort: Was die Erde. Soviel ist gewiß, er erhellt durch sein mildes Licht, welches der Widerschein von seinem Sonnenschein ist, unsere Nächte, und sieht zu, wie die Knaben die Mägdlein küssen. Er ist der eigentliche Hausfreund und erste Kalendermacher unserer Erde, und der oberste General-Nachtwächter, wenn die andern schlafen. Hinwiederum scheint die Erde mit ihrem Sonnenglanz, in wechselndem Licht, an die finstere Halbkugel des Monds, und erhellt ihre lange, lange Nacht. Was will der geneigte Leser sagen! Sieht man nicht in den ersten Tagen des Neulichts, wenn der Mond noch wie eine krumme Sichel am Himmel steht, sieht man nicht auch den übrigen dunkeln Teil seiner Scheibe, oder seine Nacht durch einen schwachen grünlichen Schimmer erhellt. Das ist eine Wirkung des Sonnenscheins, der von der erleuchteten Halbkugel unserer Erde auf den Mond fällt, oder ist der Erdschein im Mond.

Zudem ist es gar wohl möglich, daß auch jener Weltkörper allerlei vernünftige und unvernünftige Geschöpfe von kuriosen Gestalten und Eigenschaften beherbergt, die uns alles besser sagen könnten, und die sich in ihrer Nacht auch über den milden Erdschein freuen. Vielleicht glauben die einfältigen Leute dort auch lange her, die Erde gehe um den Mond herum, und sei bloß wegen ihnen da, und wir könnten's ihnen auch besser sagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

22. Danach steht im Kalender noch folgendes: Zudem hat der Mond einen großen Einfluß auf die Luft und Witterung der Erde, und durch sie auf Gewächse, Tiere und Menschen. Jedermann weiß, daß sich am liebsten um die Zeit der Mondwechsel das Wetter ändert und bricht. Wenn wir Kalendermacher den Mond nicht hätten, wir könnten nicht jahraus, jahrein, und wer's verlangt, von Tag zu Tag das Wetter also voraussagen, daß es manchmal wunderbarlich eintrifft. Ja wer schon auf dem Meere gewesen, oder in einer Seestadt in Arbeit gestanden, oder in Garnison gelegen ist, weiß, was Flut und Ebbe heißt, wenn das Meer von 6 zu 6 Stunden gegen das Ufer anlauft und wieder zurücktritt. Diese Wasserkunst kommt größtenteils auch vom Mond her. Ja der Hausfreund getraut sich zu behaupten, daß noch andere und ganz kuriose Veränderungen auf dem Erdball vorgehen könnten, wenn einmal der Mond rebellisch werden und nimmer kommen wollte.

28. Auflösung des dritten und vierten Rechnungsexempels.

Ich werde wohl zu spät kommen, und alle, welche sich um das erste Rechnungsexempel bekümmerten, werden's herausHaben, daß Hans sieben Schafe hatte. Fritz aber hatte fünf. Wenn nun der letztere dem ersten eins von den seinen gab, so hatte Fritz noch vier, Hans aber hatte acht; folglich noch einmal soviel. Giebt aber der erste dem letzten eins, so behält Hans noch sechs und Fritz bekommt sechs. Und also lautete die Aufgabe.

So ein Schaf hin- oder herzugeben, wenn man selber nur fünf oder sieben Stücke hat, ist nun freilich keine Kleinigkeit. Sonst aber und wo es angeht, ist es immer besser, gute Freunde halten's miteinander so, daß die Teile gleich werden, als daß einer viel hat und der andere wenig. Denn Mehrhaben macht leicht übermütig und gewaltthätig, und Wenighaben macht mißgünstig, und wo einmal Übermut und Mißgunst sich einnisten, da hat es mit der guten Freundschaft bald ein Ende. Das muß der verständige Vater wohl überlegt haben, der im zweiten Exempel sein Vermögen unter seine sieben Kinder verteilte. Denn wer es ausgerechnet und keinen Fehler dabei begangen hat, der wird bald gefunden haben, daß jedes Kind 700 Gulden bekommen habe, keinen Kreuzer mehr und keinen minder.

Wenn alle Eltern so vernünftig wären und ihren Kindern, die gleiche Liebe verdienen, gleiche Liebe bewiesen, wieviel Unfrieden und Unheil könnte dadurch verhütet werden, und wie manches Stündlein könnten die Herren Advokaten doch auch ein wenig spazieren gehen und frische Luft schöpfen.

---

29. Zwei Erzählungen.

Wie leicht sich manche Menschen oft über unbedeutende Kleinigkeiten ärgern und erzürnen, und wie leicht die nämlichen oft durch einen unerwarteten spaßhaften Einfall wieder zur Besinnung können gebracht werden, das haben wir an dem Herrn gesehen, der die Suppenschüssel aus dem Fenster warf, und an seinem witzigen Bedienten. Das nämliche lehren folgende zwei Beispiele.

Ein Gassenjunge sprach einen gut und vornehm gekleideten

1. Kalender von 1806. Aufgabe s. S. 37.

Mann, der an ihm vorbeiging, um einen Kreuzer an, und als dieser seiner Bitte kein Gehör geben wollte, versprach er ihm, um einen Kreuzer zu zeigen, wie man zu Zorn und Schimpf und Händeln kommen könne. Mancher der dies liest, wird denken, das zu lernen sei keinen Heller, noch weniger einen Kreuzer wert, weil Schimpf und Händel etwas Schlimmes und nichts Gutes sind. Aber es ist mehr wert, als man meint. Denn wenn man weiß, wie man zu dem Schlimmen kommen kann, so weiß man auch, vor was man sich zu hüten hat, wenn man davor bewahrt bleiben will. So mag dieser Mann auch gedacht haben, denn er gab dem Knaben den Kreuzer. Allein dieser forderte jetzt den zweiten, und als er den auch erlangt hatte, den dritten und vierten, und endlich den sechsten. Als er aber noch immer mit dem Kunststück nicht herausrücken wollte, ging doch die Geduld des Mannes aus. Er nannte den Knaben einen unverschämten Burschen und Betteljungen, drohte ihn mit Schlägen fortzujagen, und gab ihm am Ende auch wirklich ein paar Streiche. „Ihr grober Mann, der Ihr seid," schrie jetzt der Junge, „schon so alt und noch so unverständig! Hab' ich Euch nicht versprochen zu lehren, wie man zu Schimpf und Händeln kommt? Habt Ihr mir nicht sechs Kreuzer dafür gegeben? Das sind ja jetzt Händel, und so kommt man dazu. Was schlagt Ihr mich denn?" So unangenehm dem Ehrenmann dieser Vorfall war, so sah er doch ein, daß der listige Knabe recht und er selber unrecht hatte. Er besänftigte sich, nahm sich's zur Warnung, nimmer so aufzufahren, und glaubte, die gute Lehre, die er da erhalten habe, sei wohl sechs Kreuzer wert gewesen.

In einer andern Stadt ging ein Bürger schnell und ernsthaft die Straße hinab. Man sah ihm an, daß er etwas Wichtiges an einem Ort zu thun habe. Da ging der vornehme Stadtrichter an ihm vorbei, der ein neugieriger und dabei ein gewaltthätiger Mann muß gewesen sein, und der Gerichtsdiener kam hinter ihm drein. „Wo geht Ihr hin so eilig?" sprach er zu dem Bürger. Dieser erwiderte ganz gelassen: „Gestrenger Herr, das weiß ich selber nicht." — „Aber Ihr seht doch nicht aus, als ob Ihr nur

27. Vademecum I, 114: Der Edelmann und der Bauer. Ein Edelmann begegnete einem Bauer und fragte ihn, wo er hingehe. „Was weiß ich es," antwortete der Bauer. Der Edelmann, der sich über diese impertinente Antwort des Bauern ärgerte, sagte: „Ich will dich gleich lehren, höflicher mit mir zu reden." Er ließ ihn durch seine Leute greifen und nach dem Gefängnisse bringen. „Mein Herr," sagte hierauf der Bauer, „sehen Sie wohl, daß ich Ihnen recht geantwortet habe; denn ich kann schwören, ich wußte nicht, daß ich in das Gefängnis gehen würde." Dem Herrn gefiel diese Antwort, und ließ ihn wieder frei.

für Langeweile herumgehen wolltet. Ihr müßt etwas Wichtiges an einem Orte vorhaben." — „Das mag sein," fuhr der Bürger fort, „aber wo ich hingehe, weiß ich wahrhaftig nicht." Das verdroß den Stadtrichter sehr. Vielleicht kam er auch auf den Verdacht, daß der Mann an einem Ort etwas Böses ausüben wollte, das er nicht sagen dürfe. Kurz, er verlangte jetzt ernsthaft, von ihm zu hören, wo er hingehe, mit der Bedrohung, ihn sogleich von der Straße weg in das Gefängnis führen zu lassen. Das half alles nichts, und der Stadtrichter gab dem Gerichtsdiener zuletzt wirklich den Befehl, diesen widerspenstigen Menschen wegzuführen. Jetzt aber sprach der verständige Mann: „Da sehen Sie nun, hochgebietender Herr, daß ich die lautere Wahrheit gesagt habe. Wie konnte ich vor einer Minute noch wissen, daß ich in den Turm gehen werde, — und weiß ich denn jetzt gewiß, ob ich drein gehe?" „Nein," sprach jetzt der Richter, „das sollt Ihr nicht." Die witzige Rede des Bürgers brachte ihn zur Besinnung. Er machte sich stille Vorwürfe über seine Empfindlichkeit und ließ den Mann ruhig seinen Weg gehen.

Es ist doch merkwürdig, daß manchmal ein Mensch, hinter welchem man nicht viel sucht, einem andern noch eine gute Lehre geben kann, der sich für erstaunend weise und verständig hält.

30. Nützliche Lehren.

9.

Es sagt ein altes Sprichwort: „Selber essen macht fett." Ich will noch ein paar dazusetzen: „Selber Achtung geben macht verständig. Und selber arbeiten macht reich." Wer nicht mit eigenen Augen sieht, sondern sich auf andere verläßt, und wer nicht selber Hand anlegt, wo es nötig ist, sondern andere thun läßt, was er selber thun soll, der bringt's nicht weit, und mit dem Fettwerden hat es bald ein Ende.

10.

Ein anderes Sprichwort heißt so: „Wenn man den Teufel an die Wand malt, so kommt er." Das sagt mancher, und versteht's nicht. Den bösen Geist kann man eigentlich nicht an die Wand malen, sonst wäre es kein Geist. Auch kann er nicht kom-

men. Denn er ist mit Ketten der Finsternis in die Hölle gebunden. Was will denn das Sprichwort sagen? Wenn man viel an das Böse denkt, und sich dasselbe in Gedanken vorstellt, oder lang davon spricht, so kommt zuletzt die Begierde zu dem Bösen in das Herz, und man thut's. Soll der böse Feind nicht kommen, so mal ihn nicht an die Wand! Willst du das Böse nicht thun, so denke nicht daran, wo du gehst und stehst, und sprich nicht davon, als wenn es etwas Angenehmes und Lustiges wäre.

11.

„Einmal ist keinmal." Dies ist das erlogenste und schlimmste unter allen Sprichwörtern, und wer es gemacht hat, der war ein schlechter Rechnungsmeister oder ein boshafter. Einmal ist wenigstens einmal, und daran läßt sich nichts abmarkten. Wer einmal gestohlen hat, der kann sein lebenlang nimmer mit Wahrheit und mit frohem Herzen sagen: Gottlob! ich habe mich nie an fremdem Gut vergriffen, und wenn der Dieb erhascht und gehenkt wird, alsdann ist einmal nicht keinmal. Aber das ist noch nicht alles, sondern man kann meistens mit Wahrheit sagen: „Einmal ist zehnmal und hundert- und tausendmal." Denn wer das Böse einmal angefangen hat, der setzt es gemeiniglich auch fort. Wer A gesagt hat, der sagt auch gern B, und alsdann tritt zuletzt ein anderes Sprichwort ein, „daß der Krug so lange zum Brunnen gehe, bis er bricht".

12.

Nun kommen zwei Sprichwörter und die sind beide wahr, wenn sie schon einander widersprechen. Von zwei unbemittelten Brüdern hatte der eine keine Lust und keinen Mut etwas zu erwerben, weil ihm das Geld nicht zu den Fenstern hineinregnete. Er sagte immer: „Wo nichts ist, kommt nichts hin." Und so war es auch. Er blieb sein lebenlang der arme Bruder Wonichtsist, weil es ihm nie der Mühe wert war, mit einem kleinen Ersparnis den Anfang zu machen, um nach und nach zu einem größern Vermögen zu kommen. So dachte der jüngere Bruder nicht. Der pflegte zu sagen: „Was nicht ist, das kann werden." Er hielt das wenige, was ihm von der Verlassenschaft der Eltern zu teil worden war, zu Rat, und vermehrte es nach und nach durch eigenes Ersparnis, indem er fleißig arbeitete und

eingezogen lebte. Anfänglich ging es hart und langsam. Aber sein Sprichwort: „Was nicht ist, kann werden," gab ihm immer Mut und Hoffnung. Mit der Zeit ging es besser. Er wurde durch unverdrossenen Fleiß und Gottes Segen noch ein reicher Mann, und ernährt jetzt die Kinder des armen Bruders Wonichtsist, der selber nichts zu beißen und zu nagen hat.

---

31. Die Spinnen.

1.

Die Spinne ist ein verachtetes Tier, viele Menschen fürchten sich sogar davor, und doch ist sie auch ein merkwürdiges Geschöpf und hat in der Welt ihren Nutzen. Zum Beispiel die Spinne hat nicht zwei Augen, sondern acht. Mancher wird dabei denken, da sei es keine Kunst, daß sie die Fliegen und Mücken, die an ihren Fäden hängen bleiben, so geschwind erblickt und zu erhaschen weiß. Allein das macht's nicht aus. Denn eine Fliege hat nach den Untersuchungen der Naturkündigen viele hundert Augen, und nimmt doch das Netz nicht in acht und ihre Feindin, die groß genug darinsitzt. Was folgt daraus? Es gehören nicht nur Augen, sondern auch Verstand und Geschick dazu, wenn man glücklich durch die Welt kommen und in keine verborgenen Fallstricke geraten will. — Wie fein ist ein Faden, den eine Spinne in der größten Geschwindigkeit von einer Wand bis an die andere zu ziehen weiß? Und doch versichern abermal die Naturkündigen, daß ein solcher Faden, den man kaum mit bloßen Augen sieht, wohl sechstausendfach zusammengesetzt sein könne. Das bringen sie so heraus: Die Spinne hat an ihrem Körper nicht nur eine, sondern sechs Drüsen, aus welchen zu gleicher Zeit Fäden hervorgehn. Aber jede von diesen Drüsen hat wohl tausend feine Öffnungen, von welchen keine umsonst da sein wird. Wenn also jedesmal aus allen diesen Öffnungen ein solcher Faden herausgeht, so ist an der Zahl sechstausend nichts auszusetzen, und dann kann man wohl begreifen, daß ein solcher Faden, obgleich so fein, doch auch so fest sein könne, daß das Tier mit der größten Sicherheit daran auf- und

25. „Mit dem Vergrößerungsglas sieht man auf jeder Warze tausend Öffnungen. Aus jeder kömmt ein Faden, also bestünde jeder Spinnfaden aus 5000 kleineren. Andre wollen gar sechs Warzen und also 6000 Öffnungen, 6000 Fäden zu einem annehmen." Sander, Naturgeschichte II, 238.

absteigen, und sich in Sturm und Wetter darauf verlassen kann. Muß man nicht über die Kunst und Geschicklichkeit dieser Geschöpfe erstaunen, wenn man ihnen an ihrer stillen und unverdrossenen Arbeit zuschaut, und an den großen und weisen Schöpfer denken, der für alles sorgt, und solche Wunder in einem so kleinen und unscheinbaren Körper zu verbergen weiß?

2.

Das mag alles gut sein, denkt wohl mancher, wenn sie nur nicht giftig wären, und lauft davon oder zertritt sie, wo er eine findet. Aber wer sagt denn, daß unsere Spinnen giftig seien? Noch kein Mensch ist in unsren Gegenden von einer Spinne vergiftet worden. Giebt es nicht hie und da Leute, die sie aufs Brot streichen und verschlucken? Wohl bekomm's, wem es schmeckt! Auch sonst thun diese Tierlein, die nur für die Erhaltung ihres eigenen Lebens besorgt sind, keinem Menschen etwas zu leide. Im Gegenteil leisten sie in der Natur einen großen Nutzen, den man aber, wie es oft geschieht, nicht hoch anschlägt, weil jede einzelne wenig dazu beizutragen scheint. Es ist das geringste, daß sie hie und da einer Stubenfliege den Garaus machen. Für diese wäre noch anderer Rat. Aber sie verzehren auch jährlich und täglich eine große Anzahl anderer sehr kleinen Mücklein, die uns durch ihre Menge erstaunend beschwerlich und schädlich werden, und gegen welche man sich nicht erwehren könnte, wenn sie überhand nähmen. Sind nicht manchmal ganze Ackerfurchen mit Spinnengewebe überzogen und glänzen im Morgentau? Da geht manches Mücklein zu Grunde, das die aufkeimende Saat vielleicht angegriffen und verletzt hätte. Ein Gefangener machte einst in seinem einsamen Kerker eine Spinne so zahm, daß sie seine Stimme kannte, und allemal kam, wenn er sie lockte und etwas für sie hatte. Sie verkürzte ihm an einem Ort, wo kein Freund zu ihm kommen konnte, manche traurige Stunde. Aber als der Kerkermeister es merkte, brachte er sie ums Leben. Was ist verabscheuungswürdig? Ein solches Tier, das doch noch einem Unglücklichen einiges Vergnügen machen kann, oder ein solcher Mensch, der dem Unglücklichen auch dieses Vergnügen mißgönnt und zerstört? Ein anderer Gefangener, der sonst nichts zu thun wußte, gab lange Zeit auf die Spinnen acht, und merkte, daß sie auch Wetterpropheten seien. Bald ließen sie sich sehen und arbeiteten, bald nicht. Einmal spannen sie träg,

ein andermal hurtig, lange Fäden oder kurze, einmal näher zusammen, ein andermal weiter auseinander, so oder so, und endlich konnte er daran erkennen, was für Wetter kommt, Sturm, Regen oder Sonnenschein, anhaltend oder veränderlich. Also auch dazu sind sie gut, und wenn sich jemand verwundet hat, und findet geschwind ein Spinnengewebe, das er auf die blutende Wunde legen kann, so ist er doch auch froh darüber. Wenn es rein ist, so kann es Blut und Schmerzen stillen. Wenn es aber voller Staub ist, so schmerzt es noch mehr, weil der unreine Staub in die Wunde kommt.

3.

Daß es mancherlei Tiere dieser Gattung gebe, sieht man schon an der Verschiedenheit ihres Gewebes in der freien Luft, an Fensterscheiben, in den Winkeln, auf den Feldern, da und dort. Manche spinnen gar nicht, sondern springen nach ihrer Beute. Im Frühjahr und noch vielmehr im trockenen warmen Nachsommer sieht man oft gar viele weiße Fäden in der Luft herumfliegen. Alle Bäume hängen manchmal voll, und die Hüte der Wanderer auf der Straße werden davon überzogen. Man konnte lange nicht erraten, wo diese Fäden und Flocken herkommen, und machte sich allerlei wunderliche Vorstellungen davon. Jetzt weiß man gewiß, daß es lauter Gespinst ist von unzählig viel kleinen schwarzen Spinnen, welche deswegen die Spinnen des fliegenden Sommers genennt werden. Da sieht man wieder, wie viel auch durch kleine Kräfte kann ausgerichtet werden, wenn nur viele das nämliche thun. —

Aber eine gefürchtete Spinne lebt in dem untersten heißen Italien. Sie ist unter dem Namen Tarantel bekannt. Diese soll wohl die Menschen beißen und durch den giftigen Biß krank und schwermütig machen. Ein Mittel dagegen soll ein gewisser Tanz sein, die Tarantella genannt. Wenn die Kranken die Musik dazu hören, so fangen sie an zu tanzen, bis sie vor Müdigkeit umfallen, und sind alsdann genesen. Es ließe sich wohl begreifen, daß durch die heftige Bewegung das Gift aus dem Körper herausgetrieben werde. Allein es ist doch, wie man für gewiß weiß, viel Einbildung und Übertreibung dabei, und wohl auch Betrug.

8. „Wenn man etwas vom Spinnengewebe beisammen hat und es vom Staube reinigt, so kann man es brauchen, das Blut zu stillen." Sander, Naturgeschichte II, 241.

Ein anderes merkwürdiges Tier dieser Art lebt in einer Gegend von Amerika und heißt Buschspinne. Diese nimmt nicht mit Stubenfliegen und Mücklein vorlieb. Nein, einer gewissen Art von Vögeln geht sie nach, greift sie an und zwingt sie, tötet sie und saugt ihnen das Blut und die Eier aus. Worüber soll man sich am meisten verwundern, über die große Spinne oder über die kleinen Vögel?

32. Die Planeten.

Bis jetzt haben wir in unsern Betrachtungen über das Weltgebäude unsern Wohnplatz, die Erde, die Sonne und den Mond näher kennen gelernt. Jetzt erheben wir unser Auge zu den leuchtenden Sternen, an denen sich so oft das Auge des nächtlichen Wanderers ergötzt. Wer etwa in einer großen Hauptstadt oder in der Nähe derselben gelebt hat, der kann wissen, was eine Illumination ist, und wie herrlich es aussieht, wenn zu Ehren eines großen Herrn in der ganzen Stadt viele Tausend kleine Lampen zu gleicher Zeit angezündet werden und brennen. Das Auge kann sich nicht satt schauen, und überall erblickt es etwas anderes und Schöneres. Aber alle diese irdische Herrlichkeit ist in gar keine Vergleichung zu setzen mit der großen himmlischen Illumination, die in jeder wolkenlosen Nacht zur Ehre des großen Weltbeherrschers aus unermeßlicher Höhe herabflimmert.

Fürs erste müssen wir wissen, daß es zweierlei Arten der Sterne giebt. Denn so sehr sie alle, groß und klein, in der größten Unordnung untereinander zu stehen scheinen, so behalten doch die meisten derselben jahraus, jahrein ihre nämliche Stellung gegeneinander, gehen jahraus und jahrein in der nämlichen Ordnung mit- und nacheinander auf und unter, keiner kommt dem andern näher, keiner entfernt sich von dem andern. Jeder von uns, der auch nur ein Gestirn kennt, den Heerwagen oder den Jakobsstab, der wird's wissen. Wie diese Sterne in seiner Jugend standen, so stehen sie noch, und wo er sie im Sommer oder Winter, nachts um acht Uhr oder in der Mitternacht zu finden wußte, dort findet er sie in der nämlichen Jahrszeit wieder. Und diese Sterne heißen Fixsterne.

Nur mit sehr wenigen andern, welche man Irrsterne oder

S. Kalender von 1808.

Planeten nennt, hat es auch eine andere Bewandtnis. Diese behalten nicht ihre gleichförmige Stellung gegen die andern. Wenn der Planet, Jupiter genannt, heute nacht zwischen zwei gewissen Sternen steht, so steht er von heute übers Jahr nicht mehr zwischen den nämlichen, sondern an einem andern Ort. Es ist, als ob diese Sterne für Kurzweil bei den andern herumspazierten, ihnen gute Nacht oder guten Morgen brächten, und sich um die Zeit und Stunde nicht viel bekümmerten. Aber sie haben ihre Ordnung so gut wie die übrigen, nur eine andere. Die mehresten von ihnen kennt jeder Leser aus den Kalendern, besonders aus dem hundertjährigen. Diese Planeten haben nun folgende Eigenschaften miteinander gemein:

1) Sie sind unter allen Sternen unsrer Erde am nächsten, viel näher als irgend ein Fixstern.

2) Sie bewegen sich in großen Kreisen und in ungleich langen Zeiten um die Sonne, welches die andern nicht thun. Und aus diesem Grunde verändert sich unaufhörlich ihre Stellung am Himmel.

3) Es sind von Natur dunkle Weltkörper. Sie empfangen ihr Licht wie unsre Erde von der Sonne. Was wir in der Nacht an ihnen glänzen sehen, ist Sonnenschein, der wie aus einem Spiegel zu uns zurückstrahlt, so daß wir auch in der finstersten Sternennacht doch nicht ganz von diesem fröhlichen Lichte verlassen sind. Jeder Planet ist eine ungeheure große Kugel, die sich immer und ohne Ruhe herumdreht. Nur diejenige Hälfte, die alsdann gegen der Sonne steht, hat Licht, die andere ist finster. Sie haben daher auch ihresteils Tag und Nacht.

4) Ein Planet steht nicht immer in gleicher Entfernung und Richtung gegen die Sonne. Sie haben daher, wie unsre Erde, verschiedene Jahrszeiten, in ihrer Art, Sommer und Winter.

Falsch ist es also, wenn man glaubt, die Sonne sei selber ein Planet. Denn sonst müßte sie sich selber in einem großen Kreis um die Sonne bewegen, sie müßte Tag haben, wenn sie von sich selber beschienen wird, und Nacht, wenn sie nicht von sich selber beschienen wird. Sie müßte Sommer und Winter haben, wenn sie näher oder weiter von sich selber absteht, und das ist lauter Widerspruch. Hingegen haben die Weltweisen entdeckt, daß in dem unermeßlichen Weltraum, und unter den unzähligen Weltkugeln desselben, unsere Erde selber ein Planet sei, weil sie alle

Eigenschaften der andern Planeten hat, und wer auf einem andern Planeten stünde, und aus einer Weite von Millionen Meilen nach der Erde schaute, dem würde sie ebenso als ein kleiner glänzender Stern erscheinen, wie uns der Abendstern erscheint. Denn es ist die Entfernung von den Sternen zu uns gerade so weit, als von uns zu den Sternen.

Mißlich muß es daher auch um die Behauptung stehen, daß unsere Erde abwechselnd von den Planeten regiert werde, oder daß Witterung, Fruchtbarkeit und andere Dinge von ihnen herrühren, ob man gleich die Erfahrung haben kann, daß je nach sieben Jahren manches wieder so kommt, wie es sieben Jahre früher war. Denn

1) sonst müßte ein Planet den andern regieren, weil ja unsere Erde selber ein Planet ist, und solche Unordnung wird in dem Reich der Weltkörper nicht statuiert.

2) So müßte unsere Erde auch die andern Planeten hinwiederum regieren, und das kann nicht sein, sonst müßten wir auch etwas davon wissen.

3) So sind nicht sieben Hauptplaneten, sondern es sind, wie man mit guten Fernröhren entdeckt hat, bis jetzt eilf, und folglich kann nicht alle sieben Jahre wieder der nämliche regieren. Wie sieht's jetzt aus?

Also ist auch der Mond kein Planet, wie schon aus der vorigen Betrachtung über ihn ersichtlich ist, sondern er ist der Mond und bleibt der Mond. Von den wahren Planeten aber sind einige schon lange bekannt, nämlich

Der Merkurius, aber diesen wird keiner von euch leicht gesehen haben. Denn er umläuft die Sonne in einem so kleinen Kreis, und steht immer so nahe bei ihr, daß er morgens nur kurz vor ihr aufgeht, und bald in dem anbrechenden Tag erblaßt, oder abends bald nach ihr untergeht und also nicht überall zu sehen ist. Er ist ungefähr zwei und ein halbmal näher bei der Sonne als wir, welches doch acht Millionen Meilen beträgt. Ein Jahr währt auf diesem Planet nur 88 Tage, denn in so viel Zeit lauft er einmal um die Sonne herum, und vollendet seine Jahrszeit. Dafür ist er auch einer von den kleinen Planeten und 16mal kleiner als die Erde.

Die Venus ist der zweite Planet, und diesen kennen wir alle unter einem andern Namen, als Abendstern oder Morgen-

stern. Denn wenn sie auf ihrem Lauf um die Sonne, welcher 224 Tage beträgt, gegen uns betrachtet vorne an der Sonne steht, so geht er auch früh ein paar Stunden lang vor ihr auf, und das ist alsdann der schöne Morgenstern.

Aber wenn er zu einer andern Zeit in seinem Umlauf so steht, daß er erst nach der Sonne aufgehen kann, so können wir wegen der Tageshelle und dem Sonnenglast ihn nicht mehr sehen. Unsichtbar folgt er den ganzen Tag der Sonne, wie ein Kind seiner Mutter nach, und erst wenn die Sonne untergegangen ist, wenn auf der Erde die Lichter bald angezündet werden und die Betglocken in die Dämmerung läuten, wird er am Abendhimmel sichtbar. Dieser Stern ist der einzige unter allen, der nicht nur aus der Ferne uns seinen Schimmer zeigt, sondern sogar einige Helle auf der Erde verursacht, und daher auch einen Schatten wirft. Dies rührt von der Nähe desselben her, die bisweilen nur sechs Millionen Meilen beträgt, da die Sonne selbst 21 Millionen weit entfernt ist.

Auch ist das Licht des Abendsterns nicht immer gleich. Oft strahlt er im schönsten Glanze, oft wieder blasser, und scheint sogar kleiner zu sein. Aber die Sternkundiger haben schon lange durch ihre Ferngläser die Ursache davon entdeckt. Die Venus hat nämlich, von der Erde aus betrachtet, ihr zu- und abnehmendes Licht wie der Mond, und dies ist sehr begreiflich. Denn da sie eine große Kugel ist, und also nur die eine Hälfte derselben von der Sonne erleuchtet sein kann, während es auf der andern Nacht und stockfinster ist, so kann es oft geschehen, daß sich nur die Hälfte, ja weniger, von ihrer erleuchteten Seite gegen die Erde kehrt.

Aber was noch viel Merkwürdigeres haben die Sternkundiger durch die Hilfe der stärksten Ferngläser in dem Abendstern entdeckt. Er ist nämlich sowenig als unsere Erde eine ganz glatte Kugel, und hat ebenso wie sie seine Berge und Thäler, und ob er gleich etwas kleiner als sie ist, so hat er doch Berge, welche den höchsten Berg unsers Weltkörpers um das Vier- bis Fünffache an Höhe übertreffen, welches die Astronomen aus dem Schatten derselben mit Genauigkeit zu berechnen wissen.

O das muß ein wundersames Vergnügen sein, mit einem solchen Fernrohre in der finstern Erdennacht sechs Millionen Meilen weit in eine fremde erleuchtete Welt hineinzuschauen, wenn man bedenkt, wie viel Vergnügen es schon macht, wenn wir von einem

erstiegenen Berg nur in ein Thal hinüberschauen können, welches unsre Augen noch nie gesehen haben. Noch heimlicher und lieblicher aber müßte der Blick in einen solchen Stern hinein sein, wenn wir auch sehen könnten, was auf seinen Bergen wächst, was für Tiere darauf weiden, was für Menschen die Tiere hüten, und was sie sonst thun und treiben in ihrer lichten, luftigen Höhe.

Das hat die menschliche Neugierde. Soviel man weiß, gern wüßte man noch mehr.

Merkurius und Venus sind die zwei einzigen bekannten Planeten, welche zwischen der Sonne und der Erde stehen. Weiter über die Erde hinaus kreisen um die Sonne noch die drei längst bekannten, Mars, Jupiter und Saturn, nebst fünf neuentdeckten, Pallas, Ceres, Juno, Vesta und Uranus genannt, welche in der Folge sollen beschrieben werden.

---

33. Warme Winter.

Der warme Winter von dem Jahr 1806 auf das Jahr 1807 hat viel Verwunderung erregt und den armen Leuten wohlgethan, und der und jener, der jetzt noch fröhlich in den Knabenschuhen herumspringt, wird in sechszig Jahren einmal als alter Mann auf den Ofenbank sitzen, und seinen Enkeln erzählen, daß er auch einmal gewesen sei wie sie, und daß man Anno 6, als der Franzos in Polen war, zwischen Weihnacht und Neujahr Erdbeeren gegessen und Veielein gebrochen habe. Solche Zeiten sind selten, aber nicht unerhört, und man zählt in den alten Chroniken seit 700 Jahren 28 dergleichen Jahrgänge.

Im Jahr 1289, wo man von uns noch nichts wußte, war es so warm, daß die Jungfrauen um Weihnacht und am Dreikönigtag Kränze von Veilchen, Kornblumen und andern trugen.

Im Jahr 1420 war der Winter und das Frühjahr so gelind, daß im März die Bäume schon verblüheten. Im April hatte man schon zeitige Kirschen und der Weinstock blühte. Im Mai gab es schon ziemliche Traubenbeerlein. Davon konnten wir im Frühjahr 1807 nichts rühmen.

Im Winter 1538 konnten sich auch die Mädchen und Knaben im Grünen küssen, wenn's nur mit Ehren geschehen ist; denn

15. Fehlt im Schatzkästlein.

die Wärme war so außerordentlich, daß um Weihnacht alle Blumen blühten.

Im ersten Monat des Jahrs 1572 schlugen die Bäume aus, und im Februar brüteten die Vögel.

Im Jahr 1585 stand am Ostertag das Korn in den Ähren.

Im Jahr 1617 und 1659 waren schon im Jänner die Lerchen und die Trosteln lustig.

Im Jahr 1722 hörte man im Jänner schon wieder auf, die Stuben einzuheizen.

Der letzte ungewöhnlich warme Winter war im Jahr 1748.

Summa, es ist besser, wenn am St. Stephanstag die Bäume treiben, als wenn am St. Johannistag Eiszapfen daran hängen.

34. Das wohlbezahlte Gespenst.

In einem gewissen Dorfe, das ich wohl nennen könnte, geht ein üblicher Fußweg über den Kirchhof, und von da durch den Acker eines Mannes, der an der Kirche wohnt, und es ist ein Recht. Wenn nun die Ackerwege bei nasser Witterung schlüpfrig und ungangbar sind, ging man immer tiefer in den Acker hinein, und zertrat dem Eigentümer die Saat, so daß bei anhaltend feuchter Witterung der Weg immer breiter und der Acker immer schmäler wurde, und das war kein Recht. Zum Teil wußte nun der beschädigte Mann sich wohl zu helfen. Er gab bei Tag, wenn er sonst nichts zu thun hatte, fleißig acht, und wenn ein unverständiger Mensch diesen Weg kam, der lieber seine Schuhe als seines Nachbars Gerstensaat schonte, so lief er schnell hinzu und pfändete ihn, oder that's mit ein paar Ohrfeigen kurz ab. Bei Nacht aber, wo man noch am ersten einen guten Weg braucht und sucht, war's nur desto schlimmer, und die Dornenäste und Rispen, mit welchen er den Wandernden verständlich machen wollte, wo der Weg sei, waren allemal in wenig Nächten niedergerissen oder ausgetreten, und mancher that's vielleicht mit Fleiß. Aber da kam dem Mann etwas anderes zu statten. Es wurde auf einmal unsicher auf dem Kirchhofe, über welchen der Weg ging. Bei trockenem Wetter und etwas hellen Nächten sah man oft ein langes weißes Gespenst über die Gräber wandeln. Wenn es regnete oder sehr finster war, hörte man im Beinhaus bald ein ängstliches

Stöhnen und Winseln, bald ein Klappern, als wenn alle Totenköpfe und Totengebeine darin lebendig werden wollten. Wer das hörte, sprang bebend wieder zur nächsten Kirchhofthüre hinaus, und in kurzer Zeit sah man, sobald der Abend dämmerte und die letzte Schwalbe aus der Luft verschwunden war, gewiß keinen Menschen mehr auf dem Kirchhofwege, bis ein verständiger und herzhafter Mann aus einem benachbarten Dorfe sich an diesem Ort verspätete und den nächsten Weg nach Haus doch über diesen verschrieenen Platz und über den Gerstenacker nahm. Denn ob ihm gleich seine Freunde die Gefahr vorstellten und lange abwehrten, so sagte er doch am Ende: „Wenn es ein Geist ist, geh' ich mit Gott als ein ehrlicher Mann den nächsten Weg zu meiner Frau und zu meinen Kindern heim, habe nichts Böses gethan, und ein Geist, wenn's auch der schlimmste unter allen wäre, thut mir nichts. Ist's aber Fleisch und Bein, so habe ich zwei Fäuste bei mir, die sind auch schon dabei gewesen." Er ging. Als er aber auf den Kirchhof kam, und kaum am zweiten Grab vorbei war, hörte er hinter sich ein klägliches Ächzen und Stöhnen, und als er zurückschaute, siehe, da erhob sich hinter ihm, wie aus einem Grabe herauf, eine lange weiße Gestalt. Der Mond schimmerte blaß über die Gräber. Totenstille war rings umher, nur ein paar Fledermäuse flatterten vorüber. Da war dem guten Manne doch nicht wohl zu Mute, wie er nachher selber gestand, und wäre gerne wieder zurückgegangen, wenn er nicht noch einmal an dem Gespenst hätte vorbeigehen müssen. Was war nun zu thun? Langsam und stille ging er seines Weges zwischen den Gräbern und manchem schwarzen Totenkreuz vorbei. Langsam und immer ächzend folgte zu seinem Entsetzen das Gespenst ihm nach, bis an das Ende des Kirchhofs, und das war in der Ordnung, und bis vor den Kirchhof hinaus, und das war dumm.

Aber so geht es. Kein Betrüger ist so schlau, er verratet sich. Denn sobald der verfolgte Ehrenmann das Gespenst auf dem Acker erblickte, dachte er bei sich selber: Ein rechtes Gespenst muß wie eine Schildwache auf seinem Posten bleiben, und ein Geist, der auf den Kirchhof gehört, geht nicht aufs Ackerfeld. Daher bekam er auf einmal Mut, drehte sich schnell um, faßte die weiße Gestalt mit fester Hand, und merkte bald, daß er unter einem Leintuch einen Burschen am Brusttuch habe, der noch nicht auf dem Kirchhof daheim sei. Er fing daher an, mit der andern

Faust auf ihn loszutrommeln, bis er seinen Mut an ihm gekühlt hatte, und da er vor dem Leintuch selber nicht sah, wo er hinschlug, so mußte das arme Gespenst die Schläge annehmen wie sie fielen.

Damit war nun die Sache abgethan, und man hat weiter nichts mehr davon erfahren, als daß der Eigentümer des Gerstenackers ein paar Wochen lang mit blauen und gelben Zierraten im Gesicht herumging, und von dieser Stunde an kein Gespenst mehr auf dem Kirchhof zu sehen war. Denn solche Leute, wie unser handfester Ehrenmann, das sind allein die rechten Geisterbanner, und es wäre zu wünschen, daß jeder andere Betrüger und Gaukelhans ebenso sein Recht und seinen Meister finden möchte.

35. Der vorsichtige Träumer.

In dem Städtlein Witlisbach im Canton Bern war einmal ein Fremder über Nacht, und als er ins Bett gehen wollte, und bis auf das Hemd ausgekleidet war, zog er noch ein Paar Pantoffeln aus dem Bündel, legte sie an, band sie mit den Strumpfbändern an den Füßen fest, und legte sich also in das Bette. Da sagte zu ihm ein anderer Wandersmann, der in der nämlichen Kammer übernachtet war: „Guter Freund, warum thut Ihr das?" Darauf erwiderte der erste: „Wegen der Vorsicht. Denn ich bin einmal im Traum in eine Glasscherbe getreten. So habe ich im Schlaf solche Schmerzen davon empfunden, daß ich um keinen Preis mehr barfuß schlafen möchte."

36. Große Schneeballen.

Wenn in sehr hohen und jähen Schneegebirgen durch den Wind, oder durch einen Vogel, oder auch nur durch den Schall eine kleine Handvoll Schnee los wird und anfängt, den Berg herabzurollen, so wird die Balle natürlicherweise immer größer, aber bis sie in ein Thal herabkommt, wird sie endlich so groß, daß sie Wagen, Pferd und Mann auf der Straße erdrücken und bedecken, ja ganze Häuser zerschmettern kann, und viele Hundert

24. Danach im Kalender: Erstes Rätsel („Mein Kopf ist klein."). — 25. Nicht im Schatzkästlein.

Zentner Schnee schießen von oben herab ihr nach. Ein solcher Schneeschuß heißt eine Lawine, und es wäre an einer einzigen genug. Aber Dienstag am 11. Februar des Jahrs 1807, abends um sieben Uhr, stürzten bei dem Orte Stuben am Arlberg vier solcher Lawinen von vier verschiedenen Orten herab, auf einmal mit einem fürchterlichen Tosen und Krachen zusammen. Das mag auch ein großer Schrecken und Jammer für die armen Einwohner gewesen sein. Vier Häuser und acht Ställe wurden fortgerissen und überschüttet. Von achtzehn Personen, welche in diesen Häusern aßen und tranken, spinnten und haspelten, sind nur drei lebendig gerettet worden. Dreizehn sind tot hervorgegraben worden, oder doch bald an ihren Verwundungen gestorben, und zwei Männer hat man gar nicht mehr gefunden. Dabei gingen zehn Pferde, sechsunddreißig Stücke Rindvieh, zwanzig Geisen, eilf Schafe und eine Sau verloren, und der Schaden beläuft sich nach einer gerichtlichen Schätzung auf 12 977 Gulden. In wenigen Minuten war alles richtig.

Da ist's doch besser in der Ebene zu leben, und in den anmutigen Thälern zwischen den kleinen Bergen, wenn schon auch nicht alles ist, wie man's wünscht, und kommt manchmal etwas Ungerades, bald von oben herab, bald von der Seiten, rechts oder links.

---

37. Nützliche Lehren.

13.

Verständige, ja gelehrte Landwirte machen oft neue Versuche zur Verbesserung ihres Ackerbaus oder der Viehzucht. Mancher

23. Diese Lehre ist umgearbeitet aus nachstehendem Artikel des Kalenders: Vorbereitung des Getreides zur Aussaat.*) Erfahrne Landwirte in Sachsen versehen sich eine Zeitlang vor der Saat mit frischgebranntem Kalch, so frisch als man ihn von dem Ziegelofen bekommen kann, und lassen ihn ungelöscht in einem Faß und an einem trockenen Ort, wo wenig Luft und Feuchtigkeit hinzukommt, stehen, bis sich derselbe in dem Faß von selber zu Pulver aufgelöst und gelöscht hat. Je länger, desto besser. Aber den Tag zuvor, ehe man das Getreide einsäen will, wird die Saatfrucht in einen Zuber gethan und mit Mistlache begossen, so daß die Lache über den Körnern steht. In diesem Zustand läßt man sie die Nacht über stehen, am frühen Morgen aber breitet man die Körner aus, an einem Ort, wo man Platz dazu hat, übersiebt sie mit oben beschriebenem Kalchmehl und rührt sie hierauf so durcheinander, daß alle Körner aussehen wie überzuckert. Der Kalch darf im Maß den 16. Teil von dem Korn ausmachen. Und wenn alsdann diese Körner ziemlich trocken sind, aber doch noch nicht ganz, so werden sie eingesäet wie jede andere Frucht. Und das soll sehr vorteilhaft sein. Man muß zwar nie zuviel versprechen, weil man sonst den Glauben verliert. Etwas kann freilich an einem Ort gelingen, am andern aber nicht. Bisweilen gerät es auch nicht aufs erste mal, wenn man's nicht recht macht, oder kommt sonst etwas dazwischen. Deswegen will ich verständige Landleute, welche diese Art, das Saatkorn vor-

*) Nicht im Schatzkästlein und nicht in den gesammelten Werken.

sieht etwas Neues in andern Ländern und bringt's heim. Manchen lehrt der Zufall einen Vorteil, der ihm hernach großen Gewinn bringt. Meint er's gut mit seinen Mitbürgern, so teilt er ihnen seine Entdeckungen mit, und ermuntert sie, seinem Beispiel zu folgen. Die meisten sagen alsdann: „Wir wollen bei der Weise unserer Väter bleiben, und wie sie's getrieben haben, so treiben wir's auch.“ Das ist sehr verständig gesprochen, geneigter Leser! Nur muß man's nicht bei den Worten bewenden lassen, sondern auch seinen guten Vorsatz erfüllen. Denn der Ackerbau und jede Vorsicht und Beobachtung dabei ist gewiß nicht auf einmal so erfunden worden, wie er jetzt ist, sondern eben unsere Väter und Voreltern haben lange und vielerlei versucht, und guten Rat nicht verachtet. Manches ist mißlungen, manches ist wohlgeraten und besser worden, und so können wir auch noch in Zukunft weiter kommen, und unsern Ackerbau und Wohlstand verbessern, wenn wir nur Wort halten, und dem Beispiel unserer lernbegierigen und fleißigen Vorfahren folgen.

---

38. Mißverstand.

Im neunziger Krieg, als der Rhein auf jener Seite von französischen Schildwachen, auf dieser Seite von schwäbischen Kreissoldaten besetzt war, rief ein Franzos zum Zeitvertreib zu der deutschen Schildwache herüber: „Filu! Filu!“ Das heißt auf gut deutsch: „Spitzbube.“ Allein der ehrliche Schwabe dachte an nichts so Arges, sondern meinte, der Franzose frage: „Wie viel Uhr?“ und gab gutmütig zur Antwort: „Halber vieri.“

---

zubereiten, noch nicht kennen, ermahnt haben, eine Probe im kleinen und an verschiedenen Plätzen damit anzustellen. Schlagt's alsdann fehl, so ist der Schaden nicht groß; trifft's zu, so verlohnt es sich reichlich der Mühe, wenn man's im großen fortsetzt. Denn der Vorteil bei einer solchen Aussaat soll sein: 1) es kommt kein Brand in das Getreide; 2) der Same wird nicht von Vögeln, Mäusen und Ungeziefer angegriffen und gefressen; 3) man braucht weniger Dung auf den Acker; 4) es gibt viel besser aus. — Man muß nie aus Trägheit oder Mißtrauen einem Versuch aus dem Wege gehen. Man muß nicht immer nur sagen: „Wir wollen's machen wie unsre Vorfahren“, sondern man muß es auch thun. Denn der Ackerbau und jede Vorsicht und Beobachtung dabei ist gewiß nicht auf einmal so erfunden worden, wie er jetzt ist; sondern unsere Vorfahren haben gewiß lang und vielerlei probiert, und guten Rat nicht verachtet. Manches ist mißlungen, etliches geraten und immer besser worden, und kann in Zukunft noch vieles besser werden, wenn wir nur Wort halten, was wir sagen, und es so machen wie die Vorfahren.

39. Die Eidechsen.

Daß viele Menschen sich vor den Schlangen fürchten, davonspringen oder sie des Lebens berauben, das ist noch wohl begreiflich, weil man sie für gefährlich hält, und im zweifelhaften Fall lieber eine ungiftige totschlägt, als von einer giftigen sich beißen läßt. Aber warum sind viele Leute sogar den Eidechsen feind, diesen unschuldigen Tieren, die niemand beleidigen, niemand schaden, vielmehr dem Landmann nützlich werden, indem sie von allerlei kleinen Insekten oder sogenanntem Ungeziefer sich nähren? Höchstens können sie euch ein wenig erschrecken, wenn ihr so in euren stillen Gedanken dahin wandelt, und auf einmal etwas im Laub rauscht. Aber wer ein gutes Gewissen hat, muß sich gewöhnen, nicht vor allem zu erschrecken. Wer ein böses Gewissen hat, dem ist freilich in diesem Punkt übel raten.

„Der Wind im Wald, das Laub am Baum saust ihm Entsetzen zu."

Nun, alle Leute sind so furchtsam freilich auch nicht, und im Frühjahr, wenn man wieder ins Feld und ins Grüne geht, und überall in der mannigfaltigsten Gestalt das frohe Leben hervorwimmelt und laut wird, bleibt auch wohl ein verständiger Mann einen Augenblick vor einer Eidechse stehen, betrachtet ihr grünes Gewand, wenn es schöner als Smaragd an der Sonne schimmert, bewundert ihre unnachahmliche Geschwindigkeit, und sieht mit Vergnügen ihren unschuldigen Spielen zu. Dann geht er mit guten Gedanken seines Weges weiter, riecht an seinem Frühlingsstrauß, und kann sich nicht genug erschauen an den blühenden Bäumen und farbigen Matten umher.

Gott sorgt auch für diese Tiere. Sie haben nicht genug Wärme in sich, um den Winter über dem Boden auszuhalten, auch würde es ihnen an Nahrung und Gebüsch zum verborgenen Aufenthalt fehlen. Sie verkriechen sich daher, und bringen den Winter im Schlaf zu. Ohne Kalender wissen sie ihren Monat. Aber wie im Frühjahr das Volk der kleinen Mücken lebendig wird, und alle Keime in Gras und alle Knospen in Laub aufgehen, ruft die tiefer dringende Frühlingssonne auch dieses Geschöpf aus seinem Schlaf und Winterquartier, und wenn es erwacht, ist schon für alles gesorgt, was zu seines Lebens Nahrung und Notdurft gehört. — Bekanntlich haben nicht alle diese Tiere einerlei Farbe; aber eine

Art derselben muß um ihrer Nahrung willen sich am meisten aus dem dunkeln Gebüsch heraus ins Grüne wagen. Darum ist auch ihre Farbe grün. In dieser Farbe wird sie im Gras weder von den Tieren, welchen sie nachstellt, so leicht entdeckt, noch von dem Storch, der ihr selber aufs Leben geht.

2.

Es giebt auch zweierlei Eidechsen im Wasser, nur nennt man sie anders, und diese sind zum Schwimmen abgerichtet. Selbst auf dem Grund der klaren Brunnenquellen findet man sie oft, und darf sich deswegen vor dem Wasser nicht scheuen. Auch diese sind nicht giftig und teilen dem Wasser keine Unreinigkeit mit. Vielmehr loben es viele Brunnenmeister als ein gutes Zeichen. Solch ein Tierlein in seiner verschlossenen Brunnenstube hat ein geheimliches Leben und Wesen, sieht nie die Sonne auf- oder untergehen, erfährt nichts davon, daß der Prinz von Brasilien nach Amerika ausgewandert ist, und daß die englischen Waren auf dem festen Land verboten sind, weiß nicht, ob's noch mehr solche Brunnenstuben in der Welt giebt, oder ob die seinige die einzige ist, und ist doch in seinem nassen Element des Lebens froh, und hat keine Klage und keine Langeweile.

An der großen schwarz- und gelbgefleckten, warzigen und schmutzig-feuchten Eidechse, die man den Salamander oder gelben Molch nennt, hat niemand Freude. Noch weniger aber freut es ihn, wenn er einen Menschen erblickt. Denn selten kommt er unangefochten davon. Er hält sich nur an dunkeln, feuchten und kühlen auch modrigen Orten auf, und das beste ist, daß man ihn dort sitzen lasse. Wer aber Lust hat, darf ihn herzhaft in die Hände nehmen. Er thut euch gewiß nichts Leides.

3.

Wer sich aber mit Recht vor den Eidechsen fürchten oder eine Heldenthat durch die Erlegung derselben vollziehen will, der muß nach Afrika oder Asien oder Amerika gehen.

10. „Sitzen sie irgendwo in einem Brunnen, so könnt ihr das Wasser doch trinken, denn sie haben kein Gift bei sich," H. Sander, Ökonomische Naturgeschichte II, 43. — 15. Siehe unten die Weltbegebenheiten von 1809, Portugal; diese Beziehung auf den Prinzen von Brasilien steht natürlich nicht im Kalender, sondern ist erst im Schatzkästlein eingefügt.

Das fürchterliche Krokodil ist nichts anders als eine 20 bis 50 Fuß lange Eidechse. Davor muß jedermann Respekt haben. Oben braun oder schwarzgefleckt, unten weißlichgelb. Durch die schuppige Rückenhaut geht kein Flintenschuß; am Bauch ist sie weich. In jedem Kiefer des großen Rachens stehen 50 scharfe Zähne. Der Schwanz beträgt mehr als die Hälfte von der ganzen Länge. Damit wirft es im Wasser kleine Schiffe um, und tötet einen Menschen mit einem Schlag. Es lebt im Wasser, z. B. im Nilfluß in Ägypten, und geht ans Land, frißt Fische und andere Tiere, Buben und Mägdlein, auch erwachsene Ägypter. Schnell wie ein Pfeil geht es in gerader Linie auf seinen Raub, kann sich aber nur langsam umdrehen. Mit einem glücklichen Seitensprung ist man außer Gefahr. Das Weibchen legt 100 häutige Eier, so groß wie die Gänseeier, und verscharrt sie in den Sand. Die Sonnenwärme brütet sie aus. Die meisten werden aber, ehe es dazukommt, von einer ägyptischen Ratze gefressen. Auch von Menschen werden sie aufgesucht und zerstört oder gegessen. Wohl bekomm's!

Daß es nicht nur auf der Erde und im Wasser, sondern auch in der Luft Eidechsen gebe, nämlich solche, die da fliegen, wird mancher nicht gerne glauben. Aber wenn ihm ein Fabelhans von Drachen spricht, die auf hohen Felsen und in alten zerstörten Bergschlössern hausen, und feuerspeiend durch die Luft schießen, Brunnen vergiften, den Reiter und das Roß mit Sporn und Hufeisen Schluck und Druck verschlingen, das findet man schon glaublicher, weil einem der kalte Schauer vom Kopf bis zum Nagel des Zehens über die Haut lauft, wenn man's hört.

Bei allem dem muß so viel wahr bleiben, daß es in Asien und andern Weltteilen Eidechsen von ein bis anderthalb Fuß Länge giebt, die auf Bäumen leben, wie bei uns der Laubfrosch, und durch Hilfe von häutigen Auswüchsen auf beiden Seiten große Sprünge in der Luft machen, und von einem Baum auf den andern schießen können. Einige haben dabei nur zwei, andere vier Füße, sind unschädlich, und leben wie andere Eidechsen von Insekten. Andere Basilisken und Drachen giebt es in Asien nicht, außer unter den Menschen, wenn einer den andern gern mit dem Blick vergiften oder durchbohren möchte, und giftige Verleumdungen und Scheltworte über ihn ausgießt, wie man denn dergleichen auch schon in Europa und am Rhein will viele gesehen haben.

40. Unglück der Stadt Leiden.

Diese Stadt heißt schon seit undenklichen Zeiten Leiden, und hat noch nie gewußt warum, bis am 12. Jänner des Jahrs 1807. Sie liegt am Rhein in dem Königreich Holland, und hatte vor diesem Tag 11 000 Häuser, welche von 40 000 Menschen bewohnt waren, und war nach Amsterdam wohl die größte Stadt im ganzen Königreich. Man stand an diesem Morgen noch auf wie alle Tage; der eine betete sein: „Das walt' Gott!“ der andere ließ es sein, und niemand dachte daran, wie es am Abend aussehen wird, obgleich ein Schiff mit siebenzig Fässern voll Pulver in der Stadt war. Man aß zu Mittag, und ließ sich's schmecken wie alle Tage, obgleich das Schiff noch immer da war. Aber als nachmittags der Zeiger auf dem großen Turm auf halb fünf stand — fleißige Leute saßen daheim und arbeiteten, fromme Mütter wiegten ihre Kleinen, Kaufleute gingen ihren Geschäften nach, Kinder waren beisammen in der Abendschule, müßige Leute hatten Langeweile und saßen im Wirtshaus beim Kartenspiel und Weinkrug, ein Bekümmerter sorgte für den andern Morgen, was er essen, was er trinken, womit er sich kleiden werde, und ein Dieb steckte vielleicht gerade einen falschen Schlüssel in eine fremde Thüre, — und plötzlich geschah ein Knall. Das Schiff mit seinen siebenzig Fässern Pulver bekam Feuer, sprang in die Luft, und in einem Augenblick (ihr könnt's nicht so geschwind lesen, als es geschah), in einem Augenblick waren ganze lange Gassen voll Häuser mit allem was darin wohnte und lebte, zerschmettert und in einen Steinhaufen zusammengestürzt oder entsetzlich beschädigt. Viele Hundert Menschen wurden lebendig und tot unter diesen Trümmern begraben oder schwer verwundet. Drei Schulhäuser gingen mit allen Kindern, die darin waren, zu Grunde, Menschen und Tiere, welche in der Nähe des Unglücks auf der Straße waren, wurden von der Gewalt des Pulvers in die Luft geschleudert und kamen in einem kläglichen Zustand wieder auf die Erde. Zum Unglück brach auch noch eine Feuersbrunst aus, die bald an allen Orten wütete, und konnte fast nimmer gelöscht werden, weil viele Vorratshäuser voll Öl und Thran mit ergriffen wurden. Achthundert der schönsten Häuser stürzten ein oder mußten niedergerissen werden. Da sah man auch, wie es am Abend leicht anders werden kann, als es am frühen Morgen war, nicht nur mit einem schwachen Menschen, sondern

auch mit einer großen und volkreichen Stadt. Der König von Holland setzte sogleich ein namhaftes Geschenk auf jeden Menschen, der noch lebendig gerettet werden konnte. Auch die Toten, die aus dem Schutt hervorgegraben wurden, wurden auf das Rathaus gebracht, damit sie von den Ihrigen zu einem ehrlichen Begräbnis konnten abgeholt werden. Viele Hilfe wurde geleistet. Obgleich Krieg zwischen England und Holland war, so kamen doch von London ganze Schiffe voll Hilfsmittel und große Geldsummen für die Unglücklichen, und das ist schön — denn der Krieg soll nie ins Herz der Menschen kommen. Es ist schlimm genug, wenn er außen vor allen Thoren und vor allen Seehäfen donnert.

---

41. Fliegende Fische.

Im Meere giebt es Fische, welche auch aus dem Wasser gehen und in der Luft fliegen können. Man sollte meinen, es sei erdichtet, weil bei uns so etwas nicht geschieht. Aber wenn ein Mensch auf einer Insel wohnte, wo er keinen andern Vogel, als Meisen, Distelfinken, Nachtigallen und andere dergleichen lustige Musikanten des Waldes könnte kennen lernen, so würde er es ebenso unglaublich finden, wenn er hörte, daß es irgendwo ein Land gäbe, wo Vögel auf dem Wasser schwimmen und darin untertauchen, und doch können wir dieses auf unserm Gewässer alle Tage sehen, und wir müssen daher auch nicht glauben, daß alle Wunder der Natur nur in andern Ländern und Weltteilen seien. Sie sind überall. Aber diejenigen, die uns umgeben, achten wir nicht, weil wir sie von Kindheit an und täglich sehen.

Was nun die Fische und Vögel betrifft, so schwimmt eine Ente freilich nicht ebenso wie ein Fisch, und ein Fisch fliegt nicht wie ein Storch, sondern damit hat es folgende Bewandtnis. Die Floßfedern an der Brust dieser Tiere sind sehr lang und mit einer weiten Haut überzogen. Durch deren Hilfe kann sich der Fisch eine Zeitlang in der Luft erhalten. Aber erstlich das thut nicht länger gut, als diese Haut naß ist. Sobald sie trocknet, fällt der Fisch ins Wasser zurück. Zweitens, er geht nicht aus dem Wasser ohne Not, fliegt nicht spazieren für Kurzweil oder um seine Kunst

11. Danach im Kalender: Zweites Rätsel („Dreistöckig steht ein Haus.").

zu zeigen, sondern wenn ihn ein Raubfisch verfolgt, und kann ihm nicht mehr anderst entrinnen, und darin ist er klüger als mancher Mensch, der schon Hals und Bein gebrochen hat. Denn der Fisch sagt: Man muß seiner Natur und seinem Stand getreu bleiben, solang man kann, kein Wagstück treiben, wenn's nicht sein muß, nicht oben zum Fenster hinausspringen, wenn die Thüre offen steht.

Solche fliegende Fische geben den Schiffahrenden, die viele Wochen lang nichts als Himmel und Wasser um sich haben, auf ihrer langweiligen Reise manche Kurzweil, besonders wenn der Raubfisch, welcher sie verfolgt, ebenfalls fliegen kann und ihnen nacheilt. Da sieht man eine seltsame Fischjagd in der Luft. Oft erhascht der Raubfisch seine Beute, und zieht sie wieder in das Wasser hinab. Oft entgeht sie durch Geschwindigkeit oder Glück. Manchmal ist noch ein ganz anderer Spaß zu sehen. Denn gewisse Vögel fliegen über dem Wasser her und hin, und stellen den Fischen nach, können ihnen aber nichts anhaben, solang diese daheim im Wasser bleiben, wohin sie gehören. Wenn aber ein solcher Luftkrieg zwischen ihnen angeht, so wird bald der Fliehende, bald der Feind, bald beide von dem Vogel, der das Fliegen besser versteht, erhascht, und kommen ihr Leben lang nimmer ins Wasser. Und dazu lachen die Schiffer.

Merke: Solcher Spaß, bei dem man aber oft lieber weinen als lachen möchte, ist manchmal auch mitten auf dem trockenen Lande zu sehen, wenn zwei Brüder oder Verwandte oder Bundesgenossen Prozeß und Streit miteinander führen, und kommt ein Dritter dazu, und beraubt beide des Vorteils, den jeder von ihnen allein haben wollte und keiner dem andern gönnte. Merke: Wann die Fische im Meer Händel haben, ist's lauter Freude für die losen Vögel in der Luft.

---

42. Schlechter Gewinn.

Ein junger Kerl that vor einem Juden gewaltig groß, was er für einen sichern Hieb in der Hand führe, und wie er eine Stecknadel der Länge nach spalten könne mit einem Zug. „Ja gewiß, Mauschel Abraham,“ sagte er, „es soll einen Siebzehner gelten, ich haue dir in freier Luft das Schwarze vom Nagel weg

29. Danach im Kalender: Drittes Rätsel („Der arme Tropf hat keinen Kopf.“).

auf ein Haar und ohne Blut.“ Die Wette galt, denn der Jude hielt so etwas nicht für möglich, und das Geld wurde ausgesetzt auf den Tisch. Der junge Kerl zog sein Messer und hieb, und verlor's, denn er hieb dem armen Juden in der Ungeschicklichkeit das Schwarze vom Nagel und das Weiße vom Nagel und das vordere Gelenk mit einem Zug rein von dem Finger weg. Da that der Jude einen lauten Schrei, nahm das Geld und sagte: „Au weih, ich hab's gewonnen!“

An diesen Juden soll jeder denken, wenn er versucht wird, mehr auf einen Gewinn zu wagen, als derselbe wert ist.

Wie mancher Prozeßkrämer hat auch schon so sagen können! Ein General meldete einmal seinem Monarch den Sieg mit folgenden Worten: „Wenn ich noch einmal so siege, so komme ich allein heim.“ Das heißt mit andern Worten auch: „O weih, ich hab's gewonnen.“

43. Der wohlbezahlte Spaßvogel.

Wie man in den Wald schreit, so schreit es wieder heraus. Ein Spaßvogel wollte in den neunziger Jahren einen Juden in Frankfurt zum besten haben. Er sprach also zu ihm: „Weißt du auch, Mauschel, daß in Zukunft die Juden in ganz Frankreich auf Eseln reiten müssen?“ Dem hat der Jude also geantwortet: „Wenn das ist, artiger Herr, so wollen wir zwei auf dem deutschen Boden bleiben, wenn schon Ihr kein Jude seid.“

44. Eine sonderbare Wirtszeche.

Manchmal gelingt ein mutwilliger Einfall, manchmal kostet's den Rock, oft sogar die Haut dazu. Diesmal aber nur den Rock. Denn obgleich einmal drei lustige Studenten auf einer Reise keinen roten Heller mehr in der Tasche hatten, alles war verjubelt, so gingen sie doch noch einmal in ein Wirtshaus, und dachten, sie wollten sich schon wieder hinaushelfen, und doch nicht wie Schelmen davon schleichen, und es war ihnen gar recht, daß die junge und artige Wirtin ganz allein in der Stube war. Sie aßen und

15. Danach im Kalender: Viertes Rätsel („Mein Vater ist ein harter Mann.“).

tranken gutes Mutes, und führten miteinander ein gar gelehrtes Gespräch, als wenn die Welt schon viele Tausend Jahr alt wäre, und noch ebenso lang stehen würde, und daß in jedem Jahr, an jedem Tag und in jeder Stunde des Jahrs alles wieder so komme und sei, wie es am nämlichen Tag und in der nämlichen Stunde vor sechstausend Jahren auch gewesen sei. „Ja," sagte endlich einer zur Wirtin — die mit einer Strickerei seitwärts am Fenster saß und aufmerksam zuhörte — „ja, Frau Wirtin, das müssen wir aus unsern gelehrten Büchern wissen." Und einer war so keck und behauptete, er könne sich wieder dunkel erinnern, daß sie vor sechstausend Jahren schon einmal dagewesen seien, und das hübsche freundliche Gesicht der Frau Wirtin sei ihm noch wohlbekannt. Das Gespräch wurde noch lange fortgesetzt, und je mehr die Wirtin alles zu glauben schien, desto besser ließen sich die jungen Schwenkfelder den Wein und Braten und manche Bretzel schmecken, bis eine Rechnung von 5 fl. 16 kr. auf der Kreide stand. Als sie genug gegessen und getrunken hatten, rückten sie mit der List heraus, worauf es abgesehen war.

„Frau Wirtin," sagte einer, „es steht diesmal um unsere Batzen nicht gut, denn es sind der Wirtshäuser zu viele an der Straße. Da wir aber an Euch eine verständige Frau gefunden haben, so hoffen wir als alte Freunde hier Kredit zu haben, und wenn's Euch recht ist, so wollen wir in sechstausend Jahren, wenn wir wiederkommen, die alte Zeche samt der neuen bezahlen. Die verständige Wirtin nahm das nicht übel auf, war's vollkommen zufrieden, und freute sich, daß die Herren so vorlieb genommen, stellte sich aber unvermerkt vor die Stubenthüre und bat, die Herren möchten nur so gut sein, und jetzt einstweilen die 5 fl. 16 kr. bezahlen, die sie vor sechstausend Jahren schuldig geblieben seien, weil doch alles schon einmal so gewesen sei, wie es wieder komme. Zum Unglück trat eben der Vorgesetzte des Ortes mit ein paar braven Männern in die Stube, um miteinander ein Glas Wein in Ehren zu trinken. Das war den gefangenen Vögeln gar nicht lieb. Denn jetzt wurde von Amts wegen das Urteil gefällt und vollzogen: „Es sei aller Ehren wert, wenn man sechstausend Jahre lang geborgt habe. Die Herren sollten also augenblicklich ihre alte Schuld bezahlen, oder ihre noch ziemlich neuen Oberröcke in Versatz geben." Dies letzte mußte geschehen, und die Wirtin versprach, in sechstausend Jahren, wenn sie wiederkommen und besser als

jetzt bei Batzen seien, ihnen alles, Stück für Stück, wieder zuzustellen.

Dies ist geschehen im Jahr 1805 am 17. April im Wirtshause zu Segringen.

45. Seltsamer Spazierritt.

Ein Mann reitet auf seinem Esel nach Haus und läßt seinen Buben zu Fuß nebenher laufen. Kommt ein Wanderer und sagt: „Das ist nicht recht, Vater, daß Ihr reitet und laßt Euern Sohn laufen; Ihr habt stärkere Glieder." Da stieg der Vater vom Esel herab und ließ den Sohn reiten. Kommt wieder ein Wandersmann und sagt: „Das ist nicht recht, Bursche, daß du reitest und lässest deinen Vater zu Fuß gehen. Du hast jüngere Beine." Da saßen beide auf und ritten eine Strecke. Kommt ein dritter Wandersmann und sagt: „Was ist das für ein Unverstand: zwei Kerle auf einem schwachen Tiere; sollte man nicht einen Stock nehmen, und euch beide hinabjagen?" Da stiegen beide ab und gingen selbdritt zu Fuß, rechts und links der Vater und Sohn, und in der Mitte der Esel. Kommt ein vierter Wandersmann und sagt: „Ihr seid drei kuriose Gesellen. Ist's nicht genug, wenn zwei zu Fuß gehen? Geht's nicht leichter, wenn einer von euch reitet?" Da band der Vater dem Esel die vordern Beine zusammen, und der Sohn band ihm die hintern Beine zusammen, zogen einen starken Baumpfahl durch, der an der Straße stand, und trugen den Esel auf der Achsel heim.

Soweit kann's kommen, wenn man es allen Leuten will recht machen.

46. Mittel, die Baum- und Rebpfähle (Rebstecken) dauerhaft zu machen.

Wenn die Pfähle hinreichend ausgetrocknet sind, so stellt man sie drei Tage lang zwei bis drei Fuß tief in frisches Kalkwasser, das ist ein solches Wasser, welches über frisch gelöschtem Kalk stehen bleibt, hernach löst man Vitriol in gemeinem Brunnen-,

27. Nicht im Schatzkästlein und nicht in den gesammelten Werken.

Regen- oder Flußwasser auf, ein Pfund Vitriol in acht Pfund Wasser. Nachdem nun die Pfähle wieder aus dem Kalkwasser genommen und an der Sonne wohl getrocknet sind, werden sie mit diesem Vitriolwässer bestrichen. Das Pfund Vitriol kann kosten 30 kr.

---

47. Drei Wünsche.

Ein junges Ehepaar lebte recht vergnügt und glücklich beisammen, und hatte den einzigen Fehler, der in jeder menschlichen Brust daheim ist: Wenn man's gut hat, hätt' man's gerne besser. Aus diesem Fehler entstehen so viele thörichte Wünsche, woran es unserm Hans und seiner Liese auch nicht fehlte. Bald wünschten sie des Schulzen Acker, bald des Löwenwirts Geld, bald des Meyers Haus und Hof und Vieh, bald einmal hunderttausend Millionen baierische Thaler kurzweg. Eines Abends aber als sie friedlich am Ofen saßen und Nüsse aufklopften, und schon ein tiefes Loch in den Stein hineingeklopft hatten, kam durch die Kammerthür ein weißes Weiblein herein, nicht mehr als einer Elle lang, aber wunderschön von Gestalt und Angesicht, und die ganze Stube war voll Rosenduft. Das Licht löschte aus, aber ein Schimmer wie Morgenrot, wenn die Sonne nicht mehr fern ist, strahlte von dem Weiblein aus, und überzog alle Wände. Über so etwas kann man nun doch ein wenig erschrecken, so schön es aussehen mag. Aber unser gutes Ehepaar erholte sich doch bald wieder, als das Fräulein mit wundersüßer silberreiner Stimme sprach: „Ich bin eure Freundin, die Bergfei, Anna Fritze, die im krystallenen Schloß mitten in den Bergen wohnt, mit unsichtbarer Hand Gold in den Rheinsand streut, und über siebenhundert dienstbare Geister gebietet. Drei Wünsche dürft ihr thun; drei Wünsche sollen erfüllt werden." Hans drückte den Ellenbogen an den Arm seiner Frau, als ob er sagen wollte: „Das lautet nicht übel." Die Frau aber war schon im Begriff, den Mund zu öffnen und etwas von ein paar Dutzend goldgestickten Hauben, seidenen Halstüchern und dergleichen zur Sprach' zu bringen, als die Bergfei sie mit aufgehobenem Zeigefinger warnte: „Acht Tage lang," sagte sie, „habt ihr Zeit. Bedenkt euch wohl, und übereilt euch nicht." Das ist kein Fehler, dachte der Mann, und legte seiner Frau die Hand auf den Mund. Das Bergfräulein aber verschwand. Die Lampe brannte wie vorher, und

statt des Rosendufts zog wieder wie eine Wolke am Himmel der Öldampf durch die Stube.

So glücklich nun unsere guten Leute in der Hoffnung schon zum voraus waren und keinen Stern mehr am Himmel sahen, sondern lauter Baßgeigen, so waren sie jetzt doch recht übel dran, weil sie vor lauter Wunsch nicht wußten, was sie wünschen wollten, und nicht einmal das Herz hatten, recht daran zu denken oder davon zu sprechen, aus Furcht, es möchte für gewünscht passieren, ehe sie es genug überlegt hätten. Nun sagte die Frau: „Wir haben ja noch Zeit bis am Freitag."

Des andern Abends, während die Kartoffeln zum Nachtessen in der Pfanne prasselten, standen beide, Mann und Frau, vergnügt an dem Feuer beisammen, sahen zu, wie die kleinen Feuerfünklein an der rußigen Pfanne hin und her züngelten, bald angingen, bald auslöschten, und waren, ohne ein Wort zu reden, vertieft in ihrem künftigen Glück. Als sie aber die gerösteten Kartoffeln aus der Pfanne auf das Plättlein anrichteten, und ihr der Geruch lieblich in die Nase stieg: — „Wenn wir jetzt nur ein gebratenes Würstlein dazu hätten," sagte sie in aller Unschuld, und ohne an etwas anders zu denken, und — o weh, da war der erste Wunsch gethan. — Schnell wie ein Blitz kommt und vergeht, kam es wieder wie Morgenrot und Rosenduft untereinander durch das Kamin herab, und auf den Kartoffeln lag die schönste Bratwurst. — Wie gewünscht, so geschehen. — Wer sollte sich über einen solchen Wunsch und seine Erfüllung nicht ärgern? Welcher Mann über solche Unvorsichtigkeit seiner Frau nicht unwillig werden?

„Wenn dir doch nur die Wurst an der Nase angewachsen wäre," sprach er in der ersten Überraschung, auch in aller Unschuld, und ohne an etwas anders zu denken — und wie gewünscht, so geschehen. Kaum war das letzte Wort gesprochen, so saß die Wurst auf der Nase des guten Weibes fest, wie angewachsen in Mutterleib, und hing zu beiden Seiten hinab wie ein Husaren-Schnauzbart.

Nun war die Not der armen Eheleute erst recht groß. Zwei Wünsche waren gethan und vorüber, und noch waren sie um keinen Heller und um kein Weizenkorn, sondern nur um eine böse Bratwurst reicher. Noch war ein Wunsch zwar übrig. Aber was half nun aller Reichtum und alles Glück zu einer solchen Nasenzierat der Hausfrau? Wollten sie wohl oder übel, so mußten sie

die Bergfei bitten, mit unsichtbarer Hand Barbiersdienste zu leisten, und Frau Liese wieder von der vermaledeiten Wurst zu befreien. Wie gebeten, so geschehen, und so war der dritte Wunsch auch vorüber, und die armen Eheleute sahen einander an, waren der nämliche Hans und die nämliche Liese nachher wie vorher, und die schöne Bergfei kam niemals wieder.

Merke: Wenn dir einmal die Bergfei also kommen sollte, so sei nicht geizig, sondern wünsche

Numero eins: Verstand, daß du wissen mögest, was du

Numero zwei wünschen sollest, um glücklich zu werden. Und weil es leicht möglich wäre, daß du alsdann etwas wähltest, was ein thörichter Mensch nicht hoch anschlägt, so bitte noch

Numero drei: um beständige Zufriedenheit und keine Reue.

Oder so: Alle Gelegenheit, glücklich zu werden, hilft nichts, wer den Verstand nicht hat, sie zu benutzen.

---

48. Der preußische Krieg.

Weil ich hoffe, dem Leser des rheinischen Hausfreundes das nächstemal viel Erfreuliches vom Frieden zu sagen, so müssen wir diesmal auch etwas vom leidigen Krieg erwähnen. Denn ohne Krieg wird in der ganzen Welt kein Frieden geschlossen, und ein wohlgezogener Kalender soll sein ein Spiegel der Welt.

Aber wir wollen's kurz machen und hoffen, die kriegführenden Mächte machen es auch so.

In der ganzen Welt ist jetzt, soviel wir wissen, nur ein einziger Krieg. Aber was für einer? Einer, woraus man zwölf machen könnte.

Auf der einen Seite stehen die Preußen, die Russen und, soviel man jetzt noch weiß, die Schweden. England ist auch auf dieser Seite und hilft mit Geld aus.

Auf der andern Seite stehen die Franzosen, die Deutschen vom rheinischen Bund, Italien, Holland, Spanien, der Türk. Alle diese Mächte und Staaten von beiden Seiten haben jetzt Truppen im Feld und auf den Straßen. Von allen Enden und Orten her lauft's gegen Polen. Die Polen haben mit der Hauptsache nicht viel zu thun. Sie geben nur den Platz her und was dazu ge-

16. Nicht im Schatzkästlein

hört, wie wir in den vorigen Kriegen auch, und helfen in der Hoffnung, ihr Königreich wieder aufzurichten.

Kurz, Europa ist im Krieg begriffen. Nur Östreich nicht, die Schweiz nicht, Dänemark und Portugal nicht, der Papst nicht. Die andern alle.

Dagegen halten mit die Perser in Asien, weit hinter Jerusalem, ferner ein paar afrikanische Mächte, und der Kaiser von Marokko und Fez, herwärts dem Mohrenland. Diese halten es mit den Franzosen und mit dem rheinischen Bund rc.

Den Anfang dazu machte Preußen. Schon seit geraumer Zeit machten zwar beide Teile, Franzosen und Preußen, solche Bewegungen, die nicht auf Frieden deuteten. Aber am 1. Oktober 1806 erging von Preußen an den Kaiser Napoleon ein Schreiben, welches unter andern die Forderung enthielt, derselbe solle sogleich alle seine Truppen aus Deutschland heraus und über den Rhein nach Frankreich führen. Das verstand der französische Kaiser unrecht. In der nämlichen Zeit, in welcher seine Truppen nach der preußischen Meinung sollten daheim sein, standen sie, und noch viele dazu, an der preußischen Grenze, eine Heeresmacht der andern gegenüber. Am 14. Oktober war die Schlacht bei Jena. Durch diese Schlacht und ihre Folgen ging die preußische Armee bis auf einen kleinen Überrest zu Grunde. Was nicht im Treffen selbst getötet, verwundet oder gefangen wurde, oder unsoldatisch auseinander ging, ward versprengt, wußte nicht wo aus noch an, und wurde nach längern oder kürzern Märschen eingeholt, und mit oder ohne Widerstand gefangen. Die starke Festung Magdeburg und andere feste Plätze fielen dem Sieger in die Hände. Ein großer Teil der preußischen Monarchie stand ihm offen, und wurde von ihm besetzt. Am 24. Okt. zog Napoleon in die preußische Haupt- und Residenzstadt Berlin ein.

Zum Andenken seines Sieges nahm er dort den Degen, mit welchem der König Friedrich einst kommandiert und seinen Ruhm erfochten hatte, in Empfang, und schickte ihn nach Paris. Der alte, von allen europäischen Mächten anerkannte Ruhm der preußischen Waffen ist für jetzt dahin. Kein Mensch schlägt mehr mit der Hand auf die Brust, wirft den Kopf in die Höhe und sagt: „Ich bin ein Preuße!"

Man wußte es anfänglich gar nicht zu begreifen, wie eine so zahlreiche, ehemals so tapfere und seit langen Zeiten berühmte

Kriegsmacht an den Grenzen ihres eigenen Landes, unter den Augen ihres edeln Königs, von einem fremden, weit hergekommenen Heer schon am fünften Tag nach dem Ausbruch des Krieges so geschlagen werden, auseinander laufen und sich verlieren konnte. Allein die jetzigen Preußen waren nicht mehr die alten. Sie verließen sich auf den Ruhm ihrer Vorfahren, aber sie hatten nicht mehr ihren Anführer und ihre Eigenschaften. Es fehlte an zweckmäßigen Anstalten zum Krieg und Vorbereitungen zur Schlacht. Die Soldaten hatten schon drei Tage lang kein Brot, und der Hunger ist zwar nach dem alten Sprichwort ein guter Koch, aber ein gar schlechter Zeltkamerad, Mitstreiter und Bundesgenosse. Doch es mußte alles zum Unglück helfen. Kaiser Napoleon bot dem König noch den Tag vor der Schlacht den Frieden an. Der Brief wurde dem König erst nach der Schlacht übergeben, als es zu spät war.

Der ganze Krieg schien fünf Tage nach dem Ausbruch geendigt zu sein, und es ist jammerschade, daß es nicht dabei blieb. Erstlich weil viel gutes liebes Menschenblut und Leben wäre geschont worden. Zweitens, weil man wohl einen siebenjährigen Krieg hat und einem dreißigjährigen, aber noch keinen fünftägigen.

Allein eine russische Armee war den Preußen zu Hilfe auf dem Anmarsch. Der unglückliche König zog sich mit dem Rest seiner Truppen zu ihnen zurück. Aber Kaiser Napoleon bleibt nicht auf dem halben Wege stehen. Er zieht dem neuen Feind entgegen, und so spielt sich der Krieg aus Deutschland nach Polen. Auch hier wurde noch, bis Jahrszeit und Witterung Stillstand geboten, viel Blut vergossen bei Pultusk, bei Ostrolenka und bei Eylau.

Unterdessen und während der Waffenruhe des Winters und Frühjahrs wurde in preußisch Schlesien eine Stadt nach der andern belagert und weggenommen. Langen Widerstand leistete auf einer andern Seite die große und berühmte Stadt und Festung Danzig. Französische, badische und polnische Truppen setzten ihr zu. Den 24. Mai hat sie kapituliert. Noch stehen die Schweden herwärts dem Kriegstheater in Stralsund. Doch schlossen sie nach einer mißlungenen Unternehmung einen Waffenstillstand mit dem Feind. So stand die Sache, und so lauteten die Nachrichten bis zum 5. Juni 1807, als der Hofbuchdrucker Sprinzing sagte, jetzt sei es Zeit, den Kalender zu drucken.

Mögen alle in diesen Krieg verwickelten Mächte dem schwedischen Beispiel folgen, und dann bald zu einem langen gedeihlichen Frieden sich die Hände bieten!

---

49. Eine merkwürdige Abbitte.

Das ist merkwürdig, daß an einem schlechten Menschen der Name eines ehrlichen Mannes gar nicht haftet, und daß er durch solchen nur ärger geschimpft ist.

Zwei Männer saßen in einem benachbarten Dorf zu gleicher Zeit im Wirtshaus. Aber der eine von ihnen hatte bösen Leumund wegen allerlei, und sah ihn und den Iltis niemand gern auf seinem Hof. Aber beweisen vor dem Richter konnte man ihm nichts. Mit dem bekam der andere Zwist im Wirtshaus, und im Unwillen, und weil er ein Glas Wein zu viel im Kopf hatte, so sagte er zu ihm: „Du schlechter Kerl!" — Damit kann einer zufrieden sein, wenn er's ist, und braucht nicht mehr. Aber der war nicht zufrieden, wollte noch mehr haben, schimpfte auch, und verlangte Beweis. Da gab ein Wort das andere, und es hieß: „Du Spitzbub! du Felddieb!" — Damit war er noch nicht zufrieden, sondern ging vor den Richter. Da war nun freilich derjenige, welcher geschimpft hatte, übel dran. Leugnen wollt' er nicht, beweisen konnt' er nicht, weil er für das, was er wohl wußte, keine Zeugen hatte, sondern er mußte einen Gulden Strafe erlegen, weil er einen ehrlichen Mann Spitzbube geheißen habe, und ihm Abbitte thun, und dachte bei sich selber: teurer Wein! Als er aber die Strafe erlegt hatte, so sagte er: „Also einen Gulden kostet es, gestrenger Herr, wenn man einen ehrlichen Mann einen Spitzbuben nennt! Was kostet's denn, wenn man einmal in der Vergeßlichkeit oder sonst zu einem Spitzbuben sagt: ehrlicher Mann?" Der Richter lächelte und sagte: „Das kostet nichts, und damit ist niemand geschimpft." Hierauf wendete sich der Beklagte zu dem Kläger um, und sagte: „Es ist mir leid, ehrlicher Mann! Nichts für ungut, ehrlicher Mann! Adies, ehrlicher Mann!" Als der erboste Gegner das hörte, und wohl merkte wie es gemeint war, wollte er noch einmal anfangen, und hielt sich jetzt für ärger beleidigt als vorher. Aber der Richter, der ihn doch auch als einen verdächtigen Menschen kennen mochte, sagte zu ihm: Er könnte jetzt zufrieden sein.

---

50. Der große Sanhedrin zu Paris.

Daß die Juden seit der Zerstörung Jerusalems, das heißt seit mehr als 1700 Jahren, ohne Vaterland und ohne Bürgerrecht auf der ganzen Erde in der Zerstreuung leben, daß die meisten von ihnen, ohne selber etwas Nützliches zu arbeiten, sich von den arbeitenden Einwohnern eines Landes nähren, daß sie daher auch an vielen Orten als Fremdlinge verachtet, mißhandelt und verfolgt werden, ist Gott bekannt und leid. — Mancher sagt daher im Unverstand: „Man sollte sie alle aus dem Lande jagen.“ Ein anderer sagt im Verstand: „Man sollte arbeitsame und nützliche Menschen aus ihnen machen, und sie alsdann behalten.“

Den Anfang dazu hat der große Kaiser Napoleon gemacht. Merkwürdig für die Gegenwart und für die Zukunft ist dasjenige, was er wegen der Judenschaft in Frankreich und dem Königreich Italien verordnet und veranstaltet hat.

Schon in der Revolution bekamen alle Juden, die in Frankreich wohnen, das französische Bürgerrecht, und man sagte frisch weg: Bürger Aron, Bürger Levi, Bürger Rabbi, und gab sich brüderlich die Hand. Aber was will da herauskommen? Der christliche Bürger hat ein anderes Gesetz und Recht, so hat der jüdische Bürger auch ein anderes Gesetz und Recht, und will nicht haben Gemeinschaft mit den Gojim. Aber zweierlei Gesetz und Willen in einer Bürgerschaft thut gut, wie ein brausender Strudel in einem Strom. Da will Wasser auf, da will Wasser ab, und eine Mühle, die darin steht, wird nicht viel Mehl mahlen.

Das sah der große Kaiser Napoleon wohl ein, und im Jahr 1806, ehe er antrat die große Reise nach Jena, Berlin und Warschau und Eylau, ließ er schreiben an die ganze Judenschaft in Frankreich, daß sie ihm sollte schicken aus ihrer Mitte verständige und gelehrte Männer aus allen Departementern des Kaisertums. Da war nun jedermann in großem Wunder, was das werden sollte, und der eine sagte das, der andere jenes, z. B. der Kaiser wollte die Juden wieder bringen in ihre alte Heimat am großen Berg Libanon, an dem Bach Ägypti und am Meer.

Als aber die Abgeordneten und Rabbiner aus allen Departementern, worin Juden wohnen, beisammen waren, ließ bald der

34. Bach Ägypti, die stehende alttestamentliche Bezeichnung für das Flüßchen, das die Grenze des jüdischen Landes gegen Ägypten bildete; heute Wadi Arisch.

Kaiser ihnen gewisse Fragen vorlegen, die sie sollten bewegen in ihrem Herzen, und beantworten nach dem Gesetz, und war daraus zu sehen, es sei die Rede nicht vom Fortschicken, sondern vom Dableiben, und von einer festen Verbindung der Juden mit den andern Bürgern in Frankreich und in dem Königreich Italien. Denn alle diese Fragen gingen darauf hinaus, ob ein Jude das Land, worin er lebt, nach seinem Glauben könne ansehen und lieben als sein Vaterland, und die andern Bürger desselben als seine Mitbürger, und die bürgerlichen Gesetze desselben halten.

Das war nun fast spitzig, und wie es anfänglich schien, war nicht gut sagen: Ja, und war nicht gut sagen: Nein.

Allein die Abgeordneten sagen, daß der Geist der göttlichen Weisheit erleuchtet habe ihre Gemüter, und sie erteilten eine Antwort, die war wohlgefällig in den Augen des Kaisers.

Darum formierte die jüdische Versammlung aus sich, zum unerhörten Wunder unsrer Zeit, den großen Sanhedrin. Denn der große Sanhedrin ist nicht ein großer Jude zu Paris, wie der Riese Goliath, so aber ein Philister war, sondern — Sanhedrin, das wird verdolmetscht eine Versammlung, und wurde vor alten, alten Zeiten also genannt der hohe Rat zu Jerusalem, so bestand aus 71 Ratsherren, die wurden für die verständigsten und weisesten Männer gehalten, ein ganzes Volk, und wie diese das Gesetz erklärten, so war es recht und mußte gelten in ganz Israel.

Einen solchen Rat setzten die Abgeordneten der Judenschaft wieder ein und sagten, es sei seit 1500 Jahren kein großer Sanhedrin gewesen, als dieser unter dem Schutz des erhabenen Kaisers Napoleon.

Dies ist der Inhalt der Gesetze, die der große Sanhedrin aussprach zu Paris im Jahr 5567 nach Erschaffung der Welt im Monat Adar desselbigen Jahres am 22. Tag des Monats.

1) Die jüdische Ehe soll bestehen aus einem Manne und einer Frau. Kein Israelite darf zu gleicher Zeit mehr haben als eine Frau.

2) Kein Rabbiner darf die Scheidung einer Ehe aussprechen, es sei dann, die weltliche Obrigkeit habe zuvor gesprochen, die Ehe sei nach dem bürgerlichen Gesetz aufgelöst.

3) Kein Rabbiner darf die Bestätigung einer Ehe aussprechen, es sei dann, daß die Verlobten von der weltlichen Obrigkeit einen Trauschein haben.

Aber ein Jude darf eine Christentochter heiraten, und ein Christ eine jüdische Tochter. Solches hat nichts zu sagen.

4) Denn der große Sanhedrin erkennt, die Christen und die Juden seien Brüder, weil sie einen Gott anbeten, der die Erde und den Himmel erschaffen hat, und befiehlt daher, der Israelite soll mit dem Franzosen und Italiener und mit den Unterthanen jedes Landes, in welchem sie wohnen, so leben als mit Brüdern und Mitbürgern, wenn sie denselben einigen Gott anerkennen und verehren.

5) Der Israelite soll die Gerechtigkeit und die Liebe des Nächsten, wie sie befohlen ist im Gesetz Moses', ausüben, ebenso gegen die Christen, weil sie seine Brüder sind, als gegen seine eigene Glaubensgenossen in und außer Frankreich und dem Königreich Italien.

6) Der große Sanhedrin erkennt das Land, worin ein Israelite geboren und erzogen ist, oder wo er sich niedergelassen hat, und den Schutz der Gesetze genießt, sei sein Vaterland, und befiehlt daher allen Israeliten in Frankreich und in dem Königreich Italien, solches Land als ihr Vaterland anzusehen, ihm zu dienen, es zu verteidigen &c.

Der jüdische Soldat ist in solchem Stand von den Zeremonien frei, die damit nicht vereinbar sind.

7) Der große Sanhedrin befiehlt allen Israeliten, der Jugend Liebe zur Arbeit einzuflößen, sie zu nützlichen Künsten und Handwerkern anzuhalten, und ermahnt sie, liegende Gründe anzukaufen und allen Beschäftigungen zu entsagen, wodurch sie in den Augen ihrer Mitbürger könnten verhaßt oder verächtlich werden.

8) Kein Israelite darf von dem Geld, welches ein israelitischer Hausvater in der Not von ihm geliehen hat, Zins nehmen. Es ist ein Werk der Liebe; aber ein Kapital, das auf Gewinn in den Handel gesteckt wird, ist verzinsbar.

9) Das nämliche gilt auch gegen die Mitbürger anderer Religionen. Aller Wucher ist gänzlich verboten in und außer Frankreich und dem Königreich Italien, nicht nur gegen Glaubensgenossen und Mitbürger, sondern auch gegen Fremde.

Diese neun Artikel sind publiziert worden den 2. März 1807, und unterschrieben von dem Vorsteher des großen Sanhedrin, Rabbi D. Sinzheim von Straßburg und andern hohen Ratsherren.

---

23 f. Handwerkern, volkstümlicher Plural von Handwerk.

51. Der schlaue Pilgrim.

Vor einigen Jahren zog ein Müßiggänger durch das Land, der sich für einen frommen Pilgrim ausgab, gab vor, er komme von Paderborn, und laufe geraden Wegs zum heiligen Grab nach Jerusalem, fragte schon in Müllheim an der Post: „Wie weit ist es noch nach Jerusalem?“ Und wenn man ihm sagte: „Siebenhundert Stunden; aber auf dem Fußweg über Mauchen ist es eine Viertelstunde näher,“ so ging er, um auf dem langen Weg eine Viertelstunde zu ersparen, über Mauchen. Das wäre nun so übel nicht. Man muß einen kleinen Vorteil nicht verachten, sonst kommt man zu keinem großen. Man hat öfter Gelegenheit, einen Batzen zu ersparen oder zu gewinnen, als einen Gulden. Aber 15 Batzen sind auch ein Gulden, und wer auf einem Wege von siebenhundert Stunden nur allemal an fünf Stunden weiß eine Viertelstunde abzukürzen, der hat an der ganzen Reise gewonnen — wer rechnet aus, wie viel? Allein unser verkleideter Pilgrim dachte nicht ebenso, sondern weil er nur dem Müßiggang und guten Essen nachzog, so war es ihm einerlei, wo er war. Ein Bettler kann nach dem alten Sprichwort nie verirren, muß in ein schlechtes Dorf kommen, wenn er nicht mehr darin bekommt, als er unterwegs an den Sohlen zerreißt, zumal wenn er barfuß geht. Unser Pilgrim aber dachte doch immer darauf, sobald als möglich wieder an die Landstraße zu kommen, wo reiche Häuser stehen und gut gekocht wird. Denn der Halunke war nicht zufrieden, wie ein rechter Pilgrim sein soll, mit gemeiner Nahrung, die ihm von einer mitleidigen und frommen Hand gereicht wurde, sondern wollte nichts fressen als nahrhafte Kieselsteinsuppen. Wenn er nämlich irgendwo so ein braves Wirtshaus an der Straße stehen sah, wie zum Exempel das Posthaus in Krotzingen, oder den Baselstab in Schliengen, so ging er hinein und bat ganz demütig und hungrig um ein gutes Wassersüpplein von Kieselsteinen, um Gotteswillen, Geld habe er keines. — Wenn nun die mitleidige Wirtin zu ihm sagte: „Frommer Pilgram, die Kieselsteine könnten Euch hart im Magen liegen!“ so sagte er: „Eben deswegen! die Kieselsteine halten länger an als Brot, und der Weg nach Jerusalem ist weit. Wenn Ihr mir aber ein Gläslein Wein dazu bescheren wollt, um Gottes willen, so könnt ich's freilich besser verdauen.“ Wenn aber die Wirtin sagte: „Aber, frommer Pilgram, eine solche Suppe kann Euch doch unmöglich

Kraft geben!" so antwortete er: „Ei, wenn Ihr anstatt des Wassers wolltet Fleischbrühe dazu nehmen, so wär's freilich nahrhafter." Brachte nun die Wirtin eine solche Suppe, und sagte: „Die Tünklein sind doch nicht so gar weich worden," so sagte er: „Ja, und die Brühe sieht gar dünn aus. Hättet Ihr nicht ein paar Gabeln voll Gemüs darein, oder ein Stücklein Fleisch, oder beides?" Wenn ihm nun die mitleidige Wirtin auch noch Gemüs und Fleisch in die Schüssel legte, so sagte er: „Vergelt's Euch Gott! Gebt mir jetzt Brot, so will ich die Suppe essen." Hierauf streifte er die Ärmel seines Pilgergewandes zurück, setzte sich, und griff an das Werk mit Freuden, und wenn er Brot und Wein und Fleisch und Gemüs und die Fleischbrühe aufgezehrt hatte bis auf den letzten Brosamen, Faser und Tropfen, so wischte er den Mund am Tischtuch oder an dem Ärmel ab, oder auch gar nicht, und sagte: „Frau Wirtin, Eure Suppe hat mich rechtschaffen gesättigt, so daß ich die schönen Kieselsteine nicht einmal mehr zwingen kann. Es ist schade dafür! Aber hebt sie auf. Wenn ich wiederkomme, so will ich Euch eine heilige Muschel mitbringen ab dem Meeresstrand von Askalon, oder eine Rose von Jericho."

52. Untreue schlägt den eigenen Herrn.

Als in dem Krieg zwischen Frankreich und Preußen ein Teil der französischen Armee nach Schlesien einrückte, waren auch Truppen vom rheinischen Bundesheer dabei, und ein baierischer oder würtem-

20. „Der Rastatter hinkende Both." Rastatt, Sprinzing 1808: Sonderbare Entdeckung eines Schatzes. Ein deutscher Offizier aus der Armee der mit Frankreich verbündeten deutschen Fürsten kommt (im Februar 1807) zu einem schlesischen Landedelmann ins Quartier, und wird in ein Zimmer geführt, dessen Wände mit vielen Gemälden behangen waren. Der Offizier findet Wohlgefallen an diesen Gemälden, und bittet seinen Wirt, ihm eines davon zu verehren. Dieser überläßt ihm die freie Wahl, welche denn auch bald getroffen ist. Allein der Wirt wird darüber sehr bestürzt und sagt: warum er denn gerade dieses gewählt hätte — ein Stück, welches ihm aus vielen Ursachen sehr wert sei, und das er nicht gerne aus den Händen lassen wollte — er möchte sich doch ein oder ein paar andere dafür aussuchen. — Der Offizier läßt sich nicht davon abbringen, nimmt es von der Wand herab, und erblickt mit Erstaunen einen nassen Fleck auf der Stelle, wo das Gemälde hing. „Ah, was ist das?" ruft er aus (stößt etwas stark an die nasse Stelle, und es eröffnet sich eine Höhle der Wand, aus welcher alsbald mancherlei Kostbarkeiten und Gelder hervorgezogen werden) — „solches Vertrauen hat man zu uns?" — „Aber, mein Gott!" versetzte der äußerst verlegene Wirt: „wie haben Sie das gewußt?" — „Wenn Sie dem Verräter eine gute Belohnung geben, sollen Sie es erfahren." — „Nein; das thue ich nicht; nicht einen Pfennig!" — „Nun, so muß ich ihn schon selbst belohnen, habe ich doch jetzt Geld und Geldeswert." — Darauf schickt der Offizier seinen Bedienten hinaus, und dieser bringt auch bald den Maurer des Edelmanns, welcher die Kostbarkeiten in die Wand vermauert und es dem Offizier verraten hatte. „Nun sollst du eine kleine Belohnung erhalten," sagt

bergischer Offizier wurde zu einem Edelmann einquartiert, und bekam eine Stube zur Wohnung, wo viele sehr schöne und kostbare Gemälde hingen. Der Offizier schien recht große Freude daran zu haben, und als er etliche Tage bei diesem Mann gewesen und freundlich behandelt worden war, verlangte er einmal von seinem Hauswirt, daß er ihm eins von diesen Gemälden zum Andenken schenken möchte. Der Hauswirt sagte, daß er das mit Vergnügen thun wollte, und stellte seinem Gaste frei, dasjenige selber zu wählen, welches ihm die größte Freude machen könnte.

Nun, wenn man die Wahl hat, sich selber ein Geschenk von jemand auszusuchen, so erfordern Verstand und Artigkeit, daß man nicht gerade das Vornehmste und Kostbarste wegnehme, und so ist es auch nicht gemeint. Daran schien dieser Mann auch zu denken, denn er wählte unter allen Gemälden fast das schlechteste. Aber das war unserm schlesischen Edelmann nichts desto lieber, und er hätte ihm gern das kostbarste dafür gelassen. „Mein Herr Obrist," so sprach er mit sichtbarer Unruhe, „warum wollen Sie gerade das geringste wählen, das mir noch dazu wegen einer andern Ursache wert ist? Nehmen Sie doch lieber dieses hier oder jenes dort." Der Offizier gab aber darauf kein Gehör, schien auch nicht zu merken, daß sein Hauswirt immer mehr und mehr in Angst geriet, sondern nahm geradezu das gewählte Gemälde herunter. Jetzt erschien an der Mauer, wo dasselbe gewesen war, ein großer feuchter Fleck. „Was soll das sein?" sprach der Offizier wie erzürnt zu seinem todblassen Wirt, that einen Stoß, und auf einmal fielen ein paar frisch gemauerte und übertünchte Backsteine zusammen, hinter welchen alles Geld und Gold und Silber des Edelmanns eingemauert war. Der gute Mann hielt nun sein Eigentum für verloren, wenigstens erwartete er, daß der feindliche Kriegsmann eine namhafte Teilung ohne Inventarium und ohne Kommissarius vornehmen werde, ergab sich geduldig darein, und verlangte nur von ihm zu erfahren, woher er habe wissen können, daß hinter diesem Gemälde sein Geld in der Mauer verborgen war. Der Offizier erwiderte: „Ich werde den Entdecker sogleich holen lassen, dem ich ohnehin eine Belohnung schuldig bin," und in kurzer Zeit brachte

der Offizier, und läßt dem Maurer hundert Hiebe aufzählen. Dem Edelmann hingegen giebt er alles zurück, mit der freundlichen Ermahnung, ein andermal besseres Zutrauen zu Feinden zu haben. — Der hinkende Bote kann nicht Hebels unmittelbare Vorlage sein, da die beiden Erzählungen im gleichen Jahrgang erschienen. Aber die oben abgedruckte Fassung ist jedenfalls ein getreuer Repräsentant von Hebels Quelle.

sein Bedienter — sollte man's glauben — den Maurermeister selber, den nämlichen, der die Vertiefung in der Mauer zugemauert und die Bezahlung dafür erhalten hatte.

Das ist nun einer von den größten Spitzbubenstreichen, die der Satan auf ein Sündenregister setzen kann. Denn ein Handwerksmann ist seinen Kunden die größte Treue und in Geheimnissen, wenn es nichts Unrechtes ist, so viel Verschwiegenheit schuldig, als wenn er einen Eid darauf hätte.

Aber was thut man nicht um des Geldes willen? Oft gerade das nämliche, was man um der Schläge, oder um des Zuchthauses willen thut, oder für den Galgen, obgleich ein großer Unterschied dazwischen ist. So etwas erfuhr unser Meister Spitzbub. Denn der brave Offizier ließ ihn jetzt hinaus vor die Stube führen und ihm von frischer Hand 100, sage hundert Prügel bar ausbezahlen, lauter gute Valuta, und war kein einziger falsch darunter. Dem Edelmann aber gab er unbetastet sein Eigentum zurück. — Das wollen wir beides gutheißen und wünschen, daß jedem, der Einquartierung haben muß, ein so rechtschaffener Gast, und jedem Verräter eine solche Belohnung zu teil werden möge.

---

53. Jakob Humbel.

Jakob Humbel, eines armen Bauern Sohn von Boneschwyl im Schweizerkanton Argau, kann jedem seinesgleichen zu einem lehrreichen und aufmunternden Beispiel dienen, wie ein junger Mensch, dem es Ernst ist, etwas Nützliches zu lernen und etwas Rechtes zu werden, trotz allen Hindernissen, am Ende seinen Zweck durch eigenen Fleiß und Gottes Hilfe erreichen kann.

Jakob Humbel wünschte von früher Jugend an ein Tierarzt zu werden, um in diesem Beruf seinen Mitbürgern viel Nutzen leisten zu können. Das war sein Dichten und Trachten Tag und Nacht.

19. Danach: Fünftes Rätsel („Dem Knaben bin ich oft zum Spielen gut."). — Danach: Mittel zu einem ehrlichen Auskommen:

Geldmacherei und Lotterie,
Nach reichen Weibern freien
Und Schätze graben, segnet nie;
Wird manchen noch gereuen.
Mein Sprüchlein heißt:
„Auf Gott vertrau!
Arbeite brav und leb genau."

Nicht im Schatzkästlein, nicht in den Werken.

Sein Vater gab ihn daher in seinem 16ten Jahr einem sogenannten Viehdoktor von Mummenthal in die Lehre, der aber kein geschickter Mann war.

Bei diesem lernte er zwei Jahre, bekam alsdann einen braven Lehrbrief, und wußte alles was sein Meister wußte, nämlich Tränklein und Salben kochen, auch Pflaster kneten für den bösen Wind, sonst nichts — und das war nicht viel.

Ich weiß einen, der wäre damit zufrieden gewesen, hätte nun auf seinen Lehrbrief und seines Meisters Wort Salben gekocht, zu Pflaster gestrichen drauf und dran für den bösen Wind, das Geld dafür genommen und selber gemeint, er sei's.

Jakob Humbel nicht also. Er ging zu einem andern Viehdoktor in Oberoltern im Emmenthal noch einmal in die Lehre, hielt abermal ein Jahr bei ihm aus, bekam abermal einen braven Lehrbrief, und wußte abermal — nichts, weil auch dieser Meister die wichtige Kunst selber nicht verstand, keine Kenntnis hatte von der innern Beschaffenheit eines Tieres im gesunden und kranken Zustand, und von der Natur der Arzneimittel.

Ich weiß einen, der hätt's jetzt bleiben lassen, wär' eben wieder heimgekommen wie er fortgegangen und hätt' sich mit andern getröstet, aus denen auch nichts hat werden wollen.

Fast sah es mit unserm armen Jakob Humbel ebenso aus. Mit Windsalben war wenig Geld, noch weniger Kredit und Ehre zu verdienen. Was er verdiente, zog der Vater. Humbel wurde gemeiner Taglöhner, ging in armseliger Kleidung umher, ohne Geld, ohne Rat, und dennoch hatte er noch immer den Tierarzt — nicht im Kopf, denn das wäre schon recht gewesen, sondern im sehnsuchtsvollen Verlangen. Jetzt verdingte er sich als Hausbedienter bei Herrn Ringier im Klösterli zu Zofingen. Bei diesem Herrn war er drei Jahre, bekam einen guten Lohn, und wurde gütig behandelt wie ein Kind.

Ich weiß einen, der hätte die Güte eines solchen Herrn mißbraucht, wäre meisterlos worden, den Lohn hätten bekommen der Wirt und der Spielmann.

Aber Jakob Humbel wußte mit seinem Verdienst etwas Besseres anzufangen. Oft wann er bei dem Essen aufwartete, hörte er die Herren am Tisch französisch reden. Da kam er auf den Gedanken,

33 Windsalben: Salbe gegen bösen Wind.

diese Sprache auch zu lernen. Vermutlich hoffte er dadurch auf irgend eine Art leichter zu seinem Zweck zu kommen, noch ein geschickter und braver Tierarzt zu werden. Er ging mit seinem zusammengesparten Verdienst nach Nion in die Schulanstalt des Herrn Snell, und lernte so viel, als in neun Monaten zu lernen war. Jetzt war sein Vorrat verzehrt, und ehe er seine Studien fortsetzen konnte, mußte er darauf denken, wie er wieder Geld verdiente.

Gott wird mich nicht verlassen, dachte er. Er ging zu Herrn Landvogt Bucher in Wildenstein als Kammerdiener in Dienste, erwarb sich bei diesem und nachher bei einem andern Herrn wieder etwas Geld, und befand sich im Jahre 1798, als die Franzosen in die Schweiz kamen, in seinem Geburtsort zu Boneschwyl, und trieb mit seinem erworbenen Geld einen kleinen Kornhandel nach Zürch, der recht gut von statten ging, und seine Barschaft nach Wunsch vermehrte. Jetzt war er im Begriff, ins Ausland zu gehen, und von dem ehrlich erworbenen Geld endlich seine Kunst rechtschaffen zu studieren. Da wurde ein Corps von 18 000 Mann helvetischer Hilfstruppen errichtet. Die Gemeinde Boneschwyl mußte acht Mann stellen. Die jungen Burschen müssen spielen, den guten Jakob Humbel trifft das Los, Soldat zu werden.

Ich weiß einen, der hätte gedacht: die Welt ist groß und der Weg ist offen, wär' mit seiner kleinen Barschaft ins Weite gangen und hätte seine Mitbürger dafür sorgen lassen, wo sie statt seiner den achten Mann nehmen wollten.

Aber Jakob Humbel liebt sein Vaterland und ist ein ehrliches Blut. Er stellte einen Mann, den er zwei Jahre lang auf seine Kosten unterhalten mußte. Das Beste von seinem erworbenen Vermögen, wovon er noch etwas lernen wollte, ging zu seinem unsäglichen Schmerzen drauf, und er dachte: Jetzt habe ich hohe Zeit, sonst ist's Matthä am letzten. Mit diesem Gedanken nahm er den Rest seiner Habschaft in die Tasche, einen Stock in die Hand, und lief eines Gangs, ohne sich umzusehen, nach Karlsruhe, und als er auf der Mühlburger Straße zwischen den langen Reihen der Pappelbäume die Stadt erblickte, da dachte er, gottlob! und Gott wird mir helfen.

Guter Jakob Humbel, Gott hilft jedem, der sich wie du von Gott will helfen lassen, und du hast es erfahren.

In Karlsruhe ist eine öffentliche Anstalt zum Unterricht in

der Tierarzneikunst. Die Lehrstunden werden unentgeltlich erteilt. Die sehr geschickten Lehrer geben sich Mühe, ihre Lehrjünger gründlich zu unterrichten. Schon mancher brave Tierarzt hat in dieser nützlichen Schule sich zu seinem Beruf vorbereitet und gebildet.

Hier war nun Humbel in seinem rechten Element, an der reichen Quelle, wo er seinen lang gehaltenen Durst nach Wissenschaft befriedigen konnte, lernte ein krankes Tier mit andern Augen anschauen als in Mummenthal und Emmenthal, konnte andere Sachen lernen als Wind machen und bösen Wind vertreiben, und war nicht viel im Bierhaus zur Stadt Berlin, oder im Wirtshaus zur Stadt Straßburg, oder in Klein-Karlsruhe im Wilhelm Tell zu sehen, ob er gleich sein Landsmann war, auch nicht einmal recht am Sonntag auf dem Paradeplatz, oder zu Mühlburg im Rappen, sondern vom frühen Morgen bis in die späte Nacht beschäftigte er sich zwanzig Monate lang unermüdet und unverdrossen mit seiner Kunst, und wenn er wieder etwas Neues, Schönes und Nützliches gelernt hatte, so machte ihn das am Abend vergnügter, als der Zapfenstreich mit der schönsten türkischen Musik: zumal wenn ihm bei derselben sein Kostgänger einfiel bei den helvetischen Hilfstruppen.

Endlich kehrte er als ein ausgelernter Tierarzt, mit den schönsten Zeugnissen seiner Lehrer aus Karlsruhe, freudig in sein Vaterland zurück, wurde von dem Sanitätsrat in dem Kanton Aargau geprüft, legte zu jedermanns Erstaunen und Freude die weitläuftigsten und gründlichsten Kenntnisse an den Tag, erhielt mit wohlverdienten Lobsprüchen und Ehren das Patent auf seine Kunst — und sah sich nun nach allen ausgestandenen Schwierigkeiten und Mühseligkeiten am schönen Ziel seiner lebenslänglichen Wünsche, einer der geschicktesten und angesehensten Tierärzte in dem ganzen Schweizerlande.

Jetzt weiß ich vier, die denken: Wenn solcher Mut und Ernst dazu gehört, etwas Braves zu lernen, so ist's kein Wunder, daß aus mir nichts hat werden wollen.

Guter Freund, nimm Gott zu Hilfe, und versuche es noch!

54. Zahlreiche Mordthaten.

Die Stadt Neapel ist die Hauptstadt des Königreichs Neapel, und der Teil des Landes, worin dieselbe steht, heißt Terra di Lavoro. Obgleich diese Stadt noch nicht die größte in der Welt ist, so hat sie doch gegen 400 000 Einwohner, von welchen der zehnte Teil ohne Dach und Fach, ohne eigenen Stuhl oder Tisch, Tag und Nacht, jahraus, jahrein, auf den Straßen lebt und schlaft. In dieser Stadt und der umliegenden Landschaft Terra di Lavoro wurden vor 100 Jahren jährlich ungefähr 70 Mordthaten begangen, im ganzen Königreich aber 230. So schrecklich dieses ist, so ist es noch nicht das höchste. Nein, das Übel stieg von Jahr zu Jahr so fürchterlich, daß sich im Jahr 1780 die Zahl aller Mordthaten im ganzen Königreich schon auf 1200 belief. Im Jahr 1805 aber wurden in der Stadt allein 1522 Mordthaten und andere Verbrechen gegen die öffentliche Sicherheit verübt. Man sollte meinen, ein solcher Ort könne nur im wilden, blinden Heidentum liegen; aber er liegt in einer der schönsten Gegenden von Europa, und hat 71 Kirchen. Im Jahr 1806 aber, seitdem das Reich eine andere Regierung hat, hat sich die Summe solcher Verbrechen in der Hauptstadt doch schon wieder bis auf 617 vermindert. So etwas muß man lesen oder hören, damit man doch einsehen lernt, wie viel der Schutz einer guten Obrigkeit und weise Gesetze, Ruhe und Ordnung in einem Lande wert seien.

55. Franz Ignaz Narocki.

Man erfährt doch durch den Krieg allerlei, unter vielem Schlimmen auch manchmal etwas Gutes, und es heißt da wohl: Die Berge kommen nicht zusammen, aber die Leute. So wird wohl zum Beispiel ein Polack, namens Franz Ignaz Narocki, im Jahr 1707 auch nicht daran gedacht haben, daß nach 100 Jahren der französische Kaiser Napoleon noch zu ihm nach Polen kommen, und ihm ein sorgenfreies Alter verschaffen werde, und doch ist's geschehen in den ersten Wochen des Jahrs 1807. Er ist geboren im Jahr 1690, und lebt noch, und ich will glauben, daß er in seiner Jugend sich

1. Nicht im Schatzkästlein. — 23. Danach im Kalender: Sechstes Rätsel („Viel nutzen kann ich euch in eurem ganzen Leben.“).

nicht oft betrunken und nicht ausschweifend gelebt habe, denn er hatte in seinem 117. Lebensjahr noch kein Gebrechen, ob er gleich in seiner Jugend Kriegsdienste that, als Gefangener von den Russen nach Asien geführt wurde, und nachher auch nicht lauter gute Tage hatte. Diesem Mann hat es seit 1690 manchmal auf den Hut geschneit, und er kann wohl von manchem Grabe sagen, wer darin liegt. In seinem 70sten Jahr, wenn andere bald aus Sterben denken, hat er zum erstenmal geheiratet und vier Kinder erzeugt. Im 86sten Jahr nahm er die zweite Frau und zeugte mit ihr sechs Kinder. Aber von allen ist nur noch ein Sohn aus der ersten Ehe am Leben. Der König von Preußen ließ diesem polnischen Methusalem bisher alle Monate ein Gehalt von 24 polnischen Gulden bezahlen. Das ist doch auch schön. Ein polnischer Gulden aber beträgt nach deutschem Geld ungefähr 15 Kreuzer. Als nun Kaiser Napoleon in seinem siegreichen Feldzug in die Gegend seiner Heimat kam, wünschte ihn der alte Mann auch noch zu sehen. Es geschah, und er überreichte ihm ein sehr artiges Schreiben, welches er noch selber mit eigener Hand recht leserlich geschrieben hatte. Der Kaiser nahm es mit Wohlgefallen auf und machte ihm ein schönes Geschenk von 100 Napoleonsd'or. Ein Napoleonsd'or ist eine Goldmünze von 9 Gulden 18 Kreuzer unseres Geldes.

56. Der fechtende Handwerksbursche in Anklam.

Im August des Jahrs 1804 stand in der Stadt Anklam in Pommern ein reisender Handwerksbursche an einer Stubenthüre, und bat um einen Zehrpfennig ganz fleißig. Als sich niemand sehen ließ noch rührte, öffnete er leise die Thüre und ging hinein. Als er aber eine arme und kranke Witwe erblickte, die da sagte, sie habe selber nichts, so ging er wieder hinaus.

Lieber Leser, denke nicht, der hat's lassen drauf ankommen, ob jemand in der Stube ist, hat seinen Zehrpfennig selber wollen nehmen. Sonst mußt du dich schämen und in deinem Herzen einem edlen Menschen Abbitte thun. Denn der Handwerksbursche kam nach ungefähr fünf Stunden wieder. Die Frau rief ihm zwar entgegen: „Mein Gott! ich kann Euch ja nichts geben. Ich selbst

22. Steht nicht im Schatzkästlein.

lebe von anderer Menschen Milde, und bin jetzt krank." Allein der edle Jüngling dachte bei sich selber: Ebendeswegen. Anständig und freundlich trat er bis vor den Tisch, legte aus beiden Taschen viel Brot darauf, das er unterdessen gesammelt hatte, und viele auf gleiche Art gesammelte kleine Geldstücke. „Das ist für Euch, arme kranke Frau," sagte er mit sanftem Lächeln, ging wieder fort und zog leise die Stubenthüre zu.

Die Frau war die Witwe eines ehmaligen braven Unteroffiziers, namens Laroque, bei dem preußischen Regiment von Schönfeld.

Den Namen des frommen Jünglings aber hat ein Engel im Himmel für ein andermal aufgeschrieben. Ich kann nicht sagen, wie er heißt.

---

57. Der Wegweiser.

Bekanntlich klagte einst ein alter Schulz von Wasselnheim seiner Frau, daß ihn sein Französisch fast unter den Boden bringe. Er sollte nämlich einem französischen Soldaten, der ausgerissen war, den Weg zeigen, verstand ihn nicht recht, antwortete ihm verkehrt, und bekam für die beste Meinung Schläge genug zum Dank, oder vielmehr zum Undank. Anderst sah ein Wegweiser an der würtembergischen Grenze die Sache an. Er sollte nämlich im letzten Krieg einem Zug Franzosen den Weg über das Gebirg zeigen, wußte aber kein Wort von ihrer Sprache, als Oui, welches soviel heißt als Ja, und Bougre, welches ein Schimpfname ist. Diese zwei Worte hatte er oft gehört, und lernte sie nachsagen, ohne ihren Sinn zu verstehen. Anfänglich ging alles gut, solange die Franzosen nur unter sich sprachen, und ihn mit seiner Laterne und drei oder vier Tornistern, die sie ihm angehängt hatten, voraus oder nebenher gehen ließen. Da er aber der Spur nach allemal mitlachte, wenn sie etwas zu lachen hatten, so fragte ihn einer französisch, ob er auch verstünde, was sie miteinander redeten. Er hätte herzhaft sagen dürfen: „Nein!" Aber eben, weil er es nicht verstand, so kam es ihm nicht darauf an, was er antwortete. Er nahm daher all sein Französisch zusammen, und antwortete: „Oui, Bougre" (Ja, Ketzer!) Mit einem ehlenlangen französischen Fluch riß der Soldat den Säbel aus der Scheide, und ließ ihm denselben um den Kopf herum und nahe an den Ohren vorbeisausen. „Wie?"

sagte er, „du willst einen französischen Soldaten schimpfen?“ — „Oui, Bougre“ war die Antwort. Die andern hatten die höchste Zeit, dem erbosten Kameraden in den Arm zu fallen, daß er dem Wegweiser, ohne welchen sie in der finstern Nacht nicht konnten weiter kommen, nicht auf der Stelle den Kopf spaltete; doch gaben sie ihm mit manchem Fluch und Flintenstoß rechts und links zu verstehen, wie es gemeint sei, und fragten ihn alsdann, ob er jetzt wolle manierlicher sein. „Oui, Bougre“ war die Antwort. Nun wurde er jämmerlich zerschlagen, und alle seine Bitten um Verzeihung und alle seine Bitten um Schonung legte er ihnen mit lauter „Oui, Bougre“ ans Herz. Endlich kamen sie auf die Vermutung, er sei verrückt (denn daß er französisch verstehe, hatte er bejaht). Sie nahmen daher auf einem Hof, wo noch ein Licht brannte, einen andern Führer, jagten diesen fort, und er erwiderte den Abschied des einen, daß er sich zum Henker packen sollte, richtig mit „Oui, Bougre“. Als er aber so bald wieder nach Haus kam, und sich seine Frau verwunderte, die ihn erst auf den andern Mittag wieder erwarten konnte, so erzählte er, wie die Soldaten unterwegs viel Spaß mit ihm gehabt hätten, so daß es ihm fast sei zu arg geworden, und wie sie hernach auf dem Zirnhauser Hof einen andern genommen, und ihn wieder heimgeschickt hätten. Die Franzosen (setzte er treuherzig hinzu) sind nicht so schlimm als man meint, wenn man nur mit ihnen reden kann.

58. Brotlose Kunst.

In der Stadt Aachen ist eine Fabrike, in welcher nichts als Nähnadeln gemacht werden. Das ist keine brotlose Kunst. Denn es werden in jeder Woche 200 Pfund Nadeln verfertigt, von denen 5000 Stück auf ein Pfund gehen, Facit: eine Million, und der Meister Schneider und die Näherin und jede Hausmutter weiß wohl, wieviel man für einen Kreuzer bekommt, und es ist nicht schwer, auszurechnen, wieviel Geld an den Aachner Nadeln in der Fabrike selbst und durch den Handel jährlich verdient und gewonnen wird. Das Werk geht durch Maschinen, und die meisten Arbeiter sind Kinder von acht bis zehn Jahren.

Ein Fremder besichtigte einst diese Arbeiten und wunderte sich, daß es möglich sei, in die allerfeinsten Nadeln mit einem noch

feineren Instrument ein Loch zu stechen, durch welches nur der allerfeinste, fast unsichtbare Faden kann gezogen werden.

Aber ein Mägdlein, welchem der Fremde eben zuschaute, zog sich hierauf ein langes Haar aus dem Kopfe, stach mit einer der feinsten Nadeln eine Öffnung dadurch, nahm das eine Ende des Haares, bog es um, und zog es durch die Öffnung zu einer artigen Schleife.

Das war so brotlos eben auch nicht. Denn das Mägdlein bot dieses künstlich geschlungene Haar dem Fremden zum Andenken und bekam dafür ein artiges Geschenk, und das wird mehr als einmal im Jahr geschehen sein. Solch ein kleiner Nebenverdienst ist einem fleißigen Kinde wohl zu gönnen.

Aber während ehrliche Eltern und Kinder aller Orten etwas Nützliches arbeiten und ihr Brot mit Ehren verdienen, und mit gutem Gewissen essen, zog zu seiner Zeit ein Tagdieb durch die Welt, der sich in der Kunst geübt hatte, in einer ziemlich großen Entfernung durch ein Nadelöhr kleine Linsen zu werfen. Das war eine brotlose Kunst. Doch lief es auch nicht ganz leer ab. Denn als der Linsenschütz unter anderm nach Rom kam, ließ er sich auch vor dem Papst sehen, der sonst ein großer Freund von seltsamen Künsten war, hoffte ein hübsches Stück Geld von ihm zu bekommen, und machte schon ein paar wunderliche Augen, als der Schatzmeister des heiligen Vaters mit einem Säcklein auf ihn zuging, und bückte sich entsetzlich tief, als ihm der Schatzmeister das ganze Säcklein anbot.

Allein was war darin? Ein halber Becher Linsen, die ihm der weise Papst, zur Belohnung und Aufmunterung seines Fleißes, übermachen ließ, damit er sich in seiner Kunst noch ferner üben und immer größere Fortschritte darin machen könnte.

---

7. „Zu gar vielen Arbeiten bei Verfertigung der Nadeln kann man auch die kleinsten Söhne und Töchter brauchen. Aber schade ist es, wenn diese liebenswürdigen Kinder in frühen Jahren ihre Augen anstrengen und sie dadurch abnützen müssen. Ich sah mit Bewunderung der Schärfe des Gesichts zu, womit sie arbeiteten, und als ich mein Erstaunen darüber nicht verbergen konnte, riß sich ein Mädchen, um mir den Gipfel ihrer Kunst zu zeigen, geschwind ein Haar aus dem Kopf, bohrte mit einer feinsten Nadel ein Loch in den Körper des Haars, so daß ich durch das Haar durchsehen konnte, krümmte hernach eine Spitze des Haars um, steckte sie durch die gemachte Öffnung, und schürzte so einen Knoten aus einem Haar." H. Sander, von den Nadelfabriken in Aachen, kleine Schriften II, 215.

59. Glück und Unglück.

Auf eine so sonderbare Weise ist Glück im Unglück, und Unglück im Glück noch selten beisammen gewesen, wie in dem Schicksal zweier Matrosen in dem letzten Seekrieg zwischen den Russen und Türken. Denn in einer Seeschlacht, als es sehr hitzig zuging, die Kugeln sausten, die Bretter und Mastbäume krachten, die Feuerbrände flogen, da und dort brach auf einem Schiff die Flamme aus und konnte nicht gelöscht werden. Es muß schrecklich sein, wenn man keine andere Wahl hat, als dem Tod ins Wasser entgegenzuspringen, oder im Feuer zu verbrennen. Aber unsern zwei russischen Matrosen wurde diese Wahl erspart. Ihr Schiff fing Feuer in der Pulverkammer und flog mit entsetzlichem Krachen in die Luft. Beide Matrosen wurden mit in die Höhe geschleudert, wirbelten unter sich und über sich in der Luft herum, fielen nahe hinter der feindlichen Flotte wieder ins Meer hinab, und waren noch lebendig und unbeschädigt, und *das war ein Glück*. Allein die Türken fuhren jetzt wie Drachen auf sie heraus, zogen sie wie nasse Mäuse aus dem Wasser, und brachten sie in ein Schiff, und weil es Feinde waren, so war der Willkomm kurz. Man fragte sie nicht lange, ob sie vor ihrer Abreise von der russischen Flotte schon zu Mittag gegessen hätten oder nicht, sondern man legte sie in den untersten feuchten und dunkeln Teil des Schiffes an Ketten, und *das war kein Glück*. Unterdessen sausten die Kugeln fort, die Bretter und Mastbäume krachten, die Feuerbrände flogen, und paff! sprang auch das türkische Schiff, auf welchem die Gefangenen waren, in tausend Trümmern in die Luft. Die Matrosen flogen mit, kamen wieder neben der russischen Flotte ins Wasser herab, wurden eilig von ihren Freunden hineingezogen, und waren noch lebendig, und *das war ein großes Glück*. Allein für diese wiedererhaltene Freiheit und für das zum zweitenmal gerettete Leben mußten diese guten Leute doch ein teures Opfer geben, nämlich die Beine. Diese Glieder wurden ihnen beim Losschnellen von den Ketten, als das türkische Schiff auffuhr, teils gebrochen, teils jämmerlich zerrissen, und mußten ihnen, sobald die Schlacht vorbei war, unter dem Knie weg bgenommen werden, und *das war wieder ein großes Unglück*.)och hielten beide die Operation aus, und lebten in diesem Zustand .toch einige Jahre. Endlich starb doch einer nach dem andern, und das war nach allem, was vorhergegangen war, nicht das Schlimmste.

Diese Geschichte hat ein glaubwürdiger Mann bekannt gemacht, welcher beide Matrosen ohne Beine selber gesehen, und die Erzählung davon aus ihrem eigenen Munde gehört hat.

---

60. Abendlied, wenn man aus dem Wirtshaus geht.

Jetzt schwingen wir den Hut.
Der Wein, der war so gut.
Der Kaiser trinkt Burgunder Wein,
Sein schönster Junker schenkt ihm ein,
Und schmeckt ihm doch nicht besser,
Nicht besser.

Der Wirt, der ist bezahlt,
Und keine Kreide malt
Den Namen an die Kammerthür,
Und hinten dran die Schuldgebühr.
Der Gast darf wiederkommen,
Ja kommen.

Und wer sein Gläslein trinkt,
Ein lustig Liedlein singt
Im Frieden und mit Sittsamkeit,
Und geht nach Haus zu rechter Zeit,
Der Gast darf wiederkehren,
Mit Ehren.

Des Wirts sein Töchterlein
Ist züchtig, schlank und fein,
Die Mutter hält's in treuer Hut,
Und hat sie keins, das ist nicht gut,
Mußt' eins in Straßburg kaufen,
Ja kaufen.

3. Danach im Kalender: Text für ein zufriedenes Leben.

Genieße, was dir Gott beschieden,
Entbehre gern, was du nicht hast:
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand hat seine Last.

Danach: Auflösung der Rätsel. — 4. Steht im Kalender von 1807, nach dem Sommerlied.

Jetzt Brüder, gute Nacht!
Der Mond am Himmel wacht;
Und wacht er nicht, so schläft er noch.
Wir finden Weg und Hausthür doch,
Und schlafen aus im Frieden,
Ja Frieden.

61. Der Kommandant und die Jäger in Hersfeld.

Im letzten preußisch-russischen Krieg, als die französische Armee und ein großer Teil der bundsgenossischen Truppen in Polen und Preußen stand, befand sich ein Teil des badischen Jägerregiments in Hessen und in der Stadt Hersfeld auf ihren Posten. Denn dieses Land hatte der Kaiser im Anfang des Feldzugs eingenommen und mit Mannschaft besetzt. Da gab es nun von Seiten der Einwohner, denen das Alte besser gefiel als das Neue, mancherlei Unordnungen, und es wurden besonders in dem Ort Hersfeld mehrere Widersetzlichkeiten ausgeübt, und unter andern ein französischer Offizier getötet. Das konnte der französische Kaiser nicht geschehen lassen, während er mit einem zahlreichen Feind im Angesicht kämpfte, daß auch hinter ihm Feindseligkeiten ausbrachen, und ein kleiner Funke sich zu einer großen Feuersbrunst entzündete. Die armen Einwohner von Hersfeld bekamen daher bald Ursache, ihre unüberlegte Kühnheit zu bereuen. Denn der französische Kaiser befahl die Stadt Hersfeld zu plündern, und alsdann an vier Orten anzuzünden und in die Asche zu legen. Dieses Hersfeld ist ein Ort, der viele Fabriken, und daher auch viele reiche und wohlhabende Einwohner und schöne Gebäude hat, und ein Menschenherz kann wohl empfinden, wie es den armen Leuten, den Vätern und Müttern zu Mute war, als sie die Schreckenspost vernahmen, und der arme Mann, dem sein Hab und Gut auf einmal auf dem Arm konnte weggetragen werden, war jetzt so übel dran als der Reiche, dem man es auf vielen Wagen nicht wegführen konnte, und in der Asche sind die großen Häuser auf dem Platz und die kleinen in den Winkeln auch so gleich, als die reichen Leute und die armen Leute auf dem Kirchhof. Nun zum schlimmsten kam es nicht. Auf Fürbitte der französischen Kommandanten in Kassel und Hersfeld wurde die Strafe so gemildert: Es sollten zwar nur

vier Häuser verbrannt werden, und dies war glimpflich; aber bei der Plünderung sollte es bleiben, und das war noch hart genug. Die unglücklichen Einwohner waren auch, als sie diesen letzten Bescheid hörten, so erschrocken, so alles Mutes und aller Besinnung beraubt, daß sie der menschenfreundliche Kommandant selber ermahnen mußte, statt des vergeblichen Klagens und Bittens die kurze Frist zu benutzen, und ihr Bestes noch geschwind auf die Seite zu schaffen. Die fürchterliche Stunde schlug, die Trommel wirbelte ins Klaggeschrei der Unglücklichen. Durch das Getümmel der Flüchtenden und Fliehenden und Verzweifelten eilten die Soldaten auf ihren Sammelplatz. Da trat der brave Kommandant von Hersfeld vor die Reihen seiner Jäger, stellte ihnen zuerst das traurige Schicksal der Einwohner lebhaft vor die Augen, und sagte hierauf: „Soldaten! die Erlaubnis zu plündern fängt jetzt an. Wer dazu Lust hat, der trete heraus aus dem Glied." Kein Mann trat heraus. Nicht einer! Der Aufruf wurde wiederholt. Kein Fuß bewegte sich, und wollte der Kommandant geplündert haben, so hätte er müssen selber gehen. Aber es war niemand lieber als ihm, daß die Sache also ablief, das ist leicht zu bemerken. Als die Bürger das erfuhren, war es ihnen zu Mute wie einem, der aus einem schweren Traum erwacht. Ihre Freude ist nicht zu beschreiben. Sie schickten sogleich eine Gesandtschaft an den Kommandanten, ließen ihm für diese Milde und Großmut danken, und boten ihm aus Dankbarkeit ein großes Geschenk an. Wer weiß, was mancher gethan hätte! Aber der Kommandant schlug dasselbe ab und sagte: er lasse sich keine gute That mit Geld bezahlen. Dies geschah zu Hersfeld im Jahr 1807, und das Städtlein steht noch.

62. Pieve.

Jedermann kennt die Bilder- und Landkartenhändler, die im Land herum ihre Waren, Bildnisse von Heiligen, Bildnisse von Kaisern und Königen und Kriegsschauplätzen feil tragen. Aber für manchen kommen sie wie die Storken ins Land, das heißt, er weiß nicht, woher sie kommen. Von Pieve kommen sie, im Kanton Tesino, in Welschtirol, und dieses Pieve dient zum Beweis, was aus einem armen Dorfe werden kann, wenn auf unverdrossene und sparsame Väter ebenso brave Söhne und Enkel folgen, und des-

wegen ist an einem solchen Bildermann mehr zu sehen, als an seinen Bildern allen. Pieve hat eine unfruchtbare Gemarkung. Der Boden nährt seine Einwohner nicht. Lange behalfen sich daher die armen Leute mühsam und kümmerlich mit einem Handel von Feuersteinen, der eben nicht viel eintrug. Als aber der Besitzer der berühmten Buch- und Kupferstichhandlung Remondini in Bassano, sah, wie unverdrossen und fleißig diese Leute waren, so vertraute er ihnen anfangs schlechte, alsdann immer bessere Kupferstiche und Helgen an, um damit einen kleinen Handel zu treiben. Damit durchzogen sie nun Tirol, die Schweiz und das angrenzende Deutschland, und es ging schon besser. Sie hatten an den gemalten Kaisern und Königen, Propheten und Aposteln selber mehr Freude, als an den plumpen Feuersteinen. Sie trugen auch leichter daran und hatten mehr Gewinn. Bald brachten sie es so weit, daß sie den Kupferstichhandel aus dem Fundament verstanden, und mit eigenem Gelde treiben konnten. Und, was fast unglaublich ist, sie bildeten in kurzer Zeit stehende Handelsgesellschaften in Augsburg, Straßburg, Amsterdam, in Hamburg, Lübeck, Kopenhagen, Stockholm, Warschau und Berlin. In allen diesen und noch mehrern Städten sind sie jahraus, jahrein mit großen Vorräten von sehr kostbaren Kupferstichen und Landkarten zu finden. Ja eine Gesellschaft kam sogar bis nach Tobolsk in Asien, und eine andere, welche aber mißglückte, bis nach Philadelphia in Amerika, lauter Leute aus dem armen Dörflein Pieve. Neben diesen stehenden Bilderhandlungen aber durchwandern noch viele andere von ihnen alle Länder von Europa, besonders Deutschland, Polen, Preußen, Holland, Dänemark, Schweden, Rußland, England und Frankreich. Alle Mannsleute in Pieve kennen diesen Handel und beschäftigen sich damit. Vor der französischen Revolution, als ihre Geschäfte am glücklichsten von statten gingen, war zur Zeit des Sommers außer Kindern und alten Greisen keine männliche Person daheim, aber alle kamen mit wohlerworbenem Gewinn zurück. Die Weiber trieben unterdessen den Feldbau. Seit der Revolution und des Kriegs an allen Enden und Orten hat dieser lebhafte Handel sehr gelitten. Dennoch hat noch jede Familie von Pieve unaufhörlich einen Mann auf der Reise. Schon in der frühen Jugend begleitet der Sohn den Vater auf seinen Zügen, und wird dieser alt, so überläßt er dem Sohn

9. Helgen, Bilder.

das Geschäft, und bringt seine Jahre daheim in Ruhe und Wohlstand und mit Ehren zu.

Das sind die Bilderhändler von Pieve. Der rheinische Hausfreund kennt fast alle, die am Rhein auf und ab auf den Straßen sind, und zieht vor jedem den Hut ab.

---

63. Der preußische Krieg.

(Nachtrag.)

Jetzt wird jedermann gestehen müssen, daß der rheinländische Hausfreund mehr kann als nur Brot essen, und daß er nicht nur weiß, was geschehen ist, sondern auch was geschehen will. Denn was er am 5. Juni 1807 vom preußischen Krieg geschrieben hat, ist jetzt alles schon wieder vorüber und noch viel dazu, und wie er gehofft hat, die großen Herrn werden es kurz machen, also ist's geschehen. Noch eine fürchterliche Schlacht geschah zwischen den Franzosen und Russen am 14. Juni bei Friedland. Nicht weniger als 60 000 Mann von der russischen Armee gingen nach den französischen Berichten innerhalb zehn Tagen verloren. Diese Schlacht war ohne Zweifel die fürchterlichste im ganzen Krieg, aber auch die wohlthätigste. Denn bald nach ihr wurden durch einen Waffenstillstand alle Feindseligkeiten eingestellt. Und jetzt sah man ganz andere Dinge als vorher. Die drei kriegführenden Monarchen zogen jetzt aus dem Feld friedlich zusammen in die Stadt Tilsit, und lebten miteinander als die besten Freunde, speisten bei einander zu Mittag, und ritten miteinander spazieren. Der Kaiser von Frankreich und der Kaiser von Rußland, vor wenigen Tagen noch Feind gegen Feind, wohnten jetzt als gute Nachbarn nicht weit voneinander in einer Gasse, und jetzt ist am ganzen vorigen Artikel, daß ein so erschrecklicher Krieg in der Welt sei, kein Wort mehr wahr. Vielmehr wurde zur allgemeinen Freude am 7. und 9. Julius zwischen Frankreich, Rußland und Preußen der Friede geschlossen, dem Gott eine lange Dauer verleihen wolle.

Das freut den rheinischen Hausfreund, und wenn nicht im ganzen Schaltjahr 1808 der Himmel voll Baßgeigen hängt, und nicht ein anderer Krieg ausbricht, in welchem an allen Enden und

6. Fehlt im Schatzkästlein.

Orten, besonders aber am Rheinstrom, mit lauter Äpfelküchlein geschossen wird, und viele Hunderttausend Bratwürste wie Kraut und Rüben zusammengehauen und alle Tage Kriegsgefangene, nämlich Kronenthaler und Dublonen in Kisten und Kästen eingebracht werden, so kann der rheinländische Hausfreund nichts dafür.

---

64. Der rheinländische Hausfreund spricht mit seinen Landsleuten und Lesern, und wünscht ihnen das neue Jahr.

Eigentlich aber ist nicht viel daran zu wünschen, denn es kommt wieder, wie allemal, von selbst den 31. Dezember 1808, nachts um zwölf Uhr, wenn lose Vögel neben dem Durlacher Hofwirtshaus zu Karlsruhe Petarden legen, und fast sehr laut sind, die nicht wissen, daß das neue Jahr kommt wie ein Geist, der nicht gern will beschrieen sein, wenn er soll viel Gutes bringen. Andre Leute aber schlafen im Schutze Gottes, und merken nicht viel davon, wenn die zwei großen Schildwachen sich ablösen in der Mitternacht, und geben einander Parole, die niemand versteht. Dagegen streckt der rheinländische Hausfreund seinen Lesern ins neue Jahr hinein, das selber kommt, die Hand entgegen, und wünscht gesunden Leib, gut Gewissen und Zufriedenheit, und sagt, daß er dies Jahr seinen Lesern einen Tag abbrechen muß, nämlich den 29. Februar, weil sonst der Zeug für diesen Monat nicht zureicht, oder aber die Tage zu kurz ausfallen könnten, wenn 29 wollten daraus gemacht werden. Dagegen verspricht er, künftig keine fernern Subtraktionsexempel mehr an der Zeit zu statuieren, sondern alle Jahre 365 Tage ungeschmälert zu liefern und richtig einzuhalten, bis bessere Zeiten kommen, die wieder einen Schalttag ertragen können, und will von Jahr zu Jahr auf allerlei Lehrreiches zu Spaß und Ernst, auch schöne Figuren ferner bedacht sein, untereinander, wie es in der Welt auch zugeht. Einer lacht, der andere weint. Heute Regen, morgen Sonnenschein, und unaufhörlich läutet hie und da die Glocke, dem einen zur Hochzeit, dem andern ins Grab. Und so will der rheinländische Hausfreund thun zur Erkenntlichkeit, weil er gesehen und große Freude gehabt, daß sein Kalender schon zum erstenmal und fast an allen Orten ist fleißig gelesen worden, und

7. Beginn des Kalenders von 1809; diese Vorrede nicht im Schatzkästlein. — 11. fast sehr = gar sehr.

hat hie und da einer gesagt: „Der meint's nicht schlimm mit uns," und hat in einer Erzählung etwas wie ein kleines Goldkörnlein gefunden und nicht verschmäht. Denn der rheinländische Hausfreund geht fleißig am Rheinstrom auf und ab, schaut zu manchem Fenster hinein, man sieht ihn nicht; sitzt in manchem Wirtshaus, und man kennt ihn nicht; geht mit manchem braven Mann einen Sabbater Weg oder zwei, wie es trifft, und läßt nicht merken, daß er's ist. Zum Exempel, er hat's wohl mit angehört und ist dabei gestanden, im letzten Herbst, als die Schwäbin, so ohne Beine auf einem Rößlein in der Welt herumreitet, herwärts der Schorenbruck, zwischen Basel und Haltingen an der Straße saß, und prophezeite einer braven Markgräferin, die von Basel kam und bei ihr stand, viel dummes Zeug, was der Komet bedeute. Die Frau hörte zwar aufmerksam zu, was die Hexe sagte, wird aber hoffentlich nichts geglaubt haben. Denn selbiger Wadelstern mit seinem silbernen Haar hatte nichts mehr zu bedeuten, sondern sollte in Berlin und Polen das große Kriegsunglück und die blutigen Schlachten ankündigen, — kam aber zu spät, wie manchmal ein Feuerreiter, wenn das Häuslein schon verbrannt ist. Denn der Kaiser Napoleon ist so schnell in seinen Unternehmungen, und macht so kurzen Prozeß, daß selbst ein Komet nicht geschwind genug zur Sache thun kann, wenn er noch zu rechter Zeit will da sein, und ist dem Hausfreund auch so gangen, hat den preußischen Krieg auch erst angekündet, als er schon vorbei war. Doch wäre dies noch zu verschmerzen, wenn er nur nicht beklagen müßte, daß es mit dem andern Krieg, nämlich wo mit Äpfelküchlein geschossen und kriegsgefangene Kronenthaler eingebracht werden, noch nicht recht hat wollen in Gang kommen. Doch wird's mit Gottes Hilfe und unserem eigenen Fleiß etwa besser werden von Jahr zu Jahr, und hat schon diesmal nicht überall gefehlt, wo viel guter Wein gewachsen ist Anno Eintausend Achthundert und Sieben, und ein schön Stück Geld daraus gelöst worden. Der rheinländische Hausfreund weiß auch davon zu sagen, und hat je ein Schöpplein gekauft oder etwas zu Konstanz im Adler, zu Waldshut im Rebstock, zu Lörrach im goldnen Ochsen (hat nichts gekostet), zu Schopfheim im Pflug, zu Utzenfeld in der Mühle, zu Freiburg im Schwert, zu Offenburg in der Fortuna, zu Kehl im Lamm, zu Ulm bei Lichtenau im Adler, zu Rastatt

15. Wadelstern, Schweifstern.

im Kreuz, zu Durmersheim beim Herrn Schlick. In dieser Landschaft ist der Vorfahrer des Hausfreunds sozusagen vogelfrei gewesen, und der Rastatter hinkende Bot hat allein das Privilegium gehabt, den Leuten die Wahrheit zu erzählen, der arme Teufel auf seinem hölzernen Bein. Jetzt sind der Hausfreund und er rechte gute Freunde, und halten friedliche Nachbarschaft, hängen in mancher Stube nebeneinander am nämlichen Nagel, und so sie sich auf der Straße begegnen, oder in einer Herberge, reden sie miteinander. Aber den Reutlinger, wenn er ihnen zwischen Licht auf einem Feldweg begegnet, grüßen sie nicht sehr, sondern sagen: „Bleib du in deinem Land, wenn man nicht nach dir schickt, und komm nicht selber, sonst druckt man dir einen Stempel auf das Brusttuch, so zwölf Kreuzer kostet." — So weit geht der Vorbericht, — und nun setzt der rheinische Hausfreund die Betrachtungen über das Weltgebäude fort, so man aber auch ordentlich lesen muß, wenn man wissen will, was drin steht. Denn der Nürnberger Trichter ist schon vor dem siebenjährigen Krieg zerbrochen.

65. Die Planeten.

(Fortsetzung.)

Der rheinländische Hausfreund stellt sich seinem Leser gegenüber und fragt: „Weißt du auch noch, geneigter Leser, wovon im vorigen Artikel über das Weltgebäude ist geredt worden?"

Leser. Ja! von den Planeten ist geredt worden.

Hausfreund. Weißt du auch noch, was man Planeten nennt?

Leser. Ja! Planeten nennt man eilf Sterne, so mit den andern nicht gleichen Schritt halten, denn sie laufen in großen

9. zwischen Licht, in der Dämmerung. — 19. Auch im Kalender von 1819; Zeile 21—117, 10 lauten dort folgendermaßen: Der Vater wolle zuerst, wenn er sein Pfeiflein angezündet hat, seinen nachgewachsenen Söhnen erzählen, was es im Jahrgang des Kalenders 1815 mit den Planeten für eine Bewandtnis hatte. Denn wer es einmal gelesen hat, der behaltet's. „Heiner," sagt der Vater, „die Planeten sind eilf Sterne oder große Weltkörper, welche sich in langen Zeiten jeder in seinem Kreis um die Sonne herum bewegen, und gleichsam aus ihr Licht und Leben trinken. Die Sonne selbst ist kein Planet — es sagt's nur ein Kalendermacher von alters her dem andern so nach — auch der Mond nicht, denn der Mond bewegt sich zunächst um die Erde herum, aber die Erde ist einer, denn sie lauft um die Sonne, und trinkt Licht und Wärme aus ihr. Der nächste Planet bei der Sonne, und von dieser Seite her der erste ist der Merkurius. Er ist fast ganz in ihrem himmlischen Glanz verborgen, wie ein Kind in dem Gewande seiner Mutter, und darf höchstens morgens oder abends bisweilen ein wenig herausschauen, der zweite Planet aber, von der Sonne weg, ist die Venus oder der hellleuchtende Morgen- und Abendstern." „Kalendermann," sagt der Vater, „fahrt Ihr jetzt fort!"

Kreisen um die Sonne herum, und kommen der eine heut der andere morgen, aber jeder zu seiner Zeit.

Hausfreund. Weißt du denn auch noch, welche Planeten sind in der Betrachtung des Weltgebäudes im vorigen Artikel betrachtet worden?

Leser. Ja! der Merkurius ist betrachtet worden, und die Venus, das ist der Abendstern.

Der Hausfreund kann sich nicht genug darüber verwundern, daß der geneigte Leser so wohl begriffen, und es so lange im Kopf behalten hat, und fährt nun also fort:

Der nächste Planet nach der Venus, oder der dritte von der Sonne weg, ist unsere Erde selber mit ihrem Beiläufer, dem Mond. Sie hat 5400 deutsche Meilen im Umfang. Sie ist 21 Millionen Meilen weit von der Sonne entfernt und bekommt doch von ihr ein so schönes Tageslicht und so kräftige Wärme. Sie lauft um die Sonne herum in 365 Tagen und sechs Stunden, und legt in dieser Zeit einen Raum von mehr als 131 Millionen Meilen zurück, ohne ein einziges Mal auszuruhen. Was aber sonst noch von der Erde zu sagen ist, und wie ihre Einwohner thäten, was dem Herrn übel gefiel, bisweilen aber doch auch etwas, das ihm wohl gefiel, siehe, das ist geschrieben in einem eigenen Abschnitt und in den Erzählungen des rheinländischen Hausfreundes.

Nach der Erde kommt der wunderschöne Planetstern Mars, der nicht wie die andern ein gelbes oder weißes, sondern ein rötliches Licht hat, als wenn unaufhörlich ein großes Freudenfeuer dort brennte. Er erscheint uns, wie die andern Planeten, nicht immer gleich, weil seine Weite von uns weg nicht immer die nämliche ist. Er ist größer und schöner, wenn er näher bei der Erde ist; unscheinbar und klein, wenn er weit wegsteht. Er ist übrigens von der Sonne fast 32 Millionen Meilen weit entfernt, braucht doch nur ein Jahr und 322 Tage zu seinem Umlauf um dieselbe, und durchlauft in solcher Zeit eine Bahn von 200 Millionen Meilen. Dagegen ist er fünfmal kleiner als die Erde und fast zehnmal leichter, und kann also schon flüchtiger fortkommen.

29. Danach im Kalender von 1809 noch: Merke: Wenn du in diesem Jahr 1809 im Monat April einmal nicht schlafen kannst und schaust zum Fenster hinaus nach der Gegend des Himmels, wo am Tag die Sonne lauft, oder du stehst Schildwache, oder du bist der Nachtwächter, und siehst auf einmal einen schönen rötlichen Stern, und meinst, das sei ein nagelneuer, und so einen habest du noch nie gesehn, das ist der Mars, von dem die Rede ist. Nachher gegen den Sommer kommt er alle Nacht etwas früher, verliert aber immer mehr von seiner Schönheit, weil er wieder höher steigt.

Für den nächsten Planeten nach dem Mars hat man von den ältesten Zeiten an bis vor wenig Jahren den Jupiter gehalten, und war mit keiner Lieb' zwischen ihnen noch ein anderer zu entdecken. Die Sternseher aber behaupteten herzhaft, zwischen ihnen fehle einer, ob ihn gleich noch kein sterblicher Mensch gesehen habe. „Entweder," sagten sie, „ist er so klein, daß wir ihn nicht sehen können, oder er hat seinen jüngsten Tag und die Auferstehung seiner Toten schon erlebt, und ist nachher im Feuer aufgegangen, oder sonst verkommen."

Dies brachten sie folgendermaßen heraus: Wenn man sich von der Sonne weg bis zu dem Planeten Saturn, so für den letzten gehalten wurde, in einer geraden Linie, gleichweit voneinander hundert Pünktlein vorstellt, so steht von der Sonne weg auf dem vierten Pünktlein der Planet Merkurius, und kann niemand etwas dafür, daß er dort steht und an keinem andern Ort. Wenn man aber weiter zählt drei, dort steht die Venus. Zählt man weiter zweimal drei ist sechs, dort steht unsere Erde; zählt man weiter zweimal sechs ist zwölf, dort steht der Mars und fehlt sich nicht. Zählt man weiter zweimal zwölf gibt vierundzwanzig, dort sah man nichts, und doch, wenn man wieder weiter fortfährt und sagt: zweimal vierundzwanzig ist achtundvierzig, so steht daselbst wieder der Planet Jupiter, und zweimal achtundvierzig ist sechsundneunzig, dort ist der Saturn. Sechsundneunzig aber addiert mit den vier ersten Punkten von der Sonne weg bis zum Merkurius thut hundert, so daß also der Saturnus richtig auf dem hundertsten Pünktlein steht. Weil nun alle diese Planeten in einer so sichtbaren Proportion und Ordnung voneinander abstehn, und doch auf dem Pünktlein vierundzwanzig nichts zu sehen war, deswegen sagten die Sternkundigen, dort müsse auch noch einer stehen, wenn er nicht schon wieder verschwunden sei. So etwas erzählt der Hausfreund nicht allen Leuten; aber seinen Lesern kann er nichts vorenthalten, damit sie sehen, was wir Sternseher und Kalendermacher für respektable Leute sind, so die Sterne des Himmels überschauen, wie ein Hirt seine Schäflein oder ein Schulherr seine Kinder, und merkt gleich, wenn eins fehlt. Wie gewiß wir aber unserer Sache sind, das hat sich vor einigen Jahren zu großer Freude gezeigt. Denn als der berühmte Mann, namens Herschel, vor mehreren Jahren eine neue Art von Fernröhren oder Perspektiven erfunden hatte, die noch viel weiter tragen als die alten, so hat man einen kleinen Planeten auf Nro. 24 richtig entdeckt, und sich etwas Recht-

schaffenes darauf eingebildet. Allein das ist noch nicht alles. Denn da dieser Planet so klein erschien, so hatte man das Herz, zu behaupten, er sei nimmer ganz, sondern nur ein Stück von einem Ganzen. Auch diese Vermutung scheint durch die Erfahrung bestätigt zu sein, indem man nachher in kurzer Zeit nacheinander noch drei Sternlein, ungefähr in der nämlichen Weite von der Sonne weg, entdeckte, so daß man jetzt statt einem, der zu fehlen schien, vier auf einmal hat. Es ist daher fast nicht mehr zu zweifeln, daß einmal ein großer Planetstern an jener Stelle gewesen, und schon vor undenklichen Zeiten in diese vier Stücke zersprungen sei, und muß ein rechtes Betrübnis gewesen sein, wenn ein Vater oder eine Mutter auf einem Stück geblieben ist, und die Kinder auf einem andern, und konnten hernach nichts mehr voneinander erfahren, und einander durch niemand grüßen lassen.

Da jeder Stern einen Namen haben muß, wenn man von ihm reden will, so nannte man diese vier: die Pallas, die Juno, die Ceres und die Vesta. Drei davon sind durch deutsche Männer entdeckt worden.

Nach diesem kommt nun 108 Millionen Meilen von der Sonne weg der neunte Planet, Jupiter genannt. Ob er gleich in unsern Augen nicht größer als ein Brabanter Thaler aussieht, so ist er doch 1474 mal größer als die Erde, und der größte unter allen Planeten. Er vollendet seine Laufbahn um die Sonne in zwölf Jahren nur einmal, und um ihn selbst bewegen sich in ungleichen Entfernungen vier Monde, so schön aussehen muß, wenn sie in einer Nacht alle zugleich am Himmel stehen. Auch laufen mehrere veränderliche graue Streifen über ihn weg, und man weiß nicht recht, was man davon halten soll.

Der zehnte Planet ist der Saturn. Dieser ist von der Sonne fast noch einmal so weit entfernt als der Jupiter, nämlich 199 Millionen Meilen. Sein Weg um die Sonne umfaßt mehr als 1280 Millionen Meilen, wozu er $29\frac{1}{2}$ Jahr vonnöten hat. Da er so entsetzlich weit von der Sonne entfernt ist, so muß auf ihm das Licht derselben 90 mal schwächer als auf unsrer Erde sein, und muß einer schon gute Augen haben, wenn er dabei eine Nadel will einfädlen.

Dafür hat er aber sieben Monde, die ihm seine trüben Tage erfreulich machen und seine langen Nächte erheitern. Überdies hat dieser Planet noch etwas, was kein anderer hat, einen Ring,

so aber doppelt ist. Dieser Ring zieht sich in einer nicht gar großen Entfernung um den Saturn ringsherum, ist sehr breit, nicht gar dick, und wird ebenfalls von der Sonne erleuchtet. Ohne Zweifel wirft er sein Licht ebenso wie die Monde auf den dunklen Körper des Planeten zurück, und hilft zu seiner Erhellung. Sonst weiß man von ihm nicht viel zu sagen.

Lange hat man geglaubt, dieser Saturn sei nun der letzte Planet, an den die Sonne scheinet, und jetzt sei man fertig, bis der berühmte Herschel, von welchem oben Erwähnung geschah, ebenfalls ein geborner Deutscher, am 13. Mai 1781 zur großen Verwunderung und Freude der Gelehrten noch einen neuen entdeckte, welcher nun an der Zahl der eilfte ist, und vielleicht noch nicht der letzte ist. Denn der schwache Mensch kommt der göttlichen Allmacht nie an das Ende, und man muß nie sagen: Wo ich nichts mehr sehe, dort ist nichts mehr. Dieser neue Planet heißt Uranus, wird aber ohne Zweifel der älteste sein. Er ist noch einmal so weit von der Sonne entfernt, als der Saturn, nämlich 400 000 000 Meilen. Er muß in einem Kreis von 2 514 000 000 Meilen um die Sonne herumgehen. Ein Jahr auf diesem Planeten währt so lang als bei uns 83 Jahre oder ein langes Menschenleben, und ein hundertjähriger Kalender thut daselbst 8300 Jahre lang gut. Wegen der großen Entfernung ist daselbst die Wirkung der Sonne 361 mal schwächer als bei uns. Dagegen wird er von sechs und vielleicht noch mehrern Monden erleuchtet, die um ihn herum aufgehn und untergehn, jeder zu seiner Stunde, und muß der Kalendermacher allda ein ganzer Mann sein, und ein recht Stück Arbeit haben, bis er fertig ist, wenn er für jeden Tag des langen Jahres jedes Mondes Aufgang und Untergang, und ihre Brüche ausrechnen und anzeigen soll.

Das sind nun die Planetsterne, welche man bis jetzt kennt und entdeckt hat, nach ihrer Reihe, Maßen und Zeiten. Weil man aber so eine Zahl von ein paar hundert Millionen Meilen leicht wegliest, und nicht daran denkt, wieviel sie ausweist, so merke: Wenn auf der Sonne ein Artillerist vom zweiten Bataillon in diesem Augenblick eine Kanone anbrennte, die Kugel flöge in ihrer bekannten Geschwindigkeit, Tag und Nacht, Sonntag und Werktag in gerader Linie immer fort und fort, so käme sie doch in den Merkur erst ungefähr nach 10 Jahren, in der Venus nach 18, auf der Erde, wie oben gesagt, nach 25, auf dem Mars nach 38,

auf dem Jupiter nach 130 Jahren an. Bis zu dem Saturn aber hätte sie zu fliegen 238, und zu dem Uranus 479 Jahre. So weit sind diese eilf Sterne einer nach dem andern von der Sonne entfernt, die gleichsam ihre Mutter und Säugamme ist, und sie verbreitet doch rings um sich bis zu dem letzten so viel Licht und Wärme und Segen als jedem nötig ist, und der unsichtbare Gott, der sie erschaffen hat, ist mit seiner Allmacht und Güte überall zugegen, und sättiget und erfreut alles, was da lebet, mit Wohlgefallen.

66. Kannitverstan.

Der Mensch hat wohl täglich Gelegenheit, in Emmendingen und Gundelfingen so gut als in Amsterdam, Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge anzustellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit seinem Schicksal, wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft herumfliegen. Aber auf dem seltsamsten Umweg kam ein deutscher Handwerksbursche in Amsterdam durch den Irrtum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntnis. Denn als er in diese große und reiche Handelsstadt voll prächtiger Häuser, wogender Schiffe und geschäftiger Menschen gekommen war, fiel ihm sogleich ein großes und schönes Haus in die Augen, wie er auf seiner ganzen Wanderschaft von Duttlingen bis nach Amsterdam noch keines erlebt hatte. Lange betrachtete er mit Verwunderung dies kostbare Gebäude, die sechs Kamine auf dem Dach, die schönen Gesimse und die hohen Fenster, größer als an des Vaters Haus daheim die Thür. Endlich konnte er sich nicht entbrechen, einen Vorübergehenden anzureden. „Guter Freund,“ redete er ihn an, „könnt Ihr mir nicht sagen, wie der Herr heißt, dem dieses wunderschöne Haus gehört mit den Fenstern voll Tulipanen, Sternenblumen und Levkoien?“ — Der Mann aber, der vermutlich etwas Wichtigeres zu thun hatte, und zum Unglück gerade so viel von der deutschen Sprache verstand, als der Fragende von der holländischen, nämlich nichts, sagte kurz und schnauzig: „Kannitverstan,“ und schnurrte vorüber. Dies war ein holländisches Wort, oder drei, wenn man's recht betrachtet, und heißt auf deutsch soviel als: „Ich kann Euch nicht verstehn.“ Aber der gute Fremdling glaubte, es sei der Name des Mannes, nach dem er gefragt hatte. Das muß ein grundreicher Mann sein, der Herr Kannit-

verstan, dachte er, und ging weiter. Gaß aus Gaß ein kam er endlich an den Meerbusen, der da heißt: Het Ey, oder auf deutsch: das Ypsilon. Da stand nun Schiff an Schiff, und Mastbaum an Mastbaum, und er wußte anfänglich nicht, wie er es mit seinen zwei einzigen Augen durchfechten werde, alle diese Merkwürdigkeiten genug zu sehen und zu betrachten, bis endlich ein großes Schiff seine Aufmerksamkeit an sich zog, das vor kurzem aus Ostindien angelangt war, und jetzt eben ausgeladen wurde. Schon standen ganze Reihen von Kisten und Ballen auf- und nebeneinander am Lande. Noch immer wurden mehrere herausgewälzt, und Fässer voll Zucker und Kaffee, voll Reis und Pfeffer, und salveni Mausdreck darunter. Als er aber lange zugesehn hatte, fragte er endlich einen, der eben eine Kiste auf der Achsel heraustrug, wie der glückliche Mann heiße, dem das Meer alle diese Waren an das Land bringe. „Kannitverstan," war die Antwort. Da dachte er: „Haha, schaut's da heraus? Kein Wunder, wem das Meer solche Reichtümer an das Land schwemmt, der hat gut solche Häuser in die Welt stellen, und solcherlei Tulipanen vor die Fenster in vergoldeten Scherben." Jetzt ging er wieder zurück, und stellte eine recht traurige Betrachtung bei sich selbst an, was er für ein armer Mensch sei unter so viel reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: „Wenn ich's doch nur auch einmal so gut bekäme, wie dieser Herr Kannitverstan es hat," kam er um eine Ecke und erblickte einen großen Leichenzug. Vier schwarz vermummte Pferde zogen einen ebenfalls schwarz überzogenen Leichenwagen langsam und traurig, als ob sie wüßten, daß sie einen Toten in seine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verstorbenen folgte nach, Paar und Paar, verhüllt in schwarze Mäntel, und stumm. In der Ferne läutete ein einsames Glöcklein. Jetzt ergriff unsern Fremdling ein wehmütiges Gefühl, das an keinem guten Menschen vorübergeht, wenn er eine Leiche sieht, und blieb mit dem Hut in den Händen andächtig stehen, bis alles vorüber war. Doch machte er sich an den Letzten vom Zug, der eben in der Stille ausrechnete, was er an seiner Baumwolle gewinnen könnte, wenn der Zentner um 10 Gulden aufschlüge, ergriff ihn sachte am Mantel, und bat ihn treuherzig um Exküse. „Das muß wohl auch ein guter Freund von Euch gewesen sein," sagte er, dem das Glöcklein läutet, daß Ihr so betrübt und nachdenklich mitgeht." — „Kan-

11. salveni = salva venia, mit Erlaubnis.

nitverstan!" war die Antwort. Da fielen unserm guten Duttlinger ein paar große Thränen aus den Augen, und es ward ihm auf einmal schwer und wieder leicht ums Herz. „Armer Kannitverstan," rief er aus, „was hast du nun von allem deinem Reichtum? Was ich einst von meiner Armut auch bekomme: ein Totenkleid und ein Leintuch, und von allen deinen schönen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Brust, oder eine Raute." Mit diesen Gedanken begleitete er die Leiche, als wenn er dazu gehörte, bis ans Grab, sah den vermeinten Herrn Kannitverstan hinabsenken in seine Ruhestätte, und ward von der holländischen Leichenpredigt, von der er kein Wort verstand, mehr gerührt als von mancher deutschen, auf die er nicht acht gab. Endlich ging er leichten Herzens mit den andern wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man Deutsch verstand, mit gutem Appetit ein Stück Limburger Käse, und wenn es ihm wieder einmal schwer fallen wollte, daß so viele Leute in der Welt so reich seien und er so arm, so dachte er nur an den Herrn Kannitverstan in Amsterdam, an sein großes Haus, an sein reiches Schiff und an sein enges Grab.

67. Schlechter Lohn.

Als im letzten preußischen Krieg der Franzos nach Berlin kam, in die Residenzstadt des Königs von Preußen, da wurde unter anderm viel königliches Eigentum weggenommen und fortgeführt oder verkauft. Denn der Krieg bringt nichts, er holt. Was noch so gut verborgen war, wurde entdeckt und manches davon zur Beute gemacht, doch nicht alles. Ein großer Vorrat von königlichem Bauholz blieb lange unverraten und unversehrt. Doch kam zuletzt noch ein Spitzbube von des Königs eigenen Unterthanen, dachte, da ist ein gutes Trinkgeld zu verdienen, und zeigte dem französischen Kommandanten mit schmunzlicher Miene und spitzbübischen Augen an, was für ein schönes Quantum von eichenen und tannenen Baustämmen noch da und da beisammen liege, woraus manch Tausend Gulden zu lösen wäre. Aber der brave Kommandant gab schlechten Dank für die Verräterei, und sagte: „Laßt Ihr die schönen Baustämme nur liegen, wo sie sind. Man muß dem Feind nicht sein Notwendigstes nehmen. Denn wenn Euer König wieder ins Land kommt, so braucht er Holz zu neuen Galgen für so ehrliche Unterthanen, wie Ihr einer seid."

Das muß der rheinländische Hausfreund loben, und wollte gern aus seinem eigenen Wald ein paar Stämmlein auch hergeben, wenn's fehlen sollte.

68. Der kann Deutsch.

Bekanntlich gibt es in der französischen Armee viele Deutschgeborne, die es aber im Feld und im Quartier nicht immer merken lassen. Das ist alsdann für einen Hauswirt, der seinen Einquartierten für einen Stockfranzosen hält, ein groß Kreuz, wenn er nicht französisch mit ihm reden kann. Aber ein Bürger in Salzwedel, der im letzten Krieg einen Sundgauer im Quartier hatte, entdeckte von ohngefähr ein Mittel, wie man bald dahinter kommt. Der Sundgauer parlierte lauter Foutre Diable, forderte mit dem Säbel in der Faust immer etwas anders, und der Salzwedler wußte nie, was? Hätt's ihm gern gegeben, wenn er gekonnt hätte. Da sprang er in der Not in seines Nachbarn Haus, der sein Gevatter war und ein wenig Französisch kann, und bat ihn um seinen Beistand. Der Gevatter sagte: „Er wird aus der Dauphine sein, ich will schon mit ihm zurecht kommen." Aber weit gefehlt. War's vorher arg, so war's jetzt ärger. Der Sundgauer machte Forderungen, die der gute Mann nicht zu befriedigen wußte, so daß er endlich im Unwillen sagte: „Das ist ja der vermaledeiteste Spitzbube, mit dem mich der Bolettenschreiber noch heimgesucht hat." Aber kaum war das unvorsichtige Wort heraus, so bekam er von dem vermeinten Stockfranzosen eine ganz entsetzliche Ohrfeige. Da sagte der Nachbar: „Gevattersmann! Nun laßt Euch nimmer Angst sein, der kann Deutsch."

69. Große Feuersbrunst.

Aus Italien wird berichtet: Am 5. April 1808 zündet ein Bauer aus dem Dorfe Bevra, nahe bei dem Dorf an einer Berghalde, das Gesträuch an, damit hernach das Vieh besser weiden könne. Solches ist da und dort schon oft geschehen und hat gut gethan. Aber diesmal wehete ein starker Wind; das Feuer griff schnell und unwiderstehlich um sich. Immer höher prasselte die

27. Nicht im Schatzkästlein.

Flamme, immer heftiger wehete der Wind, und in wenig Stunden brannten in der ganzen Landschaft, in einer Strecke von mehrern Stunden, alle Gesträuche, alle Wälder, alle fruchtbare Obstbäume, alle Ställe, alle Wohnungen. Das Flammenspiel an allen Enden und Orten, die entsetzlichen Rauchwolken, das Not- und Jammergeschrei der unglücklichen Menschen war entsetzlich, und soweit man laufen und hören konnte, läuteten die Sturmglocken. Zwar eilten die Einwohner aus der ganzen Nachbarschaft und aus weiten Gegenden her zur Hilfe. Aber der immer heftigere Wind und der große Umfang der Feuersbrunst machten alle Mühe und Anstrengung lange zunichte. Erst am 10. vermochte man das Feuer zu löschen. Da sah erst alles recht jammervoll aus. Die ganze Gegend war eine schauerliche Verwüstung. Wo vorher fröhliche Herden weideten, sah man jetzt halbverbrannte Leichname. Wo noch vor wenig Tagen muntere Hirten sangen, und der emsige Landmann mit Hoffnung seine Arbeit verrichtete, standen jetzt die Unglücklichen trostlos und händeringend auf der Brandstätte ihrer Wohnungen und ihres Eigentums.

Wie muß es da dem unverständigen Mann zu Mute gewesen sein, der durch seine Unvorsicht solches Unglück über sich selbst, seine Mitbürger und Landsleute gebracht hat.

70. Der Fremdling in Memel.

Oft sieht die Wahrheit wie eine Lüge aus. Das erfuhr ein Fremder, der vor einigen Jahren mit einem Schiff aus Westindien an den Küsten der Ostsee ankam. Damals war der russische Kaiser bei dem König von Preußen auf Besuch. Beide Potentaten standen in gewöhnlicher Kleidung, ohne Begleitung, Hand in Hand, als zwei rechte gute Freunde, bei einander am Ufer. So etwas sieht man nicht alle Tage. Der Fremde dachte auch nicht dran, sondern ging ganz treuherzig auf sie zu, meinte es seien zwei Kaufleute oder andere Herren aus der Gegend, und fing ein Gespräch mit ihnen an, war begierig allerlei Neues zu hören, das seit seiner Abwesenheit sich zugetragen habe. Endlich, da die beiden Monarchen sich leutselig mit ihm unterhielten, fand er Veranlassung, den einen auf eine höfliche Art zu fragen, wer er sei. „Ich bin der König von Preußen," sagte der eine. Das kam nun dem fremden An-

kömmling schon ein wenig sonderbar vor. Doch dachte er, es ist möglich, und machte vor dem Könige ein ehrerbietiges Kompliment. Und das war vernünftig. Denn in zweifelhaften Dingen muß man immer das Sicherste und Beste wählen, und lieber eine Höflichkeit aus Irrtum begehen, als eine Grobheit. Als aber der König weiter sagte, und auf seinen Begleiter deutete: „Dies ist Se. Majestät der russische Kaiser," da war's doch dem ehrlichen Mann, als wenn zwei lose Vögel ihn zum besten haben wollten, und sagte: „Wenn ihr Herren mit einem ehrlichen Mann euern Spaß haben wollt, so sucht einen andern als ich bin. Bin ich deswegen aus Westindien hierher gekommen, daß ich euer Narr sei?" — Der Kaiser wollte ihn zwar versichern, daß er allerdings derjenige sei. Allein der Fremde gab kein Gehör mehr. „Ein russischer Spaßvogel möget Ihr sein," sagte er. Als er aber nachher im grünen Baum die Sache erzählte, und andern Bericht bekam, da kam er ganz demütig wieder, bat fußfällig um Vergebung, und die großmütigen Potentaten verziehen ihm, wie natürlich, und hatten hernach viel Spaß an dem Vorfall.

71. Das seltsame Rezept.

Es ist sonst kein großer Spaß dabei, wenn man ein Rezept in die Apotheke tragen muß; aber vor langen Jahren war es doch einmal ein Spaß. Da hielt ein Mann von einem entlegenen Hof eines Tages mit einem Wagen und zwei Stieren vor der Stadtapotheke still, lud sorgsam eine große tannene Stubenthüre ab, und trug sie hinein. Der Apotheker machte große Augen, und sagte: „Was wollt Ihr da, guter Freund, mit Eurer Stubenthüre? Der Schreiner wohnt um zwei Häuser links." Dem sagte der Mann, der Doktor sei bei seiner kranken Frau gewesen, und habe ihr wollen ein Tränklein verordnen, so sei in dem ganzen Haus keine Feder, keine Tinte und kein Papier gewesen, nur eine Kreide. Da habe der Herr Doktor das Rezept an die Stubenthüre geschrieben, und nun soll der Herr Apotheker so gut sein, und das Tränklein kochen.

Item, wenn es nur gut gethan hat. Wohl dem, der sich in der Not zu helfen weiß.

72. Einfältiger Mensch in Mailand.

Ein einfältiger Mensch in Mailand wollte sein Haus verkaufen. Damit er nun um so eher davon los werden möchte, brach er einen großen Stein aus demselben heraus, trug ihn auf den großen Marktplatz, wo viel Verkehr und Handel getrieben wird, und setzte sich damit unter die Verkäufer. Wenn nun ein Mann kam, und fragte ihn: „Was habt Ihr denn feil?“ so sagte er: „Mein zweistöckigtes Haus in der Kapuzinergasse. Wenn Ihr Lust dazu habt, — hier ist ein Muster.“

Der nämliche sagte einmal bei einer Gelegenheit, als von der Kinderzucht die Rede war: „Es ist ein Glück für meine Kinder, daß ich keine habe. Ich könnte so zornig werden, daß ich sie alle totschlüge.“

73. Der Barbierjunge von Segringen.

Man muß Gott nicht versuchen, aber auch die Menschen nicht. Denn im vorigen Spätjahr kam in dem Wirtshause zu Segringen ein Fremder von der Armee an, der einen starken Bart hatte, und fast wunderlich aussah, also daß ihm nicht recht zu trauen war. Der sagt zum Wirt, eh' er etwas zu essen oder zu trinken fordert: „Habt Ihr keinen Barbier im Ort, der mich rasieren kann?“ Der Wirt sagt „Ja“ und holt den Barbier. Zu dem sagt der Fremde: „Ihr sollt mir den Bart abnehmen, aber ich habe eine kitzliche Haut. Wenn Ihr mich nicht ins Gesicht schneidet, so bezahl' ich Euch vier Kronenthaler. Wenn Ihr mich aber schneidet, so stech' ich Euch tot. Ihr wäret nicht der erste.“ Wie der erschrockene Mann das hörte (denn der fremde Herr machte ein Gesicht, als wenn es nicht vexiert wäre, und das spitzige, kalte Eisen lag auf dem Tisch), so springt er fort und schickt den Gesellen. Zu dem sagt der Herr das nämliche. Wie der Gesell das nämliche hört, springt er ebenfalls fort, und schickt den Lehrjungen. Der Lehrjunge läßt sich blenden von dem Geld, und denkt: „Ich wag's. Geratet es, und ich schneide ihn nicht, so kann ich mir für vier Kronenthaler einen neuen Rock auf die Kirchweihe kaufen, und einen

9. Vademecum IV, 85: Die Probe vom Hause. Es kam einst ein lustiger Vogel in eine Gesellschaft und hatte einen großen Stein unter dem Mantel. Man fragte ihn, was er mit diesem Stein machen wolle, und er antwortete: „Es ist eine Probe von meinem Hause, das ich verkaufen wollte.“ Vergl. „Der rechte Barbier“ von Chamisso.

Schnepper. Geratet's nicht, so weiß ich, was ich thue," und rasiert den Herrn. Der Herr hält ruhig still, weiß nicht, in welcher entsetzlichen Todesgefahr er ist, und der verwegene Lehrjunge spaziert ihm auch ganz kaltblütig mit dem Messer im Gesicht und um die Nase herum, als wenn's nur um einen Sechser, oder im Fall eines Schnittes um ein Stücklein Zunder oder Fließpapier darauf zu thun wäre, und nicht um vier Kronenthaler und um ein Leben, und bringt ihm glücklich den Bart aus dem Gesicht ohne Schnitt und ohne Blut, und dachte doch, als er fertig war: „Gottlob!"

Als aber der Herr aufgestanden war, und sich im Spiegel beschaut und abgetrocknet hatte, und giebt dem Jungen die vier Kronenthaler, sagt er zu ihm: „Aber, junger Mensch, wer hat dir den Mut gegeben, mich zu rasieren, so doch dein Herr und der Gesell sind fortgesprungen? Denn wenn du mich geschnitten hättest, so hätt' ich dich erstochen." Der Lehrjung aber bedankte sich lächelnd für das schöne Stück Geld, und sagte: „Gnädiger Herr, Ihr hättet mich nicht verstochen, sondern wenn Ihr gezuckt hättet und ich hätt' Euch ins Gesicht geschnitten, so wär ich Euch zuvorgekommen, hätt' Euch augenblicklich die Gurgel abgehauen, und wäre auf und davon gesprungen." Als der fremde Herr das hörte, und an die Gefahr dachte, in der er gesessen war, ward er erst blaß vor Schrecken und Todesangst, schenkte dem Burschen noch einen Kronenthaler extra, und hat seitdem zu keinem Barbier mehr gesagt: „Ich steche dich tot, wenn du mich schneidest."

74. Merkwürdige Gespenstergeschichte.

Verwichenen Herbst fuhr ein fremder Herr durch Schliengen, so ein schöner braver Ort ist. Den Berg hinauf aber ging er zu Fuß wegen den Rossen, und erzählte einem Crenzacher folgende Geschichte, die ihm selber begegnet ist.

1. Schnepper, Lanzette zum Aderlassen. — 25. Die Quelle oder jedenfalls eine der Quelle sehr nahe stehenden Fassung findet sich in Meidinger, französische Grammatik, achte Ausgabe, 1792, S. 414: „Un Gentilhomme avoit été envoyé par son Roi en Allemagne, pour des affaires de conséquence. A son retour il arriva un soir en poste, avec ses quatre domestiques, dans un méchant hameau, où il n'y avoit pas un seul cabaret. Il demanda à un paysan, s'il n'y avoit pas moyen de loger dans le château. Le paysan lui répondit: il est abandonné, monsieur; il n'y a qu'un fermier, dont la petite maison est hors du château, où il n'oseroit entrer que de jour, parceque la nuit il y revient des esprits qui battent les gens. Le Gentilhomme, qui n'étoit pas peureux, disoit au paysan: je n'ai pas frayeur des esprits,

Als der Herr ein halbes Jahr vorher nach Dänemark reiste, kommt er auf den späten Abend in einen Flecken, wo nicht weit davon auf einer Anhöhe ein sauberes Schlößlein stand, und will über Nacht bleiben. Der Wirt sagt, er habe keinen Platz mehr für ihn, es werde morgen einer gerichtet, und seien schon drei Scharfrichter bei ihm über Nacht. So erwidert der Herr: „Ich will denn dort in das Schlößlein gehen. Der Zwingherr, oder wem es angehört, wird mich schon hineinlassen und ein leeres Bett für mich haben.“ Der Wirt sagt: „Manch schönes Bett, mit seidenen Umhängen, steht aufgeschlagen in den hohen Gemächern, und die Schlüssel hab' ich in Verwahrung. Aber ich will es Euch nicht raten. Der

je suis plus méchant qu'eux, et pour te le prouver, je veux que mes domestiques restent dans le village, et j'y coucherai tout seul. Il avoit toute sa vie entendu parler des revenans, et avoit une grande curiosité d'en voir. Il se rendit dans ce château, y fit allumer un bon feu, prit des pipes et du tabac avec deux bouteilles de vin, et mit sur la table quatre pistolets chargés. Sur le minuit il entendit un grand bruit de chaînes, et vit venir un grand homme d'une figure épouvantable, qui lui faisoit signe de venir à lui. Le Gentilhomme mit deux de ses pistolets à sa ceinture, un dans sa poche, il prit le dernier dans sa main droite, et tenoit la chandelle de l'autre main; dans cet équipage il suivit le fantôme, qui descendit l'escalier, traversa la cour, et entra dans une allée; mais lorsque le Gentilhomme fut arrivé au bout de l'allée, tout d'un coup la terre manqua sous ses pieds, et il tomba dans un trou. Il s'apperçut alors de la sottise qu'il avoit faite; car il vit à travers une cloison mal jointe, qui le séparoit d'une cave, qu'il étoit tombé dans la puissance, non des esprits, mais d'une douzaine d'hommes, qui tenoient conseil entr'eux, pour savoir si on devoit le tuer. Il connut par leur discours, que c'étoient des gens qui faisoient de la fausse monnoie. Le Gentilhomme qui se voyoit pris comme un rat dans une souricière, éleva sa voix, et demanda à ces Messieurs la permission de parler. On la lui accorda, et il leur dit: Messieurs, ma conduite en venant ici, vous prouve que je suis un étourdi; mais en même-tems elle doit vous assurer que je suis un homme d'honneur; car vous n'ignorés pas que presque toujours un coquin est un lâche. Je vous promets de garder le secret de cette aventure, et je vous le promets sur mon honneur. Ne commettés point un crime en tuant un homme qui n'a jamais eu intention de vous faire du mal: d'ailleurs, considerés les suites de ma mort. Je porte sur moi des lettres de conséquence, que je dois rendre au Roi en main propre. J'ai quatre domestiques dans ce village, croyés qu'on fera tant de recherches pour savoir ce que je serai devenu, qu'à la fin on le découvrira. Ces hommes, après l'avoir écouté, décidèrent qu'il falloit se fier à sa parole ... On lui fit jurer sur l'Evangile qu'il raconterait des choses terribles de ce château. Effectivement il dit le lendemain, qu'il avoit vû des choses capables de faire mourir un homme de frayeur. Douze ans après cette aventure, comme il étoit dans son château à se divertir avec plusieurs de ses amis, on lui dit qu'un homme qui conduisoit deux chevaux, l'attendoit sur le pont pour lui parler: mais qu'il ne vouloit pas entrer. La compagnie fut curieuse de savoir ce que cela signifioit: mais dès que le Gentilhomme parut suivi de ses amis, celui qui étoit sur le pont lui cria: arrêtés, s'il vous plait, Monsieur, je n'ai qu'un mot à vous dire. Ceux, à qui vous avés promis le secret il y a douze ans, vous remercient de l'avoir si bien gardé. Présentement ils vous rendent votre parole. Ils ont gagné de quoi vivre, et sont sortis du royaume. Ils m'ont chargé de vous prier d'accepter de leur part ces deux chevaux, et je vous les laisse. Effectivement cet homme, qui avoit attaché ces chevaux à un arbre, fit partir le sien comme un éclair; et bientôt ils le perdirent de vûe. Alors le héros de l'histoire raconta à ses amis ce qui lui étoit arrivé, et ils conclurent, qu'il ne falloit rien croire des histoires des revenans qui paraissoient les plus certaines ...“

gnädige Herr ist schon vor einem Vierteljahr mit seiner Frau und mit dem Junker auf eine weite Reise gezogen, und seit der Zeit wüten im Schlößlein die Gespenster. Der Schloßvogt und das Gesinde konnten nimmer bleiben, und wer seitdem in das Schlößlein gekommen ist, der geht zum zweitenmal nimmer hinein." Darüber lächelt der fremde Herr; denn er war ein herzhafter Mann, der nichts auf die Gespenster hielt, und sagt: „Ich will's versuchen." Trotz aller Widerrede mußte ihm der Wirt den Schlüssel geben, und nachdem er sich mit dem Nötigen zu einem Gespensterbesuch versehen hatte, ging er mit dem Bedienten, so er bei sich hatte, in das Schloß. Im Schloß kleidete er sich nicht aus, wollte auch nicht schlafen, sondern abwarten was geschieht. Zu dem Ende stellte er zwei brennende Lichter auf den Tisch, legte ein paar geladene Pistolen daneben, nahm zum Zeitvertreib den rheinländischen Hausfreund, so in Goldpapier eingebunden an einem roten seidenen Bändelein unter der Spiegelrahme hing, und beschaute die schönen Bilder. Lange wollte sich nichts spüren lassen. Aber als die Mitternacht im Kirchturm sich rührte und die Glocke zwölf schlug, eine Gewitterwolke zog über das Schloß weg, und die großen Regentropfen schlugen an die Fenster, da klopfte es dreimal stark an die Thüre, und eine fürchterliche Gestalt mit schwarzen schielenden Augen, mit einer halbellenlangen Nase, fletschenden Zähnen und einem Bocksbart, zottig am ganzen Leib, trat in das Gemach und brummte mit fürchterlicher Stimme: „Ich bin der Großherr Mephistopholes. Willkomm in meinem Palast! und habt Ihr auch Abschied genommen von Frau und Kind?" Dem fremden Herrn fuhr ein kalter Schauer vom großen Zehen an über den Rücken hinauf bis unter die Schlafkappe, und an den armen Bedienten darf man gar nicht denken. Als aber der Mephistopholes mit fürchterlichen Grimassen und hochgehobenen Knieen gegen ihn herkam, als wenn er über lauter Flammen schreiten müßte, dachte der arme Herr: In Gottes Namen, jetzt ist's einmal so, und stand herzhaft auf, hielt dem Ungetüm die Pistole entgegen und sprach: „Halt, oder ich schieß'!" Mit so etwas läßt sonst nicht jedes Gespenst sich schrecken, denn wenn man auch schießen will, so geht's nicht los, oder die Kugel fährt zurück und trifft nicht den Geist, sondern den Schütz. Aber Mephistopholes hob drohend den Zeigfinger in die Höhe, kehrte langsam um, und ging mit eben solchen Schritten, als er gekommen war, wieder fort. Als aber der Fremde

sah, daß dieser Satan Respekt vor dem Pulver hatte, dachte er: Jetzt ist keine Gefahr mehr, nahm in die andere Hand ein Licht, und ging dem Gespenst, das langsam einen Gang hinabschritt, ebenso langsam nach, und der Bediente sprang, so schnell er konnte, hinter ihm zum Tempel hinaus, und ins Ort, dachte, er wolle lieber bei den Scharfrichtern über Nacht sein, als bei den Geistern. — Aber auf dem Gang, auf einmal, verschwindet der Geist vor den Augen seines kühnen Verfolgers, und war nicht anderst, als wär' er in den Boden gesunken. Als aber der Herr noch ein paar Schritte weiter gehen wollte, um zu sehen, wo er hingekommen, hörte auf einmal unter seinen Füßen der Boden auf, und er fiel durch ein Loch hinab, aus welchem ihm Feuerglast entgegenkam, und er glaubte selber, jetzt geh' es an einen andern Ort. Als er aber ungefähr zehen Fuß tief gefallen war, lag er zwar unbeschädigt auf einem Haufen Heu in einem unterirdischen Gewölb, aber sechs kuriose Gesellen standen um ein Feuer herum, und der Mephistopholes war auch da. Allerlei wunderbares Geräte lag umher, und zwei Tische lagen gehauft voll funkelnder Rößleinsthaler, einer schöner als der andere. Da merkte der Fremde, wie er daran war. Denn das war eine heimliche Gesellschaft von Falschmünzern, so alle Fleisch und Bein hatten. Diese benutzten die Abwesenheit des Zwingherrn, legten in seinem Schloß ihre verborgene Münzstöcke an, und waren vermutlich von seinen eigenen Leuten dabei, die im Haus Bericht und Gelegenheit wußten, und damit sie ihr heimlich Wesen ungestört und unbeschrieen treiben konnten, fingen sie den Gespensterlärmen an, und wer in das Haus kam, wurde so in Schrecken gesetzt, daß er zum zweitenmal nimmer kam. Aber jetzt fand der verwegene Reisende erst Ursache, seine Unvorsichtigkeit zu bereuen, und daß er den Vorstellungen des Wirts im Dorf kein Gehör gegeben hatte. Denn er wurde durch ein enges Loch hinein in ein anderes finsteres Gehalt geschoben, und hörte wohl, wie sie Kriegsrecht über ihn hielten und sagten: „Es wird das beste sein, wenn wir ihn umbringen.“ Aber einer sagte noch: „Wir müssen ihn zuerst verhören, wer er ist, und wie er heißt, und wo er sich herschreibt.“ Als sie aber hörten, daß er ein vornehmer Herr sei und nach Kopenhagen zum König reise, sahen sie einander mit großen Augen an, und nachdem er wieder in dem finstern Gewölb war, sagten sie: „Jetzt steht die Sache

31. Gehalt, Gemach.

schlimm. Denn wenn er vermißt wird, und es kommt durch den Wirt heraus, daß er ins Schloß gegangen ist, und ist nimmer herausgekommen, so kommen über Nacht die Husaren, heben uns aus, und der Hanf ist dies Jahr wohl geraten, daß ein Strick zum Henken nicht viel kostet.“ Also kündigten sie dem Gefangenen Pardon an, wenn er ihnen einen Eid ablegte, daß er nichts verraten wolle, und drohten, daß sie in Kopenhagen wollten auf ihn Achtung geben lassen, und er mußte ihnen auf den Eid hin sagen, wo er wohne. Er sagte: „Neben dem wilden Mann linker Hand in dem großen Haus mit grünen Läden.“ Darnach schenkten sie ihm Burgunderwein ein zum Morgentrunk, und er schaute ihnen zu, wie sie Rößleinthaler prägten bis an den Morgen. Als aber der Tag durch die Kellerlöcher hinabschien, und auf der Straße die Geiseln knallten, und der Kühhirt hürnte, nahm der Fremde Abschied von den nächtlichen Gesellen, bedankte sich für die gute Bewirtung und ging mit frohem Mute wieder in das Wirtshaus, ohne daran zu denken, daß er seine Uhr und seine Tabakspfeife, und die Pistolen habe liegen lassen. Der Wirt sagte: „Gottlob, daß ich Euch wiedersehe, ich habe die ganze Nacht nicht schlafen können. Wie ist es Euch gegangen?“ Aber der Reisende dachte: Ein Eid ist ein Eid, und um sein Leben zu retten, muß man den Namen Gottes nicht mißbrauchen, wenn man's nicht halten will. Deswegen sagte er nichts, und weil jetzt das Glöcklein läutete, und der arme Sünder hinausgeführt wurde, so lief alles fort. Auch in Kopenhagen hielt er nachher reinen Mund, und dachte selber fast nicht mehr daran. Aber nach einigen Wochen kam ab der Post ein Kistlein an ihn, und waren darin ein paar neue, mit Silber eingelegte Pistolen von großem Wert, eine neue goldene Uhr mit kostbaren Demantsteinen besetzt, eine türkische Tabakspfeife mit einer goldenen Kette daran, und eine seidene mit Gold gestickte Tabaksblase und ein Brieflein drin. In dem Brieflein stand: „Dies schicken wir Euch für den Schrecken, so Ihr bei uns ausgestanden, und zum Dank für Euere Verschwiegenheit. Jetzt ist alles vorbei, und Ihr dürft es erzählen, wem Ihr wollt.“ Deswegen hat's der Herr dem Grenzacher erzählt, und das war die nämliche Uhr, die er oben auf dem Berg herauszog, als es in Hertingen Mittag läutete, und schaute, ob die Hertinger Uhr recht geht, und sind ihm hernach im Storken zu Basel von einem französischen General 75 neue Dublonen darauf geboten worden. Aber er hat sie nicht drum geben.

---

75. Gute Antwort.

Wer ausgiebt, muß auch wieder einnehmen. Reitet einmal ein Mann an einem Wirtshaus vorbei, der einen stattlichen Schmerbauch hatte, also daß er auf beiden Seiten fast über den Sattel herunterhängte. Der Wirt steht auf die Staffel, und ruft ihm nach: „Nachbar, warum habt Ihr denn den Zwerchsack vor Euch auf das Roß gebunden und nicht hinten?“ Dem rief der Reitende zurück: „Damit ich ihn unter den Augen habe. Denn hinten giebt es Spitzbuben.“ Der Wirt sagte nichts mehr.

---

76. Drei andere Wünsche.

Diesmal ist aber die Frau Anna Fritze nicht dabei, auch riecht es nicht nach Rosenduft und Morgenrot, sondern nach Klingenberger und nach Kalbfleisch in einer sauren Brühe. Drei lustige Kameraden saßen beisammen zu Kehl im Lamm, und als sie das Saueressen verzehrt hatten, und noch eine Flasche voll Klingenberger miteinander tranken, sprachen sie von allerlei, und fingen zuletzt an zu wünschen. Endlich wurden sie der Rede eins, es sollte jeder noch einen kernhaften Wunsch thun, und wer den besten Wunsch hervorbringe, der soll frei ausgehen an der Zeche.

Da sprach der erste: „So wünsch' ich dann, daß ich alle Festungsgräben von ganz Straßburg und Kehl voll feiner Nähnadeln hätte, und zu jeder Nadel einen Schneider, und jeder Schneider müßte mir ein Jahr lang Maltersäcke nähen, und wenn ich dann jeden Maltersack voll doppelter Dublonen hätte, so wollte ich zufrieden sein.“

Der zweite sagte: „So wollt' ich denn, daß das ganze Straßburger Münster bis unter die Krone des Turms hinauf voll Wechselbriefe vom feinsten Postpapier läge, soviel darin Platz haben, und wäre mir auf jedem Wechselbrief so viel Geld verschrieben, als in allen deinen Maltersäcken Platz hat, und ich hätt's.“

Der dritte sagte: „So wollt' ich denn, daß ihr beide hättet,

1. Vademecum III, 194: Der verspottete Dickbäuchige. Es spottete jemand eines dicken Mannes, und sagte, andere Leute tragen ihren Ranzen auf dem Rücken; du aber trägest deinen vornen. Allein der Dickbäuchige antwortete: Wenn einem die Diebe so nahe auf den Hals kommen, so muß man es ja wohl so machen. — 11. Anspielung auf die frühere Erzählung: drei Wünsche. (S. 87.)

was ihr wünscht, und daß euch alsdann beide in einer Nacht der Henker holte, und ich wär euer Erbe."

Der dritte ging frei aus an der Zeche.

---

77. Der Husar in Neiße.

Als im Anfang der französischen Revolution die Preußen mit den Franzosen Krieg führten und durch die Provinz Champagne zogen, dachten sie nicht daran, daß sich das Blättlein wenden könnte, und daß der Franzos noch im Jahr 1806 nach Preußen kommen, und den ungebetenen Besuch wettmachen werde. Denn nicht jeder führte sich auf, wie es einem braven Soldaten in Feindesland wohl ansteht. Unter andern drang damals ein brauner preußischer Husar, der ein böser Mensch war, in das Haus eines friedlichen Mannes ein, nahm ihm all sein bares Geld, soviel war, und viel Geldswert, zuletzt auch noch das schöne Bett mit nagelneuem Überzug, und mißhandelte Mann und Frau. Ein Knabe von acht Jahren bat ihn knieend, er möchte doch seinen Eltern nur das Bett wiedergeben. Der Husar stoßt ihn unbarmherzig von sich. Die Tochter lauft ihm nach, hält ihn am Dolman fest und fleht um Barmherzigkeit. Er nimmt sie und wirft sie in den Sodbrunnen, so im Hofe steht, und rettet seinen Raub. Nach Jahr und Tagen bekommt er seinen Abschied, setzt sich in der Stadt Neiße in Schlesien, denkt nimmer daran, was er einmal verübt hat, und meint, es sei schon lange Gras darüber gewachsen. Allein, was geschieht im Jahr 1806? Die Franzosen rücken in Neiße ein; ein junger Sergeant wird abends einquartiert bei einer braven Frau, die ihm wohl aufwartet. Der Sergeant ist auch brav, führt sich ordentlich auf, und scheint guter Dinge zu sein. Den andern Morgen kommt der Sergeant nicht zum Frühstück. Die Frau denkt: Er wird noch schlafen, und stellt ihm den Kaffee ins Ofenrohr. Als er noch immer nicht kommen wollte, ging sie endlich in das Stüblein hinauf, macht leise die Thüre auf, und will sehen, ob ihm etwas fehlt.

Da saß der junge Mann wach und aufgerichtet im Bette, hatte die Hände ineinander gelegt, und seufzte, als wenn ihm ein groß Unglück begegnet wäre, oder als wenn er das Heimweh hätte, oder so etwas, und sah nicht, daß jemand in der Stube ist. Die

Frau aber ging leise auf ihn zu und fragte ihn: „Was ist Euch begegnet, Herr Sergeant, und warum seid Ihr so traurig?“ Da sah sie der Mann mit einem Blick voll Thränen an und sagte, die Überzüge dieses Bettes, in dem er heute nacht geschlafen habe, haben vor 18 Jahren seinen Eltern in Champagne angehört, die in der Plünderung alles verloren haben und zu armen Leuten geworden seien, und jetzt denke er an alles, und sein Herz sei voll Thränen. Denn es war der Sohn des geplünderten Mannes in Champagne, und kannte die Überzüge noch, und die roten Namensbuchstaben, womit sie die Mutter gezeichnet hatte, waren ja auch noch daran. Da erschrak die gute Frau, und sagte, daß sie dieses Bettzeug von einem braunen Husaren gekauft habe, der noch hier in Neiße lebe, und sie könne nichts dafür. Da stand der Franzose auf, und ließ sich in das Haus des Husaren führen, und kannte ihn wieder.

„Denkt Ihr noch daran,“ sagte er zu dem Husaren, „wie Ihr vor 18 Jahren einem unschuldigen Mann in Champagne Hab und Gut, und zuletzt auch noch das Bett aus dem Hause getragen habt, und habt keine Barmherzigkeit gehabt, als Euch ein achtjähriger Knabe um Schonung anflehte; und an meine Schwester?“ Anfänglich wollte der alte Sünder sich entschuldigen, es gehe bekanntlich im Krieg nicht alles wie es soll, und was der eine liegen lasse, hole doch ein anderer, und lieber nimmt man's selber. Als er aber merkte, daß der Sergeant der nämliche sei, dessen Eltern er geplündert und mißhandelt hatte, und als er ihn an seine Schwester erinnerte, versagte ihm vor Gewissensangst und Schrecken die Stimme, und er fiel vor dem Franzosen auf die zitternde Knie nieder, und konnte nichts mehr herausbringen, als: „Pardon!“ dachte aber: Es wird nicht viel helfen.

Der geneigte Leser denkt vielleicht auch: Jetzt wird der Franzos den Husaren zusammenhauen, und freut sich schon darauf. Allein das könnte mit der Wahrheit nicht bestehen. Denn wenn das Herz bewegt ist, und vor Schmerz fast brechen will, mag der Mensch keine Rache nehmen. Da ist ihm die Rache zu klein und verächtlich, sondern er denkt: Wir sind in Gottes Hand, und will nicht Böses mit Bösem vergelten. So dachte der Franzose auch und sagte: „Daß du mich mißhandelt hast, das verzeihe ich dir. Daß du meine Eltern mißhandelt und zu armen Leuten gemacht hast, das werden dir meine Eltern verzeihen. Daß du meine Schwester

in den Brunnen geworfen hast, und ist nimmer davongekommen, das verzeihe dir Gott." — Mit diesen Worten ging er fort, ohne dem Husaren das geringste zu leide zu thun, und es ward ihm in seinem Herzen wieder wohl. Dem Husaren aber war es nachher zu Mut, als wenn er vor dem jüngsten Gericht gestanden wäre, und hätte keinen guten Bescheid bekommen. Denn er hatte von dieser Zeit an keine ruhige Stunde mehr, und soll nach einem Vierteljahr gestorben sein.

Merke: Man muß in der Fremde nichts thun, worüber man sich daheim nicht darf finden lassen.

Merke: Es gibt Unthaten, über welche kein Gras wächst.

---

78. Was in einer großen Stadt drauf geht.

Eine große Stadt hat einen großen Magen, und braucht im Winter einen großen Ofen. In Wien aber sind in einem Jahr vom 1. November 1806 bis dahin 1807 geschlachtet und verspeist worden: 66 795 Ochsen, 2133 Kühe, 75 092 Kälber, 47 000 Schafe, 120 000 Lämmer, 71 800 Schweine.

Viel Fleisch kostet viel Brot. Daher wurden verbraucht 487 000 Zentner Weißmehl, 408 000 Zentner gemein Mehl.

Zu einem guten Bissen gehört ein guter Trunk. Also ist getrunken worden 522 400 Maß Wein, 674 000 Maß Bier.

Etwas Gutes ißt und trinkt man gern in einer warmen Stube. Sind verbrannt worden 281 000 Klafter Holz, und 156 000 Meß Steinkohlen.

So viel kann drauf gehen in einer Stadt. Und wird doch noch hie und da einer hungrig ins Bett gegangen, und an manchem Fenster Eiszäpflein gehangen sein.

Und an manchem vollen Tisch ist einer gesessen, und hat nicht essen mögen vor Betrübnis, und in manchen Becher voll köstlichen Ungarweins ist auch eine Thräne gefallen.

---

79. Ein Wort giebt das andere.

Ein reicher Herr im Schwabenland schickte seinen Sohn nach Paris, daß er sollte Französisch lernen, und ein wenig gute Sitten. Nach einem Jahr oder drüber kommt der Knecht aus des Vaters Haus auch nach Paris. Als der junge Herr den Knecht erblickte, rief er voll Staunen und Freude aus: „Ei, Hans, wo führt dich der Himmel her? Wie steht es zu Hause, und was giebt's Neues?" — „Nicht viel Neues, Herr Wilhelm, als daß vor zehn Tagen Euer schöner Rabe krepiert ist, den Euch vor einem Jahr der Waidgesell geschenkt hat."

„O das arme Tier," erwiderte der Herr Wilhelm. „Was hat ihm denn gefehlt?"

„Drum hat er zu viel Luder gefressen, als unsere schönen Pferde fielen, eins nach dem andern. Ich hab's gleich gesagt."

„Wie! Meines Vaters vier schöne Mohrenschimmel sind gefallen?" fragte der Herr Wilhelm. „Wie ging das zu?"

„Drum sind sie zu sehr angestrengt worden mit Wasserführen, als uns Haus und Hof verbrannte, und hat doch nichts geholfen."

„Um Gottes Willen!" rief der Herr Wilhelm voll Schrecken aus. „Ist unser schönes Haus verbrannt? Wann das?"

„Drum hat man nicht aufs Feuer acht gegeben, an Ihres Herrn Vaters seliger Leiche, und ist bei Nacht begraben worden mit Fackeln. So ein Fünklein ist bald verzettelt."

1. Vademecum VI, 28: Die vorbereiteten schlimmen Nachrichten. Ein junger Edelmann bekam auf der Universität durch einen alten Knecht seines Vaters einen Gruß von Hause. „Nun wie steht es denn?" fragte der junge Herr; „ist nichts Neues bei uns vorgefallen?" „Nein!" „Gar nichts?" „Nein! aber unser Rabe ist tot." „So! Nun die Neuigkeit geht noch mit. Aber wovon ist er gestorben?" „O wie konnte das bei dem vielen Aasfressen anders sein?" „Aas hat er gefressen? Was für Aas?" „Je nun, von den vier Kutschpferden." „Sind die tot? Was hat ihnen denn gefehlt?" „Nichts; aber von dem vielen Wasserschleppen mußten sie wohl sterben." „Sind sie denn zum Wasserfahren gebraucht worden?" „Sonst nicht, außer an dem Tage, da das Schloß abbrannte." „Meines Vaters Schloß," sagst du, „ist abgebrannt? Durch was für ein Unglück?" „O! wenn sie mit den vielen Fackeln nicht so unvorsichtig umgegangen wären, so würde es nicht geschehen sein." „Und wo kamen denn die vielen Fackeln her?" „Ja, die Fackeln wurden bei Ihrer gnädigen Mama Leichenbegängnis gebraucht." „Meine Mutter tot und begraben, ohne daß ich ein Wort von ihrer Krankheit gewußt habe: das ist unbegreiflich." „So unbegreiflich nicht; denn sie ist nicht an einer Krankheit, sondern von Ärgernis gestorben." „Aber worüber hat sie sich denn so erschrecklich ärgern können?" „Je nun! Sie mußte wohl. Wenn Ihre Tochter ein Hurkind bekäme, würden Sie sich nicht auch ärgern?" — 13. Drum = weil.

„Unglückselige Botschaft!" rief voll Schmerz der Herr Wilhelm aus. „Mein Vater tot? Und wie geht's meiner Schwester?"

„Drum eben hat sich Ihr Herr Vater seliger zu Tod gegrämt, als Ihre Jungfer Schwester ein Kindlein gebar, und hatte keinen Vater dazu. Es ist ein Büblein.

Sonst giebt's just nicht viel Neues," setzte er hinzu.

---

80. Moses Mendelson.

Moses Mendelson war jüdischer Religion und Handlungsbedienter bei einem Kaufmann, der das Pulver nicht soll erfunden haben. Dabei war er aber ein sehr frommer und weiser Mann, und wurde daher von den angesehensten und gelehrtesten Männern hochgeachtet und geliebt. Und das ist recht. Denn man muß um des Bartes willen den Kopf nicht verachten, an dem er wächst. Dieser Moses Mendelson gab unter anderm von der Zufriedenheit mit seinem Schicksal folgenden Beweis. Denn als eines Tages ein Freund zu ihm kam, und er eben an einer schweren Rechnung schwitzte, sagte dieser: „Es ist doch schade, guter Moses, und ist unverantwortlich, daß ein so verständiger Kopf wie Ihr seid, einem Manne ums Brot dienen muß, der Euch das Wasser nicht bieten kann. Seid Ihr nicht am kleinen Finger gescheiter, als der am ganzen Körper, so groß er ist?" Einem andern hätt' das im Kopf gewurmt, er hätte Feder und Tintenfaß mit ein paar Flüchen hinter den Ofen geworfen, und seinem Herrn aufgekündet auf der Stelle. Aber der verständige Mendelson ließ das Tintenfaß stehen, steckte die Feder hinter das Ohr, sah seinen Freund ruhig an, und sprach zu ihm also: „Das ist recht gut, wie es ist, und von der Vorsehung weise ausgedacht. Denn so kann mein Herr von meinen Diensten viel Nutzen ziehn, und ich habe zu leben. Wäre ich der Herr, und er mein Schreiber, ihn könnte ich nicht brauchen."

---

81. Ein Kriegsschiff.

Man kann sich nicht vorstellen, was zu einem großen Kriegsschiff gehört. Zu einem englischen Schiff, das 100 Kanonen führt,

30. Nicht im Schatzkästlein.

gehören 1000 starke Eichen, also, daß man sagen kann, ein ganzer Wald; ferner 200 000 Pfund Eisen. Zu den Segeln sind erforderlich 6500 Ellen Tuch; das Tauwerk oder die Seile haben ein Gewicht von 164 000 Pfund, und wenn sie mit Teer überzogen sind, wie es sein muß, so wägen sie 200 000 Pfund. Das ganze Schiff hat ein Gewicht von fünf Millionen Pfund oder 50 000 Zentnern, ohne die Mannschaft und Lebensmittel, ohne das Pulver und Blei; und schwimmt doch so leicht und sicher auf dem Wasser dahin, und geht, wohin der Mensch es haben will.

Wenn ein einziger Mensch ein solch Kriegsschiff bauen müßte, und verstände alle Handwerker, die dazu gehören, so hätte er daran zu arbeiten 480 Jahre. Wenn er angefangen hätte im Jahr 1333, als noch keine Türken in Europa waren, und man fast noch 200 Jahre lang nichts vom Doktor Luther wußte, und hätte seitdem Tag für Tag daran gearbeitet, und lebte noch, so wäre er noch nicht fertig. Wenn also 480 Menschen daran arbeiten, so werden sie fertig in einem Jahr. Daraus kann man sehen, was es für ein entsetzlicher Verlust sein muß, wenn in einer Seeschlacht acht, ja zwölf solcher Schiffe in die Gewalt des Feindes kommen oder untergehn, wenn sie auch etwas kleiner sind. Wenn aber auch solch einem Schiff kein weiteres Unglück begegnet, so dauert es höchstens doch nur 50 Jahre.

82. Ein teurer Kopf und ein wohlfeiler.

Als der letzte König von Polen noch regierte, entstand gegen ihn eine Empörung, was nichts seltenes war. Einer von den Rebellen, und zwar ein polnischer Fürst, vergaß sich so sehr, daß er einen Preis von 20 000 Gulden auf den Kopf des Königs setzte. Ja, er war frech genug, es dem König selber zu schreiben, entweder um ihn zu betrüben oder zu erschrecken. Der König aber schrieb ihm ganz kaltblütig zur Antwort: „Euern Brief habe ich empfangen und gelesen. Es hat mir einiges Vergnügen gemacht, daß mein Kopf bei Euch noch etwas gilt. Denn ich kann Euch versichern, für den Eurigen gäb' ich keinen roten Heller.“

83. Teure Eier.

Als zu seiner Zeit ein fremder Fürst nach Frankreich reiste, wurde es ihm unterwegs öd im Magen, und ließ sich in einem gemeinen Wirtshaus, wo sonst dergleichen Gäste nicht einkehren, drei gesottne Eier geben. Als er damit fertig war, fordert der Wirt dafür 300 Livres. Der Fürst fragte, ob denn hier die Eier so rar seien. Der Wirt lächelte und sagte: „Nein, die Eier nicht, aber die großen Herrn, die so etwas dafür bezahlen können.“ Der Fürst lächelte auch, und gab das Geld, und das war gut. Als aber der damalige König von Frankreich von der Sache hörte (es wurde ihm als ein Spaß erzählt), nahm er's sehr übel, daß ein Wirt in seinem Reich sich unterstand, solche unverschämte Überforderungen zu machen, und sagte dem Fürsten: „Wenn Sie auf Ihrer Rückreise wieder an dem Wirtshaus vorbeifahren, werden Sie sehen, daß Gerechtigkeit in meinem Lande herrscht.“ Als der Fürst auf seiner Rückreise wieder an dem Wirtshaus vorbeifuhr, sah er keinen Schild mehr dran, aber die Thüren und Fenster waren zugemauert, und das war auch gut.

---

84. Die drei Diebe.

Der geneigte Leser wird ermahnt, nicht alles für wahr zu halten, was in dieser Erzählung vorkommt. Doch ist sie in einem schönen Buch beschrieben, und zu Vers gebracht.

Der Zundel-Heiner und der Zundel-Frieder trieben von Jugend auf das Handwerk ihres Vaters, der bereits am Auerbacher Galgen mit des Seilers Tochter kopuliert war, nämlich mit dem Strick; und ein Schulkamerad, der rote Dieter, hielt's auch mit, und war der Jüngste. Doch mordeten sie nicht, und griffen keine Menschen

1. Landkalender 1797 = Vademecum I. 192: Die Gastwirte schreiben bei vornehmen Gästen gern mit doppelter Kreide. Ein König von Engelland reisete durch Holland, und mußte, weil das Rad am Wagen zerbrochen war, in einem elenden Dorfe verweilen. Er hatte sich daselbst zwei Eier geben lassen, welche er mit 400 Gulden bezahlen mußte. Der Bediente fragte die Wirtin, ob denn die Eier hier so rar wären? „O nein,“ antwortete sie: „aber die Könige.“ — 23. Friedrich Zundel ist kein Phantasiegebilde Hebels, sondern eine im Wiesenthal und dem Baslergebiet seinerzeit wohlbekannte Persönlichkeit. Er beschloß seine Spitzbubenlaufbahn mit einem ehrlichen Soldatentod: er fiel am 3. August 1833 in dem Gefecht von Prattelen, in welchem Basel-Land gegen Basel-Stadt siegte. Diese und einige weitere Mitteilungen in der Schrift: Aus den Erinnerungen eines badischen Beamten. Freiburg i. B., Scheuble 1872. Vgl. auch S. 176 ff.

an, sondern visitierten nur so bei Nacht in den Hühnerställen, und wenn's Gelegenheit gab, in den Küchen, Kellern und Speichern, allenfalls auch in den Geldtrögen, und auf den Märkten kauften sie immer am wohlfeilsten ein. Wenn's aber nichts zu stehlen gab, so übten sie sich untereinander mit allerlei Aufgaben und Wagstücken, um im Handwerk weiter zu kommen. Einmal im Wald sieht der Heiner auf einem hohen Baum einen Vogel auf dem Nest sitzen, denkt, er hat Eier, und fragt die andern: „Wer ist imstand, und holt dem Vogel dort oben die Eier aus dem Nest, ohne daß es der Vogel merkt?" Der Frieder, wie eine Katze, klettert hinauf, naht sich leise dem Nest, bohrt langsam ein Löchlein unten drein, läßt ein Eilein nach dem andern in die Hand fallen, flickt das Nest wieder zu mit Moos, und bringt die Eier. — „Aber wer dem Vogel die Eier wieder unterlegen kann," sagte jetzt der Frieder, „ohne daß es der Vogel merkt!" Da kletterte der Heiner den Baum hinan, aber der Frieder kletterte ihm nach, und während der Heiner dem Vogel langsam die Eier unterschob, ohne daß es der Vogel merkte, zog der Frieder dem Heiner langsam die Hosen ab, ohne daß es der Heiner merkte. Da gab es ein groß Gelächter, und die beiden andern sagten: „Der Frieder ist der Meister." Der rote Dieter aber sagte: „Ich sehe schon, mit euch kann ich's nicht zugleich thun, und wenn's einmal zu bösen Häusern geht, und der Unrechte kommt über uns, so ist's mir nimmer Angst für euch, aber für mich." Also ging er fort, wurde wieder ehrlich, und lebte mit seiner Frau arbeitsam und häuslich. Im Spätjahr, als die zwei andern noch nicht lang auf dem Roßmarkt ein Rößlein gestohlen hatten, besuchten sie einmal den Dieter und fragten ihn, wie es ihm gehe; denn sie hatten gehört, daß ein Schwein geschlachtet, und wollten ein wenig acht geben, wo es liegt. Es hing in der Kammer an der Wand. Als sie fort waren, sagte der Dieter: „Frau, ich will das Säulein in die Küche tragen, und die Mulde drauf decken, sonst ist es morgen nimmer unser." In der Nacht kommen die Diebe, brechen, so leise sie können, die Mauer durch, aber die Beute war nicht mehr da. Der Dieter merkt etwas, steht auf, geht um das Haus, und sieht nach. Unterdessen schleicht der Heiner um das andere Eck herum ins Haus bis zum Bett, wo die Frau lag, nimmt ihres Mannes Stimme an, und sagt: „Frau, die Sau ist nimmer in der Kammer." Die Frau sagt: „Schwätz nicht so einfältig! Hast du sie nicht selber

in die Küche unter die Mulde getragen?" — „Ja so," sagte der Heiner, „drum bin ich halb im Schlaf," und ging, holte das Schwein, und trug es unbeschrieen fort, wußte in der finstern Nacht nicht, wo der Bruder ist, dachte, er wird schon kommen an den bestellten Platz im Wald. Und als der Dieter wieder ins Haus kam und nach dem Säulein greifen will, „Frau," rief er, „jetzt haben's die Galgenstricke doch geholt." Allein, so geschwind gab er nicht gewonnen, sondern setzte den Dieben nach, und als er den Heiner einholte (es war schon weit vom Hause weg), und als er merkte, daß er allein sei, nahm er schnell die Stimme des Frieders an, und sagte: „Bruder, laß jetzt mich das Säulein tragen, du wirst müd sein." Der Heiner meint es sei der Bruder und giebt ihm das Schwein, sagt, er wolle vorausgehen in den Wald und ein Feuer machen. Der Dieter aber kehrte hinter ihm um, sagte für sich selber: „Hab' ich dich wieder, du liebes Säulein?" und trug es heim. Unterdessen irrte der Frieder in der Nacht herum, bis er im Wald das Feuer sah und kam, und fragte den Bruder: „Hast du die Sau, Heiner?" Der Heiner sagte: „Hast du sie denn nicht, Frieder?" Da schauten sie einander mit großen Augen an, und hätten kein so prasselndes Feuer von buchenen Spänen gebraucht zum Nachtkochen. Aber desto schöner prasselte jetzt das Feuer daheim in Dieters Küche. Denn das Schwein wurde sogleich nach der Heimkunft verhauen, und Kesselfleisch über das Feuer gethan. Denn der Dieter sagte: „Frau, ich bin hungerig, und was wir nicht beizeiten essen, holen die Schelme doch." Als er sich aber in einen Winkel legte, und ein wenig schlummerte, und die Frau kehrte mit der eisernen Gabel das Fleisch herum, und schaute einmal nach der Seite, weil der Mann im Schlaf so seufzte, kam eine zugespitzte Stange langsam durch das Kamin herab, spießt das beste Stück im Kessel an, und zog's herauf; und als der Mann im Schlaf immer ängstlicher winselte, und die Frau immer emsiger nach ihm sah, kam die Stange zum zweitenmal; und als die Frau den Dieter weckte: „Mann, jetzt wollen wir anrichten," da war der Kessel leer, und wär' ebenfalls kein großes Feuer nötig gewesen zum Nachtkochen. Als sie aber beide schon im Begriff waren, hungerig ins Bett zu gehen, und dachten: Will der Henker das Säulein holen, so können wir's ja doch nicht heben, da kamen die Diebe vom Dach herab, durch das Loch der Mauer in die Kammer, und aus der Kammer in die Stube, und brachten

wieder, was sie gemaust hatten. Jetzt ging ein fröhliches Leben an. Man aß und trank, man scherzte und lachte, als ob man gemerkt hätte, es sei das letztemal, und war guter Dinge, bis der Mond im letzten Viertel über das Häuslein wegging, und zum zweitenmal im Dorf die Hahnen krähten, und von weitem der Hund des Metzgers bellte. Denn die Strickreiter waren auf der Spur, und als die Frau des roten Dieters sagte: „Jetzt ist's einmal Zeit ins Bett," kamen die Strickreiter von wegen des gestohlenen Rößleins, und holten den Zundel-Heiner und den Zundel-Frieder in den Turm und in das Zuchthaus.

85. Suwarov.

Der Mensch muß eine Herrschaft über sich selber ausüben können, sonst ist er kein braver und achtungswürdiger Mensch, und was er einmal für allemal als recht erkennt, das muß er auch thun, aber nicht einmal für allemal, sondern immer. Der russische General Suwarov, den die Türken und Polaken, die Italiener und die Schweizer wohl kennen, der hielt ein scharfes und strenges Kommando. Aber was das vornehmste war, er stellte sich unter sein eigenes Kommando, als wenn er ein anderer, und nicht der Suwarov selber wäre, und sehr oft mußten ihm seine Adjutanten dies und jenes in seinem eigenen Namen befehlen, was er alsdann pünktlich befolgte. Einmal war er wütend aufgebracht über einen Soldaten, der im Dienst etwas versehen hatte, und fing schon an ihn zu prügeln. Da faßte ein Adjutant das Herz, dachte, er wolle dem General und dem Soldaten einen guten Dienst erweisen, eilte herbei und sagte: „Der General Suwarov hat befohlen, man solle sich nie vom Zorn übernehmen lassen." Sogleich ließ Suwarov nach und sagte: „Wenn's der General befohlen hat, muß man gehorchen."

86. Klein und groß.

In Asien, in dem Gebirge Taurus und an andern Orten, lebt eine Art von wilden Schafen, Argali genannt, die sind sehr groß, stark und scheu, und haben sehr große Hörner. Wenn ein solches Tier im Kampf oder durch ein anderes Unglück ein Horn

verliert, was jezuweilen geschieht, so kommt es den dortigen Füchslein zu gut. Diese haben alsdann nicht nötig, einen Bau in die Erde zu graben, meinen, das Horn sei wegen ihnen da, schlupfen hinein, und wohnen darin. Worüber muß man sich mehr verwundern, über die großen Hörner oder über die kleinen Füchse?

Die kleinsten Vögel, die man kennt, heißen Kolibri. Sie sind in Südamerika daheim, haben wunderschöne Farben von Gold- und Silberglanz, legen Eilein, so nicht größer sind, als eine Erbse; und werden nicht mit Schroten geschossen, sondern mit kleinen Sandkörnlein, weil sonst nichts Ganzes an ihnen bliebe. Neben ihnen wohnt eine Spinne, die ist so groß, daß sie diese armen Tierlein wie Mucken fängt und aussaugt. Doch das weiß der geneigte Leser schon, denn er ist ein belesener Mann.

Andern Respekt flößt der Herr Lämmergeier seiner Nachbarschaft ein, der in den Tiroler- und Schweizergebirgen daheim ist. Denn mit seinen ausgespannten Flügeln bedeckt er eine Länge von 8 bis 9 Fuß, und ist stark genug, Gemsen, Ziegen und Kinder anzupacken, zu überwältigen und davon zu tragen.

Der größte unter allen Vögeln, die fliegen können, ist der Kondur, ein Landsmann des Kolibri. Dieser mißt mit ausgespannten Flügeln 16 Fuß, seine Flügelfedern sind vorne fingersdick, also daß man schön Fraktur damit schreiben könnte; und das Rauschen seiner Flügel gleicht einem fernen Donner.

Aber der allergrößte Vogel ist der Strauß in den Wüsteneien von Asien und Afrika, der aber wegen seiner Schwere und wegen der Kürze seiner Fittiche gar nicht fliegen kann, sondern immer muß auf der Erde bleiben. Doch trägt er seinen Kopf 9 bis 10 Fuß hoch in der Luft, kann weit herumschauen, und könnte wie ein guter Freund neben einem Reiter auf seinem Roß herlaufen und mit ihm reden, wenn ihm nicht Vernunft und Sprache versagt wären.

In Asien lebt eine Art von Hirschen, Zwerghirschlein genannt, deren Füßlein sind fingerslang, und so dünn wie der Stiel einer köllnischen Tabakspfeife. Das Spitzmäuslein, ebenfalls in Asien, wiegt ein halbes Quintlein, und ist das kleinste unter allen bekannten Tieren, die auf vier Beinen gehen und ihre Jungen säugen. Der Elefant aber ist 12 bis 14 Fuß hoch, 15 bis 17 Fuß lang, wiegt seine 7000 Pfund; und ein fleißiger Schüler soll mir ausrechnen: wie viel Spitzmäuslein müßte man haben, die zusammen so schwer sind, als ein einziger Elefant?

Das kleinste Tierlein auf der Erde hat auch mit dem stärksten Vergrößerungsglas wohl noch kein Mensch gesehen. Aber das größte ist der Walfisch, der bis zu einer Länge von 120 Fuß wachsen kann, und seine 1000 Zentner und drüber wiegt.

In den fabelhaften Zeiten hat man geglaubt, daß es eine ganze Nation von Menschen gebe, die von dem Boden weg nur 2 Fuß hoch seien. Der Lügenprophet Mahomet aber behauptete einmal, er habe den Erzengel Gabriel gesehen, und es sei von seinem rechten Auge über den Nasenwinkel bis zum linken ein Zwischenraum von 70 000 Tagreisen.

87. Hohes Alter.

In Schottland giebt es Leute, welche sehr alt werden. Ein Reisender begegnete einmal einem betagten Sechziger, welcher schluchzte. Auf die Frage, was ihm fehle, sagte dieser: „Der Vater habe ihm eine Ohrfeige geben.“ Das kam dem Fremden fast unglaublich vor, daß ein Mann von solchen Jahren noch einen Vater am Leben haben, und noch unter seiner Zucht stehen soll. Als er ihn aber nach der Ursache der Ohrfeige fragte, so sagte der Sechziger: „Drum habe er den Großvater schier fallen lassen, als er ihm habe sollen ins Bett helfen.“ Als das der Fremde hörte, ließ er sich von dem Mann ins Haus führen, ob es auch so sei, wie er sagte. Ja, es war so. Der Bube war 62 Jahr alt, der Vater 96, und der Großvater 130. Und der Fremde sagte nachher, als er es wieder erzählte, es werde einem ganz kurios zu Mute, wenn man so 288 unter drei Hüten bei einander sehe.

88. Kaiser Napoleon und die Obstfrau in Brienne.

Der große Kaiser Napoleon brachte seine Jugend als Zögling in der Kriegsschule zu Brienne zu, und wie? Das lehrten in der Folge seine Kriege die er führte, und seine Thaten. Da er gerne Obst aß, wie die Jugend pflegt, so bekam eine Obsthändlerin daselbst manchen schönen Batzen von ihm zu lösen. Hatte er je einmal kein Geld, so borgte sie. Bekam er Geld, so bezahlte er. Aber als er die Schule verließ, um nun als kenntnis-

reicher Soldat auszuüben, was er dort gelernt hatte, war er ihr doch einige Thaler schuldig. Und als sie das letztemal ihm einen Teller voll saftiger Pfirsiche oder süßer Trauben brachte, „Fräulein," sagte er, „jetzt muß ich fort, und kann Euch nicht bezahlen. Aber Ihr sollt nicht vergessen sein." Aber die Obstfrau sagte: „O reisen Sie wegen dessen ruhig ab, edler junger Herr. Gott erhalte Sie gesund, und mache aus Ihnen einen glücklichen Mann." — Allein auf einer solchen Laufbahn, wie diejenige war, welche der junge Krieger jetzt betrat, kann doch auch der beste Kopf so etwas vergessen, bis zuletzt das erkenntliche Gemüt ihn wieder daran erinnert. Napoleon wird in kurzer Zeit General, und erobert Italien. Napoleon geht nach Ägypten, wo einst die Kinder Israel das Zieglerhandwerk trieben, und liefert ein Treffen bei Nazareth, wo vor 1800 Jahren die hochgelobte Jungfrau wohnte. Napoleon kehrt mitten durch ein Meer voll feindlicher Schiffe nach Frankreich und Paris zurück, und wird erster Konsul. Napoleon stellt in seinem unglücklich gewordenen Vaterlande die Ruhe und Ordnung wieder her, und wird französischer Kaiser, und noch hatte die gute Obstfrau in Brienne nichts als sein Wort: „Ihr sollt nicht vergessen sein!" Aber ein Wort noch immer so gut, als bares Geld, und besser. Denn als der Kaiser in Brienne einmal erwartet wurde, er war aber in der Stille schon dort, und mag wohl sehr gerührt gewesen sein, wenn er da an die vorige Zeit gedachte, und an die jetzige, und wie ihn Gott in so kurzer Zeit und durch so viele Gefahren unversehrt bis auf den neuen Kaiserthron geführt hatte, da blieb er auf der Gasse plötzlich stille stehen, legte den Finger an die Stirne, wie einer der sich auf etwas besinnt, nannte bald darauf den Namen der Obstfrau, erkundigte sich nach ihrer Wohnung, so ziemlich baufällig war, und trat mit einem einzigen treuen Begleiter zu ihr hinein. Eine enge Thüre führte ihn in ein kleines aber reinliches Zimmer, wo die Frau mit zwei Kindern am Kamin kniete, und ein sparsames Abendessen bereitete.

„Kann ich hier etwas zur Erfrischung haben?" so fragte der Kaiser. — „Ei ja!" erwiderte die Frau, „die Melonen sind reif," und holte eine. Während die zwei fremden Herren die Melone verzehrten, und die Frau noch ein paar Reiser an das Feuer legte, „Kennt Ihr denn den Kaiser auch, der heute hier sein soll?" fragte der eine. — „Er ist noch nicht da," antwortete die Frau, „er kommt erst. Warum soll ich ihn nicht kennen? Manchen Teller

und manches Körbchen voll Obst hat er mir abgekauft, als er noch hier in der Schule war." — „Hat er denn auch alles ordentlich bezahlt?" — „Ja freilich, er hat alles ordentlich bezahlt." Da sagte zu ihr der fremde Herr: „Frau, Ihr geht nicht mit der Wahrheit um, oder Ihr müßt ein schlechtes Gedächtnis haben. Fürs erste, so kennt Ihr den Kaiser nicht. Denn ich bin's. Fürs andere hab' ich Euch nicht so ordentlich bezahlt, als Ihr sagt, sondern ich bin Euch zwei Thaler schuldig oder etwas;" und in diesem Augenblick zählte der Begleiter auf den Tisch eintausend und zweihundert Franken, Kapital und Zins. Die Frau, als sie den Kaiser erkannte, und die Goldstücke auf dem Tisch klingeln hörte, fiel ihm zu Füßen, und war vor Freude und Schrecken und Dankbarkeit ganz außer sich, und die Kinder schauen auch einander an, und wissen nicht was sie sagen sollen. Der Kaiser aber befahl nachher das Haus niederzureißen, und der Frau ein anderes an den nämlichen Platz zu bauen. „In diesem Hause," sagte er, „will ich wohnen, so oft ich nach Brienne komme, und es soll meinen Namen führen." Der Frau aber versprach er, er wolle für ihre Kinder sorgen.

Wirklich hat er auch die Tochter derselben bereits ehrenvoll versorgt, und der Sohn wird auf kaiserliche Kosten in der nämlichen Schule erzogen, aus welcher der große Held selber ausgegangen ist.

89. Weltbegebenheiten.

Folgen des Tilsiter Friedens.

In der Welt sieht es kurios aus. Gestern so, heute anders, und wer weiß was morgen kommt? Der Friede geht schwanger mit dem Krieg, der Krieg gebiert wieder den Frieden, und ist nicht immer gut dabei Gevatter zu stehn. Wohl dem, der von weitem zuschauen kann, wie es manchmal drunter und drüber geht, und muß nicht dabei sein, wenn die langen Messer drein hauen und die großen messingenen Orgelpfeifen brummen, oder wenn die alten Königsthronen schwanken und umfallen.

Rußland ist in dem letzten Frieden zu Tilsit recht gut weggekommen, hat nichts verloren, sondern noch ein ansehnliches Stück von Polen gewonnen, setzte sich in gute Freundschaft mit seinem vorigen Kriegsfeind Napoleon, und fing Krieg an mit seinen vor-

maligen Bundesgenossen, dem König von England und dem König von Schweden.

Preußen, so zu gleicher Zeit Friede machte, hat noch nicht viel davon zu rühmen. Fürs erste hat es müssen hergeben, was sein Bundesgenosse und Mitstreiter, der russische Kaiser, in Polen gewonnen hat und das große Herzogtum Warschau, hat außerdem verloren das Fürstentum Baireuth in Deutschland, und alles Land herwärts des Elbstroms in Sachsen und Westfalen; muß viel bezahlen und hat wenig; fragt niemand: wo nimmst du's? Armut und Elend nimmt immer mehr überhand. Der König konnte noch nicht wieder in seine Residenzstadt Berlin und in sein Schloß einziehen, weil die französische Generalität noch ihr Hauptquartier daselbst hat, sondern lebt still und eingezogen in Königsberg, schränkt sich ein, so sehr er kann, um seine armen Unterthanen zu erleichtern, und weiß doch nicht Rat noch Hilfe zu schaffen.

Aber der schlimmste Unfall war nach dem Frieden zu Tilsit über das Königreich Dänemark verhängt. Wenn man über Frankfurt durch Deutschland fortgeht bis ans Ende, so kommt man endlich an eine Halbinsel im Meer, neben welcher rechts zwei große Inseln und mehrere kleine liegen, dies zusammen ist Dänemark; und wer aus dem großen Meere mit Schiffen nach Schweden, Rußland oder Preußen will, der muß an der königlichen Haupt- und Residenzstadt Kopenhagen, und an den dänischen Festungswerkern vorbei durch eine Meerenge.

[Das Bombardement von Kopenhagen.]

In der ganzen gefahrvollen Zeit von 1789 an, als ein Land nach dem andern entweder in die Revolution oder in einen blutigen Krieg gezogen wurde, hatte sich das Königreich Dänemark teils durch seine Lage, teils durch die Weisheit seiner Regierung den Frieden erhalten. Sie lebte niemand zu lieb und niemand zu leid, dachte nur darauf, den Wohlstand der Unterthanen zu vermehren, wurde deswegen von allen Mächten in Ehren gehalten. Als aber im Jahr 1807 der Engländer sah, daß Rußland und Preußen von ihm abgegangen sei, und mit dem Feind Frieden gemacht habe, und daß die Franzosen in allen Häfen und festen Plätzen an der Ostsee

24. 147, 24—148, 24 fehlt im Schatzkästlein. Die Überschrift: „Das Bombardement von Kopenhagen" nicht im Kalender, sondern das Folgende schließt sich unmittelbar an, mit abweichender Fassung des ersten Satzes.

Meister sind, und die Sache schlimm gehen kann, wenn sie auch noch sollten nach Dänemark kommen, sagte er kein Wort, sondern ließ eine Flotte auslaufen, und niemand wußte wohin. Als aber die Flotte im Sund und an der dänischen Küste und vor der königlichen Haupt- und Residenzstadt Kopenhagen stand, und alles sicher und ruhig war, so machten die Engländer Bericht nach Kopenhagen hinein: „Weil wir so gute Freunde zusammen sind, so gebt uns gutwillig bis zum Frieden eure Flotte, damit sie nicht in des Feindes Hände kommt, und die Festung. Denn es wäre uns entsetzlich leid, wenn wir euch müßten die Stadt über dem Kopf zusammen schießen." Als wenn ein Bürgersmann oder Bauer mit einem andern einen Prozeß hat, und kommt in der Nacht mit seinen Knechten einem Nachbarn vor das Bette, und sagt: „Nachbar, weil ich mit meinem Gevattermann einen Prozeß habe, so müßt Ihr mir bis Ausgangs der Sache Eure Rosse in meine Verwahrung geben, daß mein Gegenpart nicht kann darauf zu den Advokaten reiten, sonst zünd' ich Euch das Haus an, und müßt mir erlauben, daß ich an der Straße mit meinen Knechten in Euer Kornfeld stehe, auf daß, wenn der Gevattermann auf seinem eigenen Roß zum Hofgericht reiten will, so verrenn' ich ihm den Weg." Der Nachbar sagt: „Laßt mir mein Haus unangezündet! Was gehn mich Euere Händel an?" Und so sagten die Dänen auch. Als aber der Engländer fragte: „Wollt ihr gutwillig oder nicht?" und die Dänen sagten: „Nein, wir wollen nicht gutwillig!" so stieg er mit seinen Landungstruppen ans Ufer, rückte immer näher gegen die Hauptstadt, richtete Batterien auf, führte Kanonen drein, und sagte am 2. September nach dem Frieden von Tilsit, jetzt sei die letzte Frist. Allein alle Einwohner von Kopenhagen und die ganze dänische Nation sagten: „Das Betragen des übermütigen Feindes sei unerhört, und es wäre eine Schande, die der Belt nicht abwaschen könnte, sich durch Drohungen schrecken zu lassen, und in seine ungerechten Forderungen einzuwilligen. Nein!" Da fing das fürchterliche Gericht an, das über diese arme Stadt im Schicksal beschlossen war. Denn von abends um sieben Uhr an hörte das Schießen auf Kopenhagen, mit 72 Mörsern und schweren Kanonen, die ganze Nacht hindurch zwölf Stunden lang nimmer auf; und ein Satan, namens Congreve, war dabei, der hatte ein neues Zerstörungsmittel erfunden, nämlich die sogenannten Brandraketen. Das war ungefähr eine Art von Röhren, die mit brennbaren

Materien angefüllt wurden, und vorne mit einem kurzen spitzigen Pfeil versehen waren. Im Schuß entzündete sich die Materie, und wenn nun der Pfeil an etwas hinfuhr, wo er Habung hatte, so blieb er stecken, manchmal wo niemand zukommen konnte, und die Feuermaterie zündete an, was brennen konnte. Auch diese Brandraketen flogen die ganze Nacht in das arme Kopenhagen hinein. Kopenhagen hatte damals 4000 Häuser, 85 965 Einwohner, 22 Kirchen, vier königliche Schlösser, 22 Krankenspitäler, 30 Armenhäuser, einen reichen Handel und viele Fabriken. Da kann man denken wie mancher schöne Dachstuhl in dieser angstvollen Nacht zerschmettert wurde, wie manches bange Mutterherz sich nicht zu helfen wußte, wie manche Wunde blutete, und wie die Stimme des Gebets und der Verzweiflung, das Sturmgeläute und der Kanonendonner durcheinander ging. Am 3. September, als der Tag kam, hörte das Schießen auf; und der Engländer fragte, ob sie noch nicht wollten gewonnen geben. Der Kommandant von Kopenhagen sagte: „Nein.“ Da fing das Schießen nachmittags um vier Uhr von neuem an, und dauerte bis den 4. September mittags fort, ohne Unterlaß und ohne Barmherzigkeit. Und als der Kommandant noch nicht wollte Ja sagen, fing abends das Feuer wieder an, und dauerte die ganze Nacht bis den 5. des Mittags. Da lagen mehr als 300 schöne Häuser in der Asche; ganze Kirchtürme waren eingestürzt, und noch überall wütete die Flamme. Mehr als 800 Bürger waren schon getötet und mehrere schwer verwundet. Ganz Kopenhagen sah hier einer Brandstätte oder einem Steinhaufen, da einem Lazarett und dort einem Schlachtfeld gleich. Als endlich der Kommandant von Kopenhagen nirgends mehr Rettung noch Hilfe und überall nur Untergang und Verderben sah, hat er am 7. September kapituliert und der Kronprinz hat's nicht einmal gelobt. Das erste war, die Engländer nahmen die ganze Seeflotte von Kopenhagen in Besitz und führten sie weg; 18 Linienschiffe, 15 Fregatten und mehrere kleinere bis auf eine Fregatte, welche der König von England ehmals dem König von Dänemark zum Geschenk gemacht hatte, als sie noch Freunde waren. Diese ließen sie zurück. Der König von Dänemark schickte sie ihnen aber auch nach und will nichts Geschenktes mehr zum Andenken haben. Im Land selbst und auf den Schiffen hausten die Engländer als böse Feinde, denn der Soldat weiß nicht, was er thut, sondern denkt: Wenn

3. Habung hatte, Halt hatte.

sie es nicht verdient hätten, so führte man keinen Krieg mit ihnen. Zum Glück dauerte ihr Aufenthalt nicht lange, denn sie schifften sich am 19. Oktober wieder ein, und fuhren am 21. mit der dänischen Flotte und dem Raub davon; und der Congreve ist unterwegs ertrunken und hat Frau und Kinder nimmer gesehn. Von dem an hielten die Dänen gemeinschaftlich mit den Franzosen, und Kaiser Napoleon will nicht eher mit den Engländern Friede machen, als bis sie die Schiffe wieder zurückgegeben und Kopenhagen bezahlt haben. Dies ist das Schicksal von Dänemark, und die Freunde der Engländer sagen, es sei nicht so schlimm gemeint gewesen. Andre aber sagen, es hätte nicht können schlimmer sein und die Dänen meinen's auch.

Unter allen Bundesgenossen der Engländer ist der König von Schweden allein standhaft geblieben, ob er gleich an dem Betragen derselben gegen Dänemark keine Freude kann gehabt haben. Darüber hat er schon im Krieg Stralsund und Pommern verloren, und Rußland hat ihn unterdessen in seinem Land angegriffen und ihm in kurzer Zeit die ganze Provinz Finnland weggenommen, und mit den Dänen ist's auf einer andern Seite auch schon losgebrochen, also daß jetzt Schweden in großer Gefahr und Bedrängnis ist. Aber der König bleibt unbeweglich seinem Grundsatz getreu und sagt, er wolle lieber sterben, als nachgeben.

England selbst sitzt ruhig auf seiner Insel, sieht den Welthändeln auf dem festen Lande zu und lacht. Denn es kann nicht angegriffen werden, weil das Meer keine Balken hat, und seinen Schiffen geht alles aus dem Weg. Deswegen fangt es der Kaiser Napoleon auf eine andere Art an. Weil England durch den Handel alles bare Geld aus dem festen Lande herüberfischt, und seine ganze Macht in seinem ungeheuren Reichtum besteht, so versperrt man ihm den Handel. Fast alle Seehäfen des festen Landes sind ihm verschlossen. Alle englischen Waren sind verboten, wo man sie findet, werden sie weggenommen, deswegen ist der Zucker und der Kaffee so teuer, und wenn das feste Land es aushaltet in die Länge, so muß England noch ersticken in seinem eigenen Fett.

Auch in Deutschland endlich sind durch den preußischen Krieg und durch den Tilsiter Frieden wichtige Veränderungen vorgegangen. Aus dem ehmaligen Kurfürstentum Sachsen wurde ein Königreich und der König bekam auch noch das Herzogtum Warschau, welches

13. Das Folgende schließt sich im Kalender unmittelbar an, fehlt aber im Schatzkästlein.

der König von Preußen in Polen verloren hat. Auch aus der ehmaligen Landgrafschaft Hessen-Kassel und den preußischen Landen herwärts des Elbestroms ist ein neues Königreich Westfalen entstanden und der König ist des Kaisers Napoleons sein Herr Bruder. Fast alle Länder, die zum ehmaligen deutschen Reich gehörten, sind dem rheinischen Bunde beigetreten, und der rheinische Bund reicht jetzt von Lörrach bis ans Meer. Das sind die wichtigsten und nächsten Folgen des Friedens von Tilsit bis zum September 1808.

---

90. Fürchterlicher Kampf eines Menschen mit einem Wolf.

In Frankreich ist ein Departement, heißt Goldhügel. In diesem Departement befindet sich eine kleine Landschaft, genannt Saulieu (mußt lesen Soliö). Diese Landschaft bekam im März des Jahrs 1807 einen schlimmen Besuch von einem reißenden Tier, wie man noch keines daselbst gesehen hatte, hier zu Land auch nicht. Es hatte Ähnlichkeit mit einem Wolf, wird auch einer gewesen sein. Doch hatte es eine kürzere Schnauze als ein gemeiner Wolf, war lang und mager und mit langen dunkelgrünen Haaren besetzt. Diese grausame und blutgierige Bestie wütete mehrere Tage lang zum Schrecken der Einwohner in dem Lande herum, griff Menschen und Tiere an, wagte sich sogar am 30. März am hellen Tag auf der Landstraße an die Reisenden, zerriß einen Konskribierten, zerfleischte zwei Mägdlein und einen Knaben und blieb selbige Nacht nahe bei dem Hause eines Landmannes, namens Machin, im Gebüsche über Nacht. Der gute Machin, der an eine solche Schildwache vor seinem Hause nicht dachte, ging des Morgens früh um drei Uhr, als es noch ganz finster war, aus dem Hause. Da hörte er etwas rauschen im Gebüsch, glaubte es sei die Katze, die sich vor einigen Tagen verlaufen hatte und rief seiner Frau, die Katze sei da. Aber in dem nämlichen Augenblicke springt das Untier wütend auf ihn los. Er wirft es zurück. Es kommt wieder, stellt sich auf die Hinterfüße, drückt ihn zwei Schritte weit an die Wand zurück und packt ihn mit einem Rachen voll scharfer starker Zähne wütend an der linken Brust. Vergebens sucht er sich loszumachen. Das Tier setzt immer tiefer seine Zähne ein und verursacht ihm die entsetzlichsten Schmerzen. Da umfaßt es der herzhafte und starke Machin mit beiden Armen, drückt es fest an sich, ringt mit

ihm bis er es im Hause hat, wirft sich mit ihm auf einen Tisch, so daß das Tier unten lag und rief seiner Frau, daß sie ein Licht anzünde. Aber Frau und Kinder wagten es nicht sich zu nähern, und das Tier biß sich immer tiefer und tiefer in die Brust des unglücklichen Mannes ein, bis endlich die älteste Tochter von 22 Jahren sich ermannte und mit einem Licht und einem Messer herbeieilte. Der Vater drückt so stark er kann mit seinem Körper auf das Thier, zeigt ihr mit der linken Hand, wo sie hineinstechen müsse, daß das Ungeheuer sicher getötet werde. Noch biß sich die Bestie immer tiefer und tiefer ein, während die Tochter den kühnen und glücklichen Stich that und ein paarmal das Messer in der Wunde umkehrte. Aber jetzt schoß das heiße schwarze Blut wie ein Strom aus der tödlichen Wunde hervor, das Best fing an die Augen zu verdrehen, und es war ihm nicht, als wenn es noch viele Buben und Mägdlein verreißen wollte. Aber erst nachdem es sich völlig verblutet hatte, war man imstande die Brust des braven Machin von ihm los zu machen, so fest hatte es sich mit seinen mörderischen Zähnen eingehauen. Drauf wurde das Untier vollends totgeschlagen und verlocht. Machin aber hatte noch lange an seiner Brust zu leiden und zu heilen und sagt, er wolle sein Leben lang dran denken.

91. Weltbegebenheiten. (Fortsetzung.)

Portugal.

In dem verwichenen Jahr sind zwei Könige von ihren Thronen herabgestiegen; der König von Portugal und der König von Spanien.

Wenn man von Basel aus durch die ganze Schweiz reist bis nach Genf, so kommt man nach Frankreich. Wenn man quer durch ganz Frankreich die Reise fortsetzt, so kommt man nach Spanien. Wenn man weiters durch ganz Spanien reist bis an das andere End, so kommt man nach Portugal. Portugal aber ist gegen Sonnenuntergang das letzte Land von Europa am Meer, und man kann von dort aus zu Fuß nimmer weiter. Portugal ist ein kleines aber gesegnetes Land, und der König hatte noch andere reiche Besitzungen über dem Meere, zum Beispiel das große Land Brasilien

22. Nicht im Schatzkästlein.

in Amerika, von wannen das Brasilienholz gebracht wird zu der roten Tinte. Dieses kleine Königreich Portugal hat keinen andern Nachbar, als das große Königreich Spanien. Wenn es also mit diesem in guter Freundschaft steht, so hat es von dem Land her keinen Feind zu fürchten. Allein der schwächere Nachbar traut dem mächtigern nicht, und wenn Portugal mit Spanien in Unfrieden kam, so hatte es auch nirgends her Hilfe zu erwarten, als vom Meer. Deswegen hielt Portugal von jeher und bis auf die letzte Zeit gute Freundschaft mit England, erstlich weil England und Spanien nie die besten Freunde miteinander sind, zweitens weil England das mächtigste Volk ist auf dem Wasser. Da aber der Kaiser Napoleon den großen Plan entworfen hatte, alle Mächte des festen Landes von den Engländern abwendig zu machen und ihren Schiffen und Waren alle Seehäfen zu verschließen und kurz, es sollte kein Mensch mehr etwas mit ihnen zu schaffen haben, wie wenn sie alle die Raude hätten, so verlangte er, die Portugiesen sollten auch mithalten, und als die Regierung nicht wollte, so schickte er eine Armee unter dem Befehl des Generals Junot durch Spanien nach Portugal. Der sollte der Regierung sagen, wie sie sich zu verhalten habe und die Seehäfen besetzen, und den Spaniern war es so weit recht. Das ist der nämliche General Junot, der vor wenig Jahren eine Schlacht bei Nazareth im gelobten Land kommandierte. Denn ein französischer General kommt heutzutag weit in der Welt herum. Da nun England seinen Bundsgenossen in der Not sah, so kam es ihm mit seinen Schiffen zum Beistand; aber wie? Zur Flucht. Denn die königliche Familie wollte den Ausgang der Sache nicht abwarten, sondern verließ ihre Residenzstadt Lissabon, ihr bisheriges Land und Europa und schiffte sich nach Brasilien ein. Also kam der französische General Junot und nahm dieses Königreich im Namen des Kaisers Napoleon in Besitz und in Verwaltung. Dies ist das Schicksal von Portugal bis zum September 1808.

Spanien.

Anders ging es in Spanien selber zu. Dies ist das Land, aus welchem sich unsere spanischen Schafe her datieren, und wie warm und fruchtbar dort das Erdreich sein muß, ist daraus zu erkennen, daß im schlechtesten Boden, wo wegen Wassermangel

35. 1789 ließ Markgraf Karl Friedrich von Baden in Spanien eine Herde Schafe ankaufen.

sonst nichts gedeihen will, ganze Stunden weit der Rosmarin und Lavendel wild wächst, und wenn den jungen Eselein das Futter nicht schmecken will, so giebt man ihnen Feigen oder Pomeranzen, freilich nicht die besten. Ein solches Land verdient von braven und glücklichen Leuten bewohnt zu werden. Allein der Prinz von Asturien, das ist der älteste Sohn des Königs, muß in seiner Kindheit einmal neben die Schule gegangen sein, als das vierte Gebot zergliedert wurde. Denn schon vor einiger Zeit stiftete er eine Verschwörung gegen seinen Vater und gegen den Freund und Minister seines Vaters, den Friedensfürsten, und wollte sich des Thrones bemächtigen. Das Vorhaben wurde noch zu rechter Zeit entdeckt. Der Prinz gestand, nannte die Mitschuldigen und erhielt von seinem Vater Verzeihung. Seit dieser Zeit aber herrschte in Spanien keine rechte Sicherheit und Ruhe mehr; französische Kriegsvölker, unter den Befehlen des Großherzogs von Berg, rückten in das Land und der Prinz von Asturien, nicht gewarnt durch die Erfahrung, ließ sich von Leuten, die es weder mit ihm, noch mit seinem Herrn Vater können gut gemeint haben, zum zweitenmal zu einer Verschwörung gegen den König locken.

Diesmal ging die Sache weiter. Es kam zu einem völligen Aufruhr. Die königliche Leibwache und viel Volk schlug sich zu dem Prinzen. Der Friedensfürst wurde beschuldigt, er sei ein Verräter des Vaterlandes. Er wurde gefangen gesetzt, mußte viel Mißhandlungen ausstehen und stündlich einen gewaltsamen Tod erwarten. Sein Vermögen wurde eingezogen, sein Palast ausgeplündert und alles zerschlagen. Um größeres Unglück zu verhüten und seine eigene Person zu retten, übergab der König die Krone seinem Sohn, und mußte sagen, daß er sie freiwillig niederlege und wegen seiner Gesundheit sich in ein stilles Leben und in eine wärmere Gegend zurückziehen wolle. Darauf wurde sein Sohn zum König erklärt. Allein so etwas kann keine lange Dauer haben und führt zu keinem guten Ende. Der französische Kaiser machte damals eine Reise in seinem Reich und kam bis Bayonne, nahe an der spanischen Grenze. In dieser Stadt sollen vor Zeiten die ersten Bajonette gemacht worden sein, und daher haben sie ihren Namen. Als aber der alte König hörte, daß Napoleon in der Nähe sei, kam er selber nach Bayonne, begab sich in des Kaisers Schutz, sagte, er sei gezwungen worden und protestiere gegen alles. Da machte sich der Prinz von Asturien auf den nämlichen Weg

und sagte, er sei in der festen Meinung gewesen, sein Herr Vater habe die Krone freiwillig niedergelegt, sonst hätte er sie nicht angenommen und er gebe sie hiemit zurück. Allein damit war die Sache nicht abgethan. Denn eine verkehrte That ist geschwinder begangen, als wieder gut gemacht. In Spanien, und besonders in Madrid, gab es unruhige Bewegungen. Ein Teil wollte sich dem alten König nimmer unterwerfen, so wollte der andere den Prinzen nicht anerkennen, und die französischen Truppen waren in der Stadt und rings umher, und eine Partie machte gegen die andere kuriöse Gesichter. Auf einmal bricht in Madrid ein neuer Aufruhr aus (der Bericht darüber lautet vom 2. Mai 1808). Ganze Straßen und Marktplätze füllten sich mit mehr als 20 000 Menschen, die nichts Gutes verkündeten. Mehrere französische Militärpersonen werden angegriffen, der Großherzog von Berg läßt den Generalmarsch schlagen. Man schießt zuerst mit kleinem Gewehr, dann aus Kanonen unter die wilden Haufen. Sie zerstreuen sich, andere fliehen in die Häuser und schießen aus den Fenstern. Man bricht die Thüren ein und haut zusammen, was mit Gewehr sich blicken läßt. Unterdessen bemächtigen sich die Empörer des Zeughauses und wollen 28 Kanonen und 10 000 Flinten zu ihrer Bewaffnung holen. Ein französischer General kommt ihnen über den Hals, und wer im Zeughaus angetroffen wird, muß sterben. Mehrere Tausend Bauern waren von den Dörfern zum Tumult beordert worden. Allein in solche Ernten muß man keine Sicheln tragen. Als sie sahen, die Sache gehe schief, wollten sie wieder fliehen. Allein die Kavallerie paßte auf sie an den Thoren; viele wurden zerhauen, und was man mit den Waffen in der Hand gefangen bekam, wurde erschossen. Nach dem Bericht kamen in diesem Aufruhr mehrere Tausend Spanier ums Leben. Die Franzosen hatten 25 Tote und gegen 50 Verwundete. Als die Nachricht nach Bayonne kam, war bei der königlichen Familie die Betrübnis groß. Der König und der Kronprinz mußten sich endlich durch die Erfahrung überzeugen, es sei der zerrütteten spanischen Monarchie nimmer anders zu helfen, als der Kaiser Napoleon nehme sich ihrer an. Der Kaiser war's zufrieden. Also legten der König und der Prinz die spanische Krone vor Napoleon nieder, entsagten allen ihren Rechten und Ansprüchen darauf. Der Großherzog von Berg wurde Generallieutenant von ganz Spanien, und nach Bayonne hat der Kaiser eine Versammlung von 150 Rittern, Geistlichen und Bür-

gern aus Spanien beordert, um mit ihnen über das Wohl und die neue Einrichtung von Spanien das Nötige in Richtigkeit zu bringen. In dieser Versammlung wurde nun die neue Verfassung des Königreichs zustande gebracht, und der bisherige König von Neapel zum Regenten dieses Landes erklärt. Dem alten König aber und seiner Familie wurden in Frankreich anständige Paläste und Güter angewiesen, wo sie in vergnüglicher Ruhe ihr Leben zubringen können. So ging es in Spanien zu, bis zu Ende des Augusts 1808.

92. Unglück in Kopenhagen.

Das sollte man nicht glauben, daß eine Granate, die in den unglücklichen Septembertagen 1807 nach Kopenhagen geworfen wurde, noch im Juli 1808 losgehen werde. Zwei Knaben fanden sie unter der Erde. Einer von ihnen wollte sie mit einem Nagel von dem anhängenden Grunde reinigen. Plötzlich geriet sie in Brand, zersprang, tötete den einen auf der Stelle, nahm dem andern die Beine weg, und zerquetschte der Mutter, die mit einem Säugling an der Brust sorglos zusah, den Arm. Dies lehrt vorsichtig sein mit alten Granaten und Bombenkugeln.

93. Merkwürdige Schicksale eines jungen Engländers.

Eines Tages reiste ein junger Engländer auf dem Postwagen zum erstenmal in die große Stadt London, wo er von den Menschen, die daselbst wohnen, keinen einzigen kannte, als seinen Schwager, den er besuchen wollte, und seine Schwester, so des Schwagers Frau war. Auch auf dem Postwagen war neben ihm niemand als der Kondukteur, das ist der Aufseher über den Postwagen, der auf alles acht haben, und an Ort und Stelle über die Briefe und Pakete Red und Antwort geben muß, und die zwei Reisekameraden dachten damals nicht daran, wo sie einander das nächste Mal wieder sehen würden. Der Postwagen kam erst in der tiefen Nacht in London an. In dem Posthause konnte der Fremde nicht über Nacht bleiben, weil der Postmeister daselbst ein vornehmer Herr ist und nicht wirtet, und des Schwagers Haus mußte der arme Jüngling in der ungeheuer großen Stadt bei stockfinsterer Nacht so wenig

zu finden, als in einem Wagen voll Heu eine Stecknadel. Da sagte zu ihm der Kondukteur: „Junger Herr, kommt Ihr mit mir! Ich bin zwar auch nicht hier daheim, aber ich habe, wenn ich nach London komme, bei einer Verwandten ein Stüblein, wo zwei Betten stehen. Meine Base wird Euch schon beherbergen, und morgen könnt Ihr Euch alsdann nach Eures Schwagers Haus erkundigen, wo Ihr's besser finden werdet." Das ließ sich der junge Mensch nicht zweimal sagen. Sie tranken bei der Frau Base noch einen Krug englisches Bier, aßen eine Knackwurst dazu, und legten sich dann schlafen. In der Nacht kam den Fremden eine Notdurft an und mußt' hinausgehn. Da war er schlimmer dran als noch nie. Denn er wußte in seiner dermaligen Nachtherberge, so klein sie war, so wenig Bericht, als ein paar Stunden vorher in der großen Stadt. Zum Glück aber wurde der Kondukteur auch wach und sagte ihm wie er gehen müsse, links und rechts und wieder links. „Die Thüre," fuhr er fort, „ist zwar verschlossen, wenn Ihr an Ort und Stelle kommt und wir haben den Schlüssel verloren. Aber nehmt in meinem Rockelorsack mein großes Messer mit, und schiebt es zwischen dem Thürlein und dem Pfosten hinein, so springt inwendig die Falle auf! Geht nur dem Gehör nach! Ihr hört ja die Themse rauschen, und zieht etwas an, die Nacht ist kalt." Der Fremde erwischte in der Geschwindigkeit und in der Finsternis das Kamisol des Kondukteurs statt des seinen, zog es an und kam glücklich an den Platz. Denn er schlug es nicht hoch an, daß er unterwegs einmal den Rang zu kurz genommen hatte, so daß er mit der Nase an ein Eck anstieß, und wegen dem hitzigen Bier, so er getrunken hatte, entsetzlich blutete. Allein, ob dem starken Blutverlust und der Verkältung bekam er eine Schwäche und schlief ein. Der nachtfertige Kondukteur wartete und wartete, wußte nicht, wo sein Schlafkamerad so lange bleibt, bis er auf der Gasse einen Lärm vernahm, da fiel ihm im halben Schlaf der Gedanke ein: „Was gilt's, der arme Mensch ist an die Hausthüre kommen, ist auf die Gasse hinausgegangen und gepreßt worden." Denn wenn die Engländer viel Volk auf ihre Schiffe brauchen, so gehen unversehens bestellte starke Männer nachts in den gemeinen Wirtsstuben, in verdächtigen Häusern und auf der Gasse herum, und wer ihnen alsdann in die Hände kommt und tauglich ist, den fragen sie nicht lange: „Landsmann, wer bist du?" oder „Landsmann, wer seid Ihr?" sondern machen kurzen Prozeß, schleppen ihn — gern

oder ungern — fort auf die Schiffe, und Gott befohlen! Solch eine nächtliche Menschenjagd nennt man Pressen, und deswegen sagte der Kondukteur: „Was gilt's, er ist gepreßt worden!“ — In dieser Angst sprang er eilig auf, warf seinen Rockelor um sich, und eilte auf die Gasse, um wo möglich den armen Schelm zu retten. Als er aber eine Gasse und zwei Gassen weit dem Lärmen nachgegangen war, fiel er selber den Pressern in die Hände, wurde auf ein Schiff geschleppt — ungern — und den andern Morgen weiters. Weg war er. Nachher kam der junge Mensch im Hause wieder zu sich, eilte, wie er war, in sein Bette zurück, ohne den Schlafkameraden zu vermissen, und schlief bis in den Tag. Unterdessen wurde der Kondukteur um acht Uhr auf der Post erwartet, und als er immer und immer nicht kommen wollte, wurde ein Postbedienter abgeschickt, ihn zu suchen. Der fand keinen Kondukteur, aber einen Mann mit blutigem Gewand im Bett liegen, auf dem Gang ein großes offenes Messer, Blut bis auf den Abtritt, und unten rauschte die Themse. Da fiel ein böser Verdacht auf den blutigen Fremdling, er habe den Kondukteur ermordet und in das Wasser geworfen. Er wurde in ein Verhör geführt, und als man ihn visitierte und in den Taschen des Kamisols, das er noch immer an hatte, einen ledernen Geldbeutel fand, mit dem wohlbekannten silbernen Petschaftring des Kondukteurs am Riemen befestigt, da war es um den armen Jüngling geschehn. Er berief sich auf seinen Schwager, — man kannte ihn nicht — auf seine Schwester, — man wußte von ihr nichts. Er erzählte den ganzen Hergang der Sache, wie er selber sie wußte. Aber die Blutrichter sagten: „Das sind blaue Nebel, und Ihr werdet gehenkt.“ Und wie gesagt, so geschehn, noch am nämlichen Nachmittag nach engländischem Recht und Brauch. Mit dem engländischen Brauch aber ist es so: Weil in London der Spitzbuben viele sind, so macht man mit denen, die gehenkt werden, kurzen Prozeß, und bekümmern sich nicht viele Leute darum, weil man's oft sehen kann. Die Missethäter, so viel man auf einmal hat, werden auf einen breiten Wagen gesetzt und bis unter den Galgen geführt. Dort hängt man den Strick in den bösen Nagel ein, fahrt alsdann mit dem Wagen unter ihnen weg, läßt die schönen Gesellen zappeln, und schaut nicht um. Allein in England ist das Hängen nicht so schimpflich wie bei uns, sondern nur tödlich. Deswegen kommen nachher die nächsten Verwandten des Missethäters und ziehn so

lange unten an den Beinen, bis der Herr Vetter oben erstickt. Aber unserm Fremdling that niemand diesen traurigen Dienst der Liebe und Freundschaft an, bis abends ein junges Ehepaar, Arm in Arm, auf einem Spaziergang von ungefähr über den Richtplatz wandelte, und im Vorbeigehen nach dem Galgen schaute. Da fiel die Frau mit einem lauten Schrei des Entsetzens in die Arme ihres Mannes: „Barmherziger Himmel, da hängt unser Bruder!" Aber noch größer wurde der Schrecken, als der Gehenkte bei der bekannten Stimme seiner Schwester die Augenlider aufschlug und die Augen fürchterlich drehte. Denn er lebte noch und das Ehepaar, das vorüber ging, war die Schwester und der Schwager. Der Schwager aber, der ein entschlossener Mann war, verlor die Besinnung nicht, sondern dachte in der Stille auf Rettung. Der Platz war entlegen, die Leute hatten sich verlaufen, und um Geld und gute Worte gewann er ein paar beherzte und vertraute Bursche, die nahmen den Gehenkten mir nichts dir nichts ab, als wenn sie das Recht dazu hätten, und brachten ihn glücklich und unbeschrieen in des Schwagers Haus. Dort ward er in wenig Stunden wieder zu sich gebracht, bekam ein kleines Fieber, und wurde unter der lieben Pflege seiner getrösteten Schwester bald wieder völlig gesund. Eines Abends aber sagte der Schwager zu ihm: „Schwager! Ihr könnt nun in dem Land nicht bleiben. Wenn Ihr entdeckt werdet, so könnt Ihr noch einmal gehenkt werden, und ich dazu. Und wenn auch nicht, so habt Ihr ein Halsband an Eurem Hals getragen, das für Euch und Euere Verwandten ein schlechter Staat war. Ihr müßt nach Amerika. Dort will ich für Euch sorgen." Das sah der gute Jüngling ein, ging bei der ersten Gelegenheit in ein vertrautes Schiff, und kam nach 80 Tagen glücklich in dem Seehafen von Philadelphia an. Als er aber hier an einem landfremden Orte mit schwerem Herzen wieder an das Ufer stieg, und als er eben bei sich selber dachte: „Wenn mir doch Gott auch nur einen einzigen Menschen entgegenführte, der mich kennt;" siehe da kam in armseliger Schiffskleidung der Kondukteur. Aber so groß sonst die Freude des unverhofften Wiedersehens an einem solchen fremden Orte ist, so war doch hier der erste Willkomm schlecht genug. Denn der Kondukteur, als er seinen Mann erkannte, ging er mit geballter Faust auf ihn los. „*Wo führt Euch der Böse her, verdammter Nachtläufer? Wißt Ihr, daß ich wegen Euch bin gepreßt worden?*" Der Engländer aber sagte: „God-

dam, Ihr vermaledeiter Überall und Nirgends, wißt Ihr, daß man wegen Euch mich gehenkt hat?" Hernach aber gingen sie mit einander ins Wirtshaus zu den drei Kronen in Philadelphia und erzählten sich ihr Schicksal. Und der junge Engländer, der in einem Handlungshaus gute Geschäfte machte, ruhte nachher nicht, bis er seinen guten Freund loskaufte und wieder nach England zurückschicken konnte.

---

94. Der unschuldig Gehenkte.

Folgende unglückliche Begebenheit hat sich auf dem Spessart zugetragen. Mehrere Knaben hüteten miteinander an einer Berghalde unten an dem Wald das Vieh ihrer Eltern oder Meister. In der Langweile trieben sie allerlei und ahmten untereinander, wie dieses Alter zu thun pflegt, die Handlungen und Geschäfte der erwachsenen Menschen spielend nach. Eines Tages sagte der eine von ihnen: „Ich will der Dieb sein." — „So will ich das Oberamt sein," sagte der zweite. „Seid ihr die Hatschiere," sagte er zum dritten und vierten, „und du bist der Henker," sprach er zum fünften. Gut! Der Dieb stiehlt einem seiner Kameraden heimlich ein Messer und setzt sich auf flüchtigen Fuß; der Bestohlene klagt bei dem Oberamt; die Hatschiere streifen im Revier, attrappieren den Dieb in einem hohlen Baum und liefern ihn ein. Der Richter verurteilt ihn zum Tode. Unterdessen hört man im Wald einen Schuß fallen; Hundegebell erhebt sich. Man achtet's nicht. Der Henker wirft dem Malefikanten kurz und gut einen Strick um den Hals und henkt ihn im Unverstand und Leichtsinn an einen Ast-

8. Hochfürstlich-Markgraf-Baden-Badischer Kalender, 1781. Rastatt, Dorner: Es ist nicht gut, alles nachzumachen. Zu Wurmannsquick ist im Monat Oktober ein junger Mörder durch das Rad hingerichtet worden. Greise, Jünglinge und Knaben sahen diesem fürchterlichen Auftritte zu. Anstatt einen Abscheu vor dem Verbrechen und der damit verbundenen Strafe zu bekommen, gefiel diese Handlung einigen Knaben so sehr, daß sie die ganze Exekution nachäfften. Sie rotteten sich so viel an der Zahl zusammen, als notwendig waren, alles vorzustellen. Sie zählten durch das Los aus, wer armer Sünder, Scharfrichter und Galgenpater sein sollte. Das Armensünder-Los traf einen 6jährigen Knaben, der es auch willig annahm, doch mit diesem Vorbehalt, daß man ihm nicht wehe thun sollte. Alles wurde richtig zubereitet, Holzscheiter mußten die Stöckeln machen; ein Pflugrädel war das Mordinstrument, und so ging die tödliche Nachahmung an. Den ersten Stoß bekam der unschuldige Knabe auf den Magen, und wie er natürlich nichts sagen konnte, daß es ihm wehe thut, so stieß der Scharfrichter so stark zu, als es sein dermaliger Beruf mit sich brachte. Ein Glied vermochte er zwar nicht entzwei zu schlagen, aber bei dem Stoße auf den Hals sprang das Blut zur Nase, Mund und Ohren heraus. Sobald die kindischen Bösewichter Blut sahen, erschracken sie, liefen davon, und der gemarterte Knabe lebte noch einige Tage, und liegt nun zum untröstlichen Schmerzen seiner Eltern im Grabe. — 20. dem fehlt im 1. Druck.

stumpen an einem Baumstamm, also daß er mit den Füßen nicht gar kann die Erde berühren, denkt, ein paar Augenblicke kann er's schon aushalten. Plötzlich rauscht es im dürren Laub im Wald; es knackt und kracht im dichten Gehörst; ein schwarzer wilder Eber bricht zottig und blitzend aus dem Wald hervor und läuft über den Richtplatz. Die Hirtenbuben, denen es ohnehin halb zu Mut war, als ob es doch nicht ganz recht wäre, mit einer so ernsthaften und bedenklichen Sache Mutwillen zu treiben, erschrecken, meinen es sei der böse Feind, vor dem uns Gott behüte, laufen vor Angst davon, einer von ihnen ins Dorf und erzählt, was geschehen sei. Aber als man kam, um den Gehenkten abzulösen, war er erstickt und tot. Dies ist eine Warnung. Das Oberamt und die Hatschiere kamen nachher auf drei Wochen ins Zuchthaus und der Henker auf sechs. Daß aber der Eber soll der böse Feind gewesen sein, hat sich nicht bestätigt. Denn er wurde von den nacheilenden Jägern erlegt und zum Forstamt geliefert; der Schwarze aber befindet sich noch am Leben.

95. Der Rekrut.

Zum schwäbischen Kreiskontingent kam im Jahr 1795 ein Rekrut, so ein schöner wohlgewachsener Mann war. Der Offizier fragte ihn, wie alt er sei. Der Rekrut antwortete: „Einundzwanzig Jahr. Ich bin ein ganzes Jahr lang krank gewesen, sonst wär' ich zweiundzwanzig."

96. Böser Markt.

In der großen Stadt London und rings um sie her giebt es außerordentlich viel gute Narren, die an anderer Leute Geld oder Sackuhren oder kostbaren Fingerringen eine kindische Freude

17. Danach im Kalender: Steinregen, im Schatzkästlein mit dem Aufsatz „Mancherlei Regen" vereinigt (die beiden letzten Abschnitte von Nr. 4), s. oben S. 35. — Vademecum V, 11: Der engländische Räuber. Unweit London hielt ein Straßenräuber einen großen Herrn an, legte ein aufgezogenes Pistol auf die Thür seiner Kutsche, und sagte zu ihm: „Mylord, hier ist ein gut Gewehr, es ist unter Brüdern hundert Pfund wert, ich rate Ihnen es zu kaufen." Der Herr sahe den Sinn dieser Worte ein, und gab ihm hundert Guinees. Der Räuber nahm sie, und stellte ihm das Gewehr zu. Die erste Bewegung, welche der Herr machte, war, daß er auf den anlegte, welcher ihm sein Geld geraubt hatte. Doch dieser sagte ganz gelassen zu ihm: „Bemühen Sie sich nur nicht, denn es ist nicht geladen." Vergl. Chamissos „Böser Markt".

haben und nicht ruhen, bis sie dieselben haben. Dies bringen sie zuweg manchmal durch List und Betrug, noch öfter durch kühnen Angriff, manchmal am hellen lichten Tag und an der offenen Landstraße. Einem geratet es, dem andern nicht. Der Kerkermeister zu London und der Scharfrichter wissen davon zu erzählen. Eine seltsame Geschichte begegnete aber eines Tags einem vornehmen und reichen Mann. Der König und viele andere große Herren und Frauen waren an einem schönen Sommertage in einem großen königlichen Garten versammelt, dessen lange gewundene Gänge sich in der Ferne in einem Wald verloren. Viele andere Personen waren auch zugegen, denen es nicht auf einen Gang und auf ein paar Stunden ankam, ihren geliebten König und seine Familie froh und glücklich zu sehen. Man aß und trank, man spielte und tanzte; man ging spazieren in den schönen Gängen und zwischen dem duftenden Rosengebüsch paarweise und allein, wie es sich traf. Da stellte sich ein Mensch, wohl gekleidet, als wenn er auch dazu gehörte, mit einer Pistole unter dem Rock, in einer abgelegenen Gegend an einen Baum, wo der Garten an den Wald grenzt, dachte es wird schon jemand kommen. Wie gesagt, so geschehen, kommt ein Herr mit funkelndem Fingerring, mit klingenden Uhrenketten, mit diamantnen Schnallen, mit breitem Ordensband und goldnem Stern, will spazieren gehn im kühlen Schatten, und denkt an nichts. Indem er an nichts denkt, kommt der Geselle hinter dem Baum hervor, macht dem guten Herrn ein bescheidenes Kompliment, zieht die Pistole zwischen dem Rock und Kamisol heraus, richtet ihre Mündung auf des Herrn Brust und bittet ihn höflich, keinen Lärm zu machen, es brauche niemand zu wissen, was sie miteinander zu reden haben. Man muß übel dran sein, wenn man vor einer Pistole steht, weil man nicht weiß, was drin steckt. Der Herr dachte vernünftig: „Der Leib ist kostbarer als das Geld: lieber den Ring verloren, als den Finger," und versprach zu schweigen. „Gnädiger Herr," fuhr jetzt der Geselle fort, „wären Euch Eure zwei goldenen Uhren nicht feil für gute Bezahlung? Unser Schulmeister richtet die Uhr alle Tage anders, man weiß nie, wie man dran ist, und an der Sonnenuhr sind die Zahlen verwischt." Will der reiche Herr wohl oder übel, so muß er dem Halunken die Uhren verkaufen für ein paar Stüber oder etwas, so man kaum ein Schöpplein dafür kann trinken. Und so handelt ihm der Spitzbube Ring und Schnallen und Ordensstern und das goldene Herz,

so er vorne auf der Brust im Hemd hatte, Stück für Stück ab um schlechtes Geld, und immer mit der Pistole in der linken Hand. Als endlich der Herr dachte: „Jetzt bin ich absolviert, gottlob!“ fing der Spitzbube von neuem an: „Gnädiger Herr, weil wir so gut miteinander zurecht kommen, wolltet Ihr mir nicht auch von meinen Waren etwas abhandeln?“ Der Herr denkt an das Sprichwort, daß man müsse zu einem bösen Markt ein gutes Gesicht machen und sagt: „Laßt sehen!“ Da zog der Bursche allerlei Kleinigkeiten aus der Tasche hervor, so er vom Zweibatzenkrämer gekauft, oder auch schon auf einer ungewischten Bank gefunden hatte, und der gute Herr mußte ihm alles abkaufen, Stück für Stück um teures Geld. Als endlich der Spitzbube nicht mehr als die Pistole übrig hatte und sah, daß der Herr noch ein paar schöne Dublonen in dem grünen seidenen Geldbeutel hatte, sprach er noch: „Gnädiger Herr, wolltet Ihr mir für den Rest, den Ihr da in den Händen habt, nicht die Pistole abkaufen? Sie ist vom besten Büchsenschmied in London, und zwei Dublonen unter Brüdern wert.“ Der Herr dachte in der Überraschung: „Du dummer Dieb!“ und kauft die Pistole. Als er aber die Pistole gekauft hatte, kehrte er den Stiel um und sprach: „Nun halt, sauberer Geselle, und geh augenblicklich voraus, wohin ich dich heißen werde, oder ich schieße dich auf der Stelle tot.“ Der Spitzbube aber nahm einen Sprung in den Wald und sagte: „Schießt herzhaft los, gnädiger Herr, sie ist nicht geladen.“ Der Herr drückte ab, und es ging wirklich nicht los. Er ließ den Ladstock in den Lauf fallen, und es war kein Körnlein Pulver darin. Der Dieb aber war unterdessen schon tief im Wald, und der vornehme Engländer ging schamrot zurück, daß er sich also habe in Schrecken setzen lassen, und dachte an vieles.

---

97. Die Kometen.

Der geneigte Leser ist nun bereits ein ganz anderer Mann als vor kurzer Zeit, und wenn jetzt einmal im wilden Mann oder in den drei Königen von den Planeten die Rede ist und der Mars wird genannt, oder die Juno, oder der Jupiter, oder der Saturn, oder der Uranus, so kann er auch ein Wort mit-

29. Hiermit beginnt der Kalender von 1810.

sprechen bei seinem Schöpplein und ist nicht schuldig zu gestehen, daß er's aus dem Hausfreund hat. Der Hausfreund verlangt's nicht.

Jetzt kommen wir zu den Kometsternen.

Von den Kometsternen wäre nun viel zu sagen, weil man nicht viel von ihnen weiß. Allein der Hausfreund hat nie damit umgehen können, den Leuten etwas anzubinden, zum Exempel einen Bären, und will sich deswegen kurz fassen und alles in einer Predigt abthun, ob es gleich nicht nur eilf Kometsterne giebt, wie man nur von eilf Planeten weiß, sondern schon viel mehr als 400 seit undenklichen Zeiten entdeckt und beobachtet worden sind.

Ein solcher Kometstern ist nun allemal eine sehr merkwürdige Erscheinung, wenn er so auf einmal unangemeldet und unbeschieden am Himmel sichtbar wird, und da steht und sagt kein Wort, zumal ein solcher wie im Jahr 1680, der viermal so groß schien als der Abendstern, oder 146 Jahr vor Christi Geburt, der größer soll ausgesehen haben als die Sonne, oder im Jahr 1769, dessen Schweif durch den vierten Teil des Himmels reichte, oder wenn gar zwei zugleich erscheinen, was auch schon geschehen ist. Es ist alsdann allemal, als wenn der liebe Gott einen Sternseher, ich will sagen, den rheinischen Hausfreund, also anredete: „Meinst du, daß du jetzt fertig seist und die Sterne des Himmels alle kennest? Sieh, da ist auch noch einer, den du noch nie gesehen hast, und wirst jetzt erst nicht wissen, was du daraus machen sollst." Andere Leute aber schauen das Wundergestirn auch mit Begierde und Staunen an, und die Mutter zeigt es dem Kind und sagt: „Sieh, wie wunderbar die göttliche Allmacht ist!"

Solche Kometsterne nun sind einander nicht alle gleich, auch der nämliche, solang man ihn beobachten kann, verändert oft sein Aussehen, sie sind bald heller, bald trüber, bald größer, bald kleiner, rund und eckig, näher oder weiter von uns entfernt. Der Komet im Jahr 1770 war daheim dreizehnmal größer als der Mond, ob man ihn gleich wegen der weiten Entfernung hier zu Land nicht dafür angesehen hat. Einer im Jahr 1680 war 160mal näher bei der Sonne, als die Erde bei ihr ist. Einer im Jahr 1770 war siebenmal weiter von der Erde weg als der Mond. Einige sind so weit entfernt, oder so klein, daß nur wir Sternseher und Kalendermacher mit unsern Perspektiven sie entdecken können, andere kann man ohne Zweifel gar nicht sehen, weil sie zu weit entfernt sind, oder bei Tag am Himmel stehen.

Die Kometsterne haben viel Ähnliches mit den Planeten und drehen sich ebenso wie sie um die Sonne herum. Aber sie sind auch wieder sehr von den Planeten verschieden. Sie werden nur selten sichtbar, — sie haben keine so feste und kernhafte Masse als die Erde oder andere Planeten, — sie sind mit einem schönen leuchtenden Schweif geziert. — Sie bedeuten ein großes Unglück.

Sage erstens, sie erscheinen viel seltener als die Planeten, die alle Tage am Himmel auf- und untergehen, denn sie sind nicht immer so nahe bei der Sonne oder bei uns wie die Planeten. Nein, sondern sie sind rechte Nachtläufer und scheuen sich nicht in die Fremde zu gehen, wie manches Mutterkind sich scheut. Wenn so ein Stern einmal um die Sonne herum ist und hat sich an ihr erwärmt und einen kräftigen Sommer gehabt, so zieht er in einer langen langen Linie hinweg und in seinen Winter hinaus, weiß niemand wohin. Wenn er alsdann dreißig oder hundert oder viele Hundert Jahre lang immer weiter und weiter hinweg gezogen ist und es fällt ihm ein, so kehrt er wieder um, damit er sich wieder einmal an der lieben Sonne recht erwärmen kann und braucht wieder ebensoviel Zeit zu seiner Herreise, und selten einer, der ihn zum erstenmal gesehen hat, wartet's aus, bis er wieder kommt, sondern legt sich schlafen und bekümmert sich nachher nichts mehr darum. Es ist aufgeschrieben, daß ein Komet im Jahr 1456, einer im Jahr 1531, einer im Jahr 1607, einer im Jahr 1682 gestanden sei. Weil nun immer von einer Zeit zur andern ein Zwischenraum von ungefähr 76 Jahren etwas mehr oder weniger verflossen war, so behauptete ein gelehrter Mann, namens Halley, es sei allemal der nämliche gewesen, und er müßte längstens bis Anno 1759 wieder kommen, was auch richtig geschehen ist, und so muß er ungefähr im Jahr 1830 ebenfalls wieder erscheinen. Der Hausfreund will's seinem Nachfolger überlassen, den geneigten Leser bis dorthin wieder daran zu erinnern. Ebenso behauptete einst ein anderer Gelehrter, der Kometstern von 1532 und 1661 sei der nämliche und müsse deshalb im Jahr 1790 wieder kommen, ist aber doch ausgeblieben.

Sage zweitens, der Kometstern hat keine so feste Masse wie die Erde oder ein anderer Planet. Einige sehen aus wie ein bloßer Dunst, also daß man durch sie hindurch die andern Sternlein will sehen können, die hinter ihnen stehen. Andere sind zwar schon etwas dichter, haben aber doch das Ansehen, als wenn nicht alles

daran recht aneinander hinge, sondern viel leere Zwischenräume da wären. Einige Gelehrte wollen jedoch behaupten, daß ein solcher Komet auf seiner langen Reise, wenn ihm unterwegs kein Unglück begegnet, immer dichter werden und zuletzt die völlige Natur und Eigenschaft eines Planeten annehmen könne. Unsere Erde könne wohl auch einmal eine bloße Dunstkugel von viel Tausend Meilen im Umfang gewesen sein, hernach sei sie immer wässeriger worden, dann habe sich das feste Land angesetzt, das Land und das Wasser habe sich geschieden und sei zuletzt das draus worden, was jetzt ist. Aus Respekt vor der himmlischen Allmacht mischt sich der Hausfreund nicht in diesen Streit.

Sage drittens, die Kometsterne sind mit einem schönen leuchtenden Schweif geziert, aber nicht alle. Einige zum Beispiel haben rings um sich bloß einen Strahlenschein, als wenn sie mit leuchtenden Haaren eingefaßt wären, wie in den großen Bibeln die Köpfe der heiligen Evangelisten und Apostel aussehen und Johannes des Täufers. Hat aber ein solcher Stern einen Schweif, so hat er allemal das Ansehen eines Dunstes, der von Strahlen erhellt ist, Man kann hinter ihm immer die Sterne sehen, an denen er vorbei zieht, er ist immer etwas gebogener, wird bald größer, bald kleiner, heller und bleicher. Er ist nie auf der Seite des Kometen, die gegen der Sonne steht, sondern allemal auf der entgegengesetzten. Sonst weiß man noch nicht für gewiß, was es mit ihm für eine Bewandtnis hat. Dem Hausfreund will manchmal vorkommen, es sei nur der Schein von Sonnenstrahlen, die durch den dunstigen oder wässerigen Kometen hindurch fallen. Der geneigte Leser beliebe aber vorsichtig zu sein mit diesem Geheimnis, denn es wissen's noch nicht viel Leute.

Sage viertens, der Komet bedeutet ein Unglück. Man darf sicher darauf rechnen, entweder es entsteht innerhalb Jahresfrist ein Krieg, oder ein Erdbeben, oder es gehen ganze Städte und Königreiche unter, oder es stirbt ein mächtiger Monarch, oder geschieht sonst etwas, woran niemand eine Freude haben kann. Dies ist aber nicht so zu verstehen, als wenn der Komet das Unglück herbeizöge, oder deswegen erschiene, um wie ein Postreuter es anzuzeigen. Nein, der Komet weiß nichts von uns. Er kommt, wenn seine Stunde da ist. Man kann ihn auf den andern Planeten ebenso gut sehen als auf der Erde. Wir aber da unten mit unsern Leiden und Freuden, mit unsern Herzen voll Furcht und

Hoffnung, mit unsern Lustgärten und Kirchhöfen sind in Gottes Hand. Allein es geschieht auf dem weiten Erdenrund irgendwo, diesseits oder jenseits des Meeres, alle Jahre so gewiß ein großes Unglück, daß diejenigen, welche aus einem Kometen Schlimmes prophezeien, gewonnen Spiel haben, er mag kommen, wann er will. Gerade als wenn ein schlauer Gesell in einem großen Dorf oder Marktflecken in der Neujahrsnacht auf der Straße stünde und nach den Sternen schaute und sagte: „Ich sehe kuriose Sachen da oben, dieses Jahr stirbt jemand im Dorf.“ Der geneigte Leser darf nur an die letzten zwanzig Jahre zurückdenken, an die Revolutionen und Freiheitsbäume hin und wieder, an den plötzlichen Tod des Kaisers Leopolds, an das Ende des Königs Ludwigs des Sechzehnten, an die Ermordung des türkischen Kaisers, an die blutigen Kriege in Deutschland, in den Niederlanden, in der Schweiz, in Italien, in Polen, in Spanien, an die Schlachten bei Austerlitz und Eylau, bei Eßlingen und Wagram, an das gelbe Fieber, an die Petechen und Viehseuchen, an die Feuersbrünste in Kopenhagen, Stockholm und Konstantinopel, an die Zucker- und Kaffeeteurung, leider, wenn von 1789 bis 1810 alle Jahre ein anderer Komet, ja sechs auf einmal am Himmel erschienen wären, es wäre keiner von ihnen mit Schimpf bestanden.

So viel von den Kometen. Die Sterne, welche nächstens sollen beschrieben werden, bedeuten insgesamt Frieden und Liebe und Gottes allmächtigen Schutz.

---

98. Der silberne Löffel.

In Wien dachte ein Offizier: Ich will doch auch einmal im roten Ochsen zu Mittag essen und geht in den roten Ochsen. Da

13. Selim III. 1808 im Gefängnis ermordet. — 17. Petechen, wohl = Flecktyphus. — 25. Rollwagenbüchlein, ed. Kurz, S. 127: Zu einem guten mal waren versammlet ettlich seltzame knaben, die den Wirdt tapffer hießen auftragen, vnnd zechten redlich. Nun in aller zech einer vnder jnen stoßt einen löffel, mit silber beschlagen, heimlicher weis in busen, damit er der zeche halber nit zu theur keme, welches einer vnder jnen ersehen, stoßt auch einen in busen. Als man nun schier gessen hat vnd der Wirdtsknecht die löffel aufhub, bracht er's dem Wirdt, welcher spricht: „Es manglen zwen löffel,“ vnd gadt damit in die Stuben. So der nachgender, der auch ein löffel in busen gehalten hat, den Wirdt erblickt, gedenckt er: „Er wirt die löffel forderen:“ vnd zeucht den seinen herfür, blößlich das man den silberen stil kundt sehen. Als der Wirdt bey dem den löffel ersicht, gadt er her zu vndt reißt jn herfür, Spricht: „Find ich dich da?“ Der den löffel hat gehebt, antwortet: „Ist's einem anderen recht, so ist's mir auch recht!“ vnd zeigt damit auff den, der von ersten stehlens halber einen in busen hat geschoben. Vnd werden also dem Wirdt die löffel wider, vnd bleibt auch der, der den löffel von ersten verschoben hat, vngeschmecht.

waren bekannte und unbekannte Menschen, Vornehme und Mittelmäßige, ehrliche Leute und Spitzbuben, wie überall. Man aß und trank, der eine viel, der andere wenig. Man sprach und disputierte von dem und jenem, zum Exempel von dem Steinregen bei Stannern in Mähren, von dem Machin in Frankreich, der mit dem großen Wolf gekämpft hat. Das sind dem geneigten Leser bekannte Sachen, denn er erfährt durch den Hausfreund alles ein Jahr früher, als andere Leute. — Als nun das Essen fast vorbei war, einer und der andere trank noch eine halbe Maß Ungarwein zum Zuspitzen, ein anderer drehte Kügelein aus weichem Brot, als wenn er ein Apotheker wär und wollte Pillen machen, ein dritter spielte mit dem Messer oder mit der Gabel oder mit dem silbernen Löffel. Da sah der Offizier von ungefähr zu, wie einer in einem grünen Rocke mit dem silbernen Löffel spielte und wie ihm der Löffel auf einmal in den Rockärmel hineinschlüpfte und nicht wieder heraus kam.

Ein anderer hätte gedacht: Was geht's mich an? und wäre still dazu gewesen, oder hätte großen Lärmen angefangen. Der Offizier dachte: Ich weiß nicht, wer der grüne Löffelschütz ist und was es für ein Verdruß geben kann, und war mausstill, bis der Wirt kam und das Geld einzog. Als der Wirt kam und das Geld einzog, nahm der Offizier auch einen silbernen Löffel und steckte ihn zwischen zwei Knopflöcher im Rocke, zu einem hinein, zu dem andern hinaus, wie es manchmal die Soldaten im Kriege machen, wenn sie den Löffel mitbringen, aber keine Suppe. — Währenddem der Offizier seine Zeche bezahlte und der Wirt schaute ihm auf den Rock, dachte er: „Das ist ein kurioser Verdienstorden, den der Herr da anhängen hat. Der muß sich im Kampf mit einer Krebssuppe hervorgethan haben, daß er zum Ehrenzeichen einen silbernen Löffel bekommen hat, oder ist's gar einer von meinen eigenen?“ Als aber der Offizier dem Wirt die Zeche bezahlt hatte, sagte er mit ernsthafter Miene: „Und der Löffel geht ja drein. Nicht wahr? Die Zeche ist teuer genug dazu.“ Der Wirt sagte: „So etwas ist mir noch nicht vorgekommen. Wenn Ihr keinen Löffel daheim habt, so will ich Euch einen Patentlöffel schenken, aber meinen silbernen laßt mir da. Da stand der Offizier auf, klopfte dem Wirt auf die Achsel und lächelte. „Wir haben nur Spaß gemacht, sagte er, ich und der Herr dort in dem grünen Rocke.

4. s. S. 35. — 5 f. s. S. 152.

Gebt Ihr Euern Löffel wieder aus dem Ärmel heraus, grüner Herr, so will ich meinen auch wieder hergeben." Als der Löffelschütz merkte, daß er verraten sei und daß ein ehrliches Auge auf seine unehrliche Hand gesehen hatte, dachte er: Lieber Spaß als Ernst, und gab seinen Löffel ebenfalls her. Also kam der Wirt wieder zu seinem Eigentum und der Löffeldieb lachte auch — aber nicht lange. Denn als die andern Gäste das sahen, jagten sie den verratenen Dieb mit Schimpf und Schande zum Tempel hinaus, und der Wirt schickte ihm den Hausknecht mit einer Handvoll ungebrannter Asche nach. Den wackern Offizier aber bewirtete er noch mit einer Bouteille voll Ungarwein auf das Wohlsein aller ehrlichen Leute.

Merke: Man muß keine silbernen Löffel stehlen.
Merke: Das Recht findet seinen Knecht.

99. Einträglicher Rätselhandel.

Von Basel fuhren eilf Personen in einem Schiff den Rhein hinab. Ein Jude, der nach Schalampi wollte, bekam die Erlaubnis, sich in einen Winkel zu setzen und auch mitzufahren, wenn er sich gut aufführen und dem Schiffer achtzehn Kreuzer Trinkgeld geben wolle. Nun klingelte es zwar, wenn der Jude an die Tasche schlug, allein es war doch nur noch ein Zwölfkreuzerstück darin; denn das andere war ein messingener Knopf. Dessenungeachtet nahm er die Erlaubnis dankbar an. Denn er dachte: „Auf dem Wasser wird sich auch noch etwas erwerben lassen. Es ist ja schon mancher auf dem Rhein reich worden." Im Anfang und von dem Wirtshaus zum Kopf weg war man sehr gesprächig und lustig,

15. Vademecum X, 4: Die Geschichte der meisten geheimen Gesellschaften. In Amsterdam stand eines Tages an dem Durchgange eines Hauses ein Mann, der in einer Hand einen Teller mit einem Hering, und in der andern eine verschlossene Sparbüchse hielt. So oft jemand durch das Haus ging, redete er ihn mit den Worten an: „Mar, myn Herr, Ju must my seggen, wat dat beste Stück am Hering ist, oder Ju must en Dütken in die Büchse blasen." Viele, denen der Einfall lustig vorkam, rieten irgend ein Stück und gaben ein Dütchen, wenn er mit Kopfschütteln sagte: „Nich geraten!" Endlich kam einer wieder, der den Tag über schon verschiedenemale durch das Haus gegangen war, und jedesmal ein ander Stück geraten hatte, aber immer sein Dütchen hatte bezahlen müssen. „Ich habe nun," sagte dieser, „den Kopf, das Stück zwischen Kopf und Schwanz, den Schwanz, das Fleisch, die Milch, die Gräten geraten und habe es niemals getroffen. Sagt mir doch nun, welches ist denn das beste Stück am Hering?" — „Mar," sagte der Mann mit der Büchse, „ik weit et auk nich; ich must auk en Dütken betalen." — Er steckte wirklich eins in die Büchse und ging nun mit den Dütchen allen seinen Weg.

und der Jude in seinem Winkel und mit seinem Zwerchsack an der Achsel, den er ja nicht ablegte, mußte viel leiden, wie man's manchmal diesen Leuten macht und versündiget sich daran. Als sie aber schon weit an Hüningen und an der Schusterinsel vorbei waren und an Märkt und an dem Isteiner Klotz und St. Veit vorbei, wurde einer nach dem andern stille und gähnten und schauten den langen Rhein hinunter, bis wieder einer anfing: „Mausche," fing er an, „weißt du nichts, daß uns die Zeit vergeht. Deine Väter müssen doch auch auf allerlei gedacht haben in der langen Wüste." — Jetzt, dachte der Jude, ist es Zeit das Schäflein zu scheren und schlug vor, man sollte sich in der Reihe herum allerlei kuriose Fragen vorlegen, und er wolle mit Erlaubnis auch mit halten. Wer sie nicht beantworten kann, soll dem Aufgeber ein Zwölfkreuzerstück bezahlen, wer sie gut beantwortet, soll einen Zwölfer bekommen. Das war der ganzen Gesellschaft recht, und weil sie sich an der Dummheit oder an dem Witz des Juden zu belustigen hofften, fragte jeder in den Tag hinein, was ihm einfiel. So fragte z. B. der erste: Wie viel weichgesottene Eier konnte der Riese Goliath nüchtern essen? — Alle sagten, das sei nicht zu erraten und bezahlten ihre Zwölfer. Aber der Jud sagte: „Eins, denn wer ein Ei gegessen hat, ißt das zweite nimmer nüchtern." Der Zwölfer war gewonnen.

Der andere dachte: Wart, Jude, ich will dich aus dem Neuen Testament fragen, so soll mir dein Zwölfer nicht entgehen. „Warum hat der Apostel Paulus den zweiten Brief an die Korinther geschrieben?" Der Jud sagte: „Er wird nicht bei ihnen gewesen sein, sonst hätt' er's ihnen mündlich sagen können." Wieder ein Zwölfer.

Als der dritte sah, daß der Jude in der Bibel so gut beschlagen sei, fing er's auf eine andere Art an: „Wer zieht sein Geschäft in die Länge und wird doch zu rechter Zeit fertig?" Der Jud sagte: „Der Seiler, wenn er fleißig ist."

Der vierte. „Wer bekommt noch Geld dazu und läßt sich dafür bezahlen, wenn er den Leuten etwas weiß macht?" Der Jud sagte: „Der Bleicher."

Unterdessen näherte man sich einem Dorf und einer sagte: „Das ist Bamlach." Da fragte der fünfte: „In welchem Monat essen die Bamlacher am wenigsten?" Der Jud sagte: „Im Hornung, denn der hat nur 28 Tage."

Der sechste sagt: „Es sind zwei leibliche Brüder, und doch ist nur einer davon mein Vetter." Der Jud sagte: „Der Vetter ist Eures Vaters Bruder. Euer Vater ist nicht Euer Vetter."

Ein Fisch schnellte in die Höhe, so fragt der siebente: „Welche Fische haben die Augen am nächsten beisammen?" Der Jud sagte: „Die kleinsten."

Der achte fragt: „Wie kann einer zur Sommerszeit im Schatten von Bern nach Basel reiten, wenn auch die Sonne noch so heiß scheint?" Der Jud sagt: „Wo kein Schatten ist, muß er absteigen und zu Fuße gehn."

Fragt der neunte: „Wenn einer im Winter von Basel nach Bern reitet und hat die Handschuhe vergessen, wie muß er's angreifen, daß es ihn nicht an die Hand friert?" Der Jud sagt: „Er muß aus der Hand eine Faust machen."

Fragt der zehnte: „Warum schlüpfet der Küfer in die Fässer?" Der Jud sagt: „Wenn die Fässer Thüren hätten, könnte er aufrecht hineingehen."

Nun war noch der eilfte übrig. Dieser fragte: „Wie können fünf Personen fünf Eier teilen, also daß jeder eins bekomme, und doch eins in der Schüssel bleibe?" Der Jude sagte: „Der letzte muß die Schüssel samt dem Ei nehmen, dann kann er es darin liegen lassen, solang er will."

Jetzt war die Reihe an ihm selber, und nun dachte er erst einen guten Fang zu machen. Mit viel Komplimenten und spitzbübischer Freundlichkeit fragte er: „Wie kann man zwei Forellen in drei Pfannen backen, also daß in jeder Pfanne eine Forelle liege." Das brachte abermal keiner heraus und einer nach dem andern gab dem Hebräer seinen Zwölfer.

Der Hausfreund hätte das Herz allen seinen Lesern, von Mailand bis nach Kopenhagen die nämliche Frage aufzugeben und wollte ein hübsches Stück Geld daran verdienen, mehr als am Kalender, der ihm nicht viel einträgt. Denn als die eilfe verlangten, er sollte ihnen für ihr Geld das Rätsel auch auflösen, wand er sich lange bedenklich hin und her, zuckte die Achsel, drehte die Augen. „Ich bin ein armer Jud," sagte er endlich. Die andern sagten: „Was sollen diese Präambeln? Heraus mit dem Rätsel!" — „Nichts für ungut!" — war die Antwort, — „daß ich gar ein armer

2. Vetter hatte früher auch die Bedeutung von „Onkel".

Jüd bin.“ — Endlich nach vielem Zureden, daß er die Auflösung nur heraussagen sollte, sie wollten ihm nichts daran übel nehmen, griff er in die Tasche, nahm einen von seinen gewonnenen Zwölfern heraus, legte ihn auf das Tischlein, so im Schiffe war und sagte: „Daß ich's auch nicht weiß. Hier ist mein Zwölfer!“

Als das die andern hörten, machten sie zwar große Augen und meinten, so sei's nicht gewettet. Weil sie aber doch das Lachen selber nicht verbeißen konnten und waren reiche und gute Leute, und der hebräische Reisegefährte hatte ihnen von Kleinen Kems bis nach Schalampi die Zeit verkürzt, so ließen sie es gelten, und der Jud hat aus dem Schiff getragen — das soll mir ein fleißiger Schüler im Kopf ausrechnen: Wie viel Gulden und Kreuzer hat der Jud aus dem Schiff getragen. Einen Zwölfer und einen messingenen Knopf hatte er schon. Eilf Zwölfer hat er mit Erraten gewonnen, eilf mit seinem eigenen Rätsel, einen hat er zurückbezahlt und dem Schiffer 18 Kreuzer Trinkgeld entrichtet.

100. Des Seilers Antwort.

In Donauwerth wurde zu seiner Zeit ein Roßdieb gehenkt, und der Hausfreund hat schon manchmal gedacht: Wer an den Galgen, oder heutzutag ins Zuchthaus will, wozu braucht der ein Roß zu stehlen? Kommt man nicht zu Fuß früh genug? Der Donauwerther hat auch geglaubt, der Galgen laufe ihm davon, wenn er nicht reite, und ist das Roß einem ungeschickten Dieb in die Hände gefallen, so fiel der Dieb einem ungeschickten Henkersknecht in die Hände. Denn als ihm dieser das hänfene Halsband hatte angelegt, und stieß ihn von der Leiter vom Seigel herunter, so zuckte er noch lange mit den Augen hin und her, als wenn er sich noch ein Rößlein aussuchen wollte in der Menge. Denn unter den Zuschauern waren viele zu Pferd und auf Leiterwägen und dachten: Man sieht's besser. Als aber das Volk anfing laut zu murren, und der ungeschickte Henker wußte sich nicht zu helfen, so warf er sich endlich in der Angst an den Gehenkten hin, umfaßte ihn mit beiden Armen, als wenn er wollte von ihm Abschied nehmen, und zog mit aller Kraft, damit die Schlinge fest zusammen gehen und ihm den Atem töten sollte. Da brach der Strick ent-

26. Seigel, Sprosse.

zwei und fielen beide miteinander auf die Erde hinab, als wenn sie nie wären droben gewesen. Der Missethäter lebte noch und sein Advokat hat ihn nachher gerettet. Denn er sagte: „Der Malefikant hat nur ein Roß gestohlen, nicht zwei, so hat er auch nur einen Strick verdient,“ und hat hinten dran viel lateinische Buchstaben und Zahlen gesetzt, wie sie's machen. Der Henker aber, als er nachmittags den Seiler sah, fuhr ihn ungeberdig an: „Ist das auch ein Strick gewesen?“ sagte er; „man hätte Euch selber dran henken sollen.“ Der Seiler aber wußte zu antworten: „Es hat mir niemand gesagt,“ sagte der Seiler, „daß er zwei Schelmen tragen soll. Für einen war er stark genug, du oder der Roßdieb.“

101. Der geheilte Patient.

Reiche Leute haben trotz ihrer gelben Vögel doch manchmal auch allerlei Lasten und Krankheiten auszustehen, von denen gottlob der arme Mann nichts weiß, denn es giebt Krankheiten, die nicht in der Luft stecken, sondern in den vollen Schüsseln und Gläsern und in den weichen Sesseln und seidenen Bettern, wie jener reiche Amsterdamer ein Wort davon reden kann. Den ganzen Vormittag saß er im Lehnsessel und rauchte Tabak, wenn er nicht zu träge war, oder hatte Maulaffen feil zum Fenster hinaus, aß aber zu Mittag doch wie ein Drescher, und die Nachbarn sagten manchmal: „Windet's draußen, oder schnauft der Nachbar so?“ — Den ganzen Nachmittag aß und trank er ebenfalls bald etwas Kaltes, bald etwas Warmes, ohne Hunger und ohne Appetit, aus lauter Langerweile bis an den Abend, also daß man bei ihm nie recht sagen konnte, wo das Mittagessen aufhörte und wo das Nachtessen anfing. Nach dem Nachtessen legte er sich ins Bett und war so müd, als wenn er den ganzen Tag Steine abgeladen oder Holz gespalten hätte. Davon bekam er zuletzt einen dicken Leib, der so unbeholfen war wie ein Maltersack. Essen und Schlaf wollte ihm nimmer schmecken, und er war lange Zeit, wie es manchmal geht, nicht recht gesund und nicht recht krank; wenn man aber ihn selber hörte, so hatte er 365 Krankheiten, nämlich alle Tage eine andere. Alle Ärzte, die in Amsterdam sind, mußten ihm raten. Er verschluckte ganze Feuereimer voll Mixturen und ganze Schaufeln voll Pulver und Pillen wie Enteneier so groß, und man nannte

ihn zuletzt scherzweise nur die zweibeinige Apotheke. Aber alle Arzneien halfen ihm nichts, denn er folgte nicht, was ihm die Ärzte befahlen, sondern sagte: „Fouder, wofür bin ich ein reicher Mann, wenn ich soll leben wie ein Hund und der Doktor will mich nicht gesund machen für mein Geld?“ Endlich hörte er von einem Arzt, der 100 Stund weit weg wohnte, der sei so geschickt, daß die Kranken gesund werden, wenn er sie nur recht anschaue, und der Tod geh' ihm aus dem Weg, wo er sich sehen lasse. Zu dem Arzt faßte der Mann ein Zutrauen und schrieb ihm seinen Umstand. Der Arzt merkte bald was ihm fehle, nämlich nicht Arznei, sondern Mäßigkeit und Bewegung und sagte: „Wart dich will ich bald kuriert haben.“ Deswegen schrieb er ihm ein Brieflein folgenden Inhalts: „Guter Freund, Ihr habt einen schlimmen Umstand, doch wird Euch zu helfen sein, wenn Ihr folgen wollt. Ihr habt ein bös Tier im Bauch, einen Lindwurm mit sieben Mäulern. Mit dem Lindwurm muß ich selber reden und Ihr müßt zu mir kommen. Aber fürs erste so dürft Ihr nicht fahren oder auf dem Rößlein reiten, sondern auf des Schuhmachers Rappen, sonst schüttelt Ihr den Lindwurm und er beißt Euch die Eingeweide ab, sieben Därme auf einmal ganz entzwei. Fürs andere dürft Ihr nicht mehr essen als zweimal des Tages einen Teller voll Gemüs, mittags ein Bratwürstlein dazu und nachts ein Ei und am Morgen ein Fleischsüpplein mit Schnittlauch drauf. Was Ihr mehr esset, davon wird nun der Lindwurm größer, also daß er Euch die Leber erdrückt, und der Schneider hat Euch nimmer viel anzumessen, aber der Schreiner. Dies ist mein Rat, und wenn Ihr mir nicht folgt, so hört Ihr im andern Frühjahr den Kuckuck nimmer schreien. Thut was Ihr wollt!“ Als der Patient so mit ihm reden hörte, ließ er sich sogleich den andern Morgen die Stiefel salben und machte sich auf den Weg, wie ihm der Doktor befohlen hatte. Den ersten Tag ging es so langsam, daß wohl eine Schnecke hätte können sein Vorreiter sein, und wer ihn grüßte, dem dankte er nicht, und wo ein Würmlein auf der Erde kroch, das zertrat er. Aber schon am zweiten und am dritten Morgen kam es ihm vor, als wenn die Vögel schon lange nimmer so lieblich gesungen hätten wie heut, und der Tau schien ihm so frisch und die Kornrosen im Feld so rot, und alle Leute, die ihm begegneten, sahen so freundlich aus, und er auch, und alle Morgen, wenn er aus der Herberge ausging, war's schöner und er ging leichter und munterer dahin, und

als er am achtzehnten Tage in der Stadt des Arztes ankam und den andern Morgen aufstand, war es ihm so wohl, daß er sagte: „Ich hätte zu keiner ungeschicktern Zeit können gesund werden als jetzt, wo ich zum Doktor soll. Wenn's mir doch nur ein wenig in den Ohren brauste, oder das Herzwasser lief mir." Als er zum Doktor kam, nahm ihn der Doktor bei der Hand und sagte ihm: „Jetzt erzählt mir denn noch einmal von Grund aus, was Euch fehlt." Da sagte er: „Herr Doktor, mir fehlt gottlob nichts, und wenn Ihr so gesund seid wie ich, so soll's mich freuen." Der Doktor sagte: „Das hat Euch ein guter Geist geraten, daß Ihr meinem Rat gefolgt habt. Der Lindwurm ist jetzt abgestanden. Aber Ihr habt noch Eier im Leib, deswegen müßt ihr wieder zu Fuß heimgehen und daheim fleißig Holz sägen, daß niemand sieht, und nicht mehr essen, als Euch der Hunger ermahnt, damit die Eier nicht ausschlupfen, so könnt Ihr ein alter Mann werden," und lächelte dazu. Aber der reiche Fremdling sagte: „Herr Doktor, Ihr seid ein feiner Kautz, und ich versteh' Euch wohl," und hat nachher dem Rat gefolgt und 87 Jahre 4 Monate 10 Tage gelebt wie ein Fisch im Wasser so gesund, und hat alle Neujahr dem Arzt 20 Dublonen zum Gruß geschickt.

102. Wie der Zundel-Frieder und sein Bruder dem roten Dieter abermal einen Streich spielen.

Als der Zundel-Heiner und der Zundel-Frieder wieder aus dem Turm kamen, sprach der Heiner zum Frieder: „Bruder wir wollen doch den roten Dieter besuchen, sonst meint er, wir sitzen ewig in dem kalten Hundsstall beim Herr Vater auf der Herberge." — „Wir wollen ihm einen Streich spielen," sagte der Frieder zum Heiner, „ob er's merkt, daß wir es sind." Also empfing der Dieter ein Brieflein ohne Unterschrift: „Roter Dieter, seid heute nacht auf Eurer Hut, denn es haben zwei Diebsgesellen eine Wette gethan: einer will Eurer Frau das Leintuch unter dem Leibe weg holen, und Ihr sollt es nicht hindern können." Der Dieter sagte: „Das sind zwei rechte Spitzbuben aneinander. Der eine wettet, er wolle das Leintuch holen, und der andere macht einen Bericht, damit sein Kamerad die Wette nicht gewinnt. Wenn ich nicht gewiß wüßte, daß der Heiner und der Frieder im Zuchthaus sitzen,

21. Vgl. S. 110 ff.

so wollt ich glauben, sie seien's." In der Nacht schlichen die Schelme durch das Hanffeld heran. Der Heiner stellte eine Leiter ans Fenster, also daß der rote Dieter es wohl hören konnte, und steigt hinauf, schiebt aber einen ausgestopften Strohmann vor sich her, der aussah wie ein Mensch. Als inwendig der rote Dieter die Leiter anstellen hörte, stand er leise auf und stellte sich mit einem dicken Bengel neben das Fenster, denn das sind die besten Pistolen, sagte er zu seiner Frau: „Sie sind immer geladen"; und als er den Kopf des Strohmanns herauf wackeln sah, und meinte der sei es, riß er schnell das Fenster auf und versetzte ihm einen Schlag auf den Kopf aus aller Kraft, also daß der Heiner den Strohmann fallen ließ und einen lauten Schrei that. Der Frieder aber stand unterdessen mausstill hinter einem Pfosten vor der Hausthüre. Als aber der rote Dieter den Schrei hörte und es war alles auf einmal still, sagte er: „Frau, es ist mir, die Sache sei nicht gut, ich will doch hinunter gehen und schauen wie es aussieht." Indem er zur Hausthüre hinaus geht, schleicht der Frieder, der hinter dem Pfosten war, hinein, kommt bis vor das Bett, nimmt wieder, wie in der vorigen Erzählung, als sie das Säulein stahlen, des roten Dieters Stimme an, und es ist wieder ebenso wahr. „Frau," sagte er mit ängstlicher Stimme, „der Kerl ist maustot, und denk nur, es ist des Schultheißen Sohn. Jetzt gieb mir geschwind das Leintuch, so will ich ihn darin forttragen in den Wald und will ihn dort einscharren, sonst geht's zu bösen Häusern." Die Frau erschrickt, richtet sich auf und giebt ihm das Leintuch. Kaum war er fort, so kommt der rechte Dieter wieder und sagt ganz getröstet: „Frau, es ist nur ein dummer Bubenstreich gewesen und der Dieb ist von Stroh." Als aber die Frau ihn fragte, wo hast du denn das Leintuch, und lag auf dem bloßen Spreuersack, da gingen dem Dieter erst die Augen auf und sagte: „O ihr vermaledeiten Spitzbuben! Jetzt ist's doch der Frieder gewesen und der Heiner und kein anderer."

Aber auf dem Heimweg sagte der Frieder zum Heiner: „Aber jetzt Bruder wollen wir's bleiben lassen. Denn im Zuchthaus ist doch auch alles schlecht, was man bekommt, ausgenommen die Prügel, und zum Fensterlein hinaus auf der Landstraße hat man etwas vor den Augen, das auch nicht aussieht, als wenn man gern dran hängen möchte." Also wurde auch der Frieder wieder ehrlich. Aber der Heiner sagte: „Ich geb's noch nicht auf."

103. Der kluge Sultan.

Zu dem Großsultan der Türken, als er eben an einem Freitag in die Kirche gehen wollte, trat ein armer Mann von seinen Unterthanen mit schmutzigem Bart, zerfetztem Rock und durchlöcherten Pantoffeln, schlug ehrerbietig und kreuzweise die Arme übereinander und sagte: „Glaubst du auch, großmächtiger Sultan, was der heilige Prophet sage?" Der Sultan, so ein gütiger Herr war, sagte: „Ja, ich glaube, was der Prophet sagt." Der arme Mann fuhr fort: „Der Prophet sagt im Alkoran: Alle Muselmänner (das heißt alle Mohammedaner) sind Brüder. Herr Bruder, so sei so gut und teile mit mir das Erbe." Dazu lächelte der Kaiser und dachte: Das ist eine neue Art ein Almosen zu betteln, und giebt ihm einen Löwenthaler. Der Türke beschaut das Geldstück lang auf der einen Seite und auf der andern Seite. Am Ende schüttelt er den Kopf und sagt: „Herr Bruder, wie komme ich zu einem schäbigen Löwenthaler, so du doch mehr Silber und Gold hast als hundert Maulesel tragen können, und meinen Kindern daheim werden vor Hunger die Nägel blau, und mir wird nächstens der Mund ganz zusammen wachsen. Heißt das geteilt mit einem Bruder?" Der gütige Sultan aber hob warnend den Finger in die Höhe und sagte: „Herr Bruder, sei zufrieden und sage ja niemand, wie viel ich dir gegeben habe, denn unsere Familie ist groß, und wenn unsere andern Brüder alle auch kommen und verlangen ihr Erbteil von mir, so wird's nicht reichen und du mußt noch herausgeben." Das begriff der Herr Bruder, ging zum Bäckermeister Abu Tlengi und kaufte ein Laiblein Brot für seine Kinder, der Kaiser aber begab sich in die Kirche und verrichtete sein Gebet.

104. Wie man aus Barmherzigkeit rasiert wird.

In eine Barbierstube kommt ein armer Mann mit einem starken schwarzen Bart, und statt eines Stücklein Brotes bittet er, der Meister soll so gut sein und ihm den Bart abnehmen um

1. Un pauvre demandant l'aumône à l'empereur Maximilien, le traita de frère, et n'étant pas content de ce qu'on lui donnoit, il dit que c'étoit bien peu pour un empereur. Allés, lui répondit Maximilien, si chacun de vos frères vous en donne autant, vous serés bientôt plus riche que moi. Meidinger, franz. Grammatik, achte Ausgabe, 1792.

Gottes willen, daß er doch auch wieder aussehe wie ein Christ. Der Meister nimmt das schlechteste Messer, wo er hat, denn er dachte: Was soll ich ein gutes daran stumpf hacken für nichts und wieder nichts? Während er an dem armen Tropfen hackt und schabt, und er darf nichts sagen, weil's ihm der Schinder umsonst thut, heult der Hund auf dem Hof. Der Meister sagt: „Was fehlt dem Mopper, daß er so winselt und heult.“ Der Christoph sagt: „Ich weiß nicht.“ Der Hans Frieder sagt: „Ich weiß auch nicht.“ Der arme Mann unter dem Messer aber sagt: „Er wird vermutlich auch um Gottes willen barbiert, wie ich.“

---

105. Der Zirkelschmied.

In einer schwäbischen Reichsstadt galt zu seiner Zeit ein Gesetz, daß wer sich an einem verheirateten Mann vergreift und giebt ihm eine Ohrfeige, der muß fünf Gulden Buße bezahlen und kommt 24 Stunden lang in den Turm. Deswegen dachte am Andreastag ein verarmter Zirkelschmied im Vorstädtlein: Ich kann doch auf meinen Namenstag ein gutes Mittagessen im goldenen

10. Vademecum III, 16: Etwas um Gottswillen. Einsmals kam ein Mensch in eine Barbierstube und sagte, daß er kein Geld hätte, er bäte daher ihn um Gotteswillen zu barbieren. Darauf antwortete der Barbier mit einem sauren und unfreundlichen Gesichte: „Um Gotteswillen! was ist das für verdrießliche Arbeit? Setzet Euch für diesmal nur.“ Nachdem der Barbierpursche das Gesichte ihm mit kaltem Wasser und ohne Seife naß gemacht hatte, brachte er ein Messer, welches die Haare mehr ausriß als abschnitte. Zu eben der Zeit, da dieser arme Kerl gleichsam geschunden ward, schrie in der Küche eine Katze erbärmlich, weil sie genascht hatte und Prügel bekam. Der Herr fragte, warum das Tier so schrie? darauf antwortete derjenige, welcher geschoren ward, daß ihm die Augen übergingen: „Vielleicht barbiert man sie um Gotteswillen.“ — 11. Vademecum I, 165: Von einem Gasconier, welcher eine gute Mahlzeit genoß, ohne sie bezahlen zu dürfen. Ein Gasconier, welcher zu Fuße wanderte, und dessen Geldbeutel ziemlich ausgeleert war, mußte endlich vor großem Hunger in eine Herberge gehen, und sich zu essen geben lassen. Er ließ sich recht gut traktieren. Nachher rief er den Wirt, ließ sich mit ihm in eine Unterredung ein, und that allerlei Fragen. (Er fragt nach den Gebräuchen und Gesetzen, wie ein Totschlag bestraft würde.) „Allein,“ sagte der Gasconier, „wie viel giebet man für eine Ohrfeige?“ „Einen Thaler,“ antwortete der Wirt. „So gebet mir denn eine,“ sagte der Gasconier, „und gebet mir das übrige heraus; denn ich habe kein Geld meine Zeche zu bezahlen.“ „Wie,“ rief der Wirt, „denket Ihr mich mit solcher Münze zu bezahlen? Ihr müßet Euren Rock hier lassen; denn in diesem Stücke verstehe ich keinen Scherz.“ „Reizet mich nicht,“ sagte der Gasconier, „sonst will ich bald machen, daß Ihr wie ein Hase laufen sollt.“ „Ich,“ erwiderte der Wirt, „ich will sehen, wer mich von meiner Stelle bringen soll.“ „Ich wette um meine Zeche,“ sagte der Gasconier, „daß Ihr geschwinder laufen sollet, als Ihr Lust habet.“ „Gut,“ antwortete der Wirt, „es sei darum.“ Hierauf rennte der Gasconier fort, und der Wirt lief hinterdrein, um seine Bezahlung zu haben. Als der Gasconier ohngefähr hundert Schritte gelaufen war, stand er stille. „Nun,“ sagte er, „sehet Ihr wohl, daß Ihr verloren habt, und nicht weiter berechtigt seid, von mir etwas zu fordern?“ Der Wirt mußte ohne Geld umkehren und der Gasconier setzte seine Reise ungehindert fort

Lamm bekommen, wenn ich schon keinen roten Heller hier und daheim habe, und seit zwei Jahren nimmer weiß, ob die bairischen Thaler rund oder eckig sind. Darauf hin läßt er sich vom Lammwirt ein gutes Essen auftragen und trinkt viel Wein dazu, also daß die Zeche zwei Gulden fünfzehn Kreuzer ausmachte, was damals auch für einen wohlhabenden Zirkelschmied schon viel war. Jetzt dachte er, will ich den Lammwirt zornig machen und in Jast bringen „Das war ein schlechtes Essen, Herr Lammwirt," sagte er, „für ein so schönes Geld. Es wundert mich, daß Ihr nicht schon lang ein reicher Mann seid, wovon ich doch noch nichts habe rühmen hören." Der Wirt, so ein Ehrenmann war, antwortete auch nicht glimpflich, wie es ihm der Zorn eingab, und es hatte ihm schon ein paarmal im Arme gejuckt. Als aber der Zirkelschmied zuletzt sagte: „Es soll mir eine Warnung sein, denn ich habe mein Leben lang gehört, daß man in den schlechtesten Kneipen, wie Euer Haus eine ist, am teuersten gehalten wird." Da gab ihm der Wirt eine entsetzliche Ohrfeige, die zwei Dukaten unter Brüdern wert war, und sagte, er soll jetzt sogleich seine Zeche bezahlen, „oder ich lasse Euch durch die Knechte bis in die Vorstadt hinaus prügeln." Der Zirkelschmied aber lächelte und sagte: „Es ist nur mein Spaß gewesen, Herr Lammwirt, und Euer Mittagessen war recht gut. Gebt mir nun für die Ohrfeige, die ich von Euch bar erhalten habe, zwei Gulden fünfundvierzig Kreuzer auf mein Mittagessen heraus, so will ich Euch nicht verklagen. Es ist besser wir leben im Frieden mit einander als in Feindschaft. Hat nicht Eure selige Frau meiner Schwester Tochter ein Kind aus der Taufe gehoben?" — Zu diesen Worten machte der Lammwirt ein paar kuriose Augen, denn er war sonst ein gar unbescholtener und dabei wohlhabender Mann, und wollte lieber viel Geld verlieren, als wegen eines Frevels von der Obrigkeit sich strafen lassen, und nur eine Stunde des Turmhüters Hausmann sein. Deswegen dachte er: Zwei Gulden und fünfzehn Kreuzer hat mir der Halunke schon mit Essen und Trinken abverdient; besser, ich gebe ihm noch zwei Gulden fünfundvierzig Kreuzer drauf, als daß ich das Ganze noch einmal bezahlen muß und werde beschimpft dazu. Also gab er ihm die 2 fl. 45 kr., sagte aber: „Jetzt komm mir nimmer ins Haus!"

Drauf sagte man, habe es der Zirkelschmied in andern Wirtshäusern versucht, und die Ohrfeigen seien noch ein- oder zweimal al pari gestanden, wie die Kaufleute sagen, wenn ein Wechsel-

brief so viel gilt als das bare Geld, wofür er verschrieben ist. Drauf seien sie schnell auf 50 Prozent herunter gesunken, und am Ende wie die Assignaten in der Revolution so unwert worden, daß man jetzt wieder durch das ganze Schwabenland hinaus bis an die bairische Grenze so viele unentgeltlich ausgeben und wieder einnehmen kann, als man ertragen mag.

---

106. Heimliche Enthauptung.

Hat der Scharfrichter von Landau früh den 17. Juni seiner Zeit die sechste Bitte des Vaterunsers mit Andacht gebetet, so weiß ich's nicht. Hat er sie nicht gebetet, so kam ein Brieflein von Nanzig am geschicktesten Tag. In dem Brieflein stand geschrieben: „Nachrichter von Landau! Ihr sollt unverzüglich nach Nanzig kommen und Euer großes Richtschwert mitbringen. Was Ihr zu thun habt, wird man Euch sagen und wohl bezahlen.“ — Eine Kutsche zur Reise stand auch schon vor der Hausthüre. Der Scharfrichter dachte: „Das ist meines Amts,“ und setzte sich in die Kutsche. Als er noch eine Stunde herwärts Nanzig war, es war schon Abend, und die Sonne ging mit blutroten Wolken unter, und der Kutscher hielt stille und sagte: „Wir bekommen morgen wieder schön Wetter,“ da standen auf einmal drei starke, bewaffnete Männer an der Straße, die setzten sich auch zu dem Scharfrichter und versprachen ihm, daß ihm kein Leids widerfahren sollte, aber die Augen müßt ihr euch zubinden lassen; und als sie ihm die Augen zugebunden hatten, sagten sie: „Schwager, fahr zu.“ Der Schwager fuhr fort und es war dem Scharfrichter, als wenn er noch gute zwölf Stunden weiter wäre geführt worden, und konnte nicht wissen wo er war. Er hörte die Nachteulen der Mitternacht; er hörte die Hähne rufen; er hörte die Morgenglocken läuten. Auf einmal hielt die Kutsche wieder still. Man führte ihn in ein Haus und gab ihm eins zu trinken und einen guten Wurstwecken dazu. Als er sich mit Speise und Trank gestärkt hatte, führte man ihn weiter im nämlichen Haus, Thür ein und aus, Treppe auf und ab, und als man ihm die Binde abnahm, befand er sich in einem großen Saal. Der Saal war zwar ringsum mit schwarzen Tüchern behängt und auf den Tischen brannten Wachskerzen. In der Mitte saß auf einem Stuhl eine Person mit entblößtem Hals und mit einer Larve vor dem

Gesicht und muß etwas in dem Mund gehabt haben, denn sie konnte nicht reden, sondern nur schluchzen. Aber an den Wänden standen mehrere Herren in schwarzen Kleidern und mit schwarzem Flor vor den Angesichtern, also daß der Scharfrichter keinen von ihnen gekannt hätte, wenn er ihm in der andern Stunde wieder begegnet wäre, und einer von ihnen überreichte ihm sein Schwert mit dem Befehl, dieser Person, die auf dem Stühlein saß, den Kopf abzuhauen. Da ward's dem armen Scharfrichter als wenn er auf einmal im eiskalten Wasser stünde bis übers Herz, und sagte, das soll man ihm nicht übel nehmen. Sein Schwert, das dem Dienst der Gerechtigkeit gewidmet sei, könne er mit einer Mordthat nicht entheiligen. Allein einer von den Herren hob ihm aus der Ferne eine Pistole entgegen und sagte: „Entweder, oder! Wenn Ihr nicht thut was man Euch heißt, so seht Ihr den Kirchturm von Landau nimmermehr.“ Da dachte der Scharfrichter an Frau und Kinder daheim, und „wenn's nicht anders sein kann,“ sagte er, „und ich vergieße unschuldiges Blut, so komme es auf euer Haupt,“ und schlug mit einem Hieb der armen Person den Kopf vom Leibe weg. Nach der That so gab ihm einer von den Herrn einen Geldbeutel, worin zweihundert Dublonen waren. Man band ihm die Augen wieder zu und führte ihn in die nämliche Kutsche zurück. Die nämlichen Personen begleiteten ihn wieder, die ihn gebracht hatten. Und als endlich die Kutsche stille hielt und er bekam die Erlaubnis auszusteigen und die Binde von den Augen abzulösen, stand er wieder, wo die drei Männer zu ihm eingesessen waren, eine Stunde herwärts Nanzig auf der Straße nach Landau und es war Nacht. Die Kutsche aber fuhr eiligs wieder zurück.

Das ist dem Scharfrichter von Landau begegnet und es wäre dem Hausfreund leid, wenn er sagen könnte, wer die arme Seele war, die auf einem so blutigen Weg in die Ewigkeit hat gehen müssen. Nein, es hat niemand erfahren wer sie war und was sie gesündiget hat, und niemand weiß das Grab.

107. Der Star von Segringen.

Selbst einem Staren kann es nützlich sein, wenn er etwas gelernt hat, wie viel mehr einem Menschen. — In einem respektabeln Dorf, ich will sagen in Segringen, es ist aber nicht dort

geschehen, sondern hier im Land, und derjenige, dem es begegnet ist, liest es vielleicht in diesem Augenblick, nicht der Star, aber der Mensch. In Segringen der Barbier hatte einen Star und der wohlbekannte Lehrjung gab ihm Unterricht im Sprechen. Der Star lernte nicht nur alle Wörter, die ihm sein Sprachmeister aufgab, sondern er ahmte zuletzt auch selber nach, was er von seinem Herrn hörte, zum Exempel: Ich bin der Barbier von Segringen. Sein Herr hatte sonst noch allerlei Redensarten an sich, die er bei jeder Gelegenheit wiederholte, zum Exempel: So, so, la, la; oder: Par Compagnie (das heißt so viel als: in Gesellschaft mit andern); oder: Wie Gott will; oder: Du Dolpatsch. So titulierte er nämlich insgemein den Lehrjungen, wenn er das halbe Pflaster auf den Tisch strich, anstatt aufs Tuch, oder wenn er das Schermesser am Rücken abzog, anstatt an der Schneide, oder wenn er ein Arzneiglas zerbrach. Alle diese Redensarten lernte nach und nach der Star auch. Da nun täglich viel Leute im Haus waren, weil der Barbier auch Branntwein ausschenkte, so gab's manchmal viel zu lachen, wenn die Gäste miteinander ein Gespräch führten und der Star warf auch eins von seinen Wörtern drein, das sich dazu schickte, als wenn er den Verstand davon hätte, und manchmal, wenn ihm der Lehrjung rief: Hansel, was machst du? antwortete er: Du Dolpatsch! und alle Leute in der Nachbarschaft wußten von dem Hansel zu erzählen. Eines Tages aber, als ihm die beschnittenen Flügel wieder gewachsen waren und das Fenster war offen und das Wetter schön, da dachte der Star: Ich hab' jetzt schon so viel gelernt, daß ich in der Welt kann fortkommen, und husch zum Fenster hinaus. Weg war er. Sein erster Flug ging ins Feld, wo er sich unter eine Gesellschaft anderer Vögel mischte und als sie aufflogen, flog er mit ihnen, denn er dachte: Sie wissen die Gelegenheit hier zu Land besser als ich. Aber sie flogen unglücklicherweise alle miteinander in ein Garn. Der Star sagte: Wie Gott will. Als der Vogelsteller kommt und sieht, was er für einen großen Fang gethan hat, nimmt er einen Vogel nach dem andern behutsam heraus, dreht ihm den Hals um und wirft ihn auf den Boden. Als er aber die mörderischen Finger wieder nach einem Gefangenen ausstreckte und denkt an nichts, schrie der Gefangene: „Ich bin der Barbier von Segringen." Als wenn er wüßte, was ihn retten muß. Der Vogelsteller erschrak anfänglich, als wenn es hier nicht mit rechten Dingen zuginge, nachher aber, als

er sich erholt hatte, konnte er kaum vor Lachen zu Atem kommen; und als er sagte: „Ei, Hansel, hier hätt' ich dich nicht gesucht, wie kommst du in meine Schlinge?“ da antwortete der Hansel: „Par Compagnie.“ Also brachte der Vogelsteller den Star seinem Herrn wieder und bekam ein gutes Fanggeld. Der Barbier aber erwarb sich damit einen guten Zuspruch, denn jeder wollte den merkwürdigen Hansel sehen, und wer jetzt noch weit und breit in der Gegend will zur Ader lassen, geht zum Balbierer von Segringen.

Merke: So etwas passiert einem Staren selten. Aber schon mancher junge Mensch, der auch lieber herumflankieren als daheim bleiben wollte, ist ebenfalls par Compagnie in die Schlinge geraten und nimmer heraus kommen.

---

108. Wie man in den Wald schreit, also schreit es daraus.

Ein Mann, der etwas gleich sah, aber nicht viel Komplimente machte, kommt in ein Wirtshaus. Alle Gäste die da waren, zogen höflich den Hut oder die Kappe vor ihm ab, bis auf einen, der ihn nicht kommen sah, weil er gerade die Stiche zählte, die er im Mariaschen von seinem Nachbar gewonnen hatte. Und als er eben das Herz-As durch die Finger schob und sagte: „Zweiundfünfzig und eilf sind dreiundsechzig“ und bemerkte immer den Fremden noch nicht, der etwas gleich sah, fragte ihn der Fremde: „Herr, für was sehet Ihr mich an?“ Der Gast sagte: „Für einen honetten Mann; was weiß ich von Euch?“ Der Fremde sagte: „Das dank' Euch ein anderer.“ Da stand der Gast vom Spieltisch auf und fragte: „Für was sieht denn der Herr mich an?“ Der Fremde sagte: „Für einen Flegel.“ Darauf sagte der Gast: „Das danke dem Herrn auch ein anderer. Ich merke, daß wir einander beide für den unrechten angesehen haben.“ Als aber die andern Gäste merkten, daß doch auch in einem feinen Rock ein grober Mensch stecken könne, setzten sie alle die Hüte wieder auf und der Fremde konnte nichts machen, als ein andermal manierlicher sein.

---

13. Längin, Nachträge, Behältnis für meine flüchtigen Gedanken Nr. 91: Als Voltaire den Herrn von Haller lobte, sagte man ihm, daß Haller nicht ebenso von ihm spreche. Voltaire erwiderte: „Vielleicht haben wir beide unrecht.“ (Aus Vademecum VII, 15. Unmittelbar vorher geht übrigens eine Erzählung mit der nämlichen Pointe.)

109. Die falsche Schätzung.

Reiche und vornehme Leute haben manchmal das Glück, wenigstens von ihren Bedienten die Wahrheit zu hören, die ihnen nicht leicht ein anderer sagt.

Einer, der sich viel auf seine Person und auf seinen Wert und nicht wenig auf seinen Kleiderstaat einbildete, als er sich eben zu einer Hochzeit angezogen hatte und sich mit seinen fetten roten Backen im Spiegel beschaute, dreht er sich vom Spiegel um und fragt seinen Kammerdiener, der ihn von der Seite her wohlgefällig beschaute: „Nun, Thadde,“ fragte er ihn, „wie viel mag ich wohl wert sein, wie ich da stehe?“ Der Thadde machte ein Gesicht, als wenn er ein halbes Königreich zu schätzen hätte und drehte lang die rechte Hand mit ausgestreckten Fingern so her und so hin. „Doch auch fünfhundertundfünfzig Gulden“, sagte er endlich, „weil doch heutzutag alles teurer ist als sonst.“ Da sagte der Herr: „Du dummer Kerl, glaubst du nicht, daß mein Gewand, das ich anhabe, allein seine fünfhundert Gulden wert ist?“ Da trat der Kammerdiener ein paar Schritte gegen die Stubenthüre zurück und sagte: „Verzeiht mir meinen Irrtum, ich hab's etwas höher angeschlagen, sonst hätt' ich nicht so viel herausgebracht.“

---

110. Das letzte Wort.

Zwei Eheleute in einem Dorf an der Donau, herwärts Ulm, lebten miteinander, die waren nicht füreinander gemacht, und ihre Ehe ward nicht im Himmel geschlossen. Sie war verschwenderisch und hatte eine Zunge wie ein Schwert; er war karg, was nicht etwa in den eigenen Mund und Magen ging. Nannte er sie eine Vergeuderin, so schimpfte sie ihn einen Knicker, und es kam nur auf ihn an, wie oft er seinen Ehrentitel des Tags hören wollte. Denn wenn er hundertmal in einer Stunde Vergeuderin sagte, sagte sie hundertundeinmal: Du Knicker, und das letzte Wort gehörte allemal ihr. Einmal fingen sie es wieder mit einander an, als sie ins Bett gingen und sollen's getrieben haben bis früh um fünf Uhr, und als ihnen zuletzt vor Müdigkeit die Augen zufielen und ihr das Wort auf der Zunge einschlafen wollte, kneipte sie sich mit den Nägeln in den Arm und sagte noch einmal: Du

Knicker! Darüber verlor er alle Liebe zur Arbeit und zur Häuslichkeit und lief fort, sobald er konnte, und wohin? Ins Wirtshaus. Und was im Wirtshaus? Zuerst trinken, darnach spielen, endlich saufen, anfänglich um bares Geld, zuletzt auf die Kreide. Denn wenn die Frau nichts zu Rat hält und der Mann nichts erwirbt, in einer solchen Tasche darf schon ein Loch sein, es fällt nichts heraus. Als er aber im roten Rößlein den letzten Rausch gekauft hatte und konnt ihn nicht bezahlen und der Wirt schrieb seinen Namen und seine Schuld, sieben Gulden einundfünfzig Kreuzer, an die Stubenthür, und als er nach Haus kam und die Frau erblickte, „nichts als Schimpf und Schande hat man von dir, du Vergeuderin," sagte er zu ihr. „Und nichts als Unehre und Verdruß hat man von dir, du Säufer, du der und jener, du Knicker," sagte sie. Da stieg es schwarz und grimmig in seinem Herzen auf, und die zwei bösen Geister, die in ihm wohnten, nämlich der Zorn und der Rausch, sagten zu ihm: Wirf die Bestie in die Donau. Das ließ er sich nicht zweimal sagen. „Wart, ich will dir zeigen, du Vergeuderin („Du Knicker," sagte sie ihm drauf), ich will dir schon zeigen, wo du hingehörst," und trug sie in die Donau. Und als sie schon mit dem Mund im Wasser war, aber die Ohren waren noch oben, rief der Unmensch noch einmal: „Du Vergeuderin." Da hob die Frau noch einmal die Arme aus dem Wasser empor und drückte den Nagel des rechten Daumens auf den Nagel des linken, wie man zu thun pflegt, wenn man einem gewissen Tierlein den Tod anthut, und das war ihr letztes. — Dem geneigten Leser, der auf Recht und Gerechtigkeit hält, wird man nicht sagen dürfen, daß der unbarmherzige Mörder auch nimmer lebt, sondern er ging heim und henkte sich noch in der nämlichen Nacht an den Pfosten.

---

111. Gutes Wort, böse That.

In einem edelmännischen Dorf trifft ein Bauer den Herrn Schulmeister im Felde an. „Ist's noch Euer Ernst, Schulmeister,

30. Kurfürstlich-Badischer Land-Kalender von 1805, Bogen D, Sp. 4 = Vademecum VI, 24: Ein Schulmeister, der in einer gewissen großen Stadt sehr bekannt und beliebt war, trat, um einem unvermuteten Platzregen zu entgehen, in den Laden eines Distillateurs. Hier fand er einen jungen Menschen, der auf den Einfall kam, ihn ein wenig zu schrauben. „Sagen Sie mir," redete er ihn an, „sind Sie denn auch der Meinung, daß derjenige, den man auf den rechten Backen schlägt, den linken auch hinhalten müsse?" Kaum hatte

was Ihr gestern den Kindern zergliedert habt: So dich jemand schlägt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar?" Der Herr Schulmeister sagt: „Ich kann nichts davon und nichts dazu thun. Es steht im Evangelium." Also gab ihm der Bauer eine Ohrfeige und die andere auch, denn er hatte schon lang einen Verdruß auf ihn. Indem reitet in einer Entfernung der Edelmann vorbei und sein Jäger. „Schau doch nach, Joseph, was die zwei dort miteinander haben." Als der Joseph kommt, giebt der Schulmeister, der ein starker Mann war, dem Bauer auch zwei Ohrfeigen und sagte: „Es steht auch geschrieben: Mit welcherlei Maß ihr messet, wird euch wieder gemessen werden. Ein voll gerüttelt und überflüssig Maß wird man in euern Schoß geben;" und zu dem letzten Sprüchlein gab er ihm noch ein halbes Dutzend drein. Da kam der Joseph zu seinem Herrn zurück und sagte: „Es hat nichts zu bedeuten, gnädiger Herr; sie legen einander nur die heilige Schrift aus."

Merke: Man muß die heilige Schrift nicht auslegen, wenn man's nicht versteht, am allerwenigsten so. Denn der Edelmann ließ den Bauern noch selbige Nacht in den Turm werfen auf sechs Tage, und dem Herrn Schulmeister, der mehr Verstand und Respekt vor der Bibel hätte haben sollen, gab er, als die Winterschule ein Ende hatte, den Abschied.

112. Der geduldige Mann.

Ein Mann, der eines Nachmittags müde nach Hause kam, hätte gern ein Stück Butterbrot mit Schnittlauch darauf gegessen, oder etwas von einem geräucherten Bug. Aber die Frau, die im Haus ziemlich der Meister war, und in der Küche ganz, hatte den Schlüssel zum Küchenkästlein in der Tasche und war bei einer Freundin auf Besuch. Er schickte daher die Magd und den Knecht,

der Schulmeister diese Frage mit ja beantwortet, als er schon des andern Hand auf seinem Backen fühlte. Ohne sich lange zu besinnen, hielt er den anderen ganz ruhig hin, und sein Gegner, der seinen Mann gefunden zu haben glaubte, ermangelte nicht, ihm auf dieser Seite eine noch derbere Maulschelle zu versetzen. Bald darauf ging dieser triumphierend zum Laden hinaus. Der Schulmeister aber folgte ihm, ergriff ihn, warf ihn nieder und mißhandelte ihn entsetzlich, wobei er ganz ruhig sagte: Es stehet auch geschrieben: „Mit dem Maß, womit ihr messet, wird man euch wieder messen." Verschiedene Leute, die das Geschrei des leidenden Teils herbeigezogen hatte, konnten nicht umhin, dem Schulmeister ihre Verwunderung über sein Verfahren zu bezeugen. „Seid unserthalben nur unbekümmert," antwortete er, „wir erklären uns bloß ein paar Sprüche aus der Bibel."

eins um das andere, die Frau soll heim kommen, oder den Schlüssel schicken Sie sagte allemal: „Ich komm' gleich, er soll nur ein wenig warten.“ Als ihm aber die Geduld immer näher zusammen ging, und der Hunger immer weiter auseinander, trägt er und der Knecht das verschlossene Küchenkästlein in das Haus der Freundin, wo seine Frau zum Besuch war, und sagt zu seiner Frau: „Frau, sei so gut und schließ mir das Kästlein auf, daß ich etwas zum Abendessen nehmen kann, sonst halt ich's nimmer aus.“ Also lachte die Frau und schnitt ihm ein Stücklein Brot herab und etwas vom Bug.

113. Der schlaue Mann.

Einem andern, als er das Wirtshaussitzen bis nach Mitternacht anfing, schloß einmal die Frau nachts um zehn Uhr die Thüre zu und ging ins Bett, und wollt' er wohl oder übel, so mußte er unter dem Bienenstand im Garten über Nacht sein. Den andern Tag, was thut er? Als er ins Wirtshaus ging, hob er die Hausthüre aus den Kloben und nahm sie mit, und früh um ein Uhr, als er heim kam, hängt er sie wieder ein und schloß sie zu, und seine Frau hat ihn nimmer ausgeschlossen und ist ins Bett gegangen, sondern hat ihn nachher mit Liebe und Sanftmut gebessert.

114. Der Heiner und der Brassenheimer Müller.

Eines Tages saß der Heiner ganz betrübt in einem Wirtshaus und dachte daran, wie ihn zuerst der rote Dieter und darnach sein eigener Bruder verlassen haben, und wie er jetzt allein ist. Nein, dachte er, es ist bald keinem Menschen mehr zu trauen, und wenn man meint, es sei einer noch so ehrlich, so ist er ein Spitzbub. Unterdessen kommen mehrere Gäste in das Wirtshaus und trinken Neuen, und wißt ihr auch, sagte einer, daß der Zundel-Heiner im Land ist, und wird morgen im ganzen Amt ein Treibjagen auf ihn angestellt, und der Amtmann und die Schreiber stehen auf dem Anstand? Als das der Heiner hörte, wurde es ihm grün und gelb vor den Augen, denn er dachte, es kenne ihn einer, und jetzt sei er verraten. Ein anderer aber sagte: „Es ist wieder einmal ein blinder Lärm. Sitzt nicht der Heiner und sein Bruder zu Wollenstein im Zuchthaus?“ Drüber kommt auf einem

wohlgenährten Schimmel der Brassenheimer Müller mit roten Pausbacken und kleinen freundlichen Augen daher geritten. Und als er in die Stube kam und thut den Kameraden, die bei dem Neuen sitzen, Bescheid, und hört, daß sie von dem Zundel-Heiner sprechen, sagt er: „Ich hab' schon so viel von dem Zundel-Heiner erzählen gehört. Ich möcht' ihn doch auch einmal sehen." Da sagte ein anderer: „Nehmt Euch in acht, daß Ihr ihn nicht zu früh zu sehen bekommt. Es geht die Rede, er sei wieder im Land." Aber der Müller mit seinen Pausbacken sagte: „Pah! ich komm' noch bei guter Tageszeit durch den Fridstädter Wald, dann bin ich auf der Landstraße, und wenn's fehlen will, geb' ich dem Schimmel die Sporen." Als das der Heiner hörte, fragt er die Wirtin: „Was bin ich schuldig?" und geht fort in den Fridstädter Wald. Unterwegs begegnet ihm auf der Bettelfuhr ein lahmer Mensch. „Gebt mir für ein Käsperlein Eure Krücke," sagte er zu dem lahmen Soldaten. „Ich habe das linke Bein übertreten, daß ich laut schreien möchte, wenn ich drauf treten muß. Im nächsten Dorf, wo Ihr abgeladen werdet, macht Euch der Wagner eine neue." Also gab ihm der Bettler die Krücke. Bald darauf gehen zwei betrunkene Soldaten an ihm vorbei und singen das Reiterlied. Wie er in den Fridstädter Wald kommt, hängt er die Krücke an einen hohen Ast, setzt sich ungefähr sechs Schritte davon weg an die Straße und zieht das linke Bein zusammen, als wenn er lahm wäre. Drüber kommt auf stattlichem Schimmel der Müller daher trottiert und macht ein Gesicht, als wenn er sagen wollte: „Bin ich nicht der reiche Müller, und bin ich nicht der schöne Müller, und bin ich nicht der witzige Müller?" Als aber der witzige Müller zu dem Heiner kam, sagt der Heiner mit kläglicher Stimme: „Wolltet Ihr nicht ein Werk der Barmherzigkeit thun an einem armen lahmen Mann. Zwei betrunkene Soldaten, sie werden Euch wohl begegnet sein, haben mir all mein Almosengeld abgenommen, und haben mir aus Bosheit, daß es so wenig war, die Krücke auf jenen Baum geschleudert und ist an den Ästen hängen blieben, daß ich nun nimmer weiter kann. Wolltet Ihr nicht so gut sein, und sie mit Eurer Peitsche herabzwicken?" Der Müller sagte: „Ja, sie sind mir begegnet an der Waldspitze. Sie haben gesungen: S o h e r z i g w i e m e i n L i s e l, i s t h a l t n i c h t s a u f d e r W e l t." Weil aber der Müller

20. Das Schillersche Reiterlied.

auf einem schmalen Steg über einen Graben zu dem Baum mußte, so stieg er von dem Roß ab, um die Krücke herab zu zwicken. Als er aber an dem Baum war und schaut hinauf, schwingt sich der Heiner schnell wie ein Adler auf den stattlichen Schimmel, giebt ihm mit dem Absatz die Sporen und reitet davon. „Laßt Euch das Gehen nicht verdrießen," rief er dem Müller zurück, „und wenn Ihr heim kommt, so richtet Eurer Frau einen Gruß aus von dem Zundel-Heiner!" Als er aber eine Viertelstunde nach Betzeit nach Brassenheim und an die Mühle kam, und alle Räder klapperten, daß ihn niemand hörte, stieg er vor der Mühle ab, band dem Müller den Schimmel wieder an der Hausthüre an und setzte seinen Weg zu Fuß fort.

115. Der falsche Edelstein.

In einem schönen Garten vor Straßburg vor dem Metzgerthor, wo jedermann für sein Geld hinein gehen und lustig und honett sein darf, da saß ein wohlgekleideter Mann, der auch sein Schöpplein trank, und hatte einen Ring am Finger mit einem kostbaren Edelstein und spiegelte den Ring. So kommt ein Jude und sagt: „Herr, Ihr habt einen schönen Edelstein in Eurem Fingerring, dem wär ich auch nicht feind. Glitzert er nicht wie das Urim und Thummim in dem Brustschildlein des Priesters Aron?" Der wohlgekleidete Fremde sagte ganz kurz und trocken: „Der Stein ist falsch; wenn er gut wäre, steckte er wohl an einem andern Finger, als an dem meinigen." Der Jud bat den Fremden, ihm den Ring in die Hand zu geben. Er wendet ihn hin, er wendet ihn her, dreht den Kopf rechts, dreht den Kopf links. „Soll dieser Stein nicht echt sein?" dachte er und bot dem Fremden für den Ring zwei neue Dublonen. Der Fremde sagte ganz unwillig: „Was soll ich Euch betrügen? Ihr habt es schon gehört, der Stein ist falsch." Der Jude bittet um Erlaubnis, ihn einem Kenner zu zeigen, und einer der dabei saß, sagte: „Ich stehe gut für den Israeliten, der Stein mag wert sein, was er will." Der Fremde sagte: „Ich brauche keinen Bürgen, der Stein ist nicht echt."

In dem nämlichen Garten saß damals an einem andern Tisch auch der Hausfreund mit seinen Gevatterleuten und waren auch

35. Die Familie Hauſe in Straßburg, bei deren Kindern Hebel Pate zu sein pflegte.

lustig und honett für ihr Geld, und einer davon ist ein Goldschmied, der's versteht. Einem Soldaten, der in der Schlacht bei Austerlitz die Nase verloren hatte, hat er eine silberne angesetzt und mit Fleischfarbe angestrichen, und die Nase war gut. Nur einblasen einen lebendigen Odem in die Nase, das konnte er nicht. Zu dem Gevattermann kommt der Jude. „Herr," sagte er, „soll dieses kein echter Edelstein sein? Kann der König Salomon einen schönern in der Krone getragen haben?" Der Gevattermann, der auch ein halber Sternseher ist, sagte: „Er glänzt, wie am Himmel der Aldebaran. Ich verschaffe Euch 90 Dublonen für den Ring. Was Ihr ihn wohlfeiler bekommt, ist Euer Schmuhs." Der Jud kehrt zu dem Fremden zurück. „Echt oder unecht, ich gebe Euch sechs Dublonen," und zählte sie auf den Tisch, funkelnagelneu. Der Fremde steckte den Ring wieder an den Finger und sagte jetzt: „Er ist mir gar nicht feil. Ist der falsche Edelstein so gut nachgemacht, daß Ihr ihn für einen rechten haltet, so ist er mir auch so gut," und steckte die Hand in die Tasche, daß der lüsterne Israelit den Stein gar nicht mehr sehen sollte. — „Acht Dublonen." Nein. — „Zehn Dublonen." Nein. — „Zwölf — vierzehn — fünfzehn Dublonen." „Nun denn," sagte endlich der Fremde, „wenn Ihr mir keine Ruhe lassen und mit Gewalt wollt betrogen sein. Aber ich sage es Euch vor allen diesen Herren da, der Stein ist falsch, und ich gebe Euch kein gut Wort mehr dafür. Denn ich will keinen Verdruß haben. Der Ring ist Euer." Jetzt brachte der Jud voll Freude dem Gevattermann den Ring. „Morgen komm ich zu Euch und hole das Geld." Aber der Gevattermann, den noch niemand angeführt hat, machte ein paar große Augen. „Guter Freund, das ist nicht mehr der nämliche Ring, den Ihr mir vor zwei Minuten gezeigt habt. Dieser Stein ist zwanzig Kreuzer wert zwischen Brüdern. So macht man sie bei Sankt Blasien in der Glashütte." Denn der Fremde hatte wirklich einen falschen Ring in der Tasche, der völlig wie der gute aussah, den er zuerst am Finger spiegelte, und während der Jude mit ihm handelte, und er die Hand in der Tasche hatte, streifte er mit dem Daumen den echten Ring vom Finger ab und steckte den Finger in den falschen, und den bekam der Jud. Da fuhr der Betrogene, als wenn er auf einer brennenden Rakete geritten wäre, zu dem Fremden zurück: „Au weih, au weih! ich bin ein betrogener Mann, ein unglücklicher Mann, der Stein ist falsch." Aber der

Fremde sagte ganz kaltblütig und gelassen. „Ich hab' ihn Euch für falsch verkauft Diese Herren hier sind Zeugen. Der Ring ist Euer. Hab' ich Euch ihn angeschwätzt, oder habt Ihr ihn mir abgeschwätzt?" Alle Anwesenden mußten gestehen: „Ja er hat ihm den Stein für falsch verkauft und gesagt, der Ring ist Euer." Also mußte der Jud den Ring behalten, und die Sache wurde nachher unterdrückt.

116. Das schlaue Mädchen.

In einer großen Stadt hatten viele reiche und vornehme Herren einen lustigen Tag. Einer von ihnen dachte: „Könnt ihr heute dem Wirt und den Musikanten wenigstens 1500 Gulden zu verdienen geben, so könnt ihr auch etwas für die liebe Armut steuren." Also kam, als die Herren am fröhlichsten waren, ein hübsches und nett gekleidetes Mädchen mit einem Teller und bat mit süßen Blicken und liebem Wort um eine Steuer für die Armen. Jeder gab, der eine weniger, der andere mehr, je nachdem der Geldbeutel beschaffen war und das Herz. Denn kleiner Beutel und enges Herz giebt wenig. Weiter Beutel und großes Herz giebt viel. So ein Herz hatte derjenige, zu welchem das Mägdlein jetzt kommt. Denn als er ihm in die hellen schmeichelnden Augen schaute, ging ihm das Herz fast in Liebe auf. Deswegen legte er zwei Louisd'or auf den Teller und sagte dem Mägdlein ins Ohr: „Für deine zwei schönen blauen Augen." Das war nämlich so gemeint: „Weil du schöne Fürbitterin für die Armen zwei so schöne Augen hast, so geb' ich den Armen zwei so schöne Louisd'or, sonst thät's eine auch." Das schlaue Mädchen aber stellte sich, als wenn es die Sache ganz anders verstünde. Denn weil er sagte: „Für deine zwei schöne Augen" — nahm es ganz züchtig die zwei Louisd'or vom Teller weg, steckte sie in die eigene Tasche, und sagte mit schmeichelnden Gebärden: „Schönen herzlichen Dank! Aber seid so gut und gebt mir jetzt auch noch etwas für die Armen." Da legte der Herr noch einmal zwei Louisd'or auf den Teller, kneipte das Mägdlein freundlich in die Backen, und sagte: „Du kleiner Schalk!" Von den andern aber wurde er ganz entsetzlich ausgelacht, und sie tranken auf des Mägdleins Gesundheit, und die Musikanten machten Tusch.

117. Ein gutes Rezept.

In Wien der Kaiser Joseph war ein weiser und wohlthätiger Monarch, wie jedermann weiß, aber nicht alle Leute wissen, wie er einmal der Doktor gewesen ist, und eine arme Frau kuriert hat. Eine arme kranke Frau sagte zu ihrem Büblein: „Kind, hol mir einen Doktor, sonst kann ich's nimmer aushalten vor Schmerzen." Das Büblein lief zum ersten Doktor und zum zweiten, aber keiner wollte kommen, denn in Wien kostet ein Gang zu einem Patienten einen Gulden, und der arme Knabe hatte nichts als Thränen, die wohl im Himmel für gute Münze gelten, aber nicht bei allen Leuten auf der Erde. Als er aber zum dritten Doktor auf dem Weg war, oder heim, fuhr langsam der Kaiser in einer offenen Kutsche an ihm vorbei. Der Knabe hielt ihn wohl für einen reichen Herrn, ob er gleich nicht wußte, daß es der Kaiser ist, und dachte: Ich will's versuchen. „Gnädiger Herr," sagte er, „wolltet Ihr mir nicht einen Gulden schenken, seid so barmherzig!" Der Kaiser dachte: „Der faßt's kurz, und denkt, wenn ich den Gulden auf einmal bekomme, so brauch' ich nicht sechzigmal um den Kreuzer zu betteln." „Thut's ein Käsperlein oder zwei Zwanziger nicht auch?" fragt ihn der Kaiser. Das Büblein sagte: „Nein," und offenbarte ihm, wozu er das Geld benötigt sei. Also gab ihm der Kaiser den Gulden, und ließ sich genau von ihm beschreiben, wie seine Mutter heißt, und wo sie wohnt, und während das Büblein zum dritten Doktor springt, und die kranke Frau betet daheim, der liebe Gott wolle sie doch nicht verlassen, fährt der Kaiser zu ihrer Wohnung und verhüllt sich ein wenig in seinen Mantel, also daß man ihn nicht recht erkennen konnte, wer ihn nicht darum ansah. Als er aber zu der kranken Frau in ihr Stüblein kam, und sah recht leer und betrübt darin aus, meint sie, es ist der Doktor, und erzählt ihm ihren Umstand, und wie sie noch so arm dabei sei und sich nicht pflegen könne. Der Kaiser sagte: „Ich will Euch dann jetzt ein Rezept verschreiben", und sie sagte ihm, wo des Bübleins Schreibzeug ist. Also schrieb er das Rezept, und belehrte die Frau, in welche Apotheke sie es schicken müsse, wenn das Kind heim kommt, und legte es auf den Tisch. Als er aber kaum eine Minute fort war, kam der rechte Doktor auch. Die Frau verwunderte sich nicht wenig, als sie hörte, er sei auch der Doktor, und entschuldigte sich, es sei schon so einer da

gewesen und hab' ihr etwas verordnet und sie habe nur auf ihr Büblein gewartet. Als aber der Doktor das Rezept in die Hand nahm und sehen wollte, wer bei ihr gewesen sei und was für einen Trank oder Pillelein er ihr verordnet hat, erstaunte er auch nicht wenig und sagte zu ihr: „Frau," sagte er, „Ihr seid einem guten Arzt in die Hände gefallen, denn er hat Euch fünfundzwanzig Dublonen verordnet, beim Zahlamt zu erheben, und unten dran steht: Joseph, wenn Ihr ihn kennt. Ein solches Magenpflaster und Herzsalbe und Augentrost hätte ich Euch nicht verschreiben können." Da that die Frau einen Blick gegen den Himmel und konnte nichts sagen vor Dankbarkeit und Rührung, und das Geld wurde hernach richtig und ohne Anstand von dem Zahlamt ausbezahlt und der Doktor verordnete ihr eine Mixtur, und durch die gute Arznei und durch die gute Pflege, die sie sich jetzt verschaffen konnte, stand sie in wenig Tagen wieder auf gesunden Beinen. Also hat der Doktor die kranke Frau kuriert und der Kaiser die arme, und sie lebt noch und hat sich nachgehends wieder verheiratet.

---

118. Vereitelte Rachsucht.

Der Amtmann in Nordheim ließ im Krieg in den neunziger Jahren fünf Jauner henken, und waren's in der ersten Viertelstunde so gut gewohnt, daß keiner mehr herab verlangte, und je nachdem der Wind ging, exercierten sie miteinander zum Zeitvertreib, rechts um, links um, ohne Flügelmann. Aber einem seine Beiläuferin, die einen Buben von ihm hatte, sagte: „Wart, Amtmann, ich will dir's eintränken." Ein paar Tage darauf reitet die östreichische Patrouille gegen das Städtlein am Galgen vorbei, da sagt einer zu dem andern: „Es lauft dir eine Spinne am Hut, so groß wie ein Taubenei." So zieht der andere vor dem Gehenkten den Hut ab, und die Gehenkten, weil eben der Wind aus Westen ging, drehten sich und machten Front. Indem schleicht von weitem ein Büblein von der Straße ab hinter eine Hecke, wie einer, der keine guten Briefe hat. Aber das Büblein hatte gar keine, weder gute noch schlechte. Denn als einer von den Dragonern auch um die Hecke ritt, fiel der Junge vor ihm auf die Knie und sagte mit Zittern und mit Beben: „Pardon! Ich hab' sie alle ins Wasser geworfen." Der Dragoner sagte: „Was

hast du ins Wasser geworfen?" — „Die Briefe." — „Was für Briefe?" „Die Briefe vom Amtmann an die Franzosen. Wenn Östreicher ins Land kommen," sagte der Bursche, „muß ich dem Amtmann Boten laufen ins französische Lager. Diesmal hatte ich drei Briefe, einen an den Dürrmeier." Also holten die Dragoner mir nichts, dir nichts den Amtmann ab, wie er ging und stand, und mußte in den Pantoffeln zwischen den Pferden im Kot mitlaufen, und spritzte die Rosse nicht sehr, aber die Rosse ihn, und der Bube mußte auch mit. Der Amtmann war so unschuldig als der römische Kaiser selbst, hätte sich für die östreichischen Waffen lebendig die Haut abziehen lassen, hatte sechs Kinder, eins schöner als das andere, und eine schwangere Frau. Aber das war die Rache, die ihm die Jaunerin zugedacht hatte, als sie sagte: „Wart, Amtmann, ich will dir's gedenken." Im Lager, als er zu dem General geführt wurde, und die Hohenzollerer Kürassiere und Kaiser-Dragoner und Erdödi-Husaren sahen ihn vorbei führen, sagte einer von der Patrouille seinem Kameraden vom Pferd herab: „Es ist ein Spion." Der Kamerad sagte: „Strick ist sein Lohn." Und der Offizier, an den sie ihn ablieferten, war auch der Meinung und bestellte spottweise schon bei ihm einen Gruß an den Schwarzen und seine Großmutter. Dem Hausfreund ist's aber bei dieser Geschichte nicht halb so angst, als dem geneigten Leser, denn ohne seinen Willen kann der Amtmann nicht sterben, sondern als er vor das Verhör geführt wurde, schaute ihn der Hauptmann Auditor mit Verwunderung und Bedauern an und sagte: „Seid Ihr nicht der nämliche, der mich vor einem Jahr drei Tage lang im Keller hinter der Sauerkrautstande vor den Franzosen verborgen hat, und habt Schläge genug von ihnen bekommen, und als sie Euch oben den Speck verzehrten, aß ich unten das Sauerkraut dazu, samt den Gumbistäpfeln." Der Amtmann sagte: „Gott erkennt's, und ich bin so unschuldig als die Mutter Gottes in der Kirche, so doch von Lindenholz ist und ihr Leben lang noch keinen Buchstaben geschrieben hat." Indem kamen auch mehrere gute Freunde und angesehene Bürger von Nordheim ins Hauptquartier und bezeugten seine Rechtschaffenheit und Treue und was er schon für Drangsalierung von den Franzosen habe ausstehen müssen, und wie auf seine Anordnung der letzte Sieg der Östreicher mit Katzenköpfen gefeiert wurde, daß der Kirchturm wackelte, und er selber habe keinen Rausch gehabt, aber einen Stich. Der Haupt-

Auditor, der noch immer daran dachte, wie er drei Tage lang in des Amtmanns Keller in der verborgenen Garnison lag, hinter dem Schanzkorb, hinter der Sauerkrautstande, war geneigter, ja zu glauben als nein. Also ließ er den Amtmann hinaus führen und den Buben herein, und that ein paar verfängliche Fragen an ihn, sagte ihm aber nicht, daß sie verfänglich sind. Deswegen war der Bursche, so sehr er die Spitzbubenmilch an der Mutter Brüsten eingesogen hatte, mit seinem ja und nein so unvorsichtig, daß er in wenig Minuten nimmer links, nimmer rechts auszuweichen wußte und alles gestand. Also bekam er links und rechts fünfzehen Hiebe vom Profoß, und begleitete freiwillig die Mutter ins Zuchthaus nach Heiligenberg. Der Amtmann aber aß mit dem Hauptmann Auditor bei dem General-Feldmarschall zu Nacht, und den andern Tag bei seiner Frau und Kindern zu Mittag, und der Hausfreund thut auch einen Freudentrunk, daß er wieder ein Exempel der Gerechtigkeit statuiert hat.

---

119. Schreckliche Unglücksfälle in der Schweiz.

Hat jede Gegend ihr Liebes, so hat sie auch ihr Leides, und wer manchmal erfährt, was an andern Orten geschieht, findet wohl Ursache, zufrieden zu sein mit seiner Heimat. Hat z. B. die Schweiz viel herdenreiche Alpen, Käse und Butter und Freiheit, so hat sie auch Lawinen. Der 12. Dezember des Jahrs 1809 brachte für die hohen Bergthäler dieses Landes eine fürchterliche Nacht, und lehrt uns, wie ein Mensch wohl täglich Ursache hat, an das Sprüchlein zu denken: „Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen.“ Auf allen hohen Bergen lag ein tiefer frisch gefallener Schnee. Der 12. Dezember brachte Tauwind und Sturm. Da dachte jedermann an großes Unglück und betete. Wer sich und seine Wohnung für sicher hielt, schwebte in Betrübnis und Angst für die Armen, die es treffen wird, und wer sich nicht für sicher hielt, sagte zu seinen Kindern: „Morgen geht uns die Sonne nimmer auf,“ und bereitete sich zu einem seligen Ende. Da rissen sich auf einmal und an allen Orten von den Firsten der höchsten Berge die Lawinen oder Schneefälle los, stürzten mit entsetzlichem Tosen und Krachen über die langen Halden herab, wurden immer größer und größer, schossen immer schneller, toseten und krachten immer fürchterlicher, und jagten die Luft vor sich her und so durch-

einander, daß im Sturm, noch ehe die Lawine ankam, ganze Wälder zusammenkrachten, und Ställe, Scheuren und Waldungen wie Spreu davon flogen, und wo die Lawinen sich in den Thälern niederstürzten, da wurden stundenlange Strecken mit allen Wohngebäuden, die darauf standen, und mit allem Lebendigen, was darin atmete, erdrückt und zerschmettert, wer nicht wie durch ein göttliches Wunder gerettet wurde.

Einer von zwei Brüdern in Uri, die mit einander hauseten, war auf dem Dach, das hinten an den Berg anstoßt, und dachte: „Ich will den Zwischenraum zwischen dem Berg und dem Dächlein mit Schnee ausfüllen und alles eben machen, auf daß wenn die Lawine kommt, so fahrt sie über das Häuslein weg, daß wir vielleicht" — und als er sagen wollte: „daß wir vielleicht mit dem Leben davon kommen" — da führte ihn der plötzliche Windbraus, der vor der Lawine hergeht, vom Dach hinweg und hob ihn schwebend in der Luft wie einen Vogel über einem entsetzlichen Abgrund. Und als er eben in Gefahr war, in die unermeßliche Tiefe hinab zu stürzen, und wäre seines Gebeins nimmer gefunden worden, da streifte die Lawine an ihm vorbei und warf ihn seitwärts an

8. Freyburger Zeitung vom 4. Februar 1809. Beiträge zu den Verheerungen durch Schneelauinen in der Schweiz in der Nacht vom 12. Dezember. An einem der wildesten Berge des Urner Schächerthales wohnten zwei Brüder mit Knecht und Magd. Der eine stieg aufs niedere vom hohen Schnee beladene Dach und scharrte den Schnee in die Vertiefung hinter der Hütte, damit eine allfällige Lauine über das mit dem Boden ebenlaufende Dach hinweggleiten könne. Während der Arbeit des jüngern Bruders stand der ältere an der Thüre des Stalles. In dem Augenblick, als bräche der Himmel ein, schoß eine alles verschlingende Staublauine von oben hernieder, und der Sturm entführte den Jüngling vom Dach weit hinweg durch die Lüfte. Die Lauine ergriff ihn noch im Fliegen und warf ihn, da er eben einem entsetzlichen Abgrund zuschwebte, in welchem sein Leichnam kaum wieder gefunden sein würde, rettend seitwärts. In der Betäubung haschte er den Stamm eines Baumes, umklammerte ihn und entkam der Gefahr. Auch sein Bruder, über welchen die Sturmlauine den Stall mit Blitzesschnelle wegwälzte, entkam, wie durch ein Wunder, unbeschädigt. In Sturnen (Pfarrei Unterschächen, Kanton Uri) sprach nach vollendeter Abendandacht der Mann zu Weib und Kindern: „Wir wollen doch miteinander beten für die armen Leute, welche in dieser schrecklichen Nacht Gefahr leiden von Lauinen!" Und sie beteten. Draußen donnerten der Sturm und der Waldstrom und der Wiederhall entfernter Lauinen. Aber während des Gebetes voll Inbrunst stürzten jählings Ställe und Hütte ein; wie in dicker Schneewolke ward der Vater auf dem Fittiche des Sturmes von den Seinigen hinweggetragen und hinausgeschleudert in Nacht und Einöde und unten am Berge in Schnee vergraben. Mit übermenschlichem Aufwand von Kraft grub er sich hervor und arbeitete sich hinauf wieder nach der Gegend, wo sein Haus gestanden hatte. Es war verschwunden. Der Sturm heulte über der öden Stätte; in Todesangst rief der Unglückliche nur den Namen seiner geliebten Gattin und fühlte seine eigenen schweren Wunden nicht. Endlich vernahm er, wie aus einem Grabe tief unten im Schnee, ihre Stimme. Und erst als er sie mühsam hervorgescharrt hatte, ließ sich ein Kind hören, das nicht weit von der Mutter bisher still und geduldig unterm Schnee gelegen war, und es sprach: „Mutter, ich wär' auch noch am Leben; aber ich kann nicht heraus." Zitternd und weinend gruben die Eltern den kleinen Liebling hervor. Der Arm war ihm gebrochen. Die Beklagenswürdigen! sie hatten noch mehr zu beweinen; denn ihre beiden andern Kinder waren entseelte Leichname.

eine Halde. Er sagt, es habe ihm nicht wohl gethan, aber in der Betäubung umklammerte er noch einen Baum, an dem er sich fest hielt, bis alles vorüber war, und kam glücklich davon und ging wieder heim zu seinem Bruder, der auch noch lebte, obgleich der Stall neben dem Häuslein wie mit einem Besen weggewischt war. Da konnte man wohl auch sagen: „Der Herr hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich auf den Händen tragen. Denn er macht Sturmwinde zu seinem Boten, und die Lawinen, daß sie seine Befehle ausrichten.“

Anders erging es in Sturnen, ebenfalls im Kanton Uri. Nach dem Abendsegen sagte der Vater zu der Frau und den drei Kindern: „Wir wollen doch auch noch ein Gebet verrichten für die armen Leute, die in dieser Nacht in Gefahr sind.“ Und während sie beteten, donnerte schon aus allen Thälern der ferne Wiederhall der Lawinen, und während sie noch beteten, stürzte der Stall und das Haus zusammen. Der Vater wurde vom Sturmwind hinweggeführt, hinaus in die fürchterliche Nacht, und unten am Berg abgesetzt und von dem nachwehenden Schnee begraben. Noch lebte er, als er aber den andern Morgen mit unmenschlicher Anstrengung sich hervorgegraben, und die Stätte seiner Wohnung wieder erreicht hatte, und sehen wollte, was aus den Seinigen geworden sei, barmherziger Himmel! da war nur Schnee und Schnee, und kein Zeichen einer Wohnung, keine Spur des Lebens mehr wahrzunehmen. Doch vernahm er nach langem ängstlichem Rufen, wie aus einem tiefen Grab, die Stimme seines Weibes unter dem Schnee herauf. Und als er sie glücklich und unbeschädiget hervor gegraben hatte, da hörten sie plötzlich noch eine bekannte und liebe Stimme: „Mutter, ich wäre auch noch am Leben,“ rief ein Kind, „aber ich kann nicht heraus.“ Nun arbeitete Vater und Mutter noch einmal und brachten auch das Kind hervor, und ein Arm war ihm abgebrochen. Da ward ihr Herz mit Freude und Schmerzen erfüllt, und von ihren Augen flossen Thränen des Dankes und der Wehmut. Denn die zwei andern Kinder wurden auch noch herausgegraben, aber tot.

In Pilzeig, ebenfalls im Kanton Uri, wurde eine Mutter mit zwei Kindern fortgerissen und unten in der Tiefe vom Schnee verschüttet. Ein Mann, ihr Nachbar, den die Lawine ebenfalls dahin geworfen hatte, hörte ihr Wimmern und grub sie hervor. Vergeblich war das Lächeln der Hoffnung in ihrem Antlitz. Als

die Mutter halb nackt umherschaute, kannte sie die Gegend nicht mehr, in der sie war. Ihr Retter selbst war unmächtig niedergesunken. Neue Hügel und Berge von Schnee und ein entsetzlicher Wirbel von Schneeflocken füllten die Luft. Da sagte die Mutter: „Kinder, hier ist keine Rettung möglich; wir wollen beten und uns dem Willen Gottes überlassen.“ Und als sie beteten, sank die siebenjährige Tochter sterbend in die Arme der Mutter, und als die Mutter mit gebrochenem Herzen ihr zusprach, und ihr Kind der Barmherzigkeit Gottes empfahl, da verließen sie ihre Kräfte auch. Sie war eine vierzehntägige Kindbetterin, und sie sank mit dem teuern Leichnam ihres Kindes in dem Schoß ebenfalls leblos darnieder. Die andere eilfjährige Tochter hielt weinend und händeringend bei der Mutter und Schwester aus, bis sie tot waren, drückte ihnen alsdann, eh' sie auf eigene Rettung bedacht war, mit stummem Schmerz die Augen zu, und arbeitete sich mit unsäglicher Mühe und Gefahr erst zu einem Baum, dann zu einem Felsen herauf und kam gegen Mitternacht endlich an ein Haus, wo sie zum Fenster hinein aufgenommen und mit den Bewohnern des Hauses erhalten wurde.

Kurz in allen Bergkantonen der Schweiz, in Bern, Glarus, Uri, Schwitz, Graubündten sind in einer Nacht, und fast in der nämlichen Stunde, durch die Lawinen ganze Familien erdrückt, ganze Viehherden mit ihren Stallungen zerschmettert, Matten und Gartenland bis auf den nackten Felsen hinab aufgeschürft und weggeführt und ganze Wälder zerstört worden, also daß sie ins Thal gestürzt sind, oder die Bäume lagen übereinander zerschmettert und zerknickt, wie die Halmen auf einem Acker nach dem Hagelschlag. Sind ja in dem einzigen kleinen Kanton Uri fast mit einem Schlag eilf Personen unter dem Schnee begraben worden und sind nimmer auferstanden, gegen 30 Häuser und mehr als 150 Heuställe zerstört und 359 Häuptlein Vieh umgekommen, und man wußte nicht, auf wie vielmal hunderttausend Gulden soll man den Schaden berechnen ohne die verlornen Menschen. Denn das Leben eines Vaters oder einer Mutter oder frommen Gemahls oder Kindes ist nicht mit Gold zu schätzen.

120. Das Welschkorn.

Jedermann kennt das sogenannte Welschkorn; am besten hier zu Land kennen's die Gänse, aber nicht jedermann weiß, wo es herkommt und wieviel man damit anfangen kann. Ein kräuterkundiger Mann, der Hausfreund hat schon manch Schöpplein mit ihm getrunken und manches Paar Sohlen mit ihm durchgelaufen, der hat's herausgebracht. Das Welschkorn ist nicht hier zu Land daheim, etwa wie der Baldrian oder der gute Heinrich oder das Tausendguldenkraut, sondern in Amerika, in der neuen Welt. Eh' Amerika entdeckt wurde, hat man in Europa nicht gewußt, daß es Welschkorn giebt, und die Amerikaner haben nicht gewußt, daß es Dinkel und Roggen giebt.

Bisher hat man das Welschkorn fast bloß zur Mastung angebaut und benutzt. Aber das ist ein großer Fehler. Denn

Erstlich, so kann man aus dem Welschkorn, wenn man's ins große anpflanzt, Zucker gewinnen, und hat ihn nicht mehr nötig dem Engländer abzukaufen. Die Pflanze, von welcher der Zucker kommt, sieht aus wie die Welschkornstaude. Sie hat ein lockeres, saftiges Mark wie die Welschkornstaude. Aus diesem Mark wird der Saft ausgepreßt und der Zucker daraus gekocht. Das kann man nun mit dem Welschkorn ebenso machen, wenn man die gehörigen Fabriken dazu anlegt und die ersten Kosten nicht scheut. Giebt's auch nicht so viel aus, wie vom Zuckerrohr, so kann der Zucker daraus doch wohlfeiler werden und das Geld bleibt im Land.

Zweitens, die Körner, wenn man sie nicht an dem Stock hart werden läßt, sondern halb reif abnimmt, geben auch für die Menschen ein sehr gesundes, angenehmes und nahrhaftes Nahrungsmittel, das man durch Kochen auf allerlei Art zubereiten kann.

Drittens, man kann daraus ein gutes Bier brauen, item einen sehr starken Fruchtessig, item einen guten Branntewein, der ebenfalls demjenigen nahe kommt, welcher aus der Zuckerpflanze gebrannt wird.

Viertens, die trockenen dünnen Häute, welche den Welschkornkolben umgeben; diese geben ein sehr feines Postpapier. Item, wenn man sie gehörig verarbeitet, so können sie anstatt des teuern

1. Nicht im Schatzkästlein.

Roßhaars zu Ausfüllung von Sesseln, Matratzen rc. gebraucht werden.

Die gute Eigenschaft des Welschkorns ist überdies, daß es keinen guten, fetten Boden liebt, sondern einen vermischten, sandigen, ferner, daß es in guten Jahren fast tausendfältige Früchte bringt. Denn ein gesunder und großer Kolben hat etliche Hundert Körner und ein gesunder Stock kann seine drei Kolben tragen.

Wie nun das Welschkorn zu obigen Zwecken gepflanzt und behandelt werden muß, siehe das ist beschrieben in einem nagelneuen Buch, betitelt: Über den Einfluß der Naturwissenschaft auf das gesamte Staatswohl, vorzüglich auf Land und Zeit berechnet, von Dr. C. C. Gmelin von Badenweiler. Karlsruhe, bei C. F. Müller, 1809.

In dem nämlichen Buch steht noch viel Nützliches und Neues über den Weinbau, über die Baumzucht, wie man die Waldungen behandeln soll, über den Getreidebau, über den Hanf-, Flachs-, Hopfen- und Tabaksbau, über die Bienenzucht, welches die besten Grasarten für Matten sind, über Bergwerke, Gipsgruben und sonst noch viel.

Merke: Wenn du auf ein paar Batzen nicht zu sehen hast, so mußt du das Büchlein kaufen und deinen Mitbürgern, die es nicht selber anschaffen können, auch guten Rat daraus erteilen.

---

121. Wie eine greuliche Geschichte durch einen gemeinen Metzgerhund ist an das Tageslicht gebracht worden.

Zwei Metzger gehen miteinander aufs Gäu, kommen in ein Dorf, teilen sich, einer links an der Schwanen vorbei, einer rechts, sagen, in der Schwanen kommen wir wieder zusammen. Sind nimmer zusammen kommen. Denn einer von ihnen geht mit einem Bauer in den Stall, die Frau, so zwar eine Wäsche in der Küche hatte, geht auch mit, so lauft das Kind für sich selber auch nach. Stoßt der Teufel die Frau an den Ellenbogen: „Sieh, was dem Metzger eine Gurt voll Geld unter dem Brusttuch hervorschaut!“ Die Frau winkt dem Mann, der Mann winkt der Frau, schlagen im Stall den armen Metzger tot und bedecken den Leichnam in der Geschwindigkeit mit Stroh. Stoßt der Teufel die Frau noch einmal an Ellenbogen: „Sieh, wer zuschaut!“ Wie sie umblickt,

sieht sie das Kind. So gehn sie mit einander im Schrecken und Wahnsinn ins Haus zurück und schließen die Thüre zu, als wenn sie im Feld wären. Da sagt die Frau, die kein Rabenherz, nein ein höllisches Drachenherz im Busen hatte: „Kind,“ sagte sie, „wie siehst du wieder aus? Komm in die Küche, ich will dich waschen.“ In der Küche steckt sie dem Kind den Kopf in die heiße Lauge und brüht es zu Tod. Jetzt meint sie sei alles geschweigt und denkt nicht an den Hund des ermordeten Metzgers. Der Hund des ermordeten Metzgers, der noch eine Zeit lang mit dem Kameraden gelaufen war, witterte, während das Kind gebrüht und geschwind in den Backofen gesteckt wurde, die Spur seines Herrn wieder auf, schnauft an der Stallthüre, scharrt an der Hausthüre und merkt, hier sei etwas Ungerades vorgefallen. Plötzlich springt er ins Dorf zurück und sucht den Kameraden. Kurz, der Hund winselt und heult, zerrt den andern Metzger am Rock, und der Metzger merkt auch etwas. Also begleitet er den Hund an das Haus, und zweifelt nicht, daß hier etwas Erschreckliches vorgefallen sei. Also winkt er zwei Männern, die von ferne vorbei gingen. Als aber die Mordleute inwendig das Winseln des Hundes und das Rufen des Metzgers hörten, kam's vor ihre Augen wie lauter Hochgericht und in ihre Herzen wie lauter Hölle. Der Mann wollte zum hintern Fenster hinaus entspringen, die Frau hielt ihn am Rock und sagte: „Bleib da!“ Der Mann sagte: „Komm mit!“ Die Frau antwortete: „Ich kann nicht, ich habe Blei an den Füßen. Siehst du nicht die erschreckliche Gestalt vor dem Fenster, mit blitzenden Augen und glühendem Othem?“ Unterdessen wurde die Thüre eingebrochen. Man fand bald die Leichname der Ermordeten. Die Missethäter wurden handfest gemacht und dem Richter übergeben. Sechs Wochen darauf wurden sie gerädert und ihre verruchten Leichname auf das Rad geflochten, und die Raben sagen jetzt: „Das Fleisch schmeckt gut.“

---

122. Rote Tinte zu machen.

Nimm ein halb Lot Brasilienholz und einen Schoppen Wein und thue es in einen Topf, schwenke aber den Topf sauber aus, wenn vorher Schnitze darin sind gekocht worden, oder sonst etwas,

7. geschweigt, zum Schweigen gebracht. — 32. Die drei Rezepte fehlen im Schatzkästlein.

oder nimm lieber einen neuen. Laß darin das Brasilienholz und den Wein über Nacht stehen und koche es den andern Tag bis auf die Hälfte ein, lege alsdann ein wenig Gummi darein, rühre es fleißig um und laß es kalt werden. Nimm alsdann eine neue Schreibfeder, schreibe damit zum erstenmal einen schönen Spruch, zum Beispiel: 1. Buch Mosis, Kapitel 17, Vers der erste, so wird der Spruch rot werden, und so du ihn im Herzen behaltest, wird es dir wohl gehen.

123. Blaue Tinte zu machen.

Geh in die Apotheke und kaufe darin ein halb Lot Lackmus und ein Quintlein arabischen Gummi, gieße dazu zwei Lot Wasser, schüttle solches eine Zeit lang wohl mit einander. Alsdann kannst du damit schöne blaue Sprüchlein schreiben.

124. Grüne Tinte zu machen.

Nimm für ein paar Kreuzer ein halb Lot Grünspan und ein viertels Lot oder etwas mehr gemeinen Weinstein. Reibe beides auf einem Stein wohl mit einander und durch einander. Schütte es alsdann in ein Gütterlein, gieße ein halbes Glas voll Wasser daran und schüttele es bisweilen ein wenig herum. Wenn der Grünspan zergangen ist, so ist die Tinte fertig. Ist zu viel Wasser drin, so läßt man das Gütterlein offen stehen, bis ein wenig davon verdünstet ist. Ist die Tinte zu dick, so schüttet man noch ein wenig Wasser dazu.

Merke: Du mußt acht haben, daß dir von dieser Tinte nichts in den Mund kommt oder in die Augen spritzt, denn sie ist scharf.

Anderst. Nimm frische Holderblätter, stampfe sie und presse den Saft aus. Mische ein wenig Alaun dazu, so hast du auch eine grüne Tinte.

6. „Ich bin der allmächtige Gott, wandele vor mir und sei fromm." — 18. Gütterlein, Arzneiglas.

125. Anfrage.

Der Hausfreund hat schon vor Jahren in dem ehmaligen Badischen Landkalender den jungen Mannsleuten den guten Rat erteilt: „Ihr sollt eure ledernen Strumpfriemen, die ihr unter den Knien tragt, nicht so fest anziehen und einschnallen. Denn ihr meint, die Beine sollen sich dadurch mehr heraus heben und etwas stärker aussehen. Aber Konträri, ihr preßt damit die Adern und Äderlein zusammen und es kann nicht so viel Blut mehr durchlaufen, als zur Ernährung der Gliedmaßen nötig ist. Daher kommt es, daß so mancher junge Mensch bei einem sonst so kräftigen und ansehnlichen Wuchs so dünne Storchenbeine hat, die ihn nicht freuen können, wenn er sie ansieht."

Der Hausfreund fragt hiermit an, ob sein guter Rat befolgt worden ist, und will's noch einmal erinnert haben, eh' er kommt und selber nachsieht.

---

126. Des Hausfreunds Vorrede und Neujahrswunsch.

Der Hausfreund steht vor dem geneigten Leser mit aufrechtem Angesicht, und läßt sich beschauen um alles, was er in den vorjährigen Kalender geschrieben hat und fürchtet nichts. Denn schon mancher Biedermann hat ihm freundlich die Hand dafür gedrückt und gefragt: „Wollt ihr kein Schöpplein trinken?" Und in manchem Dorf, wenn er durchgeht, rufen ihm die Kinder nach: „Guten Morgen," Hausfreund, oder: „Guten Abend, Bildermann," und wenn ihn hie und da jemand nicht grüßt oder dankt ihm nicht, so denkt er nur wie ein großer Herr oder ein berühmter Gelehrter: du kennst mich nicht. Heringegen wird der geneigte Leser wohl auch entdeckt haben, daß sonst der Kalender des vorigen Jahrs ausgesehen hat fast wie ein Laiblein Brot, das etwas zu früh aus dem Ofen kommt. Der Hausfreund kann's jetzt nimmer länger verhehlen, und will's also lieber aufrichtig gestehen, daß er den Kalender nicht selber druckt, sondern durch fremde Leute fertigen läßt, und muß ein hübsches Stück Geld ausgeben alle Jahre für Papier, für Schwärze, für Ziegelmehl zu den roten Feiertagen

1. Nicht im Schatzkästlein. — 3. Siehe „Guter Rat" S. 40. — 16. Hiermit beginnt der Kalender von 1811; die Vorrede nicht im Schatzkästlein.

und Sabbatern, denn es müssen besondere Ziegel dazu gebrannt werden, ferner für die Druckerkosten, für die schönen Abbildungen, und hat blutwenig Profit daran, wenn er die Sohlen dazu rechnet, die er am Rhein auf und ab wegläuft und die Wirtshäuser. Also ist auch nicht der Hausfreund schuld daran, daß der Kalender ein wenig Not gelitten hat, sondern der Buchdrucker, der auch wieder sich zu verantworten weiß.

Fürs erste sind die roten Buchstaben ziemlich blaß und manchmal fast nicht zu lesen. Der Drucker sagt, der Ziegler sei schuld, er habe die Ziegel nicht genug gebrannt.

Fürs zweite stehen hie und da die roten und die schwarzen Buchstaben so auf einander, daß man die Namen nicht recht lesen kann, und ist manchmal recht betrübt anzusehen, wie so ein vornehmer Feiertag sich mit einem schlechten Werktage gemein machen mag, nicht anderst, als zur Zeit der Sündflut die Söhne Gottes mit den Töchtern der Menschen. Allein der Buchdrucker sagt, das sei mit Fleiß geschehen und er nehme die Sache anderst. Denn die rote Farbe bedeute bei ihm Freude, und die schwarze bedeute Leid, und er habe damit nur so viel sagen wollen, daß das Jahr 1810 dem geneigten Leser Gutes und Schlimmes untereinander, und manchmal auf den nämlichen Tag bringen werde, wie denn auch geschehen ist und im Jahre 1811 wieder geschehen wird, denn

„Mit der Freude zieht der Schmerz
Traulich durch die Zeiten.“

Drittens, so ist der Judenkalender hinter dem Dezembermonat ganz falsch ausgefallen, und es ist zum Beispiel nicht wahr, daß im Jahr 1810 der Tempel am 22. Juli verbrannt worden, sondern nur in dem Jahr 1809 ist er am 22. Juli verbrannt worden, aber im J. 1810 am 9. August. Der Buchdrucker sagt, es sei auch nicht alles ein Evangelium, was der Hausfreund selber in den Kalender stiftet, auch habe er am Ende des Kalenders vornen an den Jahrmärkten den Fehler wieder gut gemacht, und dort den Tempel richtig am 9. August verbrannt, und am 20. März den Haman gehenkt. Wenn die Staatsbürger mosaischen Gesetzes dem Hausfreund gute Worte geben, und wieder einmal schwarze

24 f. Der Anfang von Hebels „Neujahrslied“, das im alsatischen Taschenbuch von 1808, S. 3 veröffentlicht wurde.

baumwollene Strümpfe zum Neujahr schenken, wie Anno 93, so schreibt er ihnen auf das Jahr 5572 ihrer Rechnung einen eigenen Hausfreund, und der julianische und der gregorianische Kalender kommt dann auch nur so neben an, zuerst falsch, hernach recht.

Zum vierten, so ist der Druck in den schönsten Artikeln zum Lesen hie und da auch etwas blaß und unleserlich ausgefallen. Aber der Buchdrucker sagt, das sei auch mit Fleiß geschehen. Das Papier, sagt er, ist ohnehin ein wenig schwarz, wenn ich nun noch schwärzere Buchstaben darauf gesetzt hätte, so wäre der Kalender zu dunkel ausgefallen für die trüben Wintertage.

Fünftens, so sind in den Jahrgang 1810 viele Druckfehler eingeschlichen. Von denjenigen, die im Kalender stehen, sollen hier nur folgende namhaft gemacht werden.

Der große Komet, der viermal so groß schien als der Abendstern, ist nicht im Jahr 1806 erschienen, wie der Drucker meint, sondern im Jahr 1680, das ist zweierlei.

Ferner die Kometen werden nicht unbescheiden am Himmel sichtbar, wie manchmal ein ungezogener Mensch in einer wohlerzogenen Gesellschaft, sondern sie kommen unbeschieden, das ist ungerufen, weil sie selber wissen, wann ihre Zeit da ist und wie lang sie zu bleiben haben, besser als ein unbescheidener Mensch.

Ferner in des Seilers Antwort soll es nicht heißen: Wer heutzutag an den Galgen oder ins Zuchthaus will; sondern: Wer an den Galgen oder heutzutag ins Zuchthaus will. Denn heutzutag hat ein Spitzbub von Glück zu sagen, wenn er nur noch ins Zuchthaus kommt. Von Hunderten bringt's kaum einer so weit. Deswegen stiehlt einer und der andere ein Rößlein und reitet.

Ferner, der Zundelheiner ist nicht ganz betäubt im Wirtshaus gesessen, denn er hat nur ein Schöpplein getrunken, sondern ganz betrübt, weil sein Bruder ein Schelmenstück an ihm begangen hat und wieder ehrlich worden ist.

Zu dem allem sagt der Buchdrucker weiter nichts, als der Hausfreund hätt's deutlicher schreiben sollen, so hätt' er's richtiger gedruckt.

Sechstens und endlich, so sieht das 1810er Aderlaßmännlein nicht aus wie ein anderes Menschenkind, das wohl auch einmal

2. das Jahr 1812. — 13 ff. Im Schatzkästlein an den betr. Stellen berichtigt.

Herzklopfen oder Seitenstechen oder die Milzsucht bekommt, sondern wie ein leibhaftiger Gnom oder Wechselbalg. Der Buchdrucker sagt, eben deswegen habe er ihm alle Adern öffnen lassen, damit es sich bald verblute. Der Barbier von Segringen habe ihm bereits ein neues versprochen.

Dies ist die Beicht und Rechtfertigung des Buchdruckers, die auf sein Verlangen hier eingerückt wird. In Zukunft hofft der Hausfreund und seine zwei Gehilfen, wird es besser gehen, doch kann er nichts für gewiß versprechen, denn es haben andere Leute auch noch dazu zu reden.

Was aber die zwei Gehilfen betrifft, so hat der Hausfreund angenommen, erstlich einen braven Adjunktus, der schon weit in der Welt herumgereist ist, in Paris, in Amsterdam und in München. Der geneigte Leser wird ihn bald kennen, wenn er ihn sieht. Denn er ist hochgewachsen und breit, trägt statt der Schnallen Schnüre an den Beinkleidern, hat eine schwache, leise Stimme, versteht alle Sprachen (der Hausfreund zwar auch), und in seiner Kindheit müssen die Schutzpocken noch nicht sehr im Schwung gewesen sein.

Sodann hat er angenommen des Adjunkts seine Adjunktin oder Schwiegermutter, die ist schon gewesen in Berlin, in Wien, in Italien und auf dem Rigi-Berg in der Schweiz, hat schöne Liedlein dort gelernt, kann alle Leute ausspotten, und doch ist sie allen Leuten lieb und wert. Schon manchmal hat der Adjunkt den Hausfreund gefragt, ob es mit natürlichen Dingen zugeht, was sie versteht, und wie sie's treibt, und wie sie's den Leuten anthut, z. B. ihm.

Also wünschen der Hausfreund, der Adjunkt und die Schwiegermutter dem geneigten Leser insgesamt ein friedliches neues Jahr und einen blauen Freudenhimmel auf Erden, und nur so viel Wolken daran, als nötig ist, das heiße Blut zu dämmen, wenn's oben hinaus will vor Freude oder vor Übermut.

---

127. Fortgesetzte Betrachtung des Weltgebäudes.

Die Fixsterne.

Der Hausfreund sieht jetzt im Geiste zu, wie der verständige und wohlgezogene Leser geschwind noch einmal den Artikel von

12. Siehe oben S. 16 und 17, Anm

den Planeten durchgeht, damit er besser verstehen kann, was nunmehro von den Fixsternen will gesagt werden, und wie er jetzt auswendig die Planeten an den Fingern abzählt, und den Uranus am großen Zehen greifen muß, unten im Pedal, weil er zu eilf Planeten nur zehen Finger hat.

Für die Fixsterne zu zählen giebt's nicht Finger genug auf der ganzen Erde, von Franz Ignaz Naroki an, der jetzt 120 Jahre alt ist, bis zum Büblein, das in die Schule geht. Denn wenn nur unsereiner (der Hausfreund will sich für diesmal auch dazu zählen) in einer schönen Sommer- oder Winternacht im Freien steht, oder durch das Fenster hinausschaut, welch eine unzählbare Menge himmlischer Lichter groß und klein strahlen uns freundlich und fröhlich entgegen, ganz anders als wenn man ein paar Stunden nach Sonnenuntergang von einer Anhöhe herab gegen eine große Stadt kommt, oder hineinreitet, und aus allen Häusern und aus allen Fenstern schimmern einem die Lichter entgegen, was doch auch schön ist. Das Auge kann sich nicht genug ersehen an solchem himmlischen Schauspiel, und weiß nicht welchen Stern es zuerst und am längsten betrachten soll, und es ist, als wenn jeder sagte: „Schau mich an!“ Unterdessen bewegen sie sich alle am Himmel fort, einige gehen schon am frühen Abend unter und die ganze Nacht hindurch, und wenn früh schon die Morgenluft über die Erde weht, und von Dorf zu Dorf das Hahnengeschrei durch die Nacht zieht, gehn immer noch neue auf, und es nimmt kein Ende. Deswegen können wir auch nie alle sichtbaren Sterne des Himmels auf einmal sehen, nicht einmal die Hälfte, denn es ist ausgemacht, daß sie den Tag hindurch ebenso wie bei Nacht ihren stillen Lauf am Himmel fortsetzen, nur daß wir sie nicht wegen der Tageshelle sehen können. Denn wer bei Nacht unter freiem Himmel ist, ich will sagen ein Nachtwächter, ein Feldschütz, ein Fuhrmann, und er giebt nur ein wenig acht, der wird finden, abends wenn es dunkel wird, sind ganz andere Sterne am Himmel als früh, ehe es aufhörte dunkel zu sein. Wo sind diese hingekommen? wo kommen jene her? Antwort: Sie sind den Tag hindurch untergegangen und auf. Also können wir in der schönsten reinsten Sternennacht kaum die Hälfte sehen, und sind doch so viel, und wenn wir sie geschwind ein wenig zählen wollten, bis wir fertig wären, wären nimmer die

7. Siehe oben S. 103.

nämlichen da, sondern andere; deswegen heißt es mit Recht: so jemand die Sterne des Himmels zählen kann, so wird er auch deine Nachkommen zählen, nämlich die Juden.

Damit nun wir Sternseher (der Hausfreund gehört jetzt nimmer zu unsereinem) damit wir die Anzahl der Sterne besser in Ordnung halten können, so haben wir gewissen merkwürdigen Sternen einen eigenen Namen gegeben, oder wir haben denen, welche zusammen eine Figur vorstellen, den Namen einer Figur gegeben, z. B. das Kreuz, die Krone, oder wir haben um zwanzig bis hundert Sterne herum in Gedanken eine Linie gezogen, die bald aussieht wie ein Wolf oder ein Krebs, oder so, und nennen sie Sternbilder, z. E. die zwölf himmlischen Zeichen, die Jungfrau, die Zwillinge, der Skorpion, und alle Sterne groß und klein, die in einem Sternbild stehen, gehören zum Sternbild, und wenn einmal einer von ihnen fehlte oder zu spät käme, so wollten wir's bald merken, könnten's aber nicht wehren. Der Leser selber kennt ja einige dieser Sternbilder, den Jakobsstab, den Heerwagen, die Gluckhenne oder das Siebengestirn, und sollte es auch bald merken, wenn einer von ihren Sternen nicht einhalten wollte.

Allein das ist alles noch nichts, sondern es giebt noch viel mehr Sterne, die wir nicht sehen, als die wir sehen. Wo zwischen zwei oder dreien dem bloßen Auge alles öde und leer zu sein scheint; schaut ihr durch ein rechtschaffenes Perspektiv, so funkeln euch noch mehr als zwanzig neue himmlische Lichtlein entgegen.

Kennen wir nicht alle die Milchstraße, die wie ein breiter flatternder Gürtel den Himmel umwindet. Sie gleicht einem ewigen Nebelstreif, den eine schwache Helle durchschimmert. Aber durch die Gläser der Sternseher betrachtet, löset sich dieser ganze herrliche Lichtnebel in unzählige kleine Sterne auf, wie wenn man zum Fenster hinaus an den Berg schaut, und nur grüne Farbe sieht, aber schon durch ein gemeines Perspektiv erblickt man Baum an Baum und Laub an Laub, und das Zählen läßt man auch bleiben.

Ja es ist glaublich, daß wenn ein Sternseher auf den letzten obersten Stern sich hinaufschwingen könnte, der von hier aus noch zu sehen ist, so würde er noch nicht am Ende sein, sondern ein neuer Wunderhimmel voll Sternen und Milchstraßen würde sich vor seinen Augen aufthun bis ins unendliche hinaus.

Was aber die Bewegung der Sterne betrifft, wenn man auch sagen will, sie gehen auf und unter, so gehen sie doch nicht alle auf und unter, sondern wenn man sich gegen Norden stellt, wo

der Winter und die Russen herkommen, und halbwegs am Himmel hinaufschaut, nicht gar weit vom großen Heerwagen, dort steht ein Stern, der sich nicht sonderlich bewegt und der Angelstern oder Polarstern heißt, der Herr Pfarrer kennt ihn. Auf diesen schauen die andern Sterne bis zum Tierkreis oder den zwölf Zeichen hinaus, als auf ihren Flügelmann oder ihr Centrum, und drehen sich um ihn herum. Die nähern drehen sich in kleinern Kreisen um ihn herum, also daß sie auch nie untergehen. Deswegen kann man z. B. den Heerwagen Sommer und Winter die ganze Nacht sehen, bald über bald unter dem Angelstern. Aber die entfernteren in ihren großen Kreisen müssen schon unten um die Erde herumgehen und auf der andern Seite wieder hinauf. Also kann man z. B. das Siebengestirn nicht immer sehen. Wenn es unten ist, kann man es nicht sehen. Stellt man sich aber gegen Süden, wo der Sommer, die Mohren und die Storken herkommen, dem Angelstern gegenüber, ebenso tief unter uns als dieser über uns, steht wieder so ein Angelstern, der sich gar nicht bewegt. Auf den schauen die Sterne, die jenseits des Tierkreises stehen und bewegen sich auch um ihn herum, immer in kleinern Kreisen, je näher sie ihm kommen, ganz so wie hier zu Land.

Allein das alles ist im Grunde doch nur Schein. In der That selbst aber ist es, wie hier folgt. Die Erde hängt ringsum zwischen lauter himmlischen Sternen ohne Zahl und ohne Ende und wie? Es wäre dem Hausfreund lieb, wenn sich der geneigte Leser noch erinnern wollte an alles, was über die Achse der Erde, über ihr Umdrehen derselben [so!] und über ihre Pole früher gesagt worden ist. Denn der eine Pol der Erde, der unsere, dem wir am nächsten sind, schaut gegen den obern Polarstern am Himmel nicht ganz, aber ungefähr der andere Pol der Erde schaut gegen den andern Polarstern am Himmel, den wir hie zu Land und auf unsern Bergen nie sehen, gegen den untern, und die Achse oder Spindel, welche gleichsam durch die Erde hindurch geht, es geht keine durch, aber wenn sie durchginge und unten und oben bis in die Sterne hinausreichte, so würde sie sich in die zwei Polarsterne am Himmel hineinbohren und sich in ihnen samt der Erde gleichsam als in ihrem Gewinde umdrehen, und so dreht sich die Erde wirklich herum, daß immer die Pole gegen die Polarsterne schauen. Daraus folgt, wie wir meinen die Sonne geht in 24 Stunden um die Erde herum, so meinen wir, alle Sterne gehen auch in größeren

und kleineren Zirkeln um die Erde herum. Aber nein. Die Erde vollendet in 24 Stunden ihren Wirbel um sich selbst und kommt so an den Sternen vorbei, nicht die Sterne an ihr. Doch darauf kommt so viel nicht an. Aber der geneigte Leser glaubt's nicht. Ich weiß es schon.

128. Seltsame Ehescheidung.

Ein junger Schweizer aus Ballstall kam in spanische Dienste, hielt sich gut und erwarb sich einiges Vermögen. Als es ihm aber zu wohl war, dachte er: Will ich oder will ich nicht? — Endlich wollte er, nahm eine hübsche, wohlhabende Spanierin zur Frau und machte damit seinen guten Tagen ein Ende. Denn in den spanischen Haushaltungen ist die Frau der Herr, ein guter Freund der Mann und der Mann ist die Magd.

Als nun das arme Blut der Sklaverei und Drangsalierung bald müde war, fing er an, als wenn er nichts damit meinte und rühmte ihr das fröhliche Leben in der Schweiz und die goldenen Berge darin, er meinte die Schneeberge im Sonnenglast jenseits der Clus, und wie man lustig nach Einsiedeln wallfahrten könne und schön beten in Sasseln am Grabe des heiligen Bruders Niklas von der Flue, und was für ein großes Vermögen er daheim besitze, aber es werde ihm nicht verabfolgt aus dem Land. Da wässerte endlich der Spanierin der Mund nach dem schönen Land und Gut, und es war ihr recht, ihr Vermögen zu Geld zu machen und mit ihm zu ziehen in seine goldene Heimat. Also zogen sie mit einander über das große pyrenäische Gebirg bis an den Grenzstein, der das Reich Hispania von Frankreich scheidet; sie mit dem Geld auf einem Esel, er nebenher zu Fuß. Als sie aber vorüber an dem Grenzstein waren, sagte er: „Frau, wenn's dir recht ist, bis hierher haben wir's spanisch mit einander getrieben, von jetzt an treiben wir's deutsch. Bist du von Madrid bis an den Markstein geritten und ich bin dir zu Fuß nachgetrabt den langen Berg hinauf, so reit' ich jetzt von hier weg bis gen Ballstall, Kanton Solothurn, und das Fußgehen ist an dir.“ Als sie darüber sich ungebärdig stellte und schimpfte und drohte und nicht von dem Tierlein herunter wollte: „Frau, das verstehst du noch nicht,“ sagte er, „und ich nehme dir's nicht übel“, sondern hieb an dem Weg einen tüchtigen Stecken ab und las ihr damit ein langes Kapitel

aus dem Ballstaller Ehe- und Männerrecht vor, und als sie alles wohl verstanden hatte, fragte er sie: „Willst du jetzt mit, welsche Hexe, und gut thun, oder willst du wieder hin wo du hergekommen bist?“ Da sagte sie schluchzend: „Wo ich hergekommen bin,“ und das war ihm auch das liebste. Also teilte mit ihr der ehrliche Schweizer das Vermögen und trennten sich von einander an diesem *Grenzstein weiblicher Rechte*, wie einmal ein bekanntes Büchlein in der Welt geheißen hat und jedes zog wieder in seine Heimat. „Deinen Landsmann,“ sagte er, „auf dem du hergeritten bist, kannst du auch wieder mitnehmen.“

Merke: Im Reich Hispania machen's die Weiber zu arg, aber in Ballstall doch auch manchmal die Männer. Ein Mann soll seine Frau nie schlagen, sonst verunehrt er sich selber. Denn ihr seid *ein* Leib.

129. Der listige Steiermarker.

In Steiermark, ein wenig abhanden von der Straße, dachte ein reicher Bauer im letzten Krieg: Wie fang ich's an, daß ich meine Kronenthaler und meine Dukätlein rette in dieser bösen Zeit? Die Kaiserin Maria Theresia ist mir noch so lieb, tröst sie Gott, und der Kaiser Joseph, tröst ihn Gott, und der Kaiser Franz, Gott schenk ihm Leben und Gesundheit. Und wenn man meint, man habe die lieben Herrschaften noch so gut verborgen und geflüchtet, so riecht sie der Feind, sobald er die Nase ins Dorf streckt, und führt sie in die Gefangenschaft ins Lothringen oder in die Champagne, daß einem armen Unterthanen das Herz dabei bluten möchte vor Patriotismus. Jetzt weiß ich, sagte er, wie ich's anfange, und trug das Geld bei dunkler blinder Nacht in den Krautgarten. Das Siebengestirn verratet mich nicht, sagte er. Im Krautgarten legte er das Geld geradezu zwischen die Gelveieleinstöcke und die spanischen Wicken. Nebendran grub er ein Loch in das Weglein zwischen den Beeten und warf allen Grund daraus auf das Geld, und zertrat rings herum die schönen Blumenstöcke und das Mangoldkraut wie einer, der Sauerkraut einstampft. Am Montag drauf streiften schon die Chasseurs im ganzen Revier, und am Donnerstag kam eine Partie ins Dorf frisch auf die Mühle zu und aus der Mühle mit weißen Ellenbogen zu unserm Bauern:

6. Grenzstein der weiblichen Rechte in und außer der Ehe. Basel, Flick. 1786.

und „Geld her, Buur,“ rief ihm ein Sundgauer mit blankem Säbel entgegen, „oder bet dein letztes Vaterunser“. Der Bauer sagte, sie möchten nehmen, was sie in Gottes Namen noch finden. Er habe nichts mehr, es sei gestern und vorgestern schon alles in die Rapuse gegangen. Vor euch kann man etwas verbergen, sagt er, ihr seid die rechten. Als sie nichts fanden außer ein paar Kupferkreuzer und einen vergoldeten Sechser mit dem Bildnis der Kaiserin Maria Theresia und ein Ringlein dran zum Anhängen, „Buur“, sagte der Sundgauer, „du hast dein Geld verlochet, auf der Stelle zeig, wo du dein Geld verlocht hast, oder du gehst ohne dein letztes Vaterunser aus der Welt.“ Auf der Stelle kann ich's euch nicht zeigen, sagte der Bauer, so sauer mich der Gang ankommt, sondern ihr müßt mit mir in den Krautgarten gehn. Dort will ich euch zeigen, wo ich es verborgen hatte, und wie es mir ergangen ist. Der Herr Feind ist schon gestern und vorgestern da gewesen und haben's gefunden und alles geholt. Die Chasseure nahmen den Augenschein im Garten ein, fanden alles, wie es der Mann angegeben hatte, und keiner dachte daran, daß das Geld unter dem Grundhaufen liegt, sondern jeder schaute in das leere Loch und dachte: Wär' ich nur früher gekommen. „Und hätten sie nur die schönen Gelveieleinstöcke und den Goldlack nicht so verderbt“, sagte der Bauer, und so hinterging er diese und alle, die noch nachkamen, und hat auf diese Art das ganze erzherzogliche Haus, den Kaiser Franz, den Kaiser Joseph, die Kaiserin Maria Theresia und den allerhöchstseligen Herrn Leopold den Ersten gerettet und glücklich im Land behalten.

130. Etwas aus der Türkei.

In der Türkei ist Justiz. Ein Kaufmannsdiener, auf der Reise von der Nacht und Müdigkeit überfallen, bindet sein Pferd, so mit kostbaren Waren beladen war, nimmer weit von einem

4 f. in die Rapuse gegangen, verloren gegangen. — 27. Vademecum III, 73: Große Herren sollen für ihre Unterthanen wachen. Als der türkische Kaiser Soliman Belgrad belagert hatte, kam eine gewisse Frau einst zu ihm und beschwerte sich, daß seine Soldaten ihr Vieh in einer Nacht gestohlen hätten, worinnen ihr ganzes Vermögen bestünde. „Ihr müsset auch sehr fest schlafen,“ sagte der Sultan zu ihr, „daß ihr die Räuber nicht gehöret habt.“ „Freilich schlief ich, gnädigster Kaiser,“ antwortete die Alte, „im Vertrauen, daß Ihro Hoheit für die allgemeine Sicherheit wachten.“ Der Sultan, dem es nicht an Erhabenheit des Geistes fehlete, billigte diese Antwort, so dreist sie auch war, und ersetzte ihr den Schaden.

Wachthaus an einen Baum, legt sich selber unter das Obdach des Baums und schläft ein. Früh als ihn die Morgenluft und der Wachtelschlag weckte, hatte er gut geschlafen, aber das Rößlein war fort.

Da eilte der Beraubte zu dem Statthalter der Provinz, nämlich zu dem Prinzen Carosman Oglu, der in der Nähe sich aufhielt, und klagte vor seinem Richterstuhl seine Not. Der Prinz gab ihm wenig Gehör. „So nahe bei dem Wachthaus, warum bist du nicht die fünfzig Schritte weiter geritten, so wärest du sicher gewesen. Es ist deines Leichtsinns Schuld.“ Da sagte der Kaufmannsdiener: „Gerechter Prinz, hab' ich mich fürchten sollen, unter freiem Himmel zu schlafen in einem Lande, wo du regierst?“ Das that dem Prinzen Carosman wohl und wurmte ihn zugleich. „Trink heute nacht ein Gläslein türkischen Schnaps,“ sagte er zu dem Kaufmannsdiener, „und schlafe noch einmal unter dem Baum.“ So gesagt, so gethan. Des andern Morgens, als ihn die Morgenluft und der Wachtelschlag weckte, hatte er auch gut geschlafen, denn das Rößlein stand mit allen Kostbarkeiten wieder angebunden neben ihm, und an dem Baum hing ein toter Mensch, der Dieb, und sah das Morgenrot nimmer mehr.

Bäume gäb' es noch an manchen Orten, große und kleine.

---

131. Das bequeme Schilderhaus.

Ein Schilderhaus hatte wie gewöhnlich auf beiden Seiten runde Öffnungen zum Durchschauen, die etwas groß waren. Dem Rekruten, der drin stand, war daher der Luftzug etwas zu lebhaft. Also ersuchte er nach der Ablösung den Unteroffizier, ob's nicht besser wäre, wenn man diese Öffnungen mit ein paar Brettlein vernagelte. Der Unteroffizier strich den Bart und sagte: „Nein, das geht nicht an, wegen dem Winter. Im Winter kommen Ärmel hinein, im Sommer ist's ein Kamisol.“ Also streckte der Rekrut, als er wieder auf den Posten kam, die Hände hindurch und sagte, jetzt sei er erst gern Militär, weil er sehe, daß man doch auch für die Bequemlichkeit des Mannes sorge.

---

132. Wie der Zundel-Frieder eines Tages aus dem Zuchthaus entwich und glücklich über die Grenzen kam.

Eines Tages als der Frieder den Weg aus dem Zuchthaus allein gefunden hatte und dachte: Ich will so früh den Zuchtmeister nicht wecken, und als schon auf allen Straßen Steckbriefe voran flogen, gelangte er abends noch unbeschrieen an ein Städtlein an der Grenze. Als ihn hier die Schildwache anhalten wollte, wer er sei und wie er hieße und was er im Schilde führe: „Könnt Ihr polnisch?“ fragte herzhaft der Frieder die Schildwache. Die Schildwache sagt: „Ausländisch kann ich ein wenig, ja! Aber Polnisches bin ich noch nicht darunter gewahr worden.“ „Wenn das ist,“ sagte der Frieder, „so werden wir uns schlecht gegeneinander explizieren können.“ Ob kein Offizier oder Wachtmeister am Thor sei? Die Schildwache holt den Thorwächter, es sei ein Polak an dem Schlagbaum, gegen den sie sich schlecht explizieren könne. Der Thorwächter kam zwar, entschuldigte sich aber zum voraus, viel Polnisch verstehe er auch nicht. „Es geht hie zu Land nicht stark ab,“ sagte er, „und es wird im ganzen Städtel schwerlich jemand sein, der kapabel wäre, es zu dolmetschen.“ „Wenn ich das wüßte,“ sagte der Frieder und schaute auf die Uhr, die er unterwegs noch an einem Nagel gefunden hatte, „so wollte ich ja lieber noch ein paar Stunden zustrecken bis in die nächste Stadt. Um neun Uhr kömmt der Mond.“ Der Thorhüter sagte: „Es wäre unter diesen Umständen fast am besten, wenn Ihr gerade durchpassiertet, ohne Euch aufzuhalten, das Städtel ist ja nicht groß,“ und war froh, daß er seiner los ward. Also kam der Frieder glücklich durch das Thor hinein. Im Städtlein hielt er sich nicht länger auf als nötig war, einer Gans, die sich auf der Gasse verspätet hatte, ein paar gute Lehren zu geben. „In euch Gänse,“ sagte er, „ist keine Zucht zu bringen. Ihr gehört, wenn's Abend ist, ins Haus oder unter gute Aufsicht.“ Und so packte er sie mit sicherm Griff am Hals und mir nichts dir nichts unter den Mantel, den er ebenfalls unterwegs von einem Unbekannten geliehen hatte. Als er aber an das andere Thor gelangte und auch hier dem Landfrieden nicht traute, drei Schritte von dem Schilderhaus als sich inwendig der Söldner rührte, schrie der Frieder mit herzhafter Stimme: Wer da! der Söldner antwortete in aller Gutmütigkeit: Gut Freund! Also kam der Frieder glücklich wieder zum Städtlein hinaus und über die Grenzen.

133. Der Rekrut.

Ein Rekrut, dem schon in den ersten vierzehn Tagen das Schildwachestehen langweilig vorkam, betrachtete einmal das Schilderhaus unten und oben, hinten und vornen, wie ein Förster, wenn er einen Baum schätzt, oder ein Metzger ein Häuptlein Vieh. Endlich sagte er, ich möchte nur wissen, was sie an dem einfältigen Kasten finden, daß den ganzen Tag einer da stehen und ihn hüten muß. Denn er meinte, er stehe da wegen dem Schilderhaus, nicht das Schilderhaus wegen ihm.

---

134. Die leichteste Todesstrafe.

Man hat gemeint, die Guillotine sei's. Aber nein! Ein Mann, der sonst seinem Vaterland viele Dienste geleistet hatte und bei dem Fürsten wohl angeschrieben war, wurde wegen eines Verbrechens, das er in der Leidenschaft begangen hatte, zum Tode verurteilt. Da half nicht Bitten, nicht Beten. Weil er aber sonst bei dem Fürsten wohl angeschrieben war, ließ ihm derselbe die Wahl, wie er am liebsten sterben wolle, denn welche Todesart er wählen würde, die sollte ihm werden. Also kam zu ihm in den Turn der Oberamtsschreiber, „der Herzog will Euch eine Gnade erweisen. Wenn Ihr wollt gerädert sein, will er Euch rädern lassen; wenn Ihr wollt gehenkt sein, will er Euch henken lassen, es hängen zwar schon zwei am Galgen, aber bekanntlich ist er dreischläferig. Wenn Ihr aber wollt lieber Rattenpulver essen, der Apotheker hat. Denn welche Todesart Ihr wählen werdet, sagt der Herzog, die soll Euch werden. Aber sterben müßt Ihr, das werdet Ihr wissen." Da sagte der Malefikant: „Wenn ich denn doch sterben muß, das Rädern ist ein biegsamer Tod, und das Henken, wenn besonders der Wind geht, ein beweglicher. Aber ihr versteht's doch nicht recht. Meines Orts, ich habe immer geglaubt, der Tod aus Altersschwäche sei der sanfteste, und den will ich denn auch wählen, weil mir der Herzog die Wahl läßt, und keinen andern," und dabei blieb

1. Nicht im Schatzkästlein. — 10. Vademecum VII, 32: Die gewählte Todesart. Ein Mensch, der eben nicht das schwerste Verbrechen begangen hatte, sollte sich seine Todesart wählen. Er besann sich nicht lange und sagte: Er wolle vor Alter sterben. Dieser glückliche Einfall machte die Richter lachen und erhielt ihm das Leben.

er und ließ sich's nicht ausreden. Da mußte man ihn wieder laufen und fortleben lassen, bis er an Altersschwäche selber starb. Denn der Herzog sagte: „Ich habe mein Wort gegeben, so will ich's auch nicht brechen.“

Dies Stücklein ist von der Schwiegermutter, die niemand gerne umkommen läßt, wenn sie ihn retten kann.

---

135. Nützliche Lehren.

1.

Ende gut, alles gut. Ist nicht so zu verstehen: Wenn du ein Jahr lang in einem Hause zu bleiben hast, so führe dich 364 Tage lang bengelhaft auf, und am 31. Dezember werde manierlich. Sondern es giebt Leute, die manierlich sein können bis ans Ende und wenn's nimmer lang währt, so werden sie ungezogen, trotzig, sagen: „Ich bin froh, daß es nimmer lang währt,“ und die andern denken's auch. Für diese ist das Sprichwort.

Item, es giebt Dinge, ob sie gut oder bös sind, kann erst das Ende lehren. Z. B. du bist krank, möchtest gern essen, was dir der Arzt verbietet, gern auf die Gasse gießen, was du trinken mußt, aber du wirst gesund — oder du bist in der Lehre und meinst manchmal, der Lehrherr sei wunderlich, aber du wirst durch seine Wunderlichkeit ein geschickter Weißgerber oder Orgelmacher; — oder du bist im Zuchthaus, der Zuchtmeister könnte dir wohl die Suppe fetter machen, aber du wirst durch Wasser und Brot nicht nur gesättigt, sondern auch gebessert. Dann lehrt das gute Ende: daß alles gut war.

2.

Gott grüßt manchen, der ihm nicht dankt. Z. B. wenn dich früh die Sonne zu einem neuen kräftigen Leben weckt, so bietet er dir: Guten Morgen. Wenn sich abends dein Auge zum erquicklichen Schlummer schließet: Gute Nacht. Wenn du mit gesundem Appetit dich zur Mahlzeit setzest, sagt er: Wohl bekomm's. Wenn du eine Gefahr noch zu rechter Zeit entdeckst, so sagt er: Nimm dich in acht, junges Kind, oder altes Kind, und kehre lieber wieder um. Wenn du am schönen Maitag im Blütenduft und Lerchengesang spazieren gehst und es ist dir

wohl, sagt er: Sei willkommen in meinem Schloßgarten. Oder du denkst an nichts und es wird dir auf einmal wunderlich im Herzen und naß in den Augen und denkst, ich will doch anders werden als ich bin, so sagt er: Merkst du, wer bei dir ist? Oder du gehst an einem offnen Grab vorbei und es schauert dich, so denkt er just nicht daran, daß du lutherisch oder reformiert bist, und sagt: Gelobt sei Jesus Christ! Also grüßt Gott manchen, der ihm nicht antwortet und nicht dankt.

3.

Man muß mit den Wölfen heulen. Das heißt: Wenn man zu unvernünftigen Leuten kommt, muß man auch unvernünftig thun, wie sie. Merke: Nein! Sondern erstlich, du sollst dich nicht unter die Wölfe mischen, sondern ihnen aus dem Weg gehn. Zweitens, wenn du ihnen nicht entweichen kannst, so sollst du sagen: Ich bin ein Mensch und kein Wolf. Ich kann nicht so schön heulen wie ihr. Drittens: Wenn du meinst, es sei nimmer anders von ihnen loszukommen, so will der Hausfreund erlauben, ein oder zweimal mit zu bellen, aber du sollst nicht mit ihnen beißen und andrer Leute Schafe fressen. Sonst kommt zuletzt der Jäger und du wirst mit ihnen geschossen.

---

136. Die Firsterne.

Fortsetzung.

Was bisher über die Firsterne gesagt worden ist, kann zum Teil mit dem leiblichen Auge gesehen und erkannt werden. Allein das Auge des Verstandes sieht mehr als das Auge des Leibes.

Erstlich die Firsterne sind so weit von uns entfernt, daß gar kein Mittel mehr möglich ist, ihre ungeheure Entfernung auszurechnen. Merke: Der nächste Firstern bei uns ist ohne Zweifel der Sirius oder Hundsstern, den der Herr Pfarrer auch kennt. Man schließt es aus seiner Größe und aus seinem wunderschönen Glanz, mit dem er vor allen andern Sternen herausstrahlt. Dessen ungeachtet muß er doch zum allerwenigsten 27 664 mal weiter von uns entfernt sein als die Sonne, denn wenn er näher wäre, so könnte man's wissen, und eine Kanonenkugel im Sirius abgeschossen, müßte mit gleicher Geschwindigkeit mehr als 600 000 Jahre lang

fliegen, ehe sie die Erde erreichte. Ja man könnte noch viel mehr sagen. Aber dies soll genug sein, sonst glaubt's der geneigte Leser nicht. Ebensoweit als der Sirius von der Erde entfernt ist, ebensoweit ungefähr ist er von der Sonne entfernt Denn auf ein paar Millionen Meilen kömmt's hier gar nicht an.

Zweitens der Sirius, der aus einer so unermeßlichen Weite doch noch so groß aussieht und so ein strahlendes Licht zu uns herabwirft, muß in seiner Heimat wenigstens ebenso groß, nein er muß noch viel größer als die Sonne und folglich selber eine glorreiche strahlende Sonne sein. Das kann nicht fehlen. Haben wir aber Ursache, für gewiß zu glauben, der Sirius sei daheim eine Sonne, so haben wir Ursache zu glauben, jeder andere Fixstern sei auch eine Sonne. Denn wenn sie uns auch noch soviel kleiner erscheinen, so sind sie nur noch soviel weiter von uns entfernt. Aber alle strahlen in ihrem eigentümlichen ewigen Lichte, oder wo hätten sie's sonst her?

Drittens die Entfernung unserer Sonne von dem Sirius dient uns nun zu einem mutmaßlichen Maßstab, wie weit eine himmlische Sonne oder ein Stern von dem andern entfernt sei. Denn wenn zwischen unserer Sonne und der Siriussonne ein Zwischenraum ist, den eine Kanonenkugel in 600 000 Jahren nicht durchfliegen könnte, so kann man wohl glauben, daß die andern Sonnen auch ebensoweit jede von der nächsten entfernt sei, bis zur obersten Milchstraße hinauf, wo sie so klein scheinen und so nahe bei einander, daß uns ein paarhundert von ihnen zusammen kaum aussehen wie ein Nebelfleck, den man mit einem badischen Sechskreuzerstück bedecken könnte. Es gehört nicht viel Verstand dazu, daß er einem still stehe.

Wenn man nun

Viertens das alles bedenkt, so will es nicht scheinen, daß alle diese zahllosen Sterne, zumal diejenigen, die man mit bloßem Auge nicht sehen kann, nur wegen uns erschaffen worden wären, und damit der Kalendermacher für des Lesers Geld etwas darüber schreiben könnte. Wie wenn man in der fremden Stadt auf einer Pilgerreise über Nacht ist und sieht zum erstenmal durch das Fensterlein der Schlafkammer heraus, rechts und links und über 20 Häuser hinaus, sieht man noch viel solche Lichter abermal brennen, wie in dem Schlafstüblein auch eins schimmert. Geneigter Pilger, diese Lichter sind nicht wegen deiner angezündet, daß es in dem Schlaf-

stüblein lustig aussehe, sondern jedes dieser Lichter erleuchtet eine Stube und es sitzen Leute dabei und lesen die Zeitung, oder den Abendsegen, oder sie spinnen und stricken, oder spielen Trumpfaus und das Büblein macht ein Rechenexempel aus der Regel de tri.

Gleicherweise wollen verständige Leute glauben, wo in einer solchen Entfernung von uns, in einer solchen Entfernung von einander so unzählige prachtvolle Sonnenstrahlen, da müssen auch Planeten und Erdkörper zu einer jeden derselben gehören, welche von ihr Licht und Wärme und Freude empfangen, wie unsere Planeten von unserer Sonne und es müssen darauf lebendige und vernünftige Geschöpfe wohnen wie auf unserer Erde, die sich des himmlischen Lichtes erfreuen und ihren Schöpfer anbeten, und wenn sie etwa bei Nacht in den glanzvollen Himmel herausschauen, wer weiß, so erblicken sie auch unsere Sonne wie ein kleines Sternlein, aber unsere Erde sehen sie nicht und wissen nichts davon, daß in Östreich Krieg war und daß die Türken die Schlacht bei Silistria gewonnen haben. Sie sehen nicht die Schönheit unserer Erde, wenn der Frühling voll Blüten und Sommervögel an allen Bäumen und Hecken hängt und wir sehen die Schönheit ihres himmlischen Frühlings nicht. — Aber der ewige und allmächtige Geist, der alle diese Lichter angezündet hat und alle die Heere von Weltkörpern in den Händen trägt, sieht das Kindlein lächeln auf der Mutter Schoß, und die Braut weinen um des Bräutigams Tod, und umfaßt die Erde und den Himmel und aller Himmel Himmel mit Liebe und Erbarmung. Seines Orts dem Hausfreund, wenn er den Sternenhimmel betrachtet, es wird ihm zu Mut, als wenn er in die göttliche Vorsehung hineinschaute und jeder Stern verwandelt sich in ein Sprüchlein. Der erste sagt: Deine Jahre währen für und für, du hast vorhin die Erde gegründet und die Himmel sind deiner Hände Werk. Der zweite sagt: Bin ich nicht ein Gott der nahe ist, spricht der Herr, und nicht ein Gott der ferne sei? Meinest du, daß sich jemand so heimlich verbergen könne? Der dritte sagt: Herr, du erforschest mich und kennest mich und siehest alle meine Wege. Der vierte sagt: Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest, und Adams Kind, daß du dich sein annimmst? Der fünfte sagt: Und ob auch eine Mutter ihres Kindes vergäße, so will ich doch deiner nicht vergessen: spricht der Herr.

Deswegen hat der Hausfreund im Kapitel von den Kometen geschrieben unten am Ende: Die Sterne, die zum Beschluß sollen erklärt werden, bedeuten insgesamt Friede und Liebe und Gottes allmächtigen Schutz. Er weiß noch wohl, was er geschrieben hat.

---

137. Die Bekehrung.

Zwei Brüder im Westfälinger Land lebten miteinander in Frieden und Liebe, bis einmal der jüngere lutherisch blieb und der ältere katholisch wurde. Als der jüngere lutherisch blieb und der ältere katholisch wurde, thaten sie sich alles Herzeleid an. Zuletzt schickte der Vater den katholischen als Ladendiener in die Fremde. Erst nach einigen Jahren schrieb er zum erstenmal an seinen Bruder. „Bruder," schrieb er, „es geht mir doch im Kopf herum, daß wir nicht einen Glauben haben, und nicht in den nämlichen Himmel kommen sollen, vielleicht in gar keinen. Kannst du mich wieder lutherisch machen, wohl und gut, kann ich dich katholisch machen, desto besser." Also beschied er ihn in den roten Adler nach Neuwied, wo er wegen einem Geschäft durchreiste. „Dort wollen wir's ausmachen." In den ersten Tagen kamen sie nicht weit miteinander. Schalt der Lutherische: „Der Papst ist der Antichrist," schalt der Katholische: „Luther ist der Widerchrist." Berief sich der Katholische auf den heiligen Augustin, sagte der Lutherische: „Ich hab' nichts gegen ihn, er mag ein gelehrter Herr gewesen sein, aber beim ersten Pfingstfest zu Jerusalem war er nicht dabei." Aber am Samstag aß schon der Lutherische mit seinem Bruder Fastenspeise. „Bruder," sagte er, „der Stockfisch schmeckt nicht giftig zu den durchgeschlagenen Erbsen;" und abends ging schon der Katholische mit seinem Bruder in die lutherische Vesper. „Bruder," sagte er, „euer Schulmeister singt keinen schlechten Tremulant." Den andern Tag wollten sie miteinander zuerst in die Frühmesse, darnach in die lutherische Predigt, und was sie alsdann bis von heut über acht Tage der liebe Gott vermahnt, das wollten sie thun. Als sie aber aus der Vesper und aus dem grünen Baum nach Hause kamen, ermahnte sie Gott, aber sie verstanden es nicht. Denn der Ladendiener fand einen zornigen Brief von seinem Herrn. „Augenblicklich setzt Eure Reise fort. Hab' ich Euch auf eine Tridenter Kirchenversammlung nach Neuwied ge-

schickt, oder sollt Ihr nicht vielmehr die Musterkarte reiten?" Und der andere fand einen Brief von seinem Vater: „Lieber Sohn, komm heim sobald du kannst, du mußt spielen." Also gingen sie noch den nämlichen Abend unverrichteter Sachen auseinander, und dachten jeder für sich nach, was er von dem andern gehört hatte. Nach sechs Wochen schreibt der jüngere dem Ladendiener einen Brief: „Bruder, deine Gründe haben mich unterdessen vollkommen überzeugt. Ich bin jetzt auch katholisch. Den Eltern ist es insofern recht. Aber dem Vater darf ich nimmer unter die Augen kommen." Da ergriff der Bruder voll Schmerz und Unwillen die Feder. „Du Kind des Zorns und der Ungnade, willst du denn mit Gewalt in die Verdammnis rennen, daß du die seligmachende Religion verleugnest? Gestrigs Tags bin ich wieder lutherisch worden." Also hat der katholische Bruder den lutherischen bekehrt, und der lutherische hat den katholischen bekehrt, und war nachher wieder wie vorher, höchstens ein wenig schlimmer.

Merke: Du sollst nicht über die Religion grübeln und düfteln, damit du nicht deines Glaubens Kraft verlierst. Auch sollst du nicht mit Andersdenkenden darüber disputieren, am wenigsten mit solchen, die es ebenso wenig verstehen als du, noch weniger mit Gelehrten, denn die besiegen dich durch ihre Gelehrsamkeit und Kunst, nicht durch deine Überzeugung. Sondern du sollst deines Glaubens leben, und was gerade ist, nicht krumm machen. Es sei dann, daß dich dein Gewissen selber treibt zu schanschieren.

138. Der fremde Herr.

Einem Schneider in der Stadt waren seit ein paar Jahren die Nadeln ein wenig verrostet und die Schere zusammen gewachsen, also nährt er sich, so gut er kann. „Gevatter," sagt zu ihm der Perückenmacher, „Ihr tragt nicht gerne schwer; wollt Ihr nicht dem Herrn Dechant von Brassenheim eine neue Perücke bringen in einer Schachtel? Sie ist leicht, und er zahlt Euch den Gang." — „Gevatter," sagt der Schneider, „es ist ohnedem Jahrmarkt in Brassenheim. Leiht mir die Kleider, die Euch der irrende Ritter im Versatz gelassen hat, der Euch angeschmiert hat, so stell' ich auf dem Jahrmarkt etwas vor."

Der Adjunkt hat die Tugend, wenn er auf drei Stunden

im Revier einen Markt weiß, so ist ihm der Gang auch nicht zu weit, und ist er von dem Hausfreund wohl bezahlt, so giebt er dem Jahrmarkt viel zu lösen für neue weltliche Lieder und feine Damascener Maultrommeln. Also saß jetzt der Adjunkt auch zu Brassenheim im wilden Mann und musterte die Lieder: Erstes Lied: Ein Lämmlein trank vom frischen 2c. Zweites Lied: Schönstes Hirschlein über die Maßen 2c. Drittes Lied: Kein schöner Leben auf Erden 2c. und probierte die Trommeln. Kommt auf einmal der Schneider herein mit rotem Rock, hirschledernen Beinkleidern, Halbstiefeln und Zotteln daran, und zwei Sporen. Der Wirt zog höflich die Kappe ab, die Gäste auch, und „hat Euch, Herr Ritter, der Hausknecht das Pferd schon in den Stall geführt?" fragt ihn der Wirt. „Mein Normänder, der Scheck?" sagte der Schneider. „Ich hab ihn au Cerf eingestellt im Hirschen. Ich will hier nur ein Schöpplein trinken. Ich bin der berühmte Adelstan und reise auf Menschenkenntnis und Weinkunde;" „Platz da!" sagte er zum Adjunkt. Holla, denkt der Adjunkt, der meint auch, grob sei vornehm. Was gilt's, er ist nicht weit her? Als aber der Schneider die Gerte breit über den Tisch legte und räusperte sich wie ein Kamel, und betrachtete die Leute mit einem Brennglas und den Adjunkt auch, steht der Adjunkt langsam auf und sagt dem Wirt etwas halblaut in das Ohr. Ein Ehninger, der es hörte, sagt: „Herr Landsmann, Ihr seid auf der rechten Spur. Ich hab' ihn gesehn die Stiefel am Bach abwaschen und eine Gerte schneiden. Er ist zu Fuß gekommen." Ein Scherenschleifer sagte: „Ich kenn' ihn wohl, er ist einmal ein Schneider gewesen. Jetzt hat er sich zur Ruh' gesetzt und thut Botengänge um den Lohn." Also geht der Wirt ein wenig hinaus und kommt wieder herein. „So kann denn doch kein hiesiger Markt ohne ein Unglück vorübergehen," sagt er im Hereinkommen. „Da suchen die Hatschierer in allen Wirtshäusern einen Herrn in einem roten Rocke, der heute durch die Dörfer gallopiert ist, und ein Kind zu tot geritten hat." Da schauten alle Gäste den Ritter Adelstan an, der sagte in der Angst: „Mein Rock ist eher gelb als rot." Aber der Ehninger sagte: „Nein, aber Euer Gesicht ist eher blaß als gelb, und hat auf einmal viel Schweißtropfen darauf geregnet. Gesteht's, Ihr seid nicht geritten." „Doch er ist geritten," sagte der Wirt; „ich hab' ihm eben das Roß draußen angebunden. Es ist losgerissen im Hirsch und sucht ihn. Hat

nicht Euer Normänder die Mähnen unten am Hals und gespaltene Hufe, und wenn er wiehert, sollte man schier nicht meinen, daß es ein Roß ist? Zahlt Euer Schöpplein und reitet ordentlich heim.“ Als er aber vor das Haus kam und den Normänder sah, den ihm der Wirt an die Thüre gebunden hat, wollte er nicht aufsitzen, sondern ging zu Fuß zum Flecken heraus und wurde von den Gästen entsetzlich verhöhnt.

Merke: Man muß nie mehr scheinen wollen, als man ist und als man sich zu bleiben getrauen kann, wegen der Zukunft.

139. Teures Späßlein.

Man muß mit Wirten keinen Spaß und Mutwillen treiben, sonst kommt man unversehens an den unrechten. Einer in Basel will ein Glas Bier trinken, das Bier war sauer, zog ihm den Mund zusammen, daß ihm die Ohren bis auf die Backen hervor kamen. Um es auf eine witzige Art an den Tag zu legen und den Wirt vor den Gästen lächerlich zu machen, sagte er nicht: „Das Bier ist sauer,“ sondern, „Frau Wirtin,“ sagte er, „könnt' ich nicht ein wenig Salat und Öl zu meinem Bier haben?“ Die Wirtin sagte: „In Basel kann man für Geld alles haben,“ strickte aber noch ein wenig fort, als wenn sie's wenig achtete, denn sie war eben am Zwickel. Nach einigen Minuten, als unterdessen die Gäste miteinander diskurierten und einer sagte: „Habt ihr gestern das Kamel auch gesehen und den Affen?“ ein anderer sagte: „Es ist kein Kamel, es ist ein Trampeltier;“ sagte die Wirtin: „Mit Erlaubnis“ und deckte eine schneeweiße Serviette vom feinsten Gebilde auf den Tisch. Jeder glaubte, der andere habe ein Bratwürstlein bestellt, oder etwas, und „es ist doch ein Kamel“, sagte ein dritter, „denn es ist weiß, die Trampeltiere sind braun“. Unterdessen kam die Wirtin wieder mit einem Teller voll zarter Cucümmerlein aus dem markgräfischen Garten, aus dem Treibhaus, fein geschnitten wie Postpapier, und mit dem kostbarsten genuesischen Baumöl angemacht, und sagte zu dem Gast mit spöttischem Lächeln: „Ist's gefällig?“ Also lachten die andern nicht mehr den Wirt aus, sondern den Gast, und wer wohl oder übel seinen Spaß mit zehen Batzen, fünf Rappen Basler Währung bezahlen mußte, war er.

140. Der General-Feldmarschall Suwarow.

Das Stücklein von Suwarow, wie er sein eigenes Kommando respektierte, hat dem geneigten Leser nicht übel gefallen. Von ihm selber wäre viel Anmutiges zu erzählen.

Wenn ein vornehmer Herr nicht hochmütig ist, sondern redet auch mit geringen Leuten, und stellt sich manchmal, als wenn er nur ihresgleichen wäre, so sagt man zu seinem Lob: er ist ein gemeiner Herr. Suwarow konnte manchen schimmernden Ordensstern an die Brust hängen, manchen Diamantring an die Finger stecken und aus mancher goldenen Dose Tabak schnupfen. War er nicht Sieger in Polen und in der Türkei, russischer General-Feldmarschall und Fürst, und an der Spitze von dreimalhunderttausend Mann so viel als seinesgleichen ein anderer? Aber bei dem allen war er ein sehr gemeiner Herr.

Wenn es nicht sein mußte, so kleidete er sich nie wie ein General, sondern wie es ihm bequem war. Manchmal, wenn er kommandierte, so hatte er nur einen Stiefel an. An dem andern Bein hing ihm der Strumpf herunter und die Beinkleider waren auf der Seite aufgeknüpft. Denn er hatte einen Schaden am Knie.

Oft war er nicht einmal so gut gekleidet. Morgens, wenn's noch so frisch war, ging er aus dem Bett oder von der Streue weg, vor dem Zelt im Lager spazieren, nackt und bloß wie Adam im Paradies, und ließ ein paar Eimer voll kaltes Wasser über sich herabgießen zur Erfrischung.

Er hatte keinen Kammerdiener und keinen Heiduck, nur einen Knecht, keine Kutsche und kein Roß. In dem Treffen setzte er sich aufs nächste beste.

Sein Essen war gemeine Soldatenkost. Niemand freute sich groß, wenn man von ihm zur Mittagsmahlzeit eingeladen wurde. Manchmal ging er zu den gemeinen Soldaten ins Zelt und war wie ihresgleichen.

Wenn ihm auf dem Marsch, oder im Lager, oder wo es war, etwas ankam, wo ein anderer an einen Baum steht, oder hinter eine Hecke geht, da machte er kurzen Prozeß. Seinetwegen durfte ihm jedermann zuschauen, wer's noch nie gesehen hat.

Bei den vornehmsten Gelegenheiten, wenn er in der kostbarsten Marschallsuniform voll Ehrenkreuzen und Ordenssternen

3. Siehe S. 143.

da stand, und wo man ihn ansah, von Gold und Silber funkelte und klingelte, trieb er's doch wie ein säuberlicher Bauer, der wegwirft, was ein Herr in die Rocktasche steckt. Er schneuzte die Nase mit den Fingern, strich die Finger am Ärmel ab, und nahm alsdann wieder eine Prise aus der goldenen Dose.

Also lebte der General und Fürst Italinsky Suwarow.

141. Feuerfünklein.

Zu Bonndorf im Donaukreis warf eine Frau am 12. April 1810 die heiße Asche in ein hölzernes Gefäß, stellte es auf den Hausgang und dachte an nichts. Aber in der nächsten Nacht, früh um 1 Uhr, stand das Häuslein in Flammen. Nein, das ganze obere Dorf stand in Flammen, und die Nacht war so hell wie der Tag. In kurzer Zeit war's um zwanzig Firsten und unserer lieben Frauenkapelle Nr. 16 so viel als geschehen. Siebenundzwanzig Haushaltungen verloren Wohnung und Habe. Man kommt aus einer nächtlichen Feuersbrunst heraus fast wie aus Mutterleib, nackt und arm und hilflos, und man weiß fast nicht, wer unglücklicher ist, der Reiche oder der Arme. Denn der Reiche kann viel verlieren, aber der Arme alles.

Merke: Man muß die heiße Asche nie in ein hölzernes Geschirr sammeln, wenn man nicht gern die Hände über den Kopf zusammenschlagen und sein Leben lang ein unruhiges Herz haben will. Man muß auch die Tabakspfeifen nicht in Sägmehl oder so etwas ausleeren; denn das Holz tötet das Feuer nicht, aber das Feuer frißt das Holz. Dem Hausfreund ist selber schon so etwas passiert, zur Zeit des Rastatter Kongresses, und er thät's auch nimmer, wenn er's noch einmal zu thun hätte. Man meint, das Wasser sei gefährlicher als das Feuer. Nein, das Feuer ist gefährlicher, weil es an allem, was es frißt, neue Nahrung und Stärke gewinnt. Mit einem Glas voll Wasser kann man kein Haus ersäufen, keinen Gänsstall, kein Hühnernest. Aber mit einem Feuerfünklein kann man ein ganzes Dorf verbrennen, nicht allein aus Bosheit, sondern auch aus Leichtsinn und Unverstand.

7. Nicht im Schatzkästlein.

142. Die französische Armee.

In dem Jahr 1809 auf 1810 hat sich die Armee des französischen Kaisers belaufen auf 900 000 Mann zu Fuß, 100 000 Mann zu Pferd und 50 000 Artillerie und Packpferde.

In diesem einzigen Jahre sind mehr als 200 000 Mann und 60 000 Pferde ausgehoben worden.

Der Kaiser hat 40 000 Kanonen.

In den Jahren 1806 und 1807 hat die Armee und der Krieg gekostet 600 Millionen.

Im Jahr 1808 aber 580 Millionen.

Im Jahr 1809 stiegen die Kosten auf 640 Millionen.

Viel Millionen!

143. Die zwei Postillione.

Zwei Handelsleute reisten oft auf der Extrapost von Fürth nach Hechingen, oder von Hechingen nach Fürth, wie jeden sein Geschäft ermahnte, und gab der eine dem Postillion ein schlechtes Trinkgeld, so gab ihm der andere kein gutes. Denn jeder sagte: „Für was soll ich dem Postknecht einen Zwölfer schenken? ich trag' ja nicht schwer daran." Die Postillione aber, der von Dünkelsbühl und der von Ellwangen sagten: „Wenn wir nur einmal den Herren einen Dienst erweisen könnten, daß sie spendaschlicher würden!" Eines Tages kommt der Fürther in Dünkelsbühl an und will weiters. Der Postillion sagte zu seinem Kameraden: „Fahr du den Passagier." Der Kamerad sagte: „Es ist an dir." Unterdessen saß der Reisende ganz geduldig in seinem offenen Eliaswagen, bis der Postillion aufsaß. Als er sah, daß der Postillion im Sattel recht saß und die Peitsche erhob, sagte er: „Fahr zu, Schwager! Werf Er mich nicht um!" Am nämlichen Nachmittag fuhr auch der Hechinger von Ellwangen ab, und der Postillion dachte bei sich selbst: „Wenn jetzt nur mein Kamerad von Dünkelsbühl mit dem Fürther auch auf dem Weg wäre!" Indem er fährt, bergauf bergab, nicht weit vom Segringer Zollhaus, wo dem Hausfreund und seinem Herr Bruder auch einmal die Haare geschnitten worden sind, begegnen sie einander; keiner will dem andern ausweichen. Jeder

1. Nicht im Schatzkästlein

sagt: „Ich führe einen honetten Herrn, keinen Pfennigschaber, wie du, dem seine Sechsbatzenstücke aussehen wie Hildburghäuser Groschen.“ Endlich legte sich der Fürther auch in den Streit: „Gott's Wunder!“ sagte er; „sollen wir noch einmal vierzig Jahr in der Wüste bleiben?“ und schimpfte zuletzt den Ellwanger, daß ihm dieser mit der Peitsche einen Hieb ins Gesicht gab. Der Dünkelsbühler sagt: „Du sollst meinen Passagier nicht hauen, er ist mir anvertraut und zahlt honett, oder ich hau' den deinigen auch.“ — „Untersteh dich und hau mir meinen Herrn!“ sagte der Ellwanger. Also hieb der Dünkelsbühler des Ellwangers Passagier und der Ellwanger hieb des Dünkelsbühlers Passagier, und riefen einander in unaufhörlichem Zorn zu: „Willst du meinen Herrn in Frieden lassen oder soll ich dir den deinigen ganz zu einem Lungenmus zusammenhauen?“ und je schmerzlicher der eine Ach und der andere Weih schrie, desto kräftiger hieben die Postillione auf sie ein, bis sie des unbarmherzigen Spaßes selber müde wurden. Als sie aber auseinander waren und jeder wieder seines Weges fuhr, sagten die Postillione zu ihrem Reisenden so und so: „Nicht wahr, ich habe mich Euer rechtschaffen angenommen? Mein Kamerad wird's niemand rühmen, wie ich ihm seinen Herren zerhauen habe. Aber diesmal kommt's Euch auch auf ein besseres Trinkgeld nicht an.“ „Wenn's der Fürst wüßte,“ sagte der Dünkelsbühler, „es wäre ihm um einen Marb'or nicht leid. Er sieht darauf, daß man die Reisenden gut hält.“

Merke: Es ist kein Geld schlechter erhaust, als was man armen Leuten am Lohn und Trinkgeld vorenthält, und wofür man gehauen oder sonst verunehrt wird. Für ein paar Groschen kann man viel Freundlichkeit und guten Willen kaufen.

---

144. Der betrogene Krämer.

Ein Rubel ist in Rußland eine Silbermünze und beträgt 27 Batzen hin oder her, ein Imperial aber ist ein Goldstück und thut zehen Rubel, deswegen kann man wohl für einen Imperial einen Rubel bekommen, zum Beispiel, wenn man in den Karten neun Rubel verliert, aber nicht für einen Rubel einen Imperial. Allein ein schlauer Soldat in Moskau sagte doch: „Was gilt's? morgen auf dem Jahrmarkt will ich mit einem Rubel einen doppelten Imperial angeln.“ Als den andern Tag in langen Reihen

von Kaufläden der Jahrmarkt aufging, vor allen Ständen standen schon die Leute, lobten und tadelten, boten ab und boten zu, und die Menge ging auf und ging ab, und die Knaben grüßten die Mägdlein, kommt auf einmal der Soldat mit einem Rubel in den Händen. „Wem gehört dieser Kaiserthaler, dieser Rubel? gehört er Euch?“ fragt er jeden Krämer an jedem Stand. Einer, der ohnehin nicht viel Geld löste und lange zusah, dachte endlich: Wenn dich dein Geld an die Finger brennt, die meinigen sind nicht so blöde. Hierher, Musketier, der Rubel ist mein. Der Soldat sagte: „Wenn Ihr mir nicht gerufen hättet, ich hätt' Euch schwerlich gefunden unter der Menge,“ und giebt ihm den Rubel. Der Kaufmann betrachtet ihn hin und her, und klingelt daran, ob er gut sei; ja er war gut, und steckt ihn in die Tasche. „Seid so gut und gebt mir denn jetzt auch meinen Imperial,“ sagte der Musketier. Der Kaufmann erwiderte: „Ich habe keinen Imperial von Euch, so bin ich Euch auch keinen schuldig. Da habt Ihr Euren einfältigen Rubel wieder, wenn Ihr nur Spaß wollt machen.“ Aber der Musketier sagte: „Meinen zweifältigen Imperial gebt mir heraus, mein Spaß ist Ernst und die Marktwache, die Polizei wird zu finden sein.“ Ein Wort gab das andere, das glimpfliche gab das trotzige, und das trotzige gab das schnöde, und es hängte sich an den Stand mit Leuten an, wie ein Bart an einem Bienenkorb. Auf einmal bohrt etwas wie ein Maulwurf durch die Menge. „Was geht hier vor?“ fragt der Polizeisergeant, als er sich mit seinen Leuten durch die Menge durchgebohrt hatte. „Was geht vor? frag' ich.“ Der Krämer wußte wenig zu sagen, aber desto mundfertiger war der Musketier. Vor keiner Viertelstunde, erzählte er, hab' er diesem Mann für einen Rubel abgekauft, das und das. Als er ihn bezahlen wollte, in allen Taschen habe er kein Geld gefunden, nur einen doppelten Imperial, den ihm sein Pate geschenkt habe, als er gezogen wurde. So habe er ihm den Imperial als Unterpfand zurückgelassen, bis er den Rubel bringe. Wie er mit dem Rubel wiederkommen sei, hab' er den rechten Kaufladen nimmer gefunden, und an allen Ständen gefragt: „Wem bin ich einen Rubel schuldig?“ so habe dieser da gesagt, er sei derjenige, und sei's auch, und habe ihm auch den Rubel abgenommen, aber von dem Imperial wolle er nichts wissen. „Wollt Ihr ihn jetzt gutwillig herausgeben oder nicht?“ Als aber der Polizeisergeant die Umstehenden fragte, und die Umstehenden sagten: ja der Mus-

ketier habe an allen Kaufläden gefragt, wem der Rubel gehöre, und dieser habe bekannt, er gehöre ihm, und habe ihn auch angenommen und daran geklingelt, ob er probat sei. Als der Polizeihauptmann das hörte, so gab er den Bescheid: „Habt Ihr Euern Rubel bekommen, so gebt dem Soldaten auch seinen Imperial zurück, oder man petschiert Euch Euren Stand mit Lattnägeln zusammen, und Ihr werdet zwischen Euren eigenen Brettern eingeschachtelt und eingeschindelt, und könnt Ihr alsdann lang Hunger leiden, so könnt Ihr auch lang leben." Das sagte der Anführer der Polizeiwache, und wer dem Musketier für einen Rubel einen Imperial herausgeben mußte, war der Kaufmann.

Merke: Fremdes Gut frißt das eigene, wie neuer Schnee den alten.

---

145. Rettung einer Offiziersfrau.

Es muß manchmal recht wild und blutig in der Welt hergehen, daß die edle Denkungsart eines Menschen bekannt werde, den man nicht drum ansieht.

In Tirol, wo es während des letzten Krieges recht wild und blutig herging, da hatten sie eben einen bayerischen Stabsoffizier ermordet und mit noch blutigen Säbeln und Mistgabeln drangen sie in das Gemach, wo seine Gattin mit ihrem Kind in dem Schoß weinte und ihr Leid Gott klagte, und wollten sie auch ermorden. „Ja," fuhr sie einer von ihnen wütend an, und war der allerärgste, „für Euer Leben giebt es kein Lösegeld, und Euer Bürschlein da hat auch bayerisch Blut in den Adern. In einer Stunde müßt Ihr sterben, zuerst Euer kleiner Sadrach, hernach Ihr. Laßt

13. Danach im Kalender: Der listige Kaufherr, beginnend: „Der Adjunkt, der dies schreibt." — 14. Freyburger Zeitung vom 18. Nov. 1809: Die Gemahlin eines bayrischen Stabsoffiziers, den die wütenden Tiroler Rebellen gemordet hatten, saß mit ihrem Kinde auf dem Arme, in Schmerz versunken, auf ihrem Zimmer. Plötzlich drang ein wilder Haufe herein, und sie sah ihrem gewissen Tode entgegen; aber einer der allerwütendsten verschaffte ihr einige Stunden Frist, und man ließ sie allein. Nach einigen Minuten kam eben der am blutgierigsten Scheinende zurück und sagte mit Wehmut: „Gnädige Frau! Ihr Kind kann und will ich retten; geben Sie mir es und empfehlen Sie Ihre Seele Gott." Man kann sich diese Scene und den schmerzhaften Kampf der Mutter denken. Der Tiroler wurde dringend, riß ihr das Kind weg, und versprach auch sie binnen einer Stunde zu retten. Er hielt Wort, brachte Bauernkleider, vermummte sie und eilte mit ihr die Treppe hinab, an deren letzten Stufen ihnen schon der mordsüchtige Haufe begegnete und ihn fragte, ob die Dame noch oben sei. „Ja," antwortete er, „macht nur, daß ihr hinauf kommt, sonst findet ihr sie nicht mehr, denn sie will sich eben verstecken." So wurde die Mutter und das Kind gerettet. — 26. Sadrach, der Name des einen von Daniels Gefährten; scheint hier in Anlehnung an Satan die Bedeutung eines Scheltwortes zu haben.

ihr eine Stunde Zeit," sagte er zu den andern, „daß sie noch beten kann; sie ist eine katholische Christin."

Nach einer Viertelstunde aber, als sie allein war und betete, kam er wieder und sagte: „Gnädige Frau, Ihr kennt mich noch, so bitte ich Euch, Ihr wollt ob mir nicht erschrecken und nicht in bösem aufnehmen, was ich in guter Meinung gesagt habe. Gebt mir Euer Kind unter den Mantel, so will ich es retten und zu meiner Mutter bringen, und zieht unterdessen dieses Plunder an," das er unter dem Mantel hervorzog, „so will ich's versuchen, ob ich Euch mit Gottes und unserer Frauen Hilfe auch kann retten." Als er das Kind in Sicherheit gebracht hatte und wieder kam, stand sie schon da angekleidet wie ein Tiroler. Da drückte er ihr den schlappen Hut recht ins Gesicht, richtete ihr den Hosenträger besser zurecht, und gab ihr seine Mistgabel in die Hand, als wenn sie auch ein Rebeller wäre und zu den Leibgardisten und Hellebardieren des Sandwirt Hofers gehörte. „Kommt denn jetzt," sagte er, „in Gottes Namen, und tretet herzhaft auf, wenn Ihr hinaus kommt, und macht Euch ein wenig breit." Als sie aber miteinander die Treppe hinab gingen, kamen die andern wieder und, „hast du ihr den Treff schon gegeben, Seppel?" fragte ihn einer. Da sagte er: „Nein, sie hat die Thüre zugeschlossen und gebetet. Jetzt kann sie fertig sein. Ich hab' sie durchs Schlüsselloch gesehen, und sie stand eben auf, als ich durchsah." Also ging er mit ihr die Treppe hinab, und die andern stürmten an ihr vorbei, die Treppe hinauf, und während sie vor der verschlossenen Thüre lärmten und pochten und in das leere Gemach hinein riefen: „Seid Ihr bald fertig? die Thüre soll bald eingetreten sein," brachte er sie auch zu seiner Mutter und gab ihr ihr Kindlein wieder, und das Kindlein lächelte, aber sie weinte und drückte es brünstig an ihr Gesicht und an ihren Busen. Also hatte sie der edle Tiroler glücklich und mit Gottes Hilfe aus den Händen ihrer Mörder errettet, und hat sie hernach die Nacht hindurch auf heimlichen Wegen fortgeführt, und bis an ein bayerisch Pikett gebracht, als eben die Sonne aufging.

---

8. Plunder, Kleider.

146. Baumzucht.

Der Adjunkt tritt mit schwarzen Lippen, ohne daß er's weiß, mit blauen Zähnen und herabhängenden Schnüren an den Beinkleidern, zu dem Hausfreund. „Die Kirschen," sagt er, „schmecken mir doch nie besser, als wenn ich selber frei und keck wie ein Vöglein auf dem luftigen Baum kann sitzen, und essen frisch weg von den Zweigen die schönsten, — auf einem Ast ich, auf einem andern ein Spatz."

„Wir nähren uns doch alle," sagt er, „an dem nämlichen großen Hausvaters-Tisch und aus der nämlichen milden Hand die Biene, die Grundel im Bach, der Vogel im Busch, das Rößlein und der Herr Vogt, der darauf reitet."

„Hausfreund," sagt der Adjunkt, „singt mir einmal in Eurer Weise das Liedlein vom Kirschbaum. Ich will dazu pfeifen auf dem Blatt."

Der lieb Gott het zum Frühlig gseit:
Gang, deck im Würmli au si Tisch!
Druf het der Chriesbaum Blätter treit,
viel tausig Blätter grün und frisch.

Und 's Würmli usem Ey verwacht's,
's het geschlofen in si'm Winterhuus,
es streckt si, und spert 's Müüli uf,
und ribt die blöden Augen us.

Und druf se hets mit stillem Zahn
am Blättli g'nagt enander no
und gseit: „Wie ist das Gemües so gut!
Me chuunt schier nimme weg dervo."

Und wieder het der lieb Gott gseit:
„Deck jez im Imli au si Tisch."
Druf het de Chriesbaum Blüethe treit,
viel tausig Blüethe wiiß und frisch.

Und 's Immli siehts und fliegt druf los,
früeih in der Sunne Morge-Schin.
Es denkt: „das wird mi Caffe sy,
sie hen doch chosper Porzelin.

1. Im Morgenblatt vom 15. Oktober 1810 als Probe mitgeteilt. — 16. Ein Teil eines Konzepts in Hebels Nachlaß; Schrift nicht später als 1807; aber stark abweichende Fassung. Siehe oben Abt. I, S. 131.

Wie sufer sin die Chächeli gschwenkt!“
Es streckt si trochche Züngli dri.
Es trinkt und seit: „Wie schmeckts so süeß,
do mueß der Zucker wohlfel sy.“

Der lieb Gott het zum Summer gseit:
„Gang, deck im Spätzli au si Tisch!“
Druf het der Chrießbaum Früchte treit.
Viel tausig Chriesi roth und frisch.

Und's Spätzli seit: „Isch das der B'richt?
do sizt me zu, und frogt nit lang.
Das git mer Chraft in Mark und Bei',
und stärkt mer d' Stimm zum neue Gsang.“

„Hausfreund,“ sagt der Adjunkt, „hat Euch auch manchmal der Feldschütz verjagt ab den Kirschbäumen in Eurer Jugend? Und habt Ihr, wenn's noch so dunkel war, den Weg doch gefunden auf die Zwetschgenbäume im Pfarrgarten zu Schopfen, und Äpfel und Nüsse eingetragen auf den Winter, wie meiner Frau Schwiegermutter ihr Eichhörnlein, das sie Euch geschenkt hat? Man denkt doch am längsten dran, was einem in der Jugend begegnet ist.“

Das geht natürlich zu, sagt der Hausfreund, man hat am längsten Zeit, daran zu denken.

Der lieb Gott het zum Spötlig gseit:
„Ruum ab! sie hen jez alli g'ha.“
Druf het e chüele Bergluft gweiht,
und 's het scho chleini Rife g'ha.

Und d' Blättli werde gel und roth
und fallen eis im andere no
und was vom Boden obsi chuunt,
muß au zum Bode nidsi go.

Der lieb Gott het zum Winter gseit:
„Deck weidli zu, was übrig ist.“
Druf het der Winter Flocke gstreut —

„Hausfreund,“ sagt der Adjunkt, „Ihr seid ein wenig heiser. Wenn ich die Wahl hätte ein eigenes Kühlein oder ein eigener Kirschbaum oder Nußbaum, lieber ein Baum.“

Der Hausfreund sagt: „Adjunkt, Ihr seid ein schlauer Gesell. Ihr denkt, wenn ich einen eigenen Baum hätte, so hätt' ich auch

einen eigenen Garten oder Acker, wo der Baum darauf steht. Eine eigene Hausthüre wäre auch nicht zu verachten, aber mit einem eigenen Kühlein auf seinen vier Beinen könntet Ihr übel dran sein."

„Das ist's eben," sagt der Adjunkt, „so ein Baum frißt keinen Klee und keinen Haber. Nein er trinkt still wie ein Mutterkind den nährenden Saft der Erde, und saugt reines warmes Leben aus dem Sonnenschein, und frisches aus der Luft, und schüttelt die Haare im Sturm. Auch könnte mir das Kühlein zeitlich sterben. Aber so ein Baum wartet auf Kinder und Kindeskinder mit seinen Blüten, mit seinen Vogelnestern und mit seinem Segen. Die Bäume wären die glücklichsten Geschöpfe, meint der Adjunkt, wenn sie wüßten, wie frei und lustig sie wohnen, wie schön sie sind im Frühling und in ihrem Christkindleinsstaat im Sommer, und alles stehen bleibt und sie betrachtet und Gott dankt, oder wenn der Wanderer ausruht in ihrem Schatten, und ein Pfeiflein Tabak genießt, oder ein Stücklein Käs, und wie sie gleich dem Kaiser Wohlthaten austeilen können, und jung und alt froh machen umsonst, und im Winter allein nicht heimgehen. Nein sie bleiben draußen und weisen den Wandersmann zurecht, wenn Fahrwege und Fußpfade verschneit sind: Rechts — jetzt links — jetzt noch ein wenig links über das Berglein."

„Hausfreund," sagt der Adjunkt, „wenn Ihr einmal Vogt werdet, Stabhalter seid Ihr schon, oder gar Kreisrat, das Alter hättet Ihr, so müßt Ihr Euere Untergebenen fleißig zur Baumzucht und zur Gottseligkeit anhalten, und ihnen selber mit einem guten Beispiel voranleuchten. Ihr könnt Eurer Gemeinde keinen größeren Segen hinterlassen. Denn ein Baum, wenn er gesetzt oder gezweigt wird, kostet nichts oder wenig, wenn er aber groß ist, so ist er ein Kapital für die Kinder und trägt dankbare Zinsen. Die Gottseligkeit aber hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens."

„Wenn ich mir einmal so viel bei Euch erworben habe," sagt der Adjunkt zum Hausfreund, „daß ich mir ein eigenes Gütlein kaufen, und meiner Frau Schwiegermutter ihre Tochter heiraten kann, und der liebe Gott beschert mir Nachwuchs, so setze ich jedem meiner Kinder ein eigenes Bäumlein, und das Bäumlein muß heißen wie das Kind, Ludwig, Johannes, Henriette, und ist

22 f. Vogt ist der Bürgermeister, Stabhalter der zweite Ortsvorgesetzte

sein erstes eigenes Kapital und Vermögen, und ich sehe zu, wie sie miteinander wachsen und gedeihen und immer schöner werden, und wie nach wenig Jahren das Büblein selber auf sein Kapital klettert und die Zinsen einzieht. Wenn mir aber der liebe Gott eines von meinen Kindern nimmt, so bitte ich den Herrn Pfarrer oder den Dekan, und begrabe es unter sein Bäumlein, und wenn alsdann der Frühling wiederkehrt, und alle Bäume stehen wie Auferstandene von den Toten in ihrer Verklärung da, voll Blüten und Sommervögel und Hoffnung, so lege ich mich an das Grab und rufe leise hinab: „Stilles Kind, dein Bäumlein blüht. Schlafe du indessen ruhig fort! Dein Maitag bleibt dir auch nicht aus.“

Er ist kein unwäger Mensch der Adjunkt.

---

147. Unverhofftes Wiedersehen.

In Falun in Schweden küßte vor guten fünfzig Jahren und mehr ein junger Bergmann seine junge hübsche Braut und sagte zu ihr: „Auf Sankt Luciä wird unsere Liebe von des Priesters Hand gesegnet. Dann sind wir Mann und Weib und bauen uns ein eigenes Nestlein.“ — „Und Friede und Liebe soll darin wohnen,“ sagte die schöne Braut mit holdem Lächeln, „denn du bist mein einziges und alles, und ohne dich möchte ich lieber im Grab sein, als an einem andern Ort.“ Als sie aber vor St. Luciä der Pfarrer zum zweitenmal in der Kirche ausgerufen hatte: „So

12. **unwäger**, übler. — 13. Jason 1809, I, 314. **Dichteraufgabe.** (Aus Schuberts genialen Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft.) „Man fand einen ehemaligen Bergmann in der schwedischen Eisengrube zu Falun, als zwischen zween Schachten ein Durchschlag versucht wurde. Der Leichnam, ganz mit Eisenvitriol durchdrungen, war anfangs weich, wurde aber, sobald man ihn an die Luft gebracht, so hart wie Stein. Funfzig Jahre hatte derselbe in einer Tiefe von dreihundert Ellen in jenem Vitriolwasser gelegen; und niemand hätte die noch unveränderten Gesichtszüge des verunglückten Jünglings erkannt, niemand die Zeit, seit welcher er in dem Schachte gelegen, gewußt, da die Bergchroniken, sowie die Volkssagen bei der Menge der Unglücksfälle in Ungewißheit waren, hätte nicht das Andenken der ehemals geliebten Züge eine alte treue Liebe bewahrt. Denn als um den kaum hervorgezogenen Leichnam das Volk, die unbekannten jugendlichen Gesichtszüge betrachtend steht, da kommt an Krücken und mit grauem Haar ein Mütterchen, mit Thränen über den geliebten Toten, der ihr verlobter Bräutigam gewesen, hinsinkend, die Stunde segnend, da ihr noch an den Pforten des Grabes ein solches Wiedersehen gegönnt war, und das Volk sah mit Verwunderung die Wiedervereinigung dieses seltenen Paares, da sich das eine im Tode und in tiefer Gruft das jugendliche Aussehen, das andere bei dem Verwelken und Veralten des Leibes die jugendliche Liebe treu und unverändert erhalten hatte; und wie bei der funfzigjährigen Silberhochzeit der noch jugendliche Bräutigam starr und kalt, die alte und graue Braut voll warmer Liebe gefunden wurde.“ Der Herausgeber fordert in begeisterten Worten zur dichterischen Behandlung dieses Stoffes auf. Zwei poetische Darstellungen erschienen darauf im Jason selbst, eine andere im Morgenblatt vom 25. September 1810.

nun jemand Hindernis wüßte anzuzeigen, warum diese Personen nicht möchten ehelich zusammen kommen." Da meldete sich der Tod. Denn als der Jüngling den andern Morgen in seiner schwarzen Bergmannskleidung an ihrem Haus vorbei ging, der Bergmann hat sein Totenkleid immer an, da klopfte er zwar noch einmal an ihrem Fenster und sagte ihr guten Morgen, aber keinen guten Abend mehr. Er kam nimmer aus dem Bergwerk zurück, und sie saumte vergeblich selbigen Morgen ein schwarzes Halstuch mit rotem Rand für ihn zum Hochzeittag, sondern als er nimmer kam, legte sie es weg und weinte um ihn, und vergaß ihn nie. Unterdessen wurde die Stadt Lissabon in Portugal durch ein Erdbeben zerstört, und der siebenjährige Krieg ging vorüber, und Kaiser Franz der Erste starb, und der Jesuitenorden wurde aufgehoben und Polen geteilt, und die Kaiserin Maria Theresia starb, und der Struensee wurde hingerichtet, Amerika wurde frei, und die vereinigte französische und spanische Macht konnte Gibraltar nicht erobern. Die Türken schlossen den General Stein in der Veteraner Höhle in Ungarn ein, und der Kaiser Joseph starb auch. Der König Gustav von Schweden eroberte russisch Finnland, und die französische Revolution und der lange Krieg fing an, und der Kaiser Leopold der Zweite ging auch ins Grab. Napoleon eroberte Preußen, und die Engländer bombardierten Kopenhagen, und die Ackerleute säeten und schnitten. Der Müller mahlte, und die Schmiede hämmerten, und die Bergleute gruben nach den Metalladern in ihrer unterirdischen Werkstatt. Als aber die Bergleute in Falun im Jahr 1809 etwas vor oder nach Johannis zwischen zwei Schachten eine Öffnung durchgraben wollten, gute dreihundert Ellen tief unter dem Boden, gruben sie aus dem Schutt und Vitriolwasser den Leichnam eines Jünglings heraus, der ganz mit Eisenvitriol durchdrungen, sonst aber unverwest und unverändert war; also daß man seine Gesichtszüge und sein Alter noch völlig erkennen konnte, als wenn er erst vor einer Stunde gestorben, oder ein wenig eingeschlafen wäre an der Arbeit. Als man ihn aber zu Tag ausgefördert hatte, Vater und Mutter, Gefreundte und Bekannte waren schon lange tot, kein Mensch wollte den schlafenden Jüngling kennen oder etwas von seinem Unglück wissen, bis die ehemalige Verlobte des Bergmanns kam, der eines Tages auf die Schicht gegangen

18. Die Veteranihöhle am linken Ufer der Donau, oberhalb Neuorsova. Im Jahre 1718 wurde sie befestigt, und Major Stein hielt sich hier mit dem Rest eines Bataillons 21 Tage lang.

war und nimmer zurückkehrte. Grau und zusammengeschrumpft kam sie an einer Krücke an den Platz und erkannte ihren Bräutigam; und mehr mit freudigem Entzücken als mit Schmerz sank sie auf die geliebte Leiche nieder, und erst als sie sich von einer langen heftigen Bewegung des Gemüts erholt hatte, „es ist mein Verlobter,“ sagte sie endlich, „um den ich fünfzig Jahre lang getrauert hatte, und den mich Gott noch einmal sehen läßt vor meinem Ende. Acht Tage vor der Hochzeit ist er unter die Erde gegangen und nimmer herauf gekommen.“ Da wurden die Gemüter aller Umstehenden von Wehmut und Thränen ergriffen, als sie sahen die ehemalige Braut jetzt in der Gestalt des hingewelkten kraftlosen Alters und den Bräutigam noch in seiner jugendlichen Schöne, und wie in ihrer Brust nach 50 Jahren die Flamme der jugendlichen Liebe noch einmal erwachte; aber er öffnete den Mund nimmer zum Lächeln oder die Augen zum Wiedererkennen; und wie sie ihn endlich von den Bergleuten in ihr Stüblein tragen ließ, als die einzige, die ihm angehöre und ein Recht an ihn habe, bis sein Grab gerüstet sei auf dem Kirchhof. Den andern Tag, als das Grab gerüstet war auf dem Kirchhof und ihn die Bergleute holten, schloß sie ein Kästlein auf, legte sie ihm das schwarzseidene Halstuch mit roten Streifen um, und begleitete ihn alsdann in ihrem Sonntagsgewand, als wenn es ihr Hochzeittag und nicht der Tag seiner Beerdigung wäre. Denn als man ihn auf dem Kirchhof ins Grab legte, sagte sie: „Schlafe nun wohl, noch einen Tag oder zehen im kühlen Hochzeitbett, und laß dir die Zeit nicht lange werden. Ich habe nur noch wenig zu thun, und komme bald, und bald wird's wieder Tag. — Was die Erde einmal wieder gegeben hat, wird sie zum zweitenmal auch nicht behalten,“ sagte sie, als sie fortging und noch einmal umschaute.

148. Drei Worte.

Ein Jude in Endingen im Wirtshaus erblickte einen Kaufherrn, der ihm bekannt vorkam. „Seid Ihr nicht einer von den graußmütigen Herrn, daß ich hab' die Gnad' gehabt, mit ihnen von Basel nach Schalampi zu fahren auf dem Wasser.“ Der Kaufherr, er war von Gersau, sagte: „Hast du unterdessen nichts Neues

30. Nicht im Schatzkästlein.

ausspintisiert, Reichskamerad?" Der Jud antwortet: „Habt Ihr gute Geschäfte gemacht auf der Messe? Wenn Ihr gute Geschäfte gemacht habt, — um einen Sechsbätzner, Ihr könnten mir drei Worte nicht nachsagen." Der Gersauer dachte: Ein paar Franken hin oder her. Laß hören! Der Jud sagte: Messerschmied. Der Gersauer: Messerschmied. Dudelsack — Dudelsack. Da schmunzelte der Jude und sagte: Falsch! — Da dachte der Gersauer hin und her, wo er könnte gefehlt haben. Aber der Jude zog eine Kreide aus der Tasche und machte damit einen Strich. „Einmal gewonnen." „Noch einmal!" sagte der Kaufherr. Der Jud sagte: Baumöl. Der Kaufherr: Baumöl. Rotgerber — Rotgerber. Da schmunzelte der Hebräer abermal und sagte: Falsch, und so trieben sie's zum sechstenmal. Als sie's zum sechstenmal so getrieben hatten, sagte der Kaufherr: „Nun will ich dich bezahlen, wenn du mich überzeugen kannst, wo ich gefehlt habe." Der Jude sagte: „Ihr habt mir das dritte Wort nie nachgesprochen. „Falsch" war das dritte Wort, das habt Ihr mir nie nachgesprochen," und also war die Wette gewonnen.

149. Zustand von Europa im August 1810.

Östreich ruht jetzt im Frieden aus von den Wunden des letzten schrecklichen Kriegs, der vom Rhein bis nach Wien und von Italien bis ins Ungarland hinein gewütet hatte. Eine Tochter des östreichischen Kaisers Franz ist jetzt die Gemahlin des Kaisers Napoleon, und frisch von den blutigen Schlachten weg erfolgte eine lange Reihe von Feier- und Freudentagen von Wien bis nach Paris, und vom März bis an den Julius. Aber am letzten Freudentag in Paris geriet der Tanzsaal, in welchem mehr als 1200 Menschen beisammen waren, plötzlich in Brand, und viele Menschen verunglückten. In Spanien und Portugal dauert der böse Krieg mit den Rebellen und Engländern bis jetzt noch fort, und England ist noch immer mit Wasser umgeben. Dafür sind alle Seehäfen des festen Landes seinen Schiffen verschlossen, und englische Ware ist Contreband, wo der Franzos sie findet. Der römische Papst lebt in der Stille, seine Fürstentümer gehören jetzt zur französischen Monarchie, und Rom ist die zweite

19. Nicht im Schatzkästlein.

Stadt des Reichs. Im Königreich Neapel stehen die Neapolitaner und Franzosen, und jenseits über der Meerenge in Sicilien die Engländer in feindlicher Rüstung. Aber bis in die Mitte des Augusts hat man nicht gehört, daß etwas vorgefallen sei. Während der furchtbaren Kriegsstürme um und um stand die Schweizer Eidgenossenschaft ruhig und fest, wie ihre Berge, und es ist ihr kein Verdruß, daß man nicht viel von ihr zu erzählen hat. In Deutschland ist unter anderm das neue Großherzogtum Frankfurt aufgerichtet worden. Der ehemalige Fürst-Primas ist Großherzog. Aber nach seinem Tod soll's erben der Vicekönig von Italien. Mit ein paar andern Veränderungen war's noch nicht im reinen. Der König von Holland legte seine Krone freiwillig für seinen Sohn nieder. Aber der Kaiser Napoleon sagte: Nein, sondern vereinigte das Königreich Holland auch mit der französischen Monarchie, und Amsterdam ist jetzt die dritte Stadt des Reichs. Von Dänemark weiß man auch nicht viel zu sagen, aber in Schweden ist der neue Kronprinz plötzlich des Todes verblichen, und man will nicht recht mit der Sprache heraus, an was. Aber als sein Leichnam nach Stockholm gebracht wurde, entstand unversehens ein Aufruhr, und der schwedische Graf Fersen wurde zu Tod gesteinigt. Die Russen endlich und die Türken führten bisher mit einander Krieg, auf daß die Händel nicht ausgehen. Doch sollen die Russen nicht aus allen Schlachten Lorbere heimgebracht haben. Nein, der Türke wehrt sich um seine Haut, und die Engländer sind auch hier in dem Spiel.

So standen die Sachen im August des Jahres 1810, als der letzte Bogen dieses Kalenders gedruckt wurde. Wie es über's Jahr um diese Zeit aussehen wird, will der Hausfreund für sich behalten, damit die Leute das Vergnügen haben, es selber zu erleben. Sonst könnt' er's so gut voraussagen, als das Wetter.

---

150. Andreas Hofer.

Als im letzten Krieg die Franzosen und Östreicher in der Nachbarschaft von Tirol alle Hände voll mit einander zu thun hatten, dachten die Tiroler: Im Trüben ist gut fischen. Sie wollten nimmer bayerisch sein. Viel Köpfe, viele Sinne, manchmal gar

31. Mit dieser Erzählung schließt das Schatzkästlein.

keiner. Sie wußten zuletzt selber nimmer recht, was sie wollten. Unterdessen läuteten in allen Thälern die Sturmglocken. Von allen Bergen herab kamen die Schützen mit ihren Stutzen. Jung und alt, Mann und Weib griff zu den Waffen. Die Bayern und Franzosen hatten harten Stand; besonders in den engen Pässen, wenn Felsenstücke wie kleine Häuser so groß auf sie herabflogen. Bald glücklich bald unglücklich in ihren Gefechten, nahmen die Rebellen bald Insbruck ein, die Hauptstadt in Tirol; bald mußten sie sie wieder verlassen; bekamen sie wieder und konnten sie doch nicht behalten. Ungeheure Grausamkeiten wurden verübt, nicht nur an den bayerischen Beamten und Unterthanen, nein auch an den eigenen Landsleuten; Vogel friß oder stirb. Wer nicht mitmachen wollte, war des Lebens nicht sicher. Endlich als manches schöne Dorf und Städtlein in der Asche lag, mancher wohlhabende Mann war ein Bettler, mancher leichtsinnige und rasende verlor das Leben; jedes Dorf, fast jedes Haus hatte seine Leichen, seine Wunden und seinen Jammer, da dachten sie zuletzt, es sei doch besser bayerisch sein als sie im Anfang gemeint hatten, und unterwarfen sich wieder. Unversucht schmeckt nicht. Nur einige Tollköpfe wollten lieber zuerst ein wenig erschossen oder gehenkt sein; zum Beispiel der Andreas Hofer.

Andreas Hofer, Sandwirt in Passeyer und Viehhändler, hatte bis über sein vierzigstes Jahr, bis der Aufstand ausbrach, schon manch Schöpplein Wein ausgeschenkt, manch Stücklein Kreide an bösen Schulden verschrieben, und schätzen konnte er ein Häuptlein Vieh trotz einem. Aber im Aufstand brachte er es zum Kommandanten, nicht bloß von einem Städtlein oder Thal, nein von der ganzen gefürsteten Grafschaft Tirol, und nahm sein Quartier nicht nur in einem Pfarrhof oder etwa in einem Amthaus, sondern in dem großen fürstlichen Residenzschloß zu Insbruck. An fünfzig tausend Mann Landsturm stand in kurzer Zeit unter seinem Befehl. Wer keine Flinte hatte, präsentierte das Gewehr mit der Heugabel. Was verordnet und ausgefertigt wurde, stand Andreas Hofer darunter, das galt. Sein geheimer Kriegsminister war ein geistlicher Herr, Pater Joachim genannt, sein Adjutant war der Kronenwirt von Pludenz, sein Schreiber ein entlaufener Student. Unter seiner Regierung wurden für dreißigtausend Gulden eigene Zwanzigkreuzerstücke für Tirol geprägt, der Hausfreund hat auch einen Hut voll davon. Ja, er legte eine eigene Stückgießerei an, aber wie? Die Kanonen wurden aus Holz gebohrt und mit starken

eisernen Ringen umlegt. Item es that gut, nur nicht dem, den's traf. In Insbruck ließ er sich gut auftragen. Selber essen macht fett. Er sagte: ich bin lange genug Wirt gewesen. Jetzt will ich auch einmal Gast sein. Bei dem allen veränderte er seine Kleidertracht nie. Er ging einher wie ein gemeiner Tiroler und trug einen Bart, so lang das Haar wachsen mochte. Nur im roten Gürtel trug er ein paar Terzerolen und auf dem grünen Hut eine hohe Reiherfeder, und neben seinen schweren Regierungsgeschäften trieb er den Viehhandel fort wie vorher. Jetzt schickte er einen Adjutanten mit Befehlen an die Armee ab, jetzt kam ein Metzger: „Wie teuer die vier Stieren, die Ihr bei Eurem Schwager eingestellt habt?" Sonst war er kein ganz roher Mann: viel Unglück hat er verhütet, wo er wehren konnte. Aber größer war das Unglück, das er durch seine Hartnäckigkeit gegen alle Einladungen zum Frieden und durch seine Treulosigkeit verursachte. Jetzt schrieb er an das bayerische Kommando. „Wir wollen uns unterwerfen und bitten um Gnad'. Andere Hofer, Oberkommedant in Diroll gewöster." Zugleich schrieb er an den Adjutant Kronenwirt: „Wehrt euch so lang ihr könnt. Trifft's nicht, so gilt's nicht." Als sich aber endlich das verblendete Volk der angebotenen Gnade seines großmütigen Königs unterwarf, und alle, welche sich nachher mit den Waffen des Aufruhrs noch blicken ließen, gehenkt wurden, mancher Baum trug solch ein Früchtlein, da war Andreas Hofer nicht daheim zu finden, und an keinem Baum; und es hieß, er sei ein wenig spazieren gegangen über die Grenzen. Den Willen dazu mag er gehabt haben in seiner armen, hölzernen Hirtenhütte auf einem hohen Berg im hintersten Passeyer-Thal, wo er mit seinem Schreiber verborgen lag und mit sechs Fuß hohem Schnee verschanzt war. Sein Haus und sein Vermögen war von den wütenden Bauern geplündert. Dürftige Nahrung verschaffte ihm von Zeit zu Zeit seine Frau, die jetzt selber mit ihren fünf Kindern von fremden Wohlthaten lebt. Da sah es anderst aus als in der Burg zu Insbruck. Schlimmers Quartier wartete auf ihn. Einer von seinen guten Freunden verriet für Geld seinen Aufenthalt. Ein französisches Kommando umringte seine Hütte und nahm ihn gefangen. Man fand bei ihm vier geladene Kugelbüchsen, viel Geld, wenig Nahrung. Er selbst war von Mangel, Kummer und Angst abgezehrt. So wurde er von einer starken, militärischen Begleitung unter Trommelschlag durch das Land nach Italien, nach

Mantua ins Gefängnis gebracht und daselbst erschossen. In solchen Wassern fangt man solche Fische.

Vorgethan und nachbedacht, hat manchen in groß Leid gebracht.

---

151. Bericht.

Der Hausfreund hat unter dem Datum B. den 2. Mai von einem unsichtbaren Freund einen Brief bekommen mit einer recht schönen Erzählung für den Kalender. Guter Freund, der Kalender war damals schon zum Überlaufen voll und es wurde schon flätig daran gedruckt. Man muß gar zeitlich anfangen, weil jeder Bogen besonders gedruckt wird. Dagegen soll Euere Erzählung im Jahrgang 1812 mit einer Abbildung geziert werden, und wenn Ihr mir bis dorthin Euer Bildnis schicken wollt, so sollt Ihr auch einverleibt werden. Man darf die Geschichte nur um ein Jahr weiter herwärts datieren, so ist sie Anno 12 wieder so neu wie jetzt.

---

152. Das fremde Kind.

Durch den Schnee und durch die Tannen des Schwarzwalds kommt abends am 5. Dezember 1807 ein achtjähriges Mägdlein halb barfuß, halb nackt, vor das Häuslein eines armen Taglöhners im Gebirg, und gesellt sich mir nichts, dir nichts zu den Kindern des armen Mannes, die vor dem Hause waren, und gaukelt mit

3. Ein interessanter Beleg für die Stimmung, die in der obenstehenden Erzählung ihren Ausdruck findet, sind folgende Sätze aus dem Jason, in dem Hebel seinen Aufsatz über die Juden veröffentlicht hat: Jason 1809, S. 316, Augustheft: Geist des gegenwärtigen Krieges. ... Wessen ist sein Geist? welcher ist es? .. Sein Geist ist Angriffskrieg des alten Systems gegen das neue; des alten Systems Vertilgungskrieg gegen das neue ... Daher geht dieser Krieg mit dem Losungswort der Vernichtung, mit den Fehlschritten der Leidenschaft, mit den Mißgriffen der Verblendung, mit den Waffen der Empörung, des Aufruhrs, des Bürgerkriegs, mit allen Künsten und Flüchen hervor, welche dunkle Zeitalter geboren, rohe ausbildeten, für deren Wirkung aber jetzt nur verhältnismäßig wenige dunkle und rohe Köpfe empfänglich sind. Der abergläubige Spanier, der ungeschlachte Tiroler mag Mönchsstimmen für Gottesstimmen halten; aber außer diesen Polterkammern Europas verstummt ihr Echo allenthalben .... „Wie schwer lastet das Lächerliche auf dem Kriegsvorwande der Freiheit, wenn er gegen die einzige Nation gerichtet ist, die allenthalben, wo ihre Fahnen wehen, des Lehnwesens Joch zerbricht, Leibeigenschaft vernichtet, allen Glaubensbekenntnissen gleichen Schutz, allen Menschen gleiche Rechte gewährt!" — 9. flätig, tüchtig. — 16. Davor im Kalender noch „Allgemeine Betrachtung über das Weltgebäude" (Erde und Sonne), die auch im Schatzkästlein steht, s. oben S. 2. Mit dieser Betrachtung beginnt der Kalender von 1812.

ihnen, geht mit ihnen mir nichts, dir nichts in die Stube und denkt weiter nimmer ans Fortgehen. Nicht anderst als ein Schäflein, das sich von der Herde verlaufen hat und in der Wildnis herumirrt, wenn es wieder zu seinesgleichen kommt, so hat es keinen Kummer mehr. Der Taglöhner fragt das Kind, wo es herkomme. „Oben aben von Gutenberg.“ — Wie heißt dein Vater? „Ich habe keinen Vater.“ — Wie heißt deine Mutter? — „Ich habe keine Mutter.“ — Wem gehörst du denn sonst an? — „Ich gehöre niemand sonst an.“ — Aus allem, was er fragte, war nur soviel herauszubringen, daß das Kind von den Bettelleuten sei aufgelesen worden, daß es mehrere Jahre mit Bettlern und Jaunern sei herumgezogen, daß sie es zuletzt in St. Peter haben sitzen lassen, und daß es allein über St. Märgen gekommen sei, und jetzt da sei. Als der Taglöhner mit den Seinigen zu Nacht aß, setzte sich das fremde Kind auch an den Tisch. Als es Zeit war zu schlafen, legte es sich auf den Ofenbank und schlief auch; so den andern Tag, so den dritten. Denn der Mann dachte, ich kann das arme Kind nicht wieder in sein Elend hinausjagen, so schwer es mich ankommt, eins mehr zu füttern. Aber am dritten Tag sagte er zu seiner Frau: „Frau, ich will's doch auch dem Herrn Pfarrer anzeigen.“ Der Pfarrherr lobte die gute Denkungsart des armen Mannes, der Hausfreund auch; „aber das Mägdlein,“ sagte der Pfarrherr, „soll nicht das Brot mit euern Kindern teilen, sonst werden die Stücklein zu klein. Ich will ihm einen Vater und eine Mutter suchen.“ Also ging der Pfarrherr zu einem wohlhabenden und gutdenkenden Mann in seinem Kirchspiel, der selber wenig Kinder hat, und der Hausfreund weiß just nicht, wie er's dem Manne sagte: „Peter,“ sagt er, „wollt Ihr ein Geschenk annehmen?“ — „Nachdem's ist,“ sagte der Mann. — „Es kommt von unserm lieben Herr Gott.“ — „Wenn's von dem kommt, so ist's kein Fehler.“ Also bot ihm der Pfarrherr das verlassene Mägdlein an, und erzählte ihm die Geschichte dazu, so und so. Der Mann sagte: „Ich will mit meiner Frau reden. Es wird nicht fehlen.“ Der Mann und die Frau nahmen das Kind mit Freuden auf. „Wenn's gut thut,“ sagte der Mann, „so will ich's erziehen, bis es sein Stücklein Brot selber verdienen kann. Wenn's nicht gut thut, so will ich's wenigstens behalten bis im Früh-

6. aben, herab.

jahr. Denn dem Winter darf man keine Kinder anvertrauen." Jetzt hat er's schon viermal überwintert, und viermal übersommert auch. Denn das Kind thut gut, ist folgsam und dankbar, und fleißig in der Schule, und Speise und Trank ist nicht der größte Gotteslohn, den das fromme Ehepaar an ihm ausübt, sondern die christliche Zucht, die väterliche Erziehung und die mütterliche Pflege. Wer das fremde Töchterlein unter den andern in der Schule sieht, sollt' es nicht erkennen, so gut sieht es aus, und so sauber ist es gekleidet. So etwas thut dem Hausfreund wohl, und er könnte den braven Taglöhner und die braven Pflegeltern des Kindes mit Namen nennen, wer sie sind und wie sie heißen. Aber über seinen Mund kommt's nicht.

---

153. Geschwinde Reise.

Ein italienischer Kaufmann, der auf die Frankfurter Messe reisen wollte, hatte sich in Stuttgart um einen Tag verspätet. Also mußte er die Extrapost anspannen lassen. Wie fang ich's an, dachte er, daß ich geschwind aus dem Feld komme, und doch mit geringen Kosten? „Postillion," sagte er, als er in das Kaleschlein saß, „fahr langsam, denn ich sitze nicht nur auf dem Kutschenkistlein, sondern auch auf einem Blutgeschwür, und meine entsetzliche Kopfwunde da auf der linken Seite wirst du hoffentlich sehn." Eigentlich aber war sie nicht wohl zu sehen. Denn fürs erste war der Kopf mit einem Tüchlein verbunden, das zwar blutig aussah, fürs zweite hatte er unter dem Verband keine Wunde. „Wenn du recht langsam fahrst," sagte er, „auf der Station soll's dich nicht reuen." Der Postillion dachte: Solchen Gefallen kann ich den Rossen thun, und was das Trinkgeld anbelangt, mir auch, und fuhr so langsam, daß die Pferde selber anfingen, eins nach dem andern vor langer Weile zu gähnen, was doch selten geschieht. Nichtsdestoweniger schrie der Italiener unaufhörlich: Zetter und Mordio. O mein Kopf! o mein Bein! Fahr langsam! Der Postillion sagte: „Wollt Ihr auf der Straße über Nacht bleiben, so will ich Euch abladen. Ich kann nicht gar fahren, als wenn ich etwas anders ausführte auf den Acker. Thu' ich nicht langsam genug." Aber der Passagier sagte: „Ich schieß dich tot, wenn du nicht gemach fahrst." Auf der Station in Ludwigsburg, als er dem Postillion das Trinkgeld gab, gab er ihm zwei schäbige Zwölfer,

einen Albus und ein paar verrufene Kreuzerlein, bis es einen halben Gulden ausmachte. Andere gaben sonst wenigstens achtundvierzig Kreuzer, auch einen Gulden und drüber. Wenn's recht pressiert und wenn's recht in der Tasche klingelt, auch einen Kronenthaler. Aber alle Vorstellung des Postillions und alles Protestieren half nichts. „Hab' ich Euch nicht schlecht genug geführt?" fragte er. „Nein, du hast mich nicht langsam genug geführt. Geh zum Henker." Der Postillion nahm das Geld und dachte: Lieber wenig, als gar nichts. Aber wart nur, dachte er, du bist noch lange nicht zu Frankfurt. Als der Ludwigsburger die Pferde einspannte, fragte er den Stuttgarter: „Ist der Weg gut?" „Schlecht," antwortete der Stuttgarter, und winkte ihm ein wenig abseits. Ein wenig abseits sagte er ihm, was er für einen wunderlichen und geizigen Passagier führe, wie ihm noch keiner vorgekommen sei. „Fahr den Ketzer drauf los," sagte er, „daß die Räder davon fliegen. Er hat drei Bluteisen, drei Löcher im Kopf und eine gespaltene Kniescheibe."

Der Passagier, als der Postknecht aufsaß, sagte: „Fahr langsam, Schwager. Es kommt mir auf ein gutes Trinkgeld nicht an." Aber der Postillion dachte: Dein Trinkgeld kenn' ich. „Meine Pferde sind auf gesunde Herrn dressiert," sagte er, „ich kann sie nicht halten, wenn sie im Lauf sind," und fuhr drauf los, als wenn die ganze türkische Armee hinter ihm drein käme. Der Passagier im Kaleschlein bittet vor Gott und nach Gott, lamentiert, flucht, daß sich der Himmel mit Wolken überzieht. Alles vergeblich. Auf der Station in Besigheim giebt er dem Postillion dreißig Kreuzer, wie dem erstern. „Was bringst du für einen presthaften Herrn?" sagte der Besigheimer. „Fahr ihn gar tot," sagte der Ludwigsburger, „es ist ohnedem nicht mehr viel an ihm," und so rekommandiert ihn einer dem andern, und einer fuhr mit ihm geschwinder davon, als der andere, so daß er noch eine Stunde früher nach Frankfurt kam, als nötig war. In Frankfurt sprang er zur Verwunderung und zum Staunen des Postillions ferngesund aus dem Kaleschlein heraus und gab ihm auch dreißig Kreuzer.

---

16. Bluteisen, Blutgeschwüre.

154. Brennende Menschen.

Zwar von feurigen Mannen hat man schon oft gehört, aber seltener von brennenden Frauen. Eine Apothekersfrau geht nachts mit der Magd in den Keller und will etwas holen. Die Magd steigt mit dem Licht auf eine Stellage, greift auf den Schaft, wirft eine große Flasche voll Branntwein um, worin ungefähr sechs bis acht Maß waren, und zerbricht sie, der Branntwein strömt plötzlich herab, so über die Magd, so über die Frau. Das Licht kommt der Magd an den Ärmel. Die Magd fangt an lichterloh zu brennen, rot mit gelbem Schein. Die Frau will ihr zu Hilfe eilen. Die Frau brennt auch an. Beide rennen brennend die Treppe hinauf in den Hof. Der Apothekerjung sieht's und springt davon, meint, es woll' ihn einer holen, mit dem man nicht gern geht, den der Hausfreund nicht nennen darf. Im Hof am Brunnen begießen sie sich mit Wasser. Das Wasser wird nicht Meister über den Branntewein. Endlich wirft sich die Magd auf den Dunghaufen im Hof und wälzt sich darauf. Die Frau wirft sich ebenfalls auf den Dunghaufen und wälzt sich auch. Beide löschten aus; die Magd wurde noch geheilt, aber die Frau mußte sterben.

Merke: Wenn man brennt, muß man sich auf einem Misthaufen wälzen. Solches ist auch gut für die, welche den Brannte-wein inwendig im Leib haben.

---

155. König Friedrichs Leibhusar.

Der Leibhusar König Friedrichs von Preußen muß mit seinem Herrn in gutem Vernehmen gestanden haben. Denn einmal gab ihm der König wegen eines Versehens eine Ohrfeige, daß ihm die Haarlocke, wie man sie damals noch an den Seiten des Kopfes trug, auseinander fuhr und der weiße Puder davon flog, also daß man's draußen ihm wohl ansehen konnte, wenn er hinaus kam. Der Leibhusar bat wegen seines Versehens um Verzeihung, stellte sich aber geradewegs vor des Königs großen Spiegel, der im Zimmer war, richtete seine Locke wieder zurecht, und stäubte mit dem Schnupftuch den Puder vom Kleid, welches unschicklich war. Dem König kam's auch so vor, denn er sagte: „Was fällt dir ein? Willst du noch eine?“ Der Leibhusar sagte: Nein, er habe genug an einer;

aber die andern, sagte er, brauchen nicht zu wissen, wenn ich hinauskomme, was zwischen uns vorgefallen ist. Da lächelte der König wieder und war nimmer böse über den Leibhusar. Item, einmal thut so etwas gut, ein andermal nicht.

---

156. Andreas Hertzeg.

Am 13. April, zwar schon vor neun Jahren, ging in Ungarn, in der Gespanschaft Neograd, ein Mann verloren namens Andreas Hertzeg, und es war schade für ihn, denn er war rechtschaffen, ziemlich wohlhabend und noch nicht lange verheiratet. Man erkundigte sich nach ihm in allen Dörfern, in allen Gespanschaften mündlich, schriftlich, im Wochenblättlein. Niemand wußte, wo er hingekommen ist. Sein Bruder in einem andern Dorf sagte zwar, er sei selbigen Morgen bei ihm gewesen. Das wußte seine Frau auch, und als er gegen Mittag fortging, sagte er, jetzt wolle er heim. Also hielten ihn zuletzt die Seinigen für tot, legten Trauer an, nach ihrer Landesart, und veranstalteten ihm eine Seelenmesse. Er selber wußte so wenig als die andern Leute, wo er war und wo er so lange blieb. Aber am 8. August darauf zuckte etwas in einer Felsenhöhle und streckte sich, und es kam Empfindung in eine erwachte Brust und es richtete sich etwas auf, und als es auf den Beinen stand, sagte es zu sich selber: „Bin ich der Andreas Hertzeg der Jüngere? Ich glaube.“ Als er aber schlaftrunken vor die Höhle herauskam, und sah den heitern blauen Himmel, und wie es zitterte in der Luft vor Hitze; die Bäume hingen voll Laub und reifer Früchte, die Heuschrecken und Sommervögel machten sich lustig, ein Mägdlein in der Ferne griff an einem Weinstock nach den weichen Beeren; da sagte er zu sich selbst: „Ich kann doch nicht der Andreas Hertzeg sein. Denn wenn ich der Andreas Hertzeg bin, so hat's geschneit und gestöbert, als ich in die Höhle ging und einschlief, sonst wäre ich nicht hineingegangen.“ Unterdessen kam er immer mehr zu sich, erkannte immer besser die Gegend, und als er in der Ferne den Kirchturm erblickte und die Häuser erkannte, und sein eigenes auch, dachte er, jetzt will ich bald erfahren, wie ich dran bin, denn wenn ich der Andreas Hertzeg bin, so muß meine Frau mich kennen. Als er aber in der freien Luft sich in Bewegung wollte setzen, da war er so kraftlos und

so matt, und als er in die Tasche griff, ob er ein Pfeiflein Tabak rauchen könne, blieb ihm die ganze Tasche in den Händen, denn auf der Seite, wo er gelegen war, waren seine Kleider mürb geworden und verfault. Doch kam er mit Not und Mühe in das Dorf, und seine Frau saß vor der Thüre und schabte gelbe Rüben. Da warf sie, ihren Mann erblickend, in freudigem Schrecken das Messer weg und sprang auf ihn zu, und als sie ihn mit Thränen und Liebe umarmen wollte, sagte er: „Gemach! wirf mich nicht um!“ und erkannte, daß er doch der Andreas Hertzeg sei. Hierauf erzählte sie ihm, wie sie sich um ihn bekümmert und geweint, und wie ihn jedermann für tot gehalten habe, und heute sei der 8. August und fragte ihn, wo er unterdessen gewesen und was ihm zugestoßen sei. „Wenn heute der 8. August ist,“ sagte er, „so habe ich weiter nichts als sechzehn Wochen lang geschlafen in der Felsenhöhle bei Berceßno.“ Und so war's auch. Sechzehn Wochen hatte er geschlafen ohne Speise, ohne Trank, ohne Deckbett und ohne Pfulben und war jetzt wieder da. Dies ist ein merkwürdiges Ereignis und beweist, daß die Gelehrten noch lange nicht genug die Natur des menschlichen Körpers ausstudiert haben. Denn nicht jeder hätte Ja gesagt, wenn er wäre vorher gefragt worden, ob so etwas möglich sei.

Nunmehro aber wird sich der geneigte Leser freuen auf die Mahlzeit, und wie sich der ausgehungerte Mann eine Weinsuppe kochen läßt 22 Zoll im Durchmesser und 9 Zoll Tiefe, wie er ein paar Spanferkel schlachten läßt und ein Kalb, und wie er jetzt hinwiederum sechzehn Wochen lang wachen und dem Nachtwächter den Dienst abnehmen kann um eine Kleinigkeit. Nichts nutz! (pflegt der Präsident zu sagen, der mit dem Hausfreund das Gespenst gesehen hat) sondern er war vor großen Schmerzen in den Kinnladen nicht kapabel, den Mund zum Essen zu öffnen, konnte nur etwas dünne kräftige Brühe zu sich bringen, ward täglich schwächer und elender, und empfing am vierten Tag das heilige Abendmahl, und schlief in Gottes Namen noch einmal ein, bis ihm nachher am dritten Tag ein böses Geschwür im Kopf aufging und die Materie davon zu den Ohren herausfloß.

Als aber das Geschwür sich geöffnet und halber wieder gesäubert hatte, kam auch der Mann nach und nach wieder zu seinen

17. Pfulben, Kopfpolster. — 28. Siehe die unten folgende Erzählung „Der schwarze Mann in der weißen Wolke“.

völligen Kräften und in seine Ordnung, hat unterdessen mehrere Kinder erzielt, lebt noch bis auf diese Stunde und ist gesund.

Der Hausfreund verlangt nicht, daß ihm der geneigte Leser diese seltsame Geschichte auf sein Wort glauben soll, maßen er selber nicht dabei gewesen ist. Aber die Sache ist hernach gerichtlich von den Herrn der Gespanschaft und von dem Physikat untersucht und als authentisch in die Akten gebracht worden, und ein rechtschaffener Herr daselbst hat sie voriges Jahr wieder aus den Akten herausgezogen und in der Stadt Wien durch den Buchdruck bekannt gemacht.

---

157. Der Rekrut.

Ein junger, schön gewachsener Bursche mit krausen, rötlichten Haaren und viel Laubflecken sagte dem preußischen Offizier, der ihn hinten auf sein Gefährt aufsitzen ließ, nicht wo er daheim sei, bis es Zeit war. Auf das Gefährtlein aber war er folgendergestalt gekommen. Als der Offizier an ihm vorbeifuhr auf der Straße, etwas langsam, weil's bergan ging und bei solcher Gelegenheit ein Pfeifchen Tabak stopfte, dachte der Rotkopf: Fahren ist ringer als laufen, wenn's geratet, und zog auch sein hölzernes Pfeiflein aus der Tasche. „Wolltet Ihr nicht so gut sein, gnädiger Herr und mir auch Tabak geben zu einer Pfeife. Ich will Euch derweilen Feuer schlagen." Dem Offizier, der aus dem Urlaub zu seiner Garnison zurückkehrte, leuchtete das kräftige Alter und der schöne kecke Wuchs des Knaben nicht übel ein. Wo bist du her, mein Sohn? — „Von da und da. Ihr müßt ja durchgefahren sein vor etwa einer Stunde. Mein Vater ist der Schwanenwirt, eigentlich aber mein Stiefvater." — Was ist dein Geschäft auf der Straße? — „Drum will ich dem König dienen, und gehe auf den nächsten Werbeplatz." — Wie viele Jahre hast du? — „Neunzehn seit vorgestern und nicht viel gute darunter. — Drum hat mir vorgestriges Tages die Mutter einen Kronenthaler gegeben. 'Großer,' hat sie gesagt, 'du wirst heute neunzehn Jahre alt, mach dir einen guten Abend dafür.' Für einen Kronenthaler kann man mehr als einen Rausch trinken, aber ich habe nur einen dafür getrunken. Heute früh, vor zwei Stunden, als ich noch im Bett lag, ist der

13. Laubflecken, Sommersprossen. — 19. ringer, leichter, besser.

Vater mit dem Geißelstecken gekommen und hat mich gewalkt. Es ist nicht das erstemal. Und die Mutter hat er auch bearbeitet. Es ist auch nicht das erstemal. 'Willst du alles an den Lümmel henken,' hat er gesagt, 'an den rothärigen Galgenstrick?'" — Der Offizier gab ihm hierauf ein wenig Tabak in die Hand und sagte: „Du kannst hinten aufsitzen, wenn wir auf der Höhe sind. Ich will dich mitnehmen." — „Ich verlange kein Handgeld," sagte der Rotkopf und schlug an die Tasche.

„Kann man den Schwanenwirt zwingen," fragte er, „daß er mir mein Väterliches verabfolgen läßt, wenn ich majorenn bin?" Der Offizier sagte: „Sobald du majorenn wirst, soll's nicht fehlen." Auf der Station, wenn die Pferde gewechselt wurden, ließ er ihm gut einschenken, um ihm frohen Mut zu machen, und wenn er ausgetrunken hatte, sagte er: „Es schmeckt doch nicht recht, wie's soll, wenn man den Tag vorher etwas zuviel gehabt hat." Unterwegs saß er bald auf dem Brett, bald stellte er sich wie ein Bedienter, der hinten aufsteht, erzählte dem Offizier allerlei, oder pfiff ein lustiges Stücklein. Der Offizier sagt: „Du kannst Pfeifer-Major werden bei des Königs Leibgarde. Solche giebt's nicht viel in der Armee." — „Ich kann auch die Orgel spielen." — „Gut! du kannst auch General-Feldorgelspieler werden. Aber zuerst mußt du von unten herauf, als Regimentsblasbalgtreter dienen." Wart nur, dachte er, bis ich dich in Magdeburg habe. Das Orgelspielen wird dir vergehen. Aber gegen Abend, als sie durch einen Wald fuhren, stellte sich der Rotkopf wieder auf die Beine, eigentlich aber nur auf eins, denn das andere hielt er auf den Sprung parat. „Jetzt, wenn ihr um die Waldspitze herum seid, gnädiger Herr, rechts erblickt ihr in der Ferne ein Dorf mit einem halben Kirchturm, dort bin ich daheim. Ich bedanke mich, daß Ihr mich soweit habt lassen mitfahren." Aber als er die letzten Worte sagte, sprang er schon über dem Straßengraben, und husch in den Wald hinein, wie ein gejagter Hirsch; weg war er. Denn es war ihm nur ums Mitfahren zu thun.

Der Offizier schoß ihm zwar mit der Kugelbüchse nach. Aber die Kugel konnte ihn im Wald zwischen den vielen Bäumen nimmer ausfindig machen. Der Postillion aber sagte: „Es hat mich schon lang Wunder genommen, was Ihr mit dem Halunken hinten auf der Chaise thut. Ich kenne den roten Spitzbuben wohl," sagte er.

158. Herr Christian Kuhmann, des geneigten Lesers Landsmann.

In Rohrbach, einem badischen Dorf bei Gochsheim, wurde vor 68 Jahren einem armen Taglöhner ein Sohn geboren. Das ist derjenige, von welchem wir reden, und als er getauft wurde, dachten die Gevatterleute auch nicht daran, daß sie einen kaiserlich französischen Reichsbaron in die Kirche tragen. Schon in seiner Kindheit starb ihm der Vater, und man hielt es wohl für ein großes Unglück; aber der liebe Gott sagte: „Laßt mich nur machen," und gab ihn vorderhand einem rechtschaffenen Mann, einem Bildweber, in Pflegschaft und nachher auch in die Lehre. Wie er aber als ausgelernter Handwerksbursche nach Straßburg in die Fremde und zu einem Meister kam, da lachte ihm vor Freuden das Herz, wenn er die schönen Regimenter sah aufmarschieren und hörte den lustigen Marsch, und wenn er wieder an seinen Webstuhl saß und das Schifflein und die Fäden durch den Zettel schoß, wenn ein Faden entzweibrach, rief er: Bataillon, halt! Aber wenn der Faden angeknüpft war, kommandierte er wieder: Vorwärts, marsch! Eines Tages aber dachte er auf einmal: Was hab' ich das nötig? Ich geh' zu Prinz Max Regiment Elsaß und nimm Handgeld. So gedacht, so geschehn. Merke: Der Herr Baron Kuhmann war ein braver und geschickter Weberskuecht, und ist nicht aus Leichtsinn, oder aus Faulheit, oder wegen eines liederlichen Streiches Soldat worden, oder im Rausch, sondern es ist inwendig in ihm gesessen und die Montur hat sich nur herausgekehrt. Solches wird sich alsobald offenbaren. Denn der Prinz Max, der damals ebenfalls nicht daran dachte, daß der König in ihm stecke, nämlich der jetzige König von Bayern, ein gütiger Soldaten- und Menschenfreund, fand an ihm einen braven und ordnungsliebenden Soldaten, und schenkte ihm bald seine Gunst. Eines Tages sagte er zu ihm: „Kuhmann," sagte der Prinz, „wenn du besser schreiben und rechnen könntest, lesen ohnehin, so sollte dir ein Unteroffiziersstelle nicht fehlen." Da lernte Kuhmann bei einem Landsmann, der damals in Straßburg studierte, Schreiben und Rechnen, und bracht's in kurzer Zeit bis zum Korporal, nein, zum Sergeanten. Aber jetzt stand er an einem bösen Schlagbaum, über den er nicht springen konnte, weil er damals noch auf bürgerlichen Beinen stand. Denn wer damals bei dem Regiment Elsaß weiter kommen und Offizier werden wollte, mußte von adelicher

Geburt und Herkunft sein, kein Webersknecht von Rohrbach. Als aber in derselbigen Zeit ein neues leichtes Dragonerregiment errichtet wurde, wo man's vermutlich im Anfang nicht so genau nahm, empfahl ihn der Prinz Max dem Inhaber desselben zu einer Offiziersstelle; so gütig war der Prinz. Also wurde jetzt der Sergeant Kuhmann Offizier bei dem Dragonerregiment von Cevennes. Drüber brach die Revolution aus, wo eine Kundschaft so gute Dienste leisten konnte als ein Adelsbrief und noch bessere. Kuhmann nahm keinen Anteil an den Unruhen und Unthaten, sondern sagte: „Wenn alles revolutioniert, so will ich meinem Kommandanten getreu bleiben." Also gehorchte er seinem Kommandanten, was er sagte und befahl, und half die Aristokraten fortjagen. In dieser Zeit also und während des Kriegs stieg er durch seine Tapferkeit von einer Ehrenstufe zur andern, und war unter Napoleons Anführung nicht der letzte bei der siegreichen Schlacht von Marengo, und Napoleon muß ihn wohl gesehen haben, wie er mit seinen Schwadronen in die östreichischen Kugeln hineinritt. Denn als er das Veteranenfest in Paris gab, der Herr Kuhmann war bereits schon ein bejahrter Mann, und hatte nimmer viel Haare im Zöpflein, da ernannte ihn der Kaiser zum Obristen, ja zum Kommandanten der neuen Militärschule in Fontainebleau, ja zum französischen Reichsbaron, und schenkte ihm den Orden der Ehrenlegion. Soweit hat's der Landsmann des geneigten Lesers, der Herr Christian Kuhmann von Rohrbach, Bezirksamt Gochsheim, gebracht, und starb als ein hochgeehrter Mann den 18. Jänner 1811. Wenn er nicht ein edler Biedermann gewesen wäre und nicht seine Untergebenen wie Kinder geliebt hätte, so hätten sie nicht gleich verlassenen Waisen an seinem Sarge geweint und gesagt: Wir haben unsern Vater verloren. So ein Wort auf den Weg in die Ewigkeit ist noch mehr wert, als der Titel Reichsbaron, meint der Hausfreund.

---

159. Gute Geduld.

Ein Franzos ritt eines Tages auf eine Brücke zu, die über ein Wasser ging und fast schmal war, also daß sich zwei Reitende kaum darauf ausweichen konnten. Ein Engländer von der andern Seite her ritt auch auf die Brücke zu, und als sie auf der Mitte derselben zusammenkamen, wollte keiner dem andern Platz machen.

„Ein Engländer geht keinem Franzosen aus dem Wege,“ sagte der Engländer. „Par Dieu,“ erwiderte der Franzos, „mein Pferd ist auch ein Engländer. Es ist schade, daß ich hier keine Gelegenheit habe, es umzukehren und Euch seinen Stumpfschweif zu zeigen. Also laßt doch wenigstens Euern Engländer, auf dem Ihr reitet, meinem Engländer, wo ich darauf reite, aus dem Wege gehen. Euerer scheint ohnehin der jüngere zu sein; meiner hat noch unter Ludwig dem Vierzehnten gedient, in der Schlacht bei Käferolse Anno 1702.“

Allein der Engländer machte sich wenig aus diesem Einfall, sondern sagte: „Ich kann warten; ich habe jetzt die schönste Gelegenheit, die heutige Zeitung zu lesen, bis es Euch gefällt, Platz zu machen.“ Also zog er kaltblütig, wie die Engländer sind, eine Zeitung aus der Tasche, wickelte sie auseinander wie eine Handzwehle, und las darin eine Stunde lang auf dem Roß und auf der Brücke, und die Sonne sah nicht aus, als wenn sie den Thoren noch lange zusehen wollte, sondern neigte sich stark gegen die Berge. Nach einer Stunde aber, als er fertig war und die Zeitung wieder zusammenlegen wollte, sah er den Franzosen an und sagte: „Eh bien!“ Aber der Franzos hatte den Kopf auch nicht verloren, sondern erwiderte: „Engländer, seid so gut und gebt mir jetzt Eure Zeitung auch ein wenig, daß ich ebenfalls darin lesen kann, bis es Euch gefällt auszuweichen.“ Als aber der Engländer diese Geduld seines Gegners sah, sagte er: „Wißt Ihr was, Franzos? Kommt, ich will Euch Platz machen.“ Also machte der Engländer dem Franzosen Platz.

160. Lange Kriegsfuhr.

Dies ist die Geschichte, die dem Hausfreund vor einem Jahr ein unsichtbarer Freund geschenkt hat, und der Freund sagt, er kenne die Abkömmlinge des Wirts, und die Sache sei ganz gewiß.

27. Probeblatt des Sonntagsblattes des Freyburger Wochenblatts vom Dezember 1810: Der brave Knecht.*) In einem schwäbischen Dorfe lebte eine Familie ehrlich und zufrieden auf ihrem kleinen Bauerngut von dem Verdienste, den sie sich durch vier rüstige Rosse erwarb. Als im Jahre 1800 die Östreicher sich vor den Franzosen zurückzogen, mußte der Bauer seine beiden Züge vorspannen. Bei der ersten Station wurden die Pferde, da nicht genug andre zu haben waren, bis zur nächsten Stadt wieder gebraucht, der Knecht mochte vorstellen und bitten, wie er wollte. Da er endlich entlassen wurde, sah und hörte

*) Eine ganz wahre Geschichte.

Im dreißigjährigen Krieg, der Schwed' zog durch ein namhaftes Dorf im Wiesenkreis und in dem Dorf durchs Wirtshaus, und im Durchziehen durch den Hof blieb der Knecht des Wirts mit einem Wagen und vier Pferden an der Kolonne hängen. Denn er mußte Tornister führen, und Offizierskisten und Weibsleute. Der Meister sagte: „Komm bald wieder heim, *Jobbi!*" Der Jobbi dachte: „An mir soll's nicht fehlen." Die Meisterin weinte und lamentierte, aber ein schwedischer Korporal sagte: „Man wird Roß

er, daß er nicht mehr sicher in sein Dorf kommen könne. Die Franzosen waren schon weit vorgerückt. Der gute Bauer, der ohnehin in jenen Tagen schon um sehr vieles gekommen war, hatte um des Knechts und der Pferde willen eine überaus große Angst. Er ging selbst in die Orte, durch welche die Armee gezogen war, erkundigte sich sorgfältig bei Bekannten und Unbekannten, aber wer hätte in jener allgemeinen Verwirrung auf einen Wagen acht haben können? So kam er trostlos heim und durfte fast nicht zweifeln, daß Knecht und Pferde verunglückt seien, und wenn auch in den ersten Wochen und Monaten ein Nachbar oder Vetter sie tröstete, daß beides, Knecht und Zug, vielleicht wieder erscheinen würden, so mußten sie doch am Ende die Hoffnung ganz aufgeben, nachdem sie ein halbes Jahr umsonst auf ihre Erfüllung geharret hatten. Die armen Leute konnten nun ihre Felder nicht mehr so gut bestellen wie sonst und nicht so manchen schönen Gulden durch Lohnfuhren verdienen. Jedermann bedauerte ihre unverschuldete Armut, aber keiner konnte ihnen helfen, weil das ganze Dorf durch Freunde und Feinde hart mitgenommen war. Sie verloren aber den Mut und die Hoffnung auf Gott nicht; sie schränkten sich ein so gut sie konnten, sie arbeiteten unermüdet von Morgen bis Abend und beteten mit kindlichem Vertrauen zu Gott, dem Vater der Armen und der Betrübten. Auch des Knechtes dachten sie oft, der schon als Hirtenknabe bei ihnen diente und immer ein fleißiger und getreuer Bursche war. Ein neuer Zufall setzte die Familie in noch größere Bekümmernis. Der Bruder der Meisterin hatte ihr ein Kapital von fünfhundert Gulden aufgekündigt und drang auf schleunige Bezahlung, weil er nur dadurch sein eigenes Gut vor gerichtlichem Verkaufe retten konnte. Eines Abends saßen der Vogt und ein Gerichtsmann bei diesen Leuten und berieten sich über allerlei Mittel, diese Not abzuwenden; der Mann stützte sein schweres Haupt auf seine Hände und klagte, daß alles umsonst sei, wenn Gott nicht helfe: und Frau und Kinder lagen in der Kammer auf ihren Knieen und beteten schluchzend, die Mutter für die Kinder und die Kinder für die Eltern, daß ihnen der liebe Gott doch Obdach und tägliches Brot lassen wolle! Und horch! da sprengen Pferde daher und halten vor dem Haus und der Sohn erkennt durch das Fenster den Knecht und ruft: *der Konrad kommt!* — Und der tritt wirklich in die Stube, reicht den erstaunten Bauern die Hand und sagt: „Gott grüß euch, Meister und Meisterin! und gebt mir die Schuld nicht, daß ihr so lange warten mußtet; aber ich denke, ihr werdet doch zufrieden sein." Und mit dem schnallt er seine Gurt ab, leert sie auf den Tisch, daß große und kleine Thaler und Dukaten ihn bedeckten. Vor Überraschung und Freude waren Mann und Frau stumm und blaß und standen unbeweglich da, sie wußten nicht, ob sie wachten oder träumten. Der Knecht aber erzählte den andern, wie er nicht mehr nach Hause zurückkehren konnte und in der nächsten Stadt zum größten Glück von einer reichen Herrschaft um großen Lohn gedungen worden sei, sie eilends zu flüchten. Da auf Postpferde nirgends zu rechnen gewesen sei, so hätte sie ihn immer weiter mitgenommen und ihm wenigstens noch einmal so viel bezahlt, als er würde gefordert haben. In Böhmen habe er durch Verwendung der Herrschaft sogleich das Recht erhalten, Kaufmannsgüter in den östreichischen Staaten zu transportieren, und dabei ein großes Stück Geld verdient. „Es sollten 1100 Gulden sein," sagte er, „aber, Meister, der Falk ist gefallen und das neue Roß kostet zwölf Dublonen; auch hab' ich meinen Jahrslohn davon genommen, denn die alten Kleider waren bald zerrissen." Von dem Dank der geretteten Familie und der Freude des ganzen Dorfs will ich nichts sagen. Da der Bauer in der Predigt des folgenden Sonntags die Worte hörte: *Rufe mich an zur Zeit der Not, so will ich dich erretten,* da hätte der Mann aufspringen und laut bezeugen mögen: ja, der Herr war mein Schutz, eine sichere Hilfe in anliegender Not! — Und als nach einem Vierteljahr Konrad mit der ältesten Tochter des Meisters ehelich verbunden wurde, da sprach der Herr Pfarrer freundliche Worte über den Text: *Ei, du frommer und getreuer Knecht, du bist in wenigem getreu gewesen; ich will dich über vieles setzen, gehe ein in die Freude deines Herrn!*

nicht fressen. Tartar frißt Roß.“ Indessen ging die erste Tagsstation nur bis nach Freiburg, die zweite nur bis nach Kippenheim, die dritte nur bis nach Ortenburg, die vierte nur bis nach Hornberg, die fünfte nur bis nach Villingen im Schwarzwald. Dem armen Jobbi, so hoch droben bei den Wolken, war schon das Leben feil, und die Pferde hätten auch gern ins Gras gebissen, aber noch lieber in den Haber. Und unter allen vieren beklagte der Jobbi am meisten sein Lieblingsroß, den Jockli, daß er schon in seinen besten Jahren ein Kriegsheld werden mußte. Aber das half alles nichts. Wo man hinkam, waren keine Fuhren zu haben, so mußte der Jobbi und der Jockli mit, ungefragt und ungebeten, bis weit hinein ins Schwabenland und hinter sich und für sich, und aus so viel Tagen wurden so viel Monate und mehr, bis er einmal zwischen einem Montag und Dienstag Gelegenheit fand, eine Spazierfahrt für sich zu machen ins Freie. Die östreichischen Vorposten riefen ihn an: „Wer da?“ — „Gut Freund.“ — „Wer ist gut Freund?“ — „Der Jobbi von da und da.“ — „Bassamallergi,“ sagte der Korporal, „bist du Jobbi von da und da?“ Der Korporal hatte auch schon einen Schluck Branntwein oder vierundzwanzig bei seinem Meister getrunken und kannte den Jobbi, und der Vorpostenhauptmann war auch schon auf dem Jockli nach Waldshut geritten und kannte den Jockli. Also sagte der Hauptmann: „Willst du einen Paß nach Haus, oder willst du bei uns bleiben und Geld genug verdienen?“ Da dachte der Jobbi: Aufgegeben hat mich der Meister schon lang und einen andern Zug gekauft. Attrappiert mich der Schwed', so geht's zu bösen Häusern oder gar zu bösen Bäumen, und der Mund stand ihm voll Wasser, wenn er sah, wie die östreichischen Dukaten flogen und auf den Boden fielen, und niemand buckte sich danach. Denn der östreichische Krieg hat Geld. Also blieb der Jobbi bei der Armee, hauderte hin und her, bis nach Preßburg hinein im Ungerland und wieder zurück, handelte auch ein wenig und gewann Hüte voll Geld. Der Wagen zerbrach; er kaufte sich einen neuen. Ein Pferd fiel nach dem andern, die Beute hatte andere. Nur der Jockli hielt aus Berg auf und ab, durch dick und dünn. Gleichwohl dachte der alte Knabe oft an den Meister und an die Meisterin daheim, und wie er auch wieder einmal zurück wolle, wenn's sauber sei im Reich. Und der Meister und die Meisterin daheim dachten auch manchmal an den Jobbi selig, und wie es ihm möge ergangen sein bei den Schweden. Eines

Tags, als schon alle Kanonen vom Rhein bis an die Donau und bis an die Ostsee versaust hatten, die Meisterin schnitt die Suppe ein zum Mittagsessen und der Wirt richtete den Zeiger an der Wanduhr, denn es schlug auf der Kirche, da seufzte die Frau und sagte nichts. Der Meister fragt: „Was fehlt dir?" — „He nichts," sagte sie, „ich hab' an den Jobbi gedacht, Gott hab' ihn selig, und an den schönen Zug; heute jährt sich's wieder." — „Es wird sich noch vielmal jähren," sagte der Mann. „Gottlob, daß wieder Ruhe im Lande ist." Indem tritt der Hausknecht herein und sagt: „Meister, da draußen haltet ein obsonater Gesell, ein Ungar mit schneeweißem Bart und vier Rossen, der aussieht wie ein Markedenter und hat auch so ein Branntweinfäßlein auf dem Wagen. Kommt mir der Sapperment frangschemang in den Stall und sagt: 'An diesem Platz bin ich der Meister;' drauf jagt er Eure Pferde in den Hof hinaus und bindet die seinigen an. Ist noch Krieg oder ist's Frieden?" Indem der Meister hinaus will, kommt der Ungar hinein und sagt: „Gemach!" Der Wirt fragt: „Woher des Landes? Solche Gäste haben wir auch schon gehabt." — „Eine Halbe will ich," sagte der Ungar, „von Eurem Besten, und zwei Gläser." — „Das ist nicht von Euerm Besten," sagte er nachher, „von dem Crenzacher will ich, im hintern Keller, oder von dem Laufemer hinter der Brotbahre, wo die Katz' darauf sitzt." Der Wirt sagt: „Woher wißt Ihr, was ich für Wein im Keller habe?" Der Ungar sagt: „Von Eurem alten Knecht, dem Jobbi," und wollte sich noch lange verstellen. Als er aber seinen Namen hörte, wiewohl er ihn selber aussprach, konnte er nimmer an sich halten, sondern ergriff die Hand des Meisters, und die Thränen rannen ihm aus den Augen in den weißen Bart wie der köstliche Balsam, der herabfließt in den Bart Aarons, der herabfleußt in sein Kleid und Lust und Freude erregt. „Ich bin ja der alte Jobbi," sagte der vermeinte Ungar, „wo einmal bei euch" — aber der Wirt und die Wirtin unterbrachen ihn mit einem lauten Freudengeschrei — „und den Jockli hab' ich auch wieder mitbracht," sagte der Jobbi, „die andern sind neu." Jetzt ging's an ein Bewillkommen und an ein Fragen, der Wirt rief die Kinder zusammen, der Jobbi sei wieder da, und die Mutter brachte die Kleinen, eins an der Hand, eins auf dem Arme; aber sie fürchteten sich und schrieen vor dem fremden Bart, und der Herr Schulmeister kam im Vorbeigehen auch hinein. Als aber der Meister ein Glas zum Willkommen mit ihm getrunken

hatte und wollte ihm das zweite einschenken, sagte der Jobbi: „Das Fäßlein! Wir müssen zuerst das Fäßlein abladen." Drauf brachte der Wirt, der Jobbi und der Hausknecht ein Fäßlein; aber nicht mit Branntwein, nein, voll kaiserlicher Thaler und Chremnitzer Dukaten ab dem Wagen herein, so schwer sie tragen konnten. „Dies ist Euer Geld," sagte der Jobbi, „das ich Euch ehrlich verdient habe. Ich verlange nichts, als für die sechs Jahre meinen Lohn, und für den Jockli den Ruhestand." Der Meister sagte: „Du sollst keinen Lohn von mir bekommen, sondern du sollst das Kind im Hause sein und zwar das älteste." Aber der Jobbi sagte: „Ihr habt unterdessen, wie ich sehe, Kinder genug bekommen. Laßt mich wie ich bin," und ging mit einem Mund voll Brot hinaus, um nach den Pferden zu sehen, und seine alten Geschäfte zu verrichten wie vorher, als wenn er nie weg gewesen wäre.

Also blieb er bis an sein Ende im Dienste seines Meisters und vermachte ihm, weil er keinen Erben hatte, noch sein Vermögen von 520 Pfund Basler Währung, thut 416 Gulden rheinisch. Der Meister aber rührte das Geld nicht an, sondern stiftete es für die Armen.

Merke: Der Hausfreund kann letzteres nicht für gewiß sagen. Aber er denkt so: War der Jobbi ein guter Knecht, so war der Meister ein guter Mensch. Fromme Herrschaft zieht frommes Gesinde. Grobheit, Fluchen und Geiz ist der falsche Weg zu gutem Gesind, hinten herum. Ist also der Wirt ein so räsonabler Mann gewesen, hat er auch das Geld den Armen geschenkt.

Zwei Tage nach dem Jobbi starb auch der Jockli. Merke: Die Kleidertracht auf der Abbildung ist nicht, wie man sie jetzt trägt, sondern wie sie im dreißigjährigen Krieg getragen wurde, und der Mann mit dem freundlichen frohen Gesicht neben der Wirtin ist ohne Zweifel der Herr Schulmeister. Sieht er nicht aus fast wie ein Weihbischof?

161. Der schwarze Mann in der weißen Wolke.

Sonst hat der Hausfreund nicht viel auf Gespenster gehalten, wenn einem die Gespenster erscheinen; diesmal zwar auch nicht. Denn als er eines Tages, es war aber Nacht, mit dem Adjunkt und mit dem Vicepräsident durch den Brassenheimer Wald nach Hause ging; vornehme Herren schämen sich nicht, mit ihm zu

gehen und gut Freund zu sein, absonderlich bei Nacht, wenn es niemand sieht, und wenn sie selber froh sind, daß sie jemand begleitet; denn als wir aus dem Wald kamen, schlug es zwölf Uhr in Brassenheim und die Mitternacht seufzte in den Bäumen. Ein schwacher Wind wehte durch die finstere Nacht und der Himmel war verhängt, nur bisweilen schimmerte der abnehmende Mond ein wenig durch die Wolken, wo sie am brüchigsten waren. „Adjunkt," sagte der Vicepräsident, „wißt Ihr nichts zu erzählen?" — „Ja," sagte der Adjunkt, „die Hirschauer wollten Anno drei eine Brücke bauen, so stellten sie die Brücke der Länge nach in den Strom; denn sie sagten: 'Es sieht besser aus, und wenn ein großes Wasser kommt, kann es besser an der Brücke vorbei und nimmt sie nicht mit.'" — „Adjunkt," sagte der Hausfreund, „sind wohl die Flinten zuerst erfunden worden oder die Ladstecken?" Der Adjunkt sagte: „Die Ladstecken. Denn sonst wäre es nicht der Mühe wert gewesen, die Flinten zu erfinden, weil man sie doch nicht hätte laden können." Als aber der Adjunkt niesen mußte, dreht er den Kopf seitwärts gegen das Feld und niest. Indem er den Kopf seitwärts dreht, druckt er sich auf einmal an den Hausfreund. „Habt Ihr nichts gesehn, Hausfreund?" sagte er ängstlich und leise. „Eine schneeweiße Wolke stieg aus der Erde auf, und in der Wolke stand ein schwarzer Mann und hat mir gewinkt, ich soll kommen." — „Warum seid Ihr nicht gegangen?" sagte der Hausfreund. „Es sind Euch Funken aus den Augen gefahren, weil Ihr habt niesen müssen." — „Er hat das Feuer im Elsaß gesehen," sagte der Vicepräsident. Aber bald verging uns der Spaß, und die Mitternacht schauerte allen durch Mark und Bein. Denn im nämlichen Augenblick erscheint wieder die weiße Wolke und in der weißen Wolke die schwarze Gestalt und winkt. Weg war's wieder auf einmal. „Habt Ihr's jetzt gesehen?" fragte der Adjunkt. „Es ist gut, daß der Herr Präsident bei uns ist; mit uns zweien machte er kurzen Prozeß." Aber der Präsident dachte, es ist gut, daß der Hausfreund bei mir ist, daß ich mich an ihm heben kann. Denn allen zitterten die Kniee, und der Mut stieg keinem sonderlich in die Höhe, aber das Haar. Der Hausfreund will's einsweilen dem geneigten Leser zu raten geben, was es war. Denn als wir wieder ein wenig zur Besinnung gekommen waren, obgleich die Erscheinung wenigstens siebenmal wieder kam, sagte endlich der Präsident: „Hausfreund, Ihr habt doch am meisten getrunken in Neuhausen,

so werdet Ihr auch den meisten Mut haben; redet den Geist an." Da rief der Hausfreund: „Alle guten Geister, schwarze Gestalt der Mitternacht, wer bist du?" Da rief der Geist mit Zetergeschrei: „Ich bin der Xaveri Taubenkorn von Brassenheim. Um unsrer lieben Frauen willen verschont mich!"

Merke: Der Taubenkorn ist ein unbescholtener Gerichtsmann in Brassenheim und wirtet; also kennt ihn der Hausfreund wohl, und ist ein lobenswerter Feldmann, dem keine Stunde in der Nacht zu spät oder zu früh ist für seinen Acker. Als ihn nun der Hausfreund fragte: „Xaveri, was treibt Ihr für Blendwerk? Seid Ihr mit dem Bösen im Bund?" Sagte er: „Seid Ihr's, Hausfreund? Nein, ich streue Ips auf meinen Kleeacker. Der Wind ist gut, und es kommt bald ein linder Regen." Also wenn er eine Handvoll Gips auswarf, entstand die Wolke, ein wenig vom Mond erhellt, und man sah darin den Xaveri wie einen Schatten, und wenn er die Hand zurückzog, meinte man, er winke, aber wenn das Gipsmehl verflogen und gefallen war, sah man nichts mehr. — „Ihr habt mich rechtschaffen erschreckt," sagte der Xaveri zum Hausfreund, „denn ich habe nicht anders geglaubt, als es beschreit mich ein Gespenst. Ein andermal laßt Euere Possen bleiben."

---

162. Des Adjunkts Standrede über das neue Maß und Gewicht.

Als der Hausfreund dazu kam, im Rößlein zu Mühlburg, stand der Adjunkt auf einem Stuhl und hielt eine Rede über das neue Maß und Gewicht, welches in dem Lande soll eingeführt werden.

„Ich meines Orts," fuhr der Adjunkt fort, „habe gegen alles nichts, nur die neue Weinmaß ist mir etwas zu klein ausgefallen. Zwar bin ich kein Kind, das erst heute auf die Welt kommt und meint, wo die Maß am größten ist, da kann man für sein Geld am meisten trinken. Denn je größer die Maß, desto teurer. Je kleiner die Maß, desto wohlfeiler, und ein Rausch, wer Freude daran hat, ich nicht, kostet das nämliche Geld, nach wie vor. In Segringen, auf meiner Flucht, fand ich die Maß noch kleiner, in

6. Gerichtsmann, Mitglied des Gerichts, d. h. des Gemeinderats. — 21. Einheitliches Maß und Gewicht wurde in Baden eingeführt durch eine Verordnung Karl Friedrichs vom 10. November 1810 (Bad. Regierungsblatt 1810, S. 335).

Bagdad am Flusse Tigris in der Türkei am kleinsten. Aber die Sache ist die: Eine halbe Maß war bisher für meinen Durst wie abgemessen und gericht. Jetzt ist mir eine halbe Maß zu wenig und eine ganze zu viel, und den Schoppen bin ich von jeher feind gewesen. Aber wer in der Welt will leben, muß sich nach den Umständen richten und das gut heißen, was allgemeinen Nutzen bringt. Das neue Gewicht und Maß bringt allgemeinen Nutzen. Denn

Erstlich, so war's bisher in jeder Herrschaft, in jedem Städtlein anders, andre Ellen, andre Schoppen, andre Simri oder Sester, anderes Gewicht. Jetzt wird alles gleich von Überlingen oder Konstanz an, am großen See, bis nach Lörrach im Wiesenkreis, und von da durch das ganze Land hinab bis nach Wertheim im Frankenland. Niemand kann mehr irregeführt werden, wie bisher, wenn er an einen fremden Ort kommt und fragt: 'Wie teuer die Elle Tuch oder der Vierling Käs?' Der Wirt sagt: 'So und so viel.' Wenn er nun meint, hier sei der Käs wohlfeil und sagt: 'Wißt Ihr was? bringt mir lieber ein halbes Pfund,' so bekommt er leichteres Gewicht, und der Käs ist teurer als daheim. Das geht in Zukunft nicht mehr an. Ja es kann alsdann jeder Händler durch das ganze Land seine Elle und seinen Pfundstein selber mit sich führen; ist er in Überlingen probat, so ist er's auch in Wertheim. Ja man hat an einem fremden Ort gar nicht mehr nötig zu fragen: 'Wem gehört dieses Dorf?' sondern nur: 'Was hat man hier für Maß und Gewicht?' Sagt nun der Krämer oder der Wirt: 'Badisches Maß und Gewicht,' so merkt man gleich, daß man noch im Badischen ist; sagt er: 'Würtembergisches,' so ist man nimmer in Baden.

Zweitens, so hatte man bisher sogar am nämlichen Ort, in der nämlichen Mühle, im nämlichen Wirtshaus, im nämlichen Kaufladen für verschiedene Sachen verschiedenerlei Maß und zwar herkömmlich, nicht ungerechterweise; ein anderes Maß für Bier, ein anderes für Öl, ein anderes für Branntewein, ein anderer Sester für glatte Frucht, ein anderer für rauhe, und es ist ein Glück, daß man nicht auch verschiedenerlei Geld haben mußte zum Zahlen, eine andere Gattung Kreuzer für den Schnupftabak, eine andere für den Rauchtabak, eine andere fürs Tintenpulver. In Zukunft giebt's nur einerlei Sester, einerlei Maß, einerlei Pfund für das Hirschunschlicht und für das Schweinenschmalz von Dan bis nach Ber-

saba. Vorher bei so großer Ungleichheit war's keine Kunst einen einfältigen Menschen zu betrügen. In Zukunft ist's eine Kunst, denn man kann alles mit dem nächsten besten Maß wieder nachmessen, daheim oder beim Nachbar. Ja es ist nicht einmal einerlei, ob das nämliche und richtige Fruchtmaß ein wenig weiter ist, aber nicht so tief, oder ein wenig tiefer, aber nicht so weit, wegen den Schnitzen und andern Früchten, die man gehäuft mißt. Das weite Maß war profitabler beim Empfangen, das engere beim Geben. Aber wenn der arme Mann und Schuldner in den Händen des reichen Wucherers war, mußte er geben und nehmen wie dieser wollte. Künftig ist er nicht mehr in seinen Händen, was das betrifft. Das Maß hat überall einerlei Weite und einerlei Tiefe. Es ist schade, daß man den Wein nicht auch häufen kann für das nämliche Geld. Es sparte dem Wirt manchen Gang und dem Gast manchen Kreuzer. Aber das Hübsche hat doch die neue Einrichtung auch noch, daß das Maß für trockene und für flüssige Sachen durchgehends gleich ist. Ein Malter ist so viel als eine Ohm, ein Sester so viel als eine Stütze, ein Meßlein, worein man die Frucht mißt, so viel als eine Maß, worein man den Wein gießt, und der vierte Teil eines Meßleins so viel als ein Schoppen. Aber alle Fruchtmaße werden noch einmal so weit, als sie hoch sind, und alle Maße für flüssige Sachen werden noch einmal so hoch, als sie weit sind. Dies ist der einzige Unterschied."

„Hausfreund," sagt der Adjunkt auf seinem Stuhl und räuspert sich, „reicht mir einen Schluck von Eurem Viertelsmeßlein Elmendinger herauf. Mein Mund ist von der Rede trocken, und Ihr zwingt's doch nicht ganz. Denn es ist nicht das erste, das Ihr heute trinkt, auch nicht das zweite."

„Drittens und endlich," fährt der Adjunkt fort, „so hat das neue Maß den großen Vorteil, weil fast alles in zehen gleiche Teile geht; dies ist aber die künftige Einrichtung der Maße und Gewichte:

Ein Zuber (dies ist das größte Fruchtmaß) hat	10 Malter.
Ein Malter hat	10 Simri oder Sester.
Ein Sester hat	10 Meßlein.
Ein Meßlein hat	10 Becher.
Item ein Fuder ist so viel als ein Zuber Fruchtmaß, und hat .	10 Ohm.

Eine Ohm (so viel als ein Malter) hat . . . 10 Stützen.
Eine Stütze (so viel als ein Sester) hat . . . 10 Maß.
Eine Maß (so viel als ein Meßlein) hat . . 10 Glas.
Item die Rute hat . . . . 10 Schuh.
Der Schuh . . . . 10 Zoll.
Der Zoll . . . . 10 Linien.
100 Ruten ins Gevierte machen ein Viertel Feldmaß.
400 Ruten ins Gevierte sind ein Morgen oder Juchert; denn der Juchert hat 4 Viertel.

Item eine Stunde Zeit bleibt wie sie war, aber eine Stunde Wegs wird nach dem neuen Maß genau der neuntausendste Teil vom Umkreis der ganzen Erdkugel sein. Vorher war's nur der zehntausend und achthundertste Teil.

Item die Elle wird genau so viel als 2 Schuh nach dem neuen Maß betragen. Man kann sagen, so viel als ein paar neue Schuhe. Die Elle hat auch 10 Teile, und ½ Zehntel ist dann just 1 Zoll.

Item das Klafter hat 6 Schuh, das Holzklafter 6 Schuh Länge, 6 Schuh Breite nach dem neuen Maß. Das Scheit Holz bekommt zu seiner Zeit die Länge von 4 Schuh.

Item der Centner hat überall 100 Pfund, nicht mehr wie bisher an einigen Orten 104, an andern 108.

Das Pfund hat . . . 10 Zehnling
Der Zehnling hat . . 10 Centaß.
Das Centaß hat . . . 10 Pfenninge.
Der Pfenning hat . . 10 Aß.

Aber kürzer ist's so:

Der Centner hat. . . 100 Pfund.
Das Pfund . . . . 100 Centaß.
Das Centaß . . . . 100 Aß.

Dabei wird freilich ein Maß etwas größer, ein anderes etwas kleiner werden, wie es sich am besten schickt, und man wird's bald gewohnt sein. Aber merke: Deswegen wird ein neuer Rock, ein Stück Feld, ein Häuptlein Vieh nicht mehr und nicht weniger wert als vorher, weil nach dem größern oder kleinern Maß auch der Preis desselben steigt oder fällt, und der Weg von Mühlburg nach Basel wird nicht länger oder kürzer, ob er nach großen oder kleinen Stunden gemessen wird.

Der große Vorteil aber, der durch die neue Einteilung der Maße gewonnen wird, zeigt sich im Rechnen, weil alles in zehn Teile geht, und keine ungeraden Zahlen oder Brüche im Multiplizieren oder Dividieren zu fürchten sind. Als nämlich noch keine Rechnungstafeln, kein Einmaleins, kein Schulmeister und kein Herr Provisor im Land war, zählten unsere Ureltern an den Fingern. Einmal 10, zweimal 10, dreimal 10; — bis auf zehnmal 10 u. s. w. Daher entstanden die Hauptzahlen 10, 20, 30 und bis auf 100. Item zehnmal 100 ist 1000; zehnmal 1000 ist 10 000 u. s. w. Demnach so ist diese Rechnungsart die natürlichste und ist dem Menschen schon im Mutterleib mit seinen Fingern angewachsen und angeboren, und unsere Alten haben's wohl verstanden mit ihren drei alten Zahlen, als da sind I und V und X. Solches kommt auch von den Fingern her."

„Aber zur Abwechselung und damit ihr mir nicht einschlaft," sagt der Adjunkt, „will ich euch jetzt ein Rätsel geben. Hernach wollen wir Exempel rechnen."

Ein armer Mann in meinem Land
Hat zehen Finger an einer Hand,
Fünf und zwanzig an Füßen und Händen.
Wer kann mein Rätsel legen oder wenden?

„Herr Wirt," fährt der Adjunkt fort, „leihet mir jetzt Eure Kreide, aber nicht die doppelte, die Wand könnt Ihr wieder abwischen.

16 Fuder wie viel Ohm? Setz eine Null dran! Sind 160 Ohm. Wie viel Stützen? Setz noch eine Null dran! Sind 1600. Wie viel Maß? Setz noch eine Null dran! Sind 16 000.

Item 16 Fuder, 9 Ohm, 7 Stützen, 8 Maß, wie viel Maß zusammen? Setz nur die Zahlen aneinander; Facit: 16 978 Maß. Denn 16 Fuder sind 160 Ohm und 9 dazu sind 169 nach Adam Riesens Rechenbuch und so weiter.

Aber 16 Fuder, 8 Maß, wie viel Maß zusammen? Sprich 16 Fuder, Null Ohm, Null Stütze, 8 Maß thut 16 008. Allemal wo etwas fehlt, setz eine Null.

Aber wie die Einteilung nicht von zehn zu zehn, sondern von hundert zu hundert geht, nämlich bei den Gewichten, da muß man zwei Nullen setzen, wenn etwas fehlt.

6. Provisor, Unterlehrer.

25 Centner wie viel Pfund? Facit: 2500. Wie viel Centaß? Facit: 250 000. — 25 Centner und 56 Centaß, wie viel Centaß zusammen? Antwort: 250 056.

Item 48 273 Maß wie viel Fuder? Schreibe über die letzte Zahl 3 das Zeichen Maß, über die nächste 7 setze Stützen, über die nächste 2 setze Ohm, über die nächste 8 setze Fuder; Facit: 48 Fuder, 2 Ohm, 7 St., 3 M.

Item die Maß Klingenberger kostet in Oppenau im Engel, ich will sagen 48 Kreuzer. Was kostet die Stütze? Antwort: zehnmal so viel, thut 480 Kreuzer oder 8 Gulden; was die Ohm? Antwort: 80 Gulden und das Fuder 800, ungefragt.

Item, im Addieren und Subtrahieren geht's ganz wie bei unbenannten Zahlen. 8 Maß und 7 Maß thun 15 Maß, oder 1 Stütze 5 Maß und so weiter.

So groß sind die Vorteile der neuen Einrichtung, heißt das im Rechnen, und unsre Kinder, ich will jetzt auch bald weiben, sagt der Adjunkt, unsere Schulkinder werden's erkennen. Auch sind wir nicht die einzigen und nicht die ersten. Ist nicht in Frankreich das zehnteilige Maß und Gewicht von einem Meer bis zum andern schon lange im Werk in allen Rechnungen, und wer in Zukunft über den Rhein hinüber einen Verkehr hat nach Hüningen, nach Colmar oder Straßburg, nach Speier, Worms oder Mainz, oder wer auf seinem Handwerk in die Fremde geht bis nach Burgliber hinein, oder Plobsheim, oder Hagenbach, oder Ockersheim, oder gar nach Paris, und hat etwas mit ihnen abzurechnen, der wird bald mit ihnen zurechtkommen. Einem Würtemberger oder Bayer wird's nicht so gut.

Noch eins: es wird im ganzen Lande auch nur eine Manier sein, die Frucht- und Weinmaße zu eichen, zu sinnen, zu fechten. Bisher machte es der eine so, der andere anders, und das verursachte viel Unterschied und Gunst."

Als aber der Adjunkt vom Stuhl herabgestiegen war, denn er sagte, jetzt sei's Zeit nach Karlsruhe in die Komödie, denn er lebe wie der Vogel im Hanfsamen, fragte ihn der Wirt: „Aber Herr Adjunkt, wenn mir nun ein Gast kommt, gesetzterweis, und will eine Halbe oder einen Schoppen, und ich habe keinen, sondern nur eine Maß und zehen Gläser. Wie dann?" — „Schafft Euch einen an," sagte der Adjunkt, „es wird's Euch niemand wehren. Fünf Glas sind eine halbe Maß, zwei und ein halbes Glas sind

ein Schoppen, die Hälfte davon ist ein halber Schoppen. Diese Einteilung könnt Ihr und Eure Gäste unter einander forthalten solange ihr wollt, aber nach der neuen Maß, nicht nach der alten." „Und mit Erlaubnis," sagte der Hausknecht, „wenn einer einen halben Vierling Haber verlangt für das Roß und ich habe keinen?" Der Adjunkt sagt: „Der Meister soll Euch einen anschaffen. Hat vorher das Simri 16 Meßlein gehalten und der Vierling 4, so haltet jetzt das Simri 10 Meßlein und der Vierling $2^1/_2$. Denn viermal zwei und ein halbes ist zehen. — Aber das Rößlein wird keine großen Sprünge mehr machen bei dem halben Vierling. Denn das neue Simri (oder Sester) ist kleiner als das alte, folglich auch der Vierling, folglich auch der halbe. Man muß also etwas zulegen. Sonst wenn der Herr einmal reiten will, der die neuen Maße eingerichtet hat, nach Dattingen oder nach Zunzingen, so thut ihm das Rößlein einen Schabernack an, und läßt's ihn entgelten.

Also kann auch der Krämer für den Käs, für den Schnupftabak, für den Koriander, für Zucker und Kaffee, item für alles kann er in seinem Laden Vierling und Lotgewicht behalten, so lang er will, aber nach dem neuen Pfund, nicht nach dem alten. Hat er 32 Lot verkauft, so hat er 100 Centaß verkauft. Solches ist einerlei."

„Herr Adjunkt," sagte zuletzt der Chirurgus, „seid so gut und erklärt uns jetzt auch noch das Rätsel von Eurem Landmann! Wir haben an unserm Tisch immer dran studiert, allweil Ihr gepredigt habt. Wir bringen's nicht heraus." — „Ihr dürft nur die Worte recht absetzen," sagt der Adjunkt:

Ein armer Mann in meinem Land
Hat zehen Finger (Komma) an einer Hand
Fünf (Komma) und zwanzig an Füßen und Händen. (Punktum.)

„Habt ihr nicht auch zehen Finger, an einer Hand fünf, und zwanzig an Füßen und Händen? Es giebt nichts zu operieren."

Da lächelte der Chirurgus und sagte: „Adjunkt, Ihr seid ein durchtriebener Kopf."

163. Das Bettlerkind.

Zu einem betagten Herrn, der zwar wohlthätig, aber fast wunderlich war, kommt ein freundliches Bettelkind und bittet ihn um ein Almosen. „Wir haben schon seit dem Samstag kein Weißbrot mehr, und das schwarze ist so teuer, weil die Laibe so groß sind." Der Herr, der auf Ordnung hielt, und das Betteln nicht wohl leiden konnte, sagte: „Weil du sonst so bescheiden bist, ich habe dich noch nie gesehen, und heute zum erstenmal zu mir kommst, so will ich dir zwar ein Sechskreuzerlein schenken. Aber unterstehe dich nicht, daß du dich wieder bei mir blicken lassest, sonst geht's mit einem Groschen ab." Also holte das Kind in Zukunft den Groschen fast über jeden andern Tag. Als er aber des Überlaufens müde war, sagte er: „Jetzt bin ich's müde. Wenn du dich noch einmal unterstehst, so setze ich dich auf einen Kreuzer herab." Also kam das Kind in Zukunft alle Morgen und holte den Kreuzer. Die Köchin riet dem Herrn, er solle dem Kind gar nie mehr etwas geben, so wird's schon wegbleiben. „So?" sagte er, „das ist mir ein sauberer Rat. Seht Ihr nicht, je weniger man ihm giebt, desto öfter kommt's?"

164. Wasserläufer.

Bekanntlich will es Leute geben, die im Wasser nicht untergehen.

Einer erzählte in einem Wirtshaus, er sei in Italien von der Insel Capri aus eine halbe Stunde weit aufrecht durch das mittelländische Meer gegangen, und das Wasser sei ihm nicht höher gegangen, als an die Brust. Mit der linken Hand habe er Tabak geraucht, nämlich die Pfeife gehalten, und mit der rechten nur ein wenig gerudert.

Ein anderer sagte: „Das ist eine Kleinigkeit. Im Krieg in den neunziger Jahren ist ein ganzes Bataillon Rotmäntler oberhalb Mannheim aufrecht über den Rhein marschiert, und das Wasser reichte keinem höher als bis an die Knie."

Ein dritter sagte: „Solches war keine Kunst. Denn sie hatten selbigen Tag, als sie am Rhein ankamen, schon einen Marsch von

2. fast, sehr.

zwanzig Stunden zurückgelegt. So haben sie davon solche Blasen an den Füßen bekommen, daß es ihnen nicht möglich war, tiefer als so im Wasser zu sinken."

165. Zeitlose.

Eine sonst gesunde Frau von dreiundfünfzig Jahren, wohnhaft in Oberhausen, bekam das Fieber. Am fünften Tag kochte sie ein Tränklein von drei Wurzelzwiebeln der Zeitlose und trank das Tränklein.

Merke: Den andern Tag darauf, als am fünfzehnten September, war die Frau eine Leiche. Denn die Zeitlose ist Gift.

Was ist Zeitlose? Zeitlose ist die Blume, die im Spätjahr ohne Stengel, ohne grüne Blätter einsam auf den grünen Matten aufgeht, wenn das letze Gras schon abgemäht ist, und die Blumen des Sommers schon verwelkt sind. Die Farbe ist rötlich blau, oft fast weiß. Sie hat Ähnlichkeit mit einer kleinen Tulpe, hat aber nicht sechs Blätter, sondern nur sechs Einschnitte. Oft erscheint sie auf einer Matte in großer Menge.

An einigen Orten heißt sie auch Herbstblume, Kühdutte, hie und da hat sie auch einen unehrbaren Namen. Selbst dem Vieh ist sie schädlich. Es ist daher kein Fehler, wenn man sie mit den Wurzelzwiebeln aussticht und die Matten davon zu reinigen sucht. Aber Tränklein davon kochen und dran sterben, das ist ein Fehler.

166. Das Vivat der Königin.

Nicht ebenso gut als der Franzos, der dem Engländer auf der Brücke zu Pferd begegnete, kam ein anderer Franzos zu Königszeiten mit einem andern Engländer davon in einem Wirtshaus. Der Engländer saß schon über eine halbe Stunde still und stumm in einer Ecke und wartete auf einen Chirurgus, hätte gern die Zähne zusammengebissen vor Ungeduld, aber einer davon war hohl und that ihm von Zeit zu Zeit entsetzlich weh, zum Exempel diesmal. Kommt auf einmal der Franzose, ein Perückenmacher oder so etwas, an den Tisch, wo der Engländer saß, und wollte seinen Kameraden einen Spaß zum besten geben. Denn er glaubte, der Engländer sei dumm, oder noch scheu dort zu Land. Also

fing er ein langes Gespräch mit ihm an, worauf der Engländer wenig antwortete, rühmte ihm, was Frankreich für ein reiches und großes Land sei, und daß einer schon ein gutes Pferd haben müsse, wenn er's in drei Vierteljahren durchreiten wolle, und wie der König so gerecht sei und die Königin so gut. „Aber auf das Wohl der Königin," sagte er, „trinkt ihr doch eins mit mir und noch mehr?" Als sie ausgetrunken hatten, zerriß der Franzos die Hemdkrause an seinem alten abgewaschenen Hemde und sagte: „Es lebe die Königin! Gentelmann," sagte er, „Ihr müßt Eure Hemdkrause auch zerreißen auf das Wohlsein der Königin. Ich hab' meine auch zerrissen." „Geht zum Henker, Ihr Sapperment," sagte der Engländer, „Euer Hemd hat nimmer weit in die Papiermühle. Meins kommt nagelneu von der Näherin weg, und ist an einigen Orten noch ganz heiß vom Durchzug der Nadel." Aber der Perückenmacher sagte: „Herr, ich verstehe keinen Spaß! Entweder zerreißt Ihr Euer Hemd, oder Ihr müßt Euch mit mir stechen auf Leben und Tod." Wollte der fremde Engländer keinen Spektakel haben, so mußte er seine Hemdkrause zerreißen wie der Franzose. Aber jetzt wurde er auf einmal freundlich und redselig, und erzählte dem Perückenmacher viel von England und von London, und von dem großen Kirchturm in London, und wie einer droben schon gute Augen haben müsse, wenn er unten die Stadt noch sehen wolle, bis der Chirurgus kam. Als der Chirurgus kam und fragte, was der fremde Herr befehle. „Seid so gut," sagte der Engländer, „und zieht mir diesen Stockzahn da aus, den dritten, aufs Wohlsein der Königin von England! Herr," sagte er zum Perückenmacher, „Ihr bleibt da sitzen und rührt Euch nicht." Als der Zahn glücklich heraus war, sagte er zu dem Zahnarzt: „Seid so gut, und zieht jetzt diesem Herrn da ebenfalls einen Zahn aus, aufs Wohlsein der Königin von England. Guter Freund," sagte er, „Ihr müßt Euch auch einen ausreißen lassen, ich hab' mir auch einen ausreißen lassen." Da verging dem Spaßmacher der Mutwillen und die roten Backen, und protestierte zwar, die Sache sei nicht gleich. „Euer Zahn da," sagte er, „ist so hohl, daß eine Häsin drin setzen könnte. Die meinigen sind alle so ferngesund, daß ich eine Bleikugel damit breit beißen kann. Wenn drei Lilien drauf wären, könnt' ich Geld damit prägen." Aber der andere gab darauf kein Gehör, sondern sagte: „Herr, ich verstehe keinen Spaß! Entweder ihr laßt Euch einen Zahn ausbrechen auf der Stelle,

oder ihr könnt Euch mit mir stechen auf Leben und auf Tod, und ich bohr' Euch da an die Thür hinan, daß der Degen eine Elle weit in die Kammer hineingeht." Da dachte der Perückenmacher: Ein Zahn! — Ein Leben! — Neun Kinder hab ich daheim. — Lieber ein Zahn. Also ließ er sich wohl oder übel auch einen ausreißen, und schieden darauf in Frieden von einander. Aber zu seinen Kameraden sagte er nachher: „Diesmal mit einem Fremden Mutwillen getrieben, den ich nicht kenne! Hört man mir nichts an, wenn ich rede?"

167. Der verwegene Hofnarr.

Der König hatte ein Pferd, das war ihm so lieb, daß er sagte: „Ich weiß nicht, was ich thue, wenn das Pferd mir stirbt. Aber den, der mir von seinem Tod die erste Nachricht bringt, den laß ich auch gewiß aufhenken." Item, das Rößlein starb doch, und niemand wollte dem König die erste Nachricht davon bringen. Endlich kam der Hofnarr. „Ach, gnädigster Herr," rief er aus, „Ihr Pferd! Ach das arme, arme Pferd! Gestern war es noch so" — da stotterte er, und der erschrockene König fiel ihm ins Wort und sagte: „Ist es gestorben? Ganz gewiß ist es gestorben, ich merk's schon." „Ach, gnädigster Herr," fuhr der Hofnarr mit noch größerem Lamento fort, „das ist noch lange nicht das Schlimmste." „Nun was denn?" fragte der König. — „Ach, daß Sie jetzt noch sich selber müssen henken lassen. Denn Sie haben's zuerst gesagt, daß Ihr Leibpferd tot sei. Ich hab's nicht gesagt." Der König aber, betrübt über den Verlust seines Pferdes, aufgebracht über die Frechheit des Hofnarren, und doch belustiget durch seinen guten Einfall, gab ihm augenblicklich den Abschied mit einem guten Reisegeld. „Da, Hofnarr," sagte der König, „da hast du hundert Dukaten. Laß dich statt meiner dafür henken wo du willst. Aber laß mich nichts mehr von dir sehen und hören. Sonst wenn ich erfahre, daß du dich nicht hast henken lassen, so thu ich's."

168. Die betrogenen Zecher.

Zwei Zechbrüder besuchten oft eine Stunde weit einen Freund aufs Mittagessen, weil er guten Jochem hatte, und ihm der Wein nicht überzwerch im Faß lag. An seinem Namenstag, als sie wieder kamen, und hatte jeder vorher einen Hering gegessen wegen dem Durst, und schwitzten Tropfen wie Haselnuß, denn es war am 8. August, Cyriak hieß er, da dachte der Herr Cyriak, ich will doch sehen einmal, ob ich der gute Freund bin oder mein Wein. Also nahm er den einen vor dem Essen auf die Seite und sagte: „Gevatter, thut mir den Gefallen und helft mir den Apotheker (das war der andere) unter den Tisch trinken. Wir wollen gelbgefärbtes Wasser trinken, und Ihr müßt ihm fleißig anstoßen, auf den Cyriak, allemal ex pleno." Das war dem Gevatter recht. Drauf nahm er den Apotheker auch auf die Seite und sagte: „Helft mir heute meinen Gevattermann zudecken," und that ihm den nämlichen Vorschlag. Dem Apotheker war's auch recht, und jeder dachte: Das giebt einen Spaß. Also tranken sie mit einander sieben Maß Wasser Durlacher Eich über der Mahlzeit und noch drei Maß stehenden Fußes auf viel nachfolgende. Als er ihnen die vierte einschenken wollte, sagte der Gevattermann: „Ich kann nimmer, er ist mir zu stark." Der Apotheker sagte: „Ich kann auch nimmer. Ich muß noch Bärendreck kochen, wenn ich heimkomme." Doch nahmen sie noch eins zur schuldigen Danksagung. Unterwegs sagte der Gevatter des Cyriaks: „Apotheker, heut habt Ihr ein Meisterstück gemacht. Ich kann nicht begreifen, wie Ihr noch aufrecht gehen könnt." Der Apotheker sagte: „Mich wundert's, daß Ihr nicht blindhagel voll seid." „So," sagte der Gevattermann, „drum hab ich Wasser getrunken." Da gingen dem Apotheker die Augen auf und sagte: „Ich auch." Da gingen dem Gevattermann auch die Augen auf.

169. Schreckliche Mordthat.

In Biozat in Frankreich, im Departement der Allier, hat sich am 13. Jänner 1811 folgende unmenschliche That ereignet.

3. **Jochem**, Wein; ein hebräisches Wort (Jajin). — 4. **nicht überzwerch im Faß lag**, also nicht im Faß zurückgehalten wurde. — 18. Karlsruhe wurde früher von dem benachbarten Durlach aus mit Trinkwasser versorgt. — 22. **Bärendreck**, Süßholzsaft. — 31. Freyburger Wochenblatt vom 2. Februar 1811. **Gräßliche Mordgeschichte.** Das Bulletin des Allier enthält folgendes Schreiben, welches der Unterpräfekt von Gannat

Ein ehrlicher Bürger, Namens Albert, war genötigt, etwas von seinen Habseligkeiten zu verkaufen, weil er Geldes bedürftig war. Abends sitzt er mit seiner Frau und drei Töchtern am Feuer und wärmten sich; das Büblein war nicht dabei. Die älteste Tochter von 23 Jahren fängt an gottlose Reden gegen den Vater auszustoßen und verlangt von ihm etwas von dem erlösten Geld. Als sie die gottlosen Reden ausstieß, dachte der böse Feind: Dich hab' ich! wie es denn auch war und nicht anders sein kann, wenn ein Kind einmal so verstockt ist, daß es Schimpf- und Scheltworte gegen seine Eltern gebrauchen und über sie fluchen kann. Der

dem Präfekten des Departement des Allier . . unterm 14. d. zugeschickt hat: Herr Präfekt! Ich weiß nicht, welche Schilderung ich Ihnen von dem schauerlichen Verbrechen machen soll, welches am 13. d. in der Gemeinde Biozat verübt worden ist. Die Feder scheint mir ihren Dienst zu versagen, da sie eine so schreckliche Nachricht niederschreiben soll. Ein 23jähriges Mädchen hat Vater, Mutter, Bruder und zwei Schwestern ermordet. Amabilis Albert, Einwohner der Gemeinde Biozat, ein rechtschaffener Mann, der viel Familie hatte und dabei arm war, sah sich seiner dürftigen Umstände wegen genötigt, den 13. d. einen Teil seiner Habseligkeiten zu verkaufen. Seine Tochter, Magdalena Albert, von heftiger Gemütsart und heftigen Sitten, die unglücklicherweise nur zu sehr gewohnt war, auf ihre Eltern zu schimpfen, machte ihrem Vater heftige Vorwürfe wegen dieses Verkaufs, und endigte damit, daß sie ihm einen Teil des erlösten Geldes abforderte. Der Vater weigerte sich und hielt ihr seine traurige Lage vor; allein sie bestand auf ihrer Forderung und erlaubte sich gegen ihn die beleidigendsten Ausdrücke. Der beschimpfte und entrüstete Vater gab ihr mehrere Schläge über die Achseln, und befahl ihr sich schlafen zu legen. Sie gehorchte und warf sich auf ihr Bett. Aber kaum ist eine Viertelstunde verflossen, so richtet sie sich wieder auf, ergreift eine Axt und nähert sich sachte dem Feuer, an welchem Vater und Mutter und ihre drei Geschwister sich wärmten. Sie schlägt ihrem Vater mit der Axt auf den Kopf, spaltet ihm den Schädel, und ohne auf das Angstgeschrei seiner Familie zu hören, versetzt sie ihm noch mehrere Streiche. Er war auf den ersten schon tot zur Erde gesunken: eine einzige solche Wunde war hinlänglich, des Unglücklichen Leben zu endigen. Alle Wunden waren äußerst tief, und das Ungeheuer muß eine außerordentliche Stärke besitzen, da es solche Spalten machen konnte. Hierauf fällt sie über ihre Mutter her, und ohne sich durch ihr Flehen oder Ächzen erweichen zu lassen, versetzt sie ihr fünf Streiche und streckt sie tot zu ihren Füßen hin. Ihre kleinen Schwestern, wovon die eine elf, die andere drei Jahr alt war, wurden ebenso wenig verschont. Sie haut mit der Axt nach der ältern und trifft sie auf den Kopf und in die Gegend des Halses; aber es gelingt ihr nicht sie vollends zu töten, weil sich das unglückliche Schlachtopfer unter das Bett verkriecht. Soviel Greuelthaten sind dem weiblichen Tiger noch nicht genug: sie reißt ihre jüngste Schwester, die sich an den Leichnam der Mutter angeschmiegt hatte, von demselben los und wirft sie ganz lebendig in einen Brunnen. Wie durch ein Wunder blieb noch ein dreizehnjähriger Bruder von der ganzen Familie übrig: dieser ist so glücklich sich hinter einen Kasten zu verbergen; er öffnet die Hausthüre, entflieht und schreit um Hilfe. Magdalena Albert verbindet noch mit soviel Bosheit die verschmitzteste Heuchelei; sie ruft ihrem Bruder zu, beredet ihn zur Rückkehr, verspricht ihm nicht das mindeste Leid zuzufügen und sucht ihn in einem sanften und ruhigen Ton ins Haus zu locken. Allein der Knabe entflieht mit Todesangst im Herzen und sucht bei einem gewissen Richard seine Zuflucht. Auf seine Erzählung eilen mehrere Einwohner dieser Familie zu Hilfe. Sie finden Magdalena Albert mit großen Schritten im Hause auf- und abgehend und mit einem großen Messer in der Hand, mit dem sie den ersten, der es wagen würde sich ihr zu nähern, zu durchstoßen droht. Die Finsternis der Nacht und der Schrecken, welchen ein so grauenvolles Schauspiel einflößt, lähmt ohne Zweifel den Mut dieser Männer; sie wagen es nicht vorzutreten und sie zu verhaften. In ihrer Gegenwart nimmt Magdalena Albert den Schlüssel eines Schranks ihrer Mutter aus der Tasche, öffnet ihn, bemächtigt sich des darin befindlichen Geldes und verläßt das Haus, ohne daß einer der Zuschauer den Mut hatte, sie zu greifen oder ihr zu folgen. Man vermutete, daß sie ihren Weg nach Riom oder Clermont genommen habe; die Gendarmerie setzt ihr auf dem Fuße nach.

Vater hatte lange Geduld. Endlich gab er ihr Red' und Antwort, aber wie? Mit einem Stecken nach Gebühr und Recht und befahl ihr jetzt, den Augenblick still zu sein. Das that sie für eine Zeitlang. Aber nach einer Viertelstunde sprang sie wieder auf, ergreift schnell eine Axt, spaltet mit einem Hieb dem Vater die Hirnschale, darauf schlägt sie mit der nämlichen Axt auch die Mutter tot, drauf auch denn eine Schwester, ein Mägdlein von zehn Jahren. Die andere, ein Kind von drei Jahren, warf sie lebendig in den Sodbrunnen. Der einzige Bruder, das Büblein, entkam und sprang ins Dorf. Zwar rief sie ihm mit freundlichen Worten und Versprechungen zu, er soll da bleiben, sie wolle ihm nichts zu leide thun. Aber das Büblein gab ihr kein Gehör, sondern machte Lärmen im Dorfe. Als die Nachbarn herzu kamen, hatte sie ein langes Messer in der Hand, ging mit großen Schritten auf und ab und drohte jeden niederzustechen, der sie anrühren würde. Aber der Schrecken über die greuliche Unthat und das Entsetzen bei dem Anblick der mißhandelten Leichname lähmte den herzhaftesten Männern die Glieder, daß sie keiner anrühren konnte; sondern sie öffnete in ihrer Gegenwart das Kästlein ihrer ermordeten Eltern, nahm das Geld heraus und ging ohne Furcht und Zagen mitten zwischen den Leuten fort ins Freie.

Der Hausfreund wollte nicht viel dawider haben, wenn man sie nicht mehr bekommen hätte. Es giebt Verbrechen, welche die göttliche Vorsehung nicht läßt vor den menschlichen Richter kommen, weil sie vor ein anderes Gericht gehören, wie zum Exempel die Mordthat in Ordenbach im Jahre 1786. Solches ist auch noch nicht vergessen. Wann nun ein solcher Übelthäter dem weltlichen Arm entgangen ist, so meint er, jetzt habe es nichts mehr zu sagen. Doch! Es hat zu sagen. Mancher muß sich sein Recht selber anthun. Manchem kommt noch eine Zeit, daß er bisweilen froh wäre, wenn jemand die Barmherzigkeit an ihm ausübte und ihn erhenkte oder köpfte. Mancher kommt noch und meldet sich selber drum.

Allein diese Mörderin, von welcher wir reden, ist doch wieder eingebracht und vor das Gericht gestellt worden, und die Gerechtigkeit hat sich ihrer angenommen und hat sie vom Leben zum Tod bringen lassen durch des Henkers Hand am 20. März in Moulins.

---

9. Sodbrunnen, d. i. Cisterne.

170. Der Geizige.

Ein geiziger Mann hatte ein einträgliches Geschäft in einem Städtlein. Weil aber dort alles ein wenig teurer war, so wohnte er eine halbe Stunde davon in einem Dorf und ging alle Morgen hinein und alle Abende wieder hinaus. Wenn ihn nun ein Nachbar um einen Gefallen ansprach: „Seid so gut und richtet mir in der Stadt dies oder jenes aus, sonst muß ich den Gang selber thun," so sagte er: „Ist's nicht genug, wenn ich die Schuhsohlen in meinen eigenen Geschäften ablaufe, soll ich die Eurigen auch noch versehen?" Wenn nun der Nachbar sagte: „Ihr müßt ja den Gang doch thun, ob Ihr mir daneben einen kleinen Dienst erweiset oder nicht," so erwiderte er: „Und wenn ich Euch den Dienst nicht erweise, so müßt Ihr doch auf Euern eigenen Sohlen in die Stadt gehen, ob ich daneben den nämlichen Gang auch mache oder nicht." Sagte nun der Nachbar: „Wißt Ihr was? ich will Euch meine Schuhe leihen," so that er ihm den Gefallen. Lieh er aber ihm die Schuhe nicht, so that er ihm auch den Gefallen nicht.

171. Der Lehrjunge.

Eines Tages wurde in Rheinfelden ein junger Mensch wegen eines verübten Diebstahls an den Pranger gestellt, an das Halseisen, und ein fremder wohlgekleideter Mensch blieb die ganze Zeit unter den Zuschauern stehen und verwandte kein Auge von ihm. Als aber der Dieb nach einer Stunde herabgelassen wurde von seinem Ehrenposten und zum Andenken noch zwanzig Prügel bekommen sollte, trat der Fremde zu dem Hatschier, drückte ihm einen kleinen Thaler in die Hand und sagte: „Setzt ihm die Prügel ein wenig kräftig auf, Herr, halt uns fest! Gebt ihm die besten, die Ihr aufbringen könnt;" und der Hatschier mochte schlagen, so stark er wollte, so rief der Fremde immer: Besser! Noch besser! und den jungen Menschen auf der Schranne fragte er bisweilen mit höhnischem Lachen: Wie thut's, Bürschlein? Wie schmeckt's?

Als aber der Dieb zur Stadt war hinausgejagt worden, ging ihm der Fremde von weitem nach und als er ihn erreicht hatte auf dem Weg nach Degerfelden, sagte er zu ihm: „Kennst du mich

noch, Gutschick?" Der junge Mensch sagte: „Euch werde ich sobald nicht vergessen. Aber sagt mir doch, warum habt Ihr an meiner Schmach eine solche Schadenfreude gehabt, und an dem Paß, den mir der Hatschier mit dem Weidenstumpen geschrieben hat, so ich doch Euch nicht bestohlen, auch mein Leben lang sonst nicht beleidiget habe." Der Fremde sagte: „Zur Warnung, weil du deine Sache so einfältig angelegt hattest, daß es notwendig herauskommen mußte. Wer unser Metier treiben will, ich bin der Zundel-Frieder," sagte er, und er war's auch, — „wer unser Metier treiben will, der muß sein Geschäft mit List anfangen und mit Vorsicht zu Ende bringen. Wenn du aber zu mir in die Lehre gehen willst, denn an Verstand scheint es dir nicht zu fehlen, und eine Warnung hast du jetzt, und so will ich mich deiner annehmen und etwas Rechtes aus dir machen." Also nahm er den jungen Menschen als Lehrjungen an und als es bald darauf unsicher am Rhein wurde, nahm er ihn mit sich in die spanischen Niederlande.

172. Der Wasserträger.

In Paris holt man das Wasser nicht am Brunnen. Wie dort alles ins große getrieben wird, so schöpft man auch das Wasser ohmweise in dem Strom, der hindurch fleußt, in der Seine, und hat eigene Wasserträger, arme Leute, die jahraus, jahrein das Wasser in die Häuser bringen und davon leben. Denn man müßte viel Brunnen graben für fünfmalhunderttausend Menschen in einer Stadt, ohne das unvernünftige Vieh. Auch hat das Erdreich dort kein ander trinkbares Wasser; solches ist auch eine Ursache, daß man keine Brunnen gräbt.

Zwei solche Wasserträger verdienten ihr Stücklein Brot und tranken am Sonntag ihr Schöpplein miteinander manches Jahr, auch legten sie immer etwas weniges von dem Verdienst zurück und setzten's in die Lotterie.

Wer sein Geld in die Lotterie trägt, trägt's in den Rhein. Fort ist's. Aber bisweilen läßt das Glück unter viel Tausenden einen etwas Namhaftes gewinnen und trompetet dazu, damit die andern Thoren wieder gelockt werden. Also ließ es auch unsere

1. Gutschick, Nichtsnutz, Thunichtgut.

zwei Wasserträger auf einmal gewinnen, mehr als 100 000 Livres. Einer von ihnen, als er seinen Anteil heimgetragen hatte, dachte nach. Wie kann ich mein Geld sicher anlegen? Wie viel darf ich des Jahrs verzehren, daß ich's aushalte und von Jahr zu Jahr noch reicher werde, bis ich's nimmer zählen kann? Und wie ihn seine Überlegung ermahnte, so that er, und ist jetzt ein steinreicher Mann und ein guter Freund des Hausfreunds kennt ihn.

Der andere sagte: „Wohl will ich mir's auch werden lassen für mein Geld, aber meine Kunden geb' ich nicht auf, dies ist unklug," sondern er nahm auf ein Vierteljahr einen an, einen Adjunkt, wie der Hausfreund, der so lang sein Geschäft verrichten mußte, als er reich war. Denn er sagte, in einem Vierteljahr bin ich fertig. Also kleidet er sich jetzt in die vornehmste Seide, alle Tage ein anderer Rock, eine andere Farbe, einer schöner als der andere, ließ sich alle Tage frisieren, sieben Locken übereinander, zwei Finger hoch mit Puder bedeckt, mietete auf ein Vierteljahr ein prächtiges Haus, ließ alle Tage einen Ochsen schlachten, sechs Kälber, zwei Schweine für sich und seine guten Freunde, die er zum Essen einladete, und für die Musikanten. Vom Keller bis in das Speiszimmer standen zwei Reihen Bediente und reichten sich die Flaschen, wie man die Feuereimer reicht bei einem Brand, in der einen Reihe die leeren Flaschen, in der andern die vollen.

Den Boden von Paris betrat er nimmer, sondern wenn er in die Komödie fahren wollte oder ins Palais royal, so mußten ihn sechs Bedienten in die Kutsche hineintragen und wieder hinaus. Überall war er der gnädige Herr, der Herr Baron, der Herr Graf und der verständigste Mann in ganz Paris. Als er aber noch drei Wochen vor dem Ende des Vierteljahrs in den Geldkasten griff, um eine Hand voll Dublonen ungezählt und unbeschaut herauszunehmen, als er schon auf den Boden der Kiste griff, sagte er: „Gottlob, ich werde geschwinder fertig, als ich gemeint habe." Also bereitete er sich und seinen Freunden noch einen lustigen Tag, wischte alsdann den Rest seines Reichtums in der Kiste zusammen, schenkte es seinem Adjunkt und gab ihm den Abschied. Denn am andern Tag ging er selber wieder an sein altes Geschäft, trägt jetzt Wasser in die Häuser wie vorher, wieder so lustig und zufrieden wie vorher. Ja, er bringt das Wasser selbst seinem ehe-

maligen Kameraden, nimmt ihm aus alter Freundschaft nichts dafür ab und lacht ihn aus.

Der Hausfreund denkt etwas dabei, aber er sagt's nicht.

173. Die Tabaksdose.

In einer niederländischen Stadt in einem Wirtshaus waren viel Leute beisammen, die einander einesteils kannten, zum Teil auch nicht. Denn es war ein Markttag. Den Zundel-Frieder kannte niemand. „Gebt mir auch noch ein Schöpplein," sagte ein dicker, bürgerlich gekleideter Mann zu dem Wirt und nahm eine Prise Tabak aus einer schweren silbernen Dose. Da sah der Zundel-Frieder zu, wie ein windiger gewürfelter Gesell sich zu dem dicken Mann stellte, ein Gespräch mit ihm anfing und ein paarmal, wie von ungefähr, nach der Rocktasche schaute, in welche der Mann die Dose gesteckt hatte. Was gilt's, dachte der Frieder, der führt auch etwas im Schild? Anfänglich stand der Gesell. Hernach ließ er ein Schöpplein kommen, setzte sich auch auf den Bank und sprach mit dem Dicken allerlei kuriose Sachen, woran dieser Mann viel Spaß fand. Endlich kam ein dritter. „Exküse," sagte der dritte, „kann man auch ein wenig Platz hier haben?" Also rückte der windige Gesell ganz nahe an den dicken Mann hin und diskurierte immer fort: „Ja," sagte er, „ich habe mich ein rechtes verwundert, als ich in dieses Land kam und sah, wie die Windmühlen so flätig vom Winde umgetrieben werden. Bei mir zu Lande geht das ganze Jahr kein Lüftlein. Also muß man die Windmühlen anlegen, wo die Wachteln ihren Strich haben. Wenn nun im Frühjahr die Millionen tausend Wachteln kommen vom Meer her aus Afrika und fliegen über die Mühlenräder, so fangen die Mühlen an zu gehen, und wer in dieser Zeit nicht kann mahlen lassen, hat das ganze Jahr kein Mehl im Haus." Darüber geriet der dicke Mann so ins Lachen, daß ihm fast der Atem verging und unterdessen hatte der schlaue Gesell die Dose. „Aber jetzt hört auf," sagte der Dicke. „Es thut mir weh im Kreuz," und schenkte ihm von seinem Wein auch ein Glas ein. Als der Spitzbube ausgetrunken hatte, sagte er: „Der Wein ist gut; er treibt." „Exküse," sagte er zu dem dritten, der vorne an ihm saß, „laßt mich einen Augenblick heraus!"

22. flätig, geschwind.

Den Hut hatte er schon auf. Als er aber zur Thür hinausging und fort wollte, ging ihm der Zundel-Frieder nach, nahm ihn draußen auf die Seite und sagte zu ihm: „Wollt Ihr mir auf der Stelle meines Herrn Schwagers seine silberne Dose herausgeben? Meint Ihr, ich hab's nicht gemerkt. Oder soll ich Lärmen machen? Ich hab' Euch schonen wollen vor den vielen Leuten, die drin in der Stube sitzen." Als nun der Dieb sah, daß er verraten sei, gab er zitternd dem Frieder die Dose her und bat ihn vor Gott und nach Gott stille zu sein. „Seht," sagte der Frieder, „in solche Not kann man kommen, wenn man auf bösen Wegen geht. Euer Leben lang laßt es Euch zur Warnung dienen. Unrecht Gut faselt nicht. Ehrlich währt am längsten." Den Hut hatte der Frieder auch schon auf. Also gab er dem Gesellen noch eine Prise Tabak aus der Dose und trug sie hernach zu einem Goldschmied.

174. Hagenloch.

Berg auf, Berg ab ritt der Herzog Karl von Würtemberg auf der Jagd und wieder Berg auf. Als er oben war, jenseits hinab erblickte er ein Dörflein und fragte zwei Männer, die auf dem Berge standen: „Wie heißt das Dorf da unten?" Da bückten sich die zwei, daß hinter ihnen die Tännlein in großer Gefahr waren und „Hagenloch" sagte der eine. „Wem gehört's?" fuhr der Herzog fort. Da stieß der zweite den ersten mit dem Elnbogen in die Rippen, daß ihm der Atem verhielt. „Es gehört Euer hochfürstlichen Durchlaucht," sagte er gleichwohl. „Ich bin der Weidgesell." Als aber der Herzog vorbei war, sagte der andere: „Dumme Kuh, konntest du nicht sagen, es sei hechingisch, wenn er's nicht weiß. Bei dieser Gelegenheit hätten wir das Dörflein können frei machen."

Merke: Der Herzog hätt's doch erfahren.

175. Zwei honette Kaufleute.

Zwei Besenbinder hatten nebeneinander feil in Hamburg. Als der eine schon fast alles verkauft hatte, der andere noch nichts,

8. vor Gott und nach Gott, d. h. er sagte: „Ich bitt' um Gottes willen, um Gottes willen bitt' ich." — 11. faselt, gedeiht.

sagte der andere zu dem einen: „Ich begreife nicht, Kamerad, wie du deine Besen so wohlfeil geben kannst. Ich stehle doch das Reis zu den meinigen auch und verdiene gleichwohl den Taglohn kaum mit dem Binden.“ „Das will ich dir wohl glauben, Kamerad,“ sagte der erste, „ich stehle die meinigen, wenn sie schon gebunden sind.“

176. Der listige Quäker.

Die Quäker sind eine Sekte, zum Exempel in England, fromme, friedliche und verständige Leute, wie hier zu Land die Wiedertäufer ungefähr, und dürfen vieles nicht thun nach ihren Gesetzen, nicht schwören, nicht das Gewehr tragen, vor niemand den Hut abziehn; aber reiten dürfen sie, wenn sie Pferde haben. Als einer von ihnen einmal abends auf einem gar schönen, stattlichen Pferd nach Haus in die Stadt wollte reiten, wartet auf ihn ein Räuber mit kohlschwarzem Gesicht, ebenfalls auf einem Roß, dem man alle Rippen unter der Haut, alle Knochen, alle Gelenke zählen konnte, nur nicht die Zähne, denn sie waren alle ausgebissen, nicht am Haber, aber am Stroh. „Kind Gottes,“ sagte der Räuber, „ich möchte meinem armen Tier da, das sich noch dunkel an den Ausgang der Kinder Israel aus Ägypten erinnern kann, wohl auch ein so gutes Futter gönnen, wie das Eurige haben muß, dem Aussehen nach. Wenn's Euch recht ist, so wollen wir tauschen. Ihr habt doch keine geladene Pistole bei Euch, aber ich.“ Der Quäker dachte bei sich selbst: Was ist zu thun? Wenn alles fehlt, so hab' ich zu Haus noch ein zweites Pferd, aber kein zweites Leben. Also tauschten sie mit einander, und der Räuber ritt auf dem Roß des Quäkers nach Haus, aber der Quäker führte das arme Tier des Räubers am Zaum. Als er aber gegen die Stadt und an die ersten Häuser kam, legte er ihm den Zaum auf den Rücken und sagte: „Geh voraus, Lazarus, du wirst deines Herrn Stall besser finden als ich.“ Und so ließ er das Pferd vorausgehen und folgte ihm nach, Gasse ein, Gasse aus, bis es vor einer Stallthüre stehen blieb. Als es stehen blieb und nimmer weiter wollte, ging er in das Haus und in die Stube, und der Räuber fegte gerade den Ruß aus dem Gesicht mit einem wollenen Strumpf. „Seid Ihr wohl nach Haus gekommen?“ sagte der Quäker. „Wenn's Euch recht ist, so wollen wir jetzt unsern Tausch wieder aufheben, er

ist ohnedem nicht gerichtlich bestätigt. Gebt mir mein Rößlein wieder, das Eurige steht vor der Thür." Als sich nun der Spitzbube entdeckt sah, wollte er wohl oder übel, gab er dem Quäker sein gutes Pferd zurück. „Seid so gut," sagte der Quäker, „und gebt mir jetzt auch noch zwei Thaler Rittlohn; ich und Euer Rößlein sind miteinander zu Fuß spaziert." Wollte der Spitzbube wohl oder übel, mußte er ihm auch noch zwei Thaler Rittlohn bezahlen. „Nicht wahr, das Tierlein lauft einen sanften Trab?" sagte der Quäker.

---

177. Blutbad in Neuburg am Rhein.

Als im dreißigjährigen Krieg der Schwed' am Rhein war, stachen einmal die Neuburger eine schwedische Patrouille tot und sagten: Wenn wir nach Schweden kommen, macht's uns auch so. Darob entrüstete sich der schwedische General dergestalt, daß er einen hohen und teuren Schwur that. Auch kein Hund soll am Leben bleiben, schwur er hoch und teuer, und hatte etwas im Kopf, ein Gläslein Norschinger zu viel. Als solches die Neuburger hörten, schlossen sie die Thore zu. Aber am andern Tag, als der Zorn und der Wein von dem General gewichen war, da reute es ihn, denn er war vormittags ein gar menschlicher Herr und bekam fast große Anfechtung in seinem Gewissen, daß er mit viel unschuldigem Blut sein Wort und seinen Eid sollt' lösen. Also ließ er den Feldprediger kommen und klagte ihm seine Not. Der Feldprediger meinte zwar, maßen der Feldhauptmann einen Schwur gethan hätte, der Gott leid sei, so sei *brechen* besser als *halten*. Das glaubte der Feldhauptmann nicht, denn er hielt sein Wort und seinen Schwur über alles teuer. Aber nach langem Besinnen kam's auf einmal wie Sonnenschein in sein Angesicht und sagte: Was ich geschworen habe, das will ich auch halten, Punktum! Als aber die schwedischen Zimmerleute das Stadtthor hatten eingehauen und der Feldhauptmann ritt selber mit drei Fähnlein hinein, befahl er, alle Hunde im Städtlein zu töten, aber die Menschen ließ er leben, und wurden selbigen Tages neunzehn große Metzgerhunde, drei Schäferhunde, vierundsechzig Pudel, acht Windspiele, zwölf Dachshunde und zwei gar feine Möpperlein jämmerlich teils zu-

20. *fast*, sehr.

sammengehauen, teils mit Büchsen zu Tod geschossen. Also hat der Feldhauptmann das menschliche Blut verschont und doch seinen Eid gehalten. Denn er hatte den Schwur gethan: kein Hund soll am Leben bleiben, und ist auch keiner daran geblieben.

---

178. Von dem Hauptplaneten des Jahrs.

Der Planet Mars sagte eines Abends zu einem Astrologus (der Hausfreund thut nicht gern groß, am wenigsten unter der Hand) — „Astrologus," sagte der Planet, „du könntest mich wohl auch in den Kalender bringen, so gut als den Adjunkt und seine Schwiegermutter." Die meisten Planeten und Astrologen duzen einander; also sagte der Astrologus: „Stehst du nicht schon darin, im Jahrgang neun?" — „Aber als Hauptplanet und Jahresregent," meinte der Mars. Der Astrolog sagte: „Es kommt mir nicht drauf an. Ich bringe dich hinein. Was prophezeist du

von Krieg und Frieden?"

Da wurde der Planetstern feuerrot, wie ein glühendes Eisen und auf einmal wieder blaß; denn er sagte: „Es kann ein giftiges Kriegsjahr geben in der Ferne, wenn die Aspekten nicht anderst werden; wenn sie aber anderst werden, so giebt's keins." Der Astrologus sagte: „Ich seh' dich drum an." Denn die Gestirne reden mit den Astrologen durch Farben, und wer die Farbensprache versteht, der kann mit ihnen reden. Der Astrologus fuhr fort und fragte um die

Fruchtbarkeit der Erde.

Da schangschierte der Planet rosenrot und birkenbraun. Ist in gemeines Deutsch zu übersetzen: „Es kann ein fruchtbares Jahr werden. Besonders werden die Mägdlein und die Rosen schön blühen und die Bäume werden saftige Zweige treiben. Wer im Jahr 1813 die Birkenkur von nöten hat, kann sich freuen." Der Astrologus fragte weiter nach den

Krankheiten und Seuchen.

Da nahm der Planet eine gar krause und zwitzerige Farbe an. „Ist das auch eine Frage," sagte er, „von einem Astrologus? Bin

5. Im Kalender von 1813, am Schluß der astronomischen „Kalender-Praktik". Danach die Vorrede des Hausfreundes.

ich ein Apotheker oder ein Bader? Die Leute sollen im zunehmenden Mond nicht mehr essen und trinken und schlafen, allein oder selbander, als ihnen nützlich und gut ist und im abnehmenden nicht mehr als im zunehmenden, so werden viele gesund bleiben."

Dies ist der Bericht des diesjährigen Hauptplaneten Mars an die Leser des Hausfreundes.

---

179. Der Hausfreund redet zum drittenmal den geneigten Leser an und wünscht ihm das neue Jahr.

Es ist artig, daß der Hausfreund immer über das andere Jahr etwas Besonders mit dem geneigten Leser zu reden hat, Anno neun, Anno eilf und Anno dreizehn.

Anno eilf hat er gesagt, in Zukunft, hoffe er, soll's mit dem Kalender besser werden. Er hat nicht gesagt „im nächsten Jahr," sondern in Zukunft, nämlich von Anno dreizehn an.

Denn der rheinländische Hausfreund hat sich jetzt seßhaft niedergelassen in Lahr im Breisgau, eine Stunde von Mietersheim, und hat mit dem Herrn Buchdrucker Geiger allda und mit dem Herrn Buchdrucker Katz in Pforzheim so zu sagen gemeine Sache gemacht von wegen des Kalenders und hofft nun seiner Sache gewiß zu sein und dem Leser etwas versprechen zu können. Denn der Herr Buchdrucker Geiger sagt: er wolle den Hausfreund schon drucken und pressen, daß es eine Art habe, nicht anderst als wie sein eigenes Kind, nämlich den Lahrer hinkenden Boten, und der Buchdrucker Katz will auch nichts ermangeln lassen.

Erstlich versprechen sie bei Verlust des Privilegiums, wieder jeden Bogen besonders zu drucken, wie es ehmals geschah, und in ihrer Druckerei sei es nie anderst üblich gewesen.

Zweitens sagt der Herr Geiger, man bekommt heutzutag kein gutes Ziegelmehl mehr, ich will lieber Zinnober nehmen.

Drittens sieht er's zwar als eine sehr nützliche Übung der Kinder im Buchstabieren an, wenn man zwei Zeilen in einander hineindruckt, eine mit roten Buchstaben und eine mit schwarzen, damit die Kinder die roten Feiertage aus den schwarzen Werktagen buchstabenweis herausklauben können, wie man die Erbsen und die Wicken aus einander liest. Ja, er behauptet, wer gut mit der Schrift umgehen könne, habe überdies einen großen Vorteil dabei,

daß er zwei Zeilen auf einmal lesen könne. Dessen ungeachtet sagt er, er sei kein Freund von Neuerungen, was auch löblich ist, und wolle lieber die Zeilen wieder eine unter die andre drucken, wenn man auch mehr Zeit dazu brauche, eine nach der andern zu lesen, als beide auf einmal.

Viertens will er die roten Namen so drucken, daß man deutlich unterscheiden könne, ob's Estomihi oder Trinitatis heißt.

Fünftens will er dem Mond ein ordentliches Gesicht anmalen, daß er nicht im Neulicht aussieht wie ein Mohr, an dem man auf drei Schritte keine Nase und keine Lippe unterscheiden kann, oder wie eine schwarze Mondsfinsternis, und im Vollicht wie eine rote.

Sechstens, wenn der Herr Katz an die Abbildungen kommt, will er dem Papier den Model dazu nicht nur von weitem zeigen, sondern er will ihn wirklich darauf drucken; ja wenn die Zeiten wieder besser werden, ist er imstand und läßt sie auch anstreichen.

Kurz, dieser schöne, nagelneue Jahrgang auf tausend achthundert dreizehn, der jetzt dem Leser in die Hände geliefert wird, soll als ein Muster dienen für die Zukunft, und der Hausfreund will den geneigten Leser treulich ermahnt haben, diesen Kalender auf 1813 wohl zu betrachten und sorgfältig aufzubewahren, damit er den Herrn Geiger und den Herrn Katz gleich am Ohr nehmen kann, wenn sie über kurz oder lang nicht einhalten wollten, bis Anno 1843. Denn der Akkord dauert dreißig Jahre.

Der Hausfreund, wenn er daran denkt, wie mancher geneigte Leser in dreißig Jahren nimmer fragen wird: „Den wie vielten haben wir heut'?" oder „Wann geht der Mond auf?" und wie manches junge Blut im Kalender lesen wird, das noch nicht da ist, so könnte er darob fast ein wenig weichmütig werden, zumal er selber kein heuriges Häslein mehr ist und nicht weiß, wer heute oder morgen in seinen Akkord mit dem Herrn Geiger und Herrn Katz eintreten wird. Man achtet's just nicht groß, wie immer einer geht und einer kommt, bis man sich zuletzt unter ganz andern Leuten befindet, als im Anfang. Nicht anderst als auf einem Jahrmarkt; den ganzen Tag ist der Platz voll Menschen, absonderlich vor dem Stand des Zweibatzenkrämers oder des Bildermanns, oder wo der Kalender verkauft wird; aber nachmittag sind wieder ganz andere Leute da als vormittags, und niemand hat gemerkt, daß die ersten fortgegangen und die andern gekommen sind. Also auch auf dem großen Jahrmarkt der Welt und des Lebens. Alle

Jahre geht etwas und etwas kommt, und einer, der sich da und da in der Fremde gesetzt hat, wie der Hausfreund in Lahr, wenn er nach dreißig Jahren zum erstenmal wieder in seine Heimat kommt, ein neues Geschlecht wohnt in den alten Häusern, andere Gesichter schauen zu den Fenstern heraus, andere Kinder spielen auf der Gasse. Oder er kommt an einem Sonntag. Andere Knaben läuten in die Kirche, ein anderer Pfarrherr tritt aus der Sakristei heraus auf die Kanzel, ein anderer Herr Schulmeister oder Provisor schlägt den Choral. Aber die Leute im Dorf kennen einander noch alle und merken nicht sehr, daß sich fast alles geändert und gewechslet hat.

Wenn man das am 31. Dezember 1812 oder auch heute schon bedenkt, sollte man sich fast entschließen, den Leuten, mit denen man zu leben hat, im neuen Jahr viel Liebe und Freude zu beweisen, weil man nicht wissen kann, wie lange sie einem noch Zeit dazu lassen; ja man sollte nicht vergessen, daß man auf der großen Scheibe selber immer weiter hinaus rücket an den Rand, weil auf der andern Seite immer neue nachrücken, die auch wollen Platz haben.

Der Hausfreund gefällt sich in solchen Betrachtungen bei dem Jahreswechsel, will aber diesmal nicht fortfahren, weil er nur ein Wort von wegen dem Herrn Geiger und Herrn Katz zu reden hatte, und wünscht seinen Lesern zum neuen Jahr insgesamt des Lieben und Guten so viel, als jeder ertragen kann, süße Lebküchlein den artigen Kindern, den unartigen Zucht und geschmeidige Ruten, Sittsamkeit der Jugend, Freude und Trost dem Alter, allen ein frommes Herz, und denen, die den Schluß des neuen Jahrs nicht auszuwarten gedenken, noch viel warme schöne Tage und weit hinten im Jahr ein sanftes Ende.

---

180. Die Schmachschrift.

Als bekanntlich eine Pasquille oder Schmachschrift auf den König Friedrich in Berlin an einem öffentlichen Platz aufgeheftet wurde, und sein Kammerdiener ihm davon die Anzeige machte: „Ihro Majestät," sagte der Kammerdiener, „es ist Ihnen heute

29. Danach im Kalender: Fortsetzung über die Erde und Sonne; auch im Schatzkästlein. S. oben S. 10.

nacht eine Ehre widerfahren, das und das. Alles hab' ich nicht lesen können; denn die Schrift hängt zu hoch. Aber was ich gelesen habe, ist nichts Gutes;" da sagte der König: „Ich befehle, daß man die Schrift tiefer hinabhänge und eine Schildwache dazu stelle, auf daß jedermann lesen kann, was es für ungezogene Leute giebt." Nach der Hand geschah nichts mehr.

Nicht eben so dachte der Amtsschreiber von Brassenheim. Denn Brassenheim ist ein Amtsstädtlein. Als ihm eines Morgens eine Pasquille ins Haus gebracht wurde, die jemand mit Teig in der Nacht an die Hausthüre geklebt hatte, wurde er ganz erbost und ungebärdig, fluchte wie ein Türk im Haus herum und schlug der unschuldigen Katze ein Bein entzwei, daß die Frau Amtsschreiberin ganz entrüstet wurde und fragte: „Bist du verruckt oder was fehlt dir?" Der Amtsschreiber sagte: „Da lies! Du hast deinen Teil auch darin." Als das die losen Vögel erfuhren, welche die Schandschrift angeklebt hatten, daß der Herr Amtsschreiber also im Harnisch sei, hatten sie ihre große Freude daran und sagten: „Heut' nacht thun wir's wieder." Den zweiten Morgen, als ihm die neue Schandschrift gebracht wurde und ein Rezept für lahmgeschlagene Katzen darin, ward er noch viel wütender und warf Tische und Stühle zusammen, ja er schrieb mit eigener Hand einen zornigen Bericht darüber an den regierenden Grafen, ob er gleich niemand nennen konnte, und als er ihm geschrieben hatte und den Sand darauf streuen wollte, ergriff er in der Rasche statt der Sandbüchse das Tintenfaß und goß die Tinte über den Bericht und über die weißtüchenen Amtshosen.

Am Abend aber sagte er zu seinem Bedienten: „Hansstoffel," sagte er, „vigiliere heut' nacht um das Haus herum, bis der Hahn kräht, und wenn du den Cujonen attrappierst, so bekommst du einen großen Thaler Fanggeld. Ich will sehen," sagte er, „ob ich mir soll auf der Nase herumtanzen lassen."

Etwas nach eilf Uhr kam der Stoffel von seinem Posten herauf, und der Herr Amtsschreiber war auch noch auf, auf daß, wenn der Stoffel den Pasquillenmacher brächte, daß er ihn gleich auf frischer That erstechen könnte. „Herr Amtsschreiber," sagte der Stoffel, „ich will nur melden, daß heute nacht nichts passiert ist, wenn Sie mir erlauben, jetzt ins Bett zu gehen. Alle Lichter im Städtlein sind ausgelöscht, die Wirtshäuser sind leer, die zwei letzten sind nach Haus gegangen, und des Wagner-Mattheisen Hahn

hat zweimal hinter einander gekräht, es wird wohl morgen auch wieder einmal regnen.“ Da fuhr ihn der Amtsschreiber wie ein betrunkener Heide an: „Dummes Vieh, auf der Stelle begieb dich auf deinen Posten, bis der Tag aufgeht, oder ich schlage dir das Gehirn im Leib entzwei,“ sagte er im unvernünftigen Zorn. Der geneigte Leser denkt: Was gilt's, während der Stoffel bei dem Amtsschreiber war, ist die dritte Pasquille auch angepappt worden, und wenn er herab kommt, findet er sie jetzt. Nichts weniger. Sondern als der Stoffel im Fortgehen bereits an der Stubenthür war und der Amtsschreiber ihm noch einmal nachsah, „Hansstoffel,“ rief er ihm, „komm noch ein wenig daher!“ — Der Stoffel kam, „dreh dich um! Was hast du auf dem Rücken?“ „Will's Gott keinen Galgen,“ sagte der Stoffel. „Nein, vermaledeiter Dummkopf, aber wahrscheinlich ein Pasquill.“ — Wie gesagt, so erraten. Der Stoffel trug das dritte Pasquill bereits auf dem Rücken geklebt, und standen darin noch viel mutwilligere Dinge als in dem ersten und zweiten, und unter andern ein Rezept, für Tintenflecke aus den Amtshosen zu bringen. Dies war so zugegangen. Als der Stoffel noch vor dem Haus gesessen war, kamen zwei lose Gesellen heran, und einer von ihnen hatte schon die dritte Pasquille auf der flachen Hand liegen, also daß die beschriebene Seite des Papiers gegen die Hand hinein lag, die äußere Seite aber war mit Teig bestrichen, daß er im Vorbeigehn die Schrift nur an die Thüre hätte drücken dürfen. Als sie aber den Bedienten des Amtsschreibers vor der Thüre sitzen sahen, und alle Leute kannten den Stoffel, aber nicht alle Leute kannte der Stoffel, „ei guten Abend,“ sagte der eine, „was schafft Er Guts hier, Herr Hansstoffel? Was gilt's, Er kann nicht hinein“, da erzählte er ihnen, warum er da sitzen müsse und bis wann, und wie ihm bereits die Zeit so lange sei, und es komme doch niemand. „Ei,“ sagte der eine, „die Lichter im Städtlein sind ausgelöscht und die Wirtshäuser sind leer, und wir zwei sind die letzten, die heimgehen. Also gehe er in Gottes Namen ins Bett.“ Der andere aber, der das Papier in der flachen Hand hatte, schlug ihm im Fortgehen sanft und freundlich die Hand auf den Rücken, daß das Papier am Rocke hängen blieb und sagte: „Gute Nacht, Herr Hansstoffel, schlaf' Er wohl!“ „Ebenfalls!“ sagte der Stoffel, und als sie um das Eck herum waren, krähte einer von ihnen zweimal wie ein Hahn, oder wie der russische General-Feldmarschall Suwarow Fürst Italinsky im Lager. Also

brachte der Stoffel dem Amtsschreiber die Pasquille selber auf dem Rücken in die Stube, und der Herr Amtsschreiber prügelte zwar den Stoffel im Zimmer herum und schlug bei dem Ausholen ein paar Spiegel entzwei, aber den Schimpf und Schaden und Zorn mußte er an sich selber haben und brachte nichts heraus. Denn die zwei Spaßvögel sagten: „Der klügste giebt nach. Jetzt wollen wir's aufgeben, eh' es zu bösen Häusern geht," und jedermann, der davon erfuhr, lachte den Amtsschreiber aus.

Merke: Der König von Preußen hat sich in diesem Stücke klüger betragen als der Herr Amtsschreiber von Brassenheim.

181. Der Prozeß ohne Gesetz.

Nur weil es unter allen Ständen einfältige Leute giebt, giebt es solche auch unter dem achtungswerten Bauernstand, sonst wäre es nicht nötig. Ein solcher schob eines Morgens einen schwarzen Rettig und ein Stück Brot in die Tasche, und „Frau," sagte er, „gieb acht zum Haus, ich gehe jetzt in die Stadt." Unterwegs sagte er von Zeit zu Zeit: „Dich will ich bekommen; mit dir will ich fertig werden," und nahm allemal eine Prise darauf, als wenn er den Tabak meinte, mit ihm woll' er fertig werden; er meinte aber seinen Schwager den Ölmüller. In der Stadt ging er geradeswegs zu einem Advokaten und erzählte ihm, was er für einen Streit habe mit seinem Schwager wegen einem Stück Reben im untern Berg, und wie einmal der Schwed' am Rhein gewesen sei, und seine Voreltern drauf ins Land gekommen seien, der Schwager aber sei von Enzberg im Würtembergischen, und der Herr Advokat soll' jetzt so gut sein und einen Prozeß daraus machen. Der Advokat mit einer Tabakspfeife im Mund, sie rauchen fast alle, that gewaltige Züge voll Rauch, und es gab lauter schwebende Ringlein in der Luft, der Adjunkt kann auch machen. Dabei war er aber ein aufrichtiger Mann, als Rechtsfreund und Rechtsbeistand, natürlich. „Guter Mann," sagte er, „wenn's so ist, wie Ihr mir da vortragt, den Prozeß könnt Ihr nicht gewinnen" und holte ihm vom Schaft das Landrecht hinter einem porzellinen Tabakstopf hervor. „Seht da," schlug er ihm auf, „Kapitel so und so viel, Numero vier, das Gesetz spricht gegen Euch unverrichteter Sachen." Indem klopft jemand an der Thüre und tritt herein, und ob er

einen Zwerchsack über die Schulter hängen hatte und etwas drin, genug der Advokat geht mit ihm in die Kammer abseits. „Ich komm' gleich wieder zu Euch." Unterdessen riß der Bauersmann das Blatt aus dem Landrecht, worauf das Gesetz stand, drückte es geschwind in die Tasche und legte das Buch wieder zusammen. Als er wieder bei dem Advokaten allein war, stellt er den rechten Fuß ein wenig vor und schlotterte mit dem Knie ein paarmal ein- und auswärts, teils weil es dort zu Land zum guten Vortrag gehört, teils damit der Advokat etwas sollte klingeln hören oben in der Tasche. „Ihr Gnaden," sagte er zu dem Advokaten, „ich hab' mich unterdessen besonnen. Ich meine, ich will's doch probieren, wenn Sie sich der Sache annehmen wollten," und machte ein verschlagenes Gesicht dazu, als wenn er noch etwas wüßte und sagen wollte: Es kann nicht fehlen. Der Advokat sagte: „Ich habe aufrichtig mit Euch gesprochen und Euch klaren Wein eingeschenkt." Der Bauersmann schaute unwillkürlich auf den Tisch, aber er sah keinen. „Wenn Ihr's wollt drauf ankommen lassen," fuhr der Advokat fort, „so kommt's mir auch nicht drauf an." Der Bauersmann sagte: „Es wird nicht alles gefehlt sein."

Kurz, der Prozeß wird anhängig, und der Advokat brauchte das Landrecht nicht mehr weiters dazu, weil er das Gesetz auswendig wußte, wie alle. Item was geschieht? Der Gegenpart hatte einen saumseligen Advokaten, der Advokat verabsäumt einen Termin, und unser Bauersmann gewinnt den Prozeß. Als ihm nun der Advokat den Spruch publizierte, „aber nicht wahr," sagte der Advokat, „diesen schlechten Rechtshandel hab' ich gut für Euch geführt?" — „Den Kuckuck hat Er," erwiderte der Bauersmann und zog das ausgerissene Blatt wieder aus der Tasche hervor: „Sieht er da. Kann er gedruckt lesen? Wenn ich nicht das Gesetz aus dem Landrecht gerissen hätte, Er hätt' den Prozeß lang' verloren." Denn er meinte wirklich, der Prozeß sei dadurch zu seinem Vorteil ausgefallen, daß er das gefährliche Gesetz aus dem Landrecht gerissen hatte, und auf dem Heimweg, sooft er eine Prise nahm, machte er allemal ein pfiffiges Gesicht und sagte: „Mit dir bin ich fertig worden, Ölmüller."

Item: So können Prozesse gewonnen werden. Wohl dem, der keinen zu verlieren hat.

182. Die gute Mutter.

Im Jahre 1796, als die französische Armee nach dem Rückzug aus Deutschland jenseits hinab am Rhein lag, sehnte sich eine Mutter in der Schweiz nach ihrem Kinde, das bei der Armee war, und von dem sie lange nichts erfahren hatte, und ihr Herz hatte daheim keine Ruhe mehr. „Er muß bei der Rheinarmee sein," sagte sie, „und der liebe Gott, der ihn mir gegeben hat, wird mich zu ihm führen," und als sie auf dem Postwagen zum St. Johannisthor in Basel heraus und an den Rebhäusern vorbei ins Sundgau gekommen war, treuherzig und redselig, wie alle Gemüter sind, die Teilnehmung und Hoffnung bedürfen, und die Schweizer ohnedem, erzählte sie ihren Reisegefährten bald, was sie auf den Weg getrieben hatte. „Finde ich ihn in Kolmar nicht, so gehe ich nach Straßburg, finde ich ihn in Straßburg nicht, so geh' ich nacher Mainz." Die andern sagten das dazu und jenes, und einer fragte sie: „Was ist denn Euer Sohn bei der Armee? Major?" Da wurde sie fast verschämt in ihrem Inwendigen. Denn sie dachte, er könnte wohl Major sein, oder so etwas, weil er immer brav war, aber sie wußte es nicht. „Wenn ich ihn nur finde," sagte sie, „so darf er auch etwas weniger sein, denn er ist mein Sohn." Zwei Stunden herwärts Kolmar aber, als schon die Sonne sich zu den Elsässer Bergen neigte, die Hirten trieben heim, die Kamine in den Dörfern rauchten, die Soldaten in dem Lager nicht weit von der Straße standen partieenweise mit dem Gewehr beim Fuß, und die Generale und Obersten standen vor dem Lager beisammen, diskurierten mit einander, und eine junge weißgekleidete Person von weiblichem Geschlecht und feiner Bildung stand auch dabei und wiegte auf ihren Armen ein Kind. Die Frau im Postwagen sagte: „Das ist auch keine gemeine Person, daß sie so nahe bei den Herren steht. Was gilt's, der wo mit ihr redet, ist ihr Mann." Der geneigte Leser fängt allbereits an, etwas zu merken, aber die Frau im Postwagen merkte noch nichts. Ihr Mutterherz hatte noch keine Ahndung, so nahe sie an ihm vorbeigefahren war, sondern bis nach Kolmar hinein war sie still und redete nimmer. In der Stadt im Wirtshaus, wo schon eine Gesellschaft an der Mahlzeit saß, und die Reisegefährten setzten sich

1. Zuerst mitgeteilt Iris 1812, S. 27.

auch noch wo Platz war, da war ihr Herz erst recht zwischen Bangigkeit und Hoffnung eingeengt, da sie jetzt etwas von ihrem Sohn erfahren könnte, ob ihn niemand kenne, und ob er noch lebe, und ob er etwas sei, und hatte doch den Mut fast nicht, zu fragen. Denn es gehört Herz dazu, eine Frage zu thun, wo man das Ja so gerne hören möchte, und das Nein ist doch so möglich. Auch meinte sie, jedermann merke es, daß es ihr Sohn sei, nach dem sie frage, und daß sie hoffe, er sei etwas geworden. Endlich aber, als ihr der Diener des Wirts die Suppe brachte, hielt sie ihn heimlich an dem Rocke fest und fragte ihn: „Kennt Ihr nicht einen bei der Armee, oder habt Ihr nicht von einem gehört, so und so?“ Der Diener sagt: „Das ist ja unser General, der im Lager steht. Heute hat er bei uns zu Mittag gegessen,“ und zeigte ihr den Platz. Aber die gute Mutter gab ihm wenig Gehör darauf, sondern meinte, es sei Spaß; der Diener ruft den Wirt. Der Wirt sagt: „Ja, so heißt der General.“ Ein Offizier sagte auch: „Ja, so heißt unser General,“ und auf ihre Fragen antwortete er: „Ja, so alt kann er sein,“ und „ja, so sieht er aus und ist von Geburt ein Schweizer“. Da konnte sie sich nicht mehr halten vor inwendiger Bewegung und sagte: „Es ist mein Sohn, den ich suche;“ und ihr ehrliches Schweizergesicht sah fast ein wenig einfältig aus vor unverhoffter Freude und vor Liebe und Scham. Denn sie schämte sich, daß sie eines Generals Mutter sein sollte, vor so vielen Leuten, und konnte es doch nicht verschweigen. Aber der Wirt sagte: „Wenn das so ist, gute Frau, so laßt herzhaft Eure Bagage abladen ab dem Postwagen und erlaubt mir, daß ich morgen in aller Frühe ein Kaleschlein anspannen lasse und Euch hinausführe zu Eurem Herrn Sohn in das Lager.“ Am Morgen, als sie in das Lager kam und den General sah, ja so war es ihr Sohn, und die junge Frau, die gestern mit ihm geredet hatte, war ihre Schwiegertochter, und das Kind war ihr Enkel. Und als der General seine Mutter erkannte und seiner Gemahlin sagte, „das ist sie,“ da küßten und umarmten sie sich und die Mutterliebe und die Kindesliebe und die Hoheit und die Demut schwammen in einander und gossen sich in Thränen aus, und die gute Mutter blieb lange in ungewöhnlicher Rührung, fast weniger darüber, daß sie heute die Ihrigen fand, als darüber, daß sie sie gestern schon gesehen hatte. — Als der Wirt zurückkam, sagte er, das Geld regne zwar nirgends durch das Kamin herab, aber nicht zweihundert

Franken nähme er darum, daß er nicht zugesehen hätte, wie die gute Mutter ihren Sohn erkannte und sein Glück sah; und der Hausfreund sagt: „Es ist die schönste Eigenschaft weitaus im menschlichen Herzen, daß es so gerne zusieht, wenn Freunde oder Angehörige unverhofft wieder zusammenkommen, und daß es allemal dazu lächeln oder vor Rührung mit ihnen weinen muß, nicht ob es will."

183. Das gute Werk.

Der sogenannte Lügenprophet Mahomed hat manches gesagt und gethan, was ein christliches Herz nicht gut heißen oder verantworten könnte. Aber alles ist auch nicht gefehlt, was Mahomed gesagt oder gethan hat. Einmal kommt ein Araber zu ihm: „Gesandter Gottes, ich habe das Gesetz der Fasten gebrochen, das Fleisch ist schwach." Der Prophet sagte: „Hast du ein böses Werk begangen, so mußt du es mit einem guten büßen. Es giebt keine schönern Bußen als gute Werke. Hast du einen Sklaven," fragte ihn der Prophet, „den du freilassen kannst?" Der Araber fing an zu lachen und sagte: „Sklaven freilassen und ich! Wie komm' ich mir vor!" Der Prophet fuhr fort: „Kannst du die Fasten noch einmal von vornen anfangen?" Der Araber erwiderte: „Ich bin's nicht kapabel. Wer für Frau und Kinder arbeiten soll, muß auch gehörig essen." Der Prophet fuhr fort: „Kannst du sechzig Arme speisen?" Der Araber erwiderte: „Nicht sechzig Mäuse, auch nicht vierzig, auch nicht zwanzig." Da brachte man dem Propheten seine Mahlzeit, Datteln und ein Stück Fleisch, und er sagte dem Araber: „So nimm dieses Stück Fleisch und bring's in deinem Namen einem Ärmern, als du bist, zum Almosen." Der Araber erwiderte: „Giebt's noch einen Ärmern, als ich bin? Ich weiß keinen." Da fuhr der Prophet fort: „Weißt du was, so bring's deinen Kindern, die sollen es essen. Deine Kinder sind noch ärmer, als du bist." — So hat Mahomed gesagt und gethan.

184. Das letzte Wort.

Sonst sagt man, der Horcher an der Wand hört seine eigene Schand'. Manchmal kann man aber auch sagen: „Der Schreiber

an die Wand, schreibt seine eigene Schand'," zum Beispiel der weiland Herr Kanzler Hans Kurz von Würtemberg. Ob derselbe mit den Geschäften seiner Herren Räte und Schreiber zufrieden war, oder nicht zufrieden, genug, er ergriff eines Tages ein Stücklein Kreide und schrieb an die Thüre der Kanzleistube:

„Allhier geht's wunderlich zue."

Bald darauf, als der Herzog selber diese Zeile erblickte, ob derselbe sonst mit dem Kanzler zufrieden war, oder nicht zufrieden, genug, er suchte ebenfalls ein Stücklein Kreide und schrieb darunter die zweite Zeile:

„Hans Kurz hilft auch dazue."

Bald darauf, als wieder diese Worte der Kanzler erblickte, ob er gemerkt hat, daß sie eine vornehmere Hand geschrieben hat, als die seinige war, oder ob er's nicht gemerkt hat, genug, er ließ es darauf ankommen und setzte unter die zweite Zeile die dritte Zeile:

„Das hat eine ungewaschene Hand geschrieben."

Und zum Trumpfaus schrieb er seinen Namen darunter, „Hans Kurz." — Jetzt komm! — Als aber der Herzog wieder las, was der Kanzler geschrieben hatte, dachte er: Wart Kurz, diesmal sollst du das letzte Wort haben. Nämlich er netzte einen Finger und löschte nur die zweite Zeile, die er selber geschrieben hatte, wieder aus, also daß jetzt unter des Kanzlers eigener Schrift die Worte standen: „Das hat eine ungewaschene Hand geschrieben."

Als hernach der Kanzler wieder sah, was für eine Veränderung vorgegangen war, hatte er keine Wahl mehr, sondern er netzte ebenfalls einen Finger, und löschte seine eigene zwei Zeilen auch wieder aus, und hat nachgehends keiner zum andern gesagt: das habt Ihr gethan, oder das hab' ich gethan, oder so.

Merke: Man muß sich nie an vornehmern, aber auch nicht an witzigern Leuten reiben wollen, als man selber einer ist, ausgenommen, wenn man eine Unehre davon tragen will.

Merke: Gemeine und grobe Naturen schlagen alsogleich mit Scheltworten und Fäusten drein, wenn etwas gesagt wird, was auf sie will gemünzt scheinen. Verständige und feine Leute wissen

18. zum Trumpfaus, zur Bekräftigung.

den Mutwillen und die Grobheit auf eine spitzige und witzige Art heim zu weisen und ihren Respekt zu erhalten. Der Kanzler hat dem Herzog nichts mehr an die Thüren geschrieben.

---

185. Die Raben.

Zwei gute Freunde, ein Geistlicher und ein Kaufmann, machten miteinander eine Reise. Der Kaufmann neckte im Spaß den Geistlichen, und der Geistliche neckte den Kaufmann. Nicht weit von dem Hochgericht, als die Raben aufflatterten und den beiden um die Köpfe flogen, sagte der Kaufmann: „Da haben wir's! Es ist kein Schick dabei, wenn man mit einem Geistlichen reist." — Denn manche Leute glauben sonst, es bedeute ein Unglück, wenn einem die Raben über den Kopf fliegen. Der Geistliche sagte: „Glaubt doch nicht so einfältige Fabeln, ein Mann, wie Ihr seid. Ich habe in kurzer Zeit mehrere arme Sünder zum Tod begleitet. Jetzt meinen die dummen Tiere, ich bringe wieder einen, und halten Euch für gute Beute." Der Kaufmann sagte: „Herr Pfarrer, Ihr seid ein loser Vogel!"

---

186. Das heimliche Gericht.

In der großen Stadt, wo unter mehr als 20 000 Dächern so viel Leid und so viel Freude wohnt, und wo neben allen Tugenden alle Laster feil haben, schlug zu seiner Zeit auch ein leichtfertiges und verdorbenes Herz, und zwar unter dem seidenen Kamisol eines vornehmen jungen Manns, eines Barons. Das Schuldenmachen verstand er trotz einem, und das Schuldigbleiben noch viel besser. Schön von Angesicht und Wuchs, lieblich in seinem Thun und Wesen, glatt und einschmeichelnd in seinen Reden, verschwenderisch mit dem eigenen reichen Geld und dem geborgten, hatte er alle Mittel in den Händen, die arme schwache Unschuld zu verführen, und sparte keines. Manche Thräne klagte ihn an. Manche Ehe und Familie hat er um ihre Ehre und um ihren Frieden gebracht, und lachte dazu. Ja er war so frech und nannte die Namen tugendhafter Personen, als wenn sie ihm zu Willen gelebt hätten, und war doch nicht dem also. Aber wie lang geht der Krug zum Brunnen? Das Sprichwort giebt Auskunft. Als

er einmal auf gleiche Weise eine sehr vornehme Frau in der ganzen Stadt in ein unehrbares Gerede gebracht hatte — die Frau war edel und stolz — „das soll er nicht umsonst gethan haben," sagte sie mit ernsthaftem Angesicht. Spät eines Abends, als er in seinem Kaleschlein ganz allein in eine lustige Nachtgesellschaft fahren wollte — man kannte seine Wege — da umringte ihn auf einmal ein Trupp von bewaffneten Reitern, und man gab ihm mit Zeichen zu verstehen, daß er ihnen folgen solle, wenn er nicht wolle niedergestochen sein auf der Stelle. Der junge Leichtsinn dachte, das sind ein paar von meinen lustigen Kameraden, die wollen mir einen Spaß bereiten, und läßt willig einen von ihnen zu sich sitzen und das Leitseil in die Hand nehmen, läßt sich auch willig von ihm die Augen verbinden. Ich merke schon, dachte er, ich soll nicht wissen, wo sie mich hinführen. Aber wenn sie mir die Binde wieder abnehmen, bin ich in einem Saal voll brennender Wachskerzen und duftender Blumen, voll auserlesener Frauen und Jungfrauen, und eine nach der andern fällt in meine Arme. Weit gefehlt. Vor der Stadt nahm man ihm die Binde wieder ab, aber er erkannte nicht mehr, wo er war. Stumm und ernsthaft ritten die andern Bewaffneten neben her. Endlich ging's auf einer Zugbrücke über einen tiefen Graben, es ging zwischen hohen dicken Mauern durch ein enges Thor über einen öden Schloßhof nach einer alten festen Burg mit kleinen Fenstern und hohen Türmen und Zinnen. Es ging durch einen hohen Turm eine schmale Wendeltreppe hinauf, bis vor eine starke eiserne Thüre, und durch die Thüre hinein in ein ödes Gefängnis. Wie wurde da dem armen Schächer zu Mute! Ein tannener Tisch, ein Stuhl, ein dürftiges Lager und ein düstres Lämplein waren sein ganzes Geräte, ein Totenkopf auf dem Tisch seine einzige Gesellschaft. Niemand redete mit ihm oder antwortete ihm ein Wort oder eine Silbe. Nur die Schlösser und Riegel rasselten ihm fürchterlich ins Ohr, als man die Zugbrücken hinter ihm aufzog und Thore und Thüren siebenfach verschloß. Nur ein vermummter Mann, wenn er ihm einen Krug voll Wasser und ein Laiblein schwarz Brot brachte, sprach zu ihm: „Geh in dich." Nur die Fledermäuse zischten und die Eulen wehklagten vor dem hohen schmalen Fensterlein, und die Ratten und Mäuse besuchten nicht ihn, sondern das Laiblein. Da fuhr es ihm auf einmal wie ein langer scharfer Messerstich durch das Herz, dieser lustige Spaß könne auf gut

deutsch heißen furchtbarer Ernst. Gut getroffen. Den andern Tag holten ihn seine bewaffneten Begleiter wieder ab und führten ihn schweigend die schmale Treppe hinab, über den feuchten Hof, eine andere Treppe hinauf durch lange Gänge in eine große Halle zum Verhör, und statt der lieblichen Frauen und Jungfrauen erblickte er zwölf Männer in langen schwarzen Mänteln sitzend in einem halben Kreis, und der oberste von ihnen nannte ihn mit Namen und Geschlecht und sagte: „Ihr seid vor diesem heimlichen Gericht angeklagt auf Leben und auf Tod, als ein gefährlicher Verführer der Jugend und der Unschuld, als boshafter Verleumder der weiblichen Ehre und Tugend. Verantwortet Euch, oder nicht, Ihr seid gerichtet." Dagegen machte der angstvolle Mensch zwar vielerlei Einwendungen, er wolle wissen, vor wem er stehe, niemand habe über seinen Lebenswandel zu richten, er habe gethan, was viele andere auch, das sei nicht dem also und eines; Leichtsinn der Jugend sei kein Verbrechen zum Tode. Allein der Richter sagte: „Wißt Ihr, wo Ihr steht, und wer über Euer Leben zu sprechen hat? Das heimliche Gericht, das im Namen der ewigen Gerechtigkeit versammelt ist, und schon andern Leuten, als Ihr seid, das Urteil gesprochen hat von Rechts wegen," und ließ ihm sein langes Sündenregister vorlesen und sagte: „Euere Thaten richten Euere Worte," und mit diesen Worten wurde er in sein Gefängnis zurückgeführt und bis zur Nacht seiner Besinnung, seinem Gewissen und seiner Reue überlassen. Aber in der Nacht wurde er wieder vor das nämliche Gericht gebracht, und da mußte er an der Thüre niederknieen und der Richter sprach: „Der Stab ist gebrochen über Euer Leben und über Euere Sünden," und kündete ihm an, daß er eine Stunde nach Mitternacht durch des Henkers Beil enthauptet und vom Leben zum Tode sollte gebracht werden; da war es ihm, als ob der Himmel voll Gewitter über ihm herabfallen, und die Erde unter ihm versinken wollte, aber alles Flehen, alle Thränen und Verwünschungen seiner angstvollen Seele gingen an taube Ohren und an kalte Herzen. Er wurde über den Hof, wo er seitwärts im Fackelschein schon sein Totengerüste erblickte, in eine schwach erleuchtete Kapelle geführt, beichtete dort einem Priester und empfing von ihm die Vorbereitung zum Tode und das letzte Sakrament, und neben der Thüre stand sein Sarg. Als

15. das sei nicht dem also und eines, das sei nicht also und sei nicht eines, nicht einerlei, d. h. man müsse Rücksicht nehmen auf die Umstände.

aber die Glocke Ein Uhr in die schauerliche Nacht schlug, da wurde der Sarg erhoben und an das Totengerüste getragen, und er mußte hinter seinem Sarg her und daran vorbei gehen, und hörte kaum mehr die Worte und den Segen des betenden Priesters, und seine einsinkenden Kniee brachten ihn kaum auf das Blutgerüste. Aber als er mit verbundenen Augen und entblößtem Hals den Kopf auf dem Block gelegt hatte und den Todesstreich erwartete, rief eine barmherzige Stimme: Gnade! Der geneigte Leser atmet wieder. Aber der arme Sünder war so weit hinweg, daß er das Wort Gnade vor dem Todesstreich nicht mehr unterscheiden konnte, sondern er glaubte, dieses Wort habe seinen Kopf vom Leibe getrennt, und es sei jetzt seine Schuldigkeit, tot zu sein. Denn er fiel in eine so schwere und tiefe Ohnmacht, daß er in der ersten Stunde nicht wußte, was mit ihm vorging.

Als er aber nach einer Stunde wieder zu sich kam und die Augen aufschlug, es muß einem sonderbarlich zu Gemüt sein, wenn das Letzte, dessen man sich besinnen kann, so viel ist, man sei vor einer Stunde geköpft worden, und weiß selber nicht anders, als man sei tot und lebt doch — als aber, wie gesagt, unser Malefikant die Augen aufschlug — erstaunte er noch mehr, denn er befand sich jetzt in einem gar artigen Stüblein, auf einem weichen, guten Bett. Zwei Ärzte saßen neben ihm und fragten ihn, wie ihm sei? Man ließ ihm zur Ader, man gab ihm mit Vorsicht stärkende Mittel, er sank in einen süßen, erquickenden Schlaf, und als er nach einigen Stunden aufwachte, war er völlig wieder hergestellt, und fühlte keine andere Schwachheit mehr, als einen leeren Magen. Man führte ihn zu einer wohlbereiteten, schmackhaften Mahlzeit, und ein paar vermummte Bedienten warteten ihm auf, wie er es nach seinem Stand und nach seiner Herkunft gewohnt war. Nach der Mahlzeit kam der Gerichtsschreiber und las ihm sein zweites Urteil vor, gab's ihm auch schriftlich mit: „Der geheime Gerichtshof läßt Euch zum letztenmal Begnadigung widerfahren und hofft, er werde an Euerem künftigen Lebenswandel keine Ursache mehr finden, Euch vor seine Schranken zu laden." Siehe zu! Sündige hinfort nicht mehr, auf daß dir nicht etwas Ärgeres widerfahre. Als es endlich wieder Nacht geworden war, fuhr sein Kaleschlein wieder vor. Die nämlichen Begleiter führten ihn auf die nämliche Art, auf dem nämlichen Weg in die Stadt zurück, auf welchem sie ihn

geholt hatten, und als sie ihm früh um 2 Uhr die Binde von den Augen nahmen, befand er sich auf dem nämlichen Platz, von welchem er die dritte Nacht vorher war weggeführt worden, wie zu seiner Zeit der Scharfrichter von Landau.

Solche Buße mußte der ausschweifende junge Mann für seine Sünden ausstehen. Aber wie hat der sich gebessert? Von Stund an lebte er so, daß in wenig Jahren sein eigenes Vermögen wieder in gutem Stande war und nach und nach alle seine Schulden bezahlt werden konnten. Keine Unschuld war mehr durch seine Gelüsten, keine weibliche Ehre durch seine Verleumdung in Gefahr. Alle Sonntage ging er in die Messe, nicht mehr um schöne Mägdlein auszusuchen, sondern seine Sünden zu versöhnen und schöne Gesinnungen in sein Herz zu pflanzen.

187. Gute Antwort.

In Segringen im Wirtshaus klagte ein Krämer über seinen Sohn, daß er ihm so viel Geld durchbringe und doch zu keinem Geschäft zu gebrauchen sei. „Ganz recht,“ sagte darauf der liederliche Zirkelschmied, dessen sich der Leser noch aus dem Kalender von 1810 erinnern wird, „so ein Einkommen,“ sagte er, „wie das Eurige ist, braucht zwei Schelme, einen, der es erwirbt, und einen, der's verthut.“ Dem antwortete der Krämer: „Da macht Ihr eine artige Bemerkung, Zirkelschmied! Es ist mir schon lange vorgekommen, in Euern Schuhen gehe ein zweifacher Spitzbube, denn was Ihr vormittags in der Werkstatt verdient, das versauft Ihr nachmittags im Wirtshaus selber, und wenn man's Euch giebt, noch mehr dazu.“

188. Glimpf geht über Schimpf.

Ein Hebräer, aus dem Sundgau, ging jede Woche einmal in seinen Geschäften durch ein gewisses Dorf. Jede Woche einmal riefen ihm die mutwilligen Büblein durch das ganze Dorf nach: „Jud! Jud! Judenmauschel!“ Der Hebräer dachte: Was soll ich thun? Schimpf' ich wieder, schimpfen sie ärger, werf' ich einen, werfen mich zwanzig. Aber eines Tages brachte er viele neugeprägte weißgekochte Baselrappen mit, wovon fünf so viel sind

als zwei Kreuzer, und schenkte jedem Büblein, das ihm zurief: „Judenmauschel!" einen Rappen. Als er wieder kam, standen alle Kinder auf der Gasse: „Jud! Jud! Judenmauschel! Schaulem lechem!" Jedes bekam einen Rappen, und so noch etliche Mal, und die Kinder freuten sich von einer Woche auf die andere, und fingen fast an, den gutherzigen Juden lieb zu gewinnen. Auf einmal aber sagte er: „Kinder, jetzt kann ich euch nichts mehr geben, so gern ich möchte, denn es kommt mir zu oft, und euer sind zu viel." Da wurden sie ganz betrübt, so daß einigen das Wasser in die Augen kam, und sagten: „Wenn Ihr uns nichts mehr gebt, so sagen wir auch nicht mehr Judenmauschel." Der Hebräer sagte: „Ich muß mir's gefallen lassen. Zwingen kann ich euch nicht." Also gab er ihnen von der Stund an keine Rappen mehr, und von der Stund an ließen sie ihn ruhig durch das Dorf gehen.

189. Der Nachtwächter von Neuhausen.

Bisweilen pflegte wohl der Nachtwächter von Neuhausen, eine halbe Stunde herwärts Brassenheim, ein Räuschlein mitzubringen auf die Wachtstube. Brachte er es nicht mit, so wartete in der Wachtstube das Räuschlein auf ihn. Ob er in solchen Umständen je einmal die Mitternacht um eine Stunde zu früh oder zu spät ausrief, muß der Müller von Brassenheim wissen. Eines Abends reitet der Müller durchs Dorf und hatte auch etwas im Kopf, und der Wächter rief eben die Stunde an. „Wie? was? Thomas," sagte der Müller, „Ihr ruft ja um eine ganze Stunde zu viel. Es ist noch nicht so spät." Darauf erwiderte der Wächter: „Herr Müller, ich hab' nicht zu viel gerufen, aber Ihr habt vielleicht zu viel gehört; denn Euere Ohren sind ein wenig groß, wie man's in den Mühlen wohl bisweilen antrifft." Der geneigte Leser versteht's, was er meinte mit den großen Ohren.

190. Der Vater und der Sohn.

Der Vater stellte ein Gläslein voll Arznei in die Schublade, weil er glaubte, es sei nirgends besser verwahrt. Als aber der

4. Schaulem lechem, hebräische Begrüßungsformel (Friede mit euch).

Sohn nach Hause kam und die Schublade schnell aufziehen wollte, fiel das Gläslein um und zerbrach. Da gab ihm der Vater eine zornige Ohrfeige und sagte: „Kannst du nicht zuerst schauen, was in der Tischlade ist, eh' du sie aufthust." Der Sohn erwiderte zwar: Nein, das könne niemand. Aber der Vater sagte: „Den Augenblick sei still, oder du bekommst noch eine."

Merke: Man ist nie geneigter unrecht zu thun, als wenn man unrecht hat. Recht ist gut beweisen. Aber für das Unrecht braucht man schon Ohrfeigen und Drohungen zum Beweistum.

---

191. Wie sich der Zundel-Frieder hat beritten gemacht.

Als der Zundel-Frieder bald alle listigen Diebsstreiche durchgemacht, und fast ein Überleid daran bekommen hatte, denn der Zundel-Frieder stiehlt nie aus Not, oder aus Gewinnsucht, oder aus Liederlichkeit, sondern aus Liebe zur Kunst und zur Schärfung des Verstandes; hat er nicht dem Brassenheimer Müller den Schimmel selber wieder an die Thüre gebunden? Was will der geneigte Leser oder des Hausfreunds Reisegefährte nach Lenzkirch mehr verlangen? Eines Abends, als er, wie gesagt, fast alles durchgemacht hatte, dachte er: Jetzt will ich doch auch einmal probieren, wie weit man mit der Ehrlichkeit kommt. Also stahl er in selbiger Nacht eine Geis, drei Schritte von der Scharwache, und ließ sich attrappieren. Den andern Tag im Verhör gestand er alles. Wie er aber bald merkte, daß ihm der Richter fünfundzwanzig oder etwas zum Andenken wollte mitgeben lassen, dachte er: Ich bin noch nicht ehrlich genug. Deswegen verschnappte er sich noch ein wenig in den Redensarten, und gestand bei der weitern Untersuchung nach kurzem Widerstand, wie er von jeher ein halber Kakerlak gewesen sei, das heißt, ein Mensch, der bei Nacht fast besser sieht als am Tag, und als ihn der Richter aufs Eis führen wollte, ob er nicht noch von ein paar andern Diebstählen wisse, die kürzlich begangen worden, sagte er, allerdings wisse er davon, und er sei derjenige. Als ihm den andern Morgen der Spruch publiziert wurde, er müsse ins Zuchthaus, und der Stadtsoldat, der ihn begleiten sollte, stand schon vor der Thür, denn es war zwanzig Stunden weit, sagte er ganz reumütig: „Recht findet

12. Überleid, Überdruß.

seinen Knecht. Was ich verdient habe, wird mir werden.“ Unterwegs erzählte er dem Stadtsoldaten, er sei auch schon Militär gewesen. „Bin ich nicht sechs Jahre bei Klebeck Infanterie in Dienst gewesen? Könnt ich Euch nicht sieben Wunden zeigen aus dem Scheldekrieg, den der Kaiser Joseph mit den Holländern führen wollte?“ Der treuherzige Begleiter sagte: „Ich hab's nie weiter bringen können, als zum Stadtsoldaten. Eigentlich wär' ich ein Nagelschmied. Aber die Zeiten sind schlimm.“ — „Im Gegenteil,“ sagte der Frieder, „ein Stadtsoldat ist mir respektabler, als ein Feldsoldat. Denn Stadt ist mehr als Feld, deswegen avanciert der Feldsoldat in seinem Alter noch zum Stadtsoldaten. Zudem, der Stadtsoldat wacht für seiner Mitbürger Leben und Eigentum, für eigen Weib und Kind. Der Kriegssoldat zieht ins Feld und kämpft, er weiß nicht für wen und nicht für was. Zudem,“ sagte er, „kann ein Stadtsoldat, wenn er nichts Ungeschicktes begangen hat, mit Ehren sterben, wann er will. Unsereiner muß sich schon drum totstechen lassen. Ich versichere Euch,“ fuhr er fort, „ich und meine Feinde (er meinte die Strickreiter) wir haben wenig Ehre davon, daß ich noch lebe.“ — Der Nagelschmied wurde über diese ehrenvolle Vergleichung so gerührt, daß er bei sich selbst dachte, einen so gütigen und herablassenden Arrestanten habe er noch nicht leicht transportiert, und der Frieder ging immer mit großen Schritten voraus, um den Nagelschmied recht müde und trocken zu machen in der Sonnenhitze. „Darin unterscheiden sich die Feldsoldaten von den Stadtsoldaten,“ sagte er, „daß sie an einen weiten Schritt gewöhnt sind von dem Marsch.“ Abends um 4 Uhr, als sie in ein Dörflein kamen und an ein Wirtshaus, „Kamerad,“ sagte der Frieder, „wollen wir nicht einen Schoppen trinken?“ — „Herr Kamerad,“ erwiderte der Nagelschmied, „was Ihm recht ist, ist mir auch recht.“ Also tranken sie miteinander einen Schoppen, auch eine halbe Maß, auch eine Maß, auch zwei, und Brüderschaft ohnehin, und der Frieder erzählte immerfort von seinen Kriegsaffairen, bis der Nagelschmied vor Schwere des Weins und Müdigkeit einschlief. Als er nach einigen Stunden wieder aufwachte und den Frieder nimmer sah, war sein erster Gedanke: „Was gilt's, der Herr Bruder ist alsgemach vorausgegangen.“ Nein, er stand nur ein wenig draußen vor der Thüre, denn der Frieder geht nicht leicht leer fort. Als er wieder herein kam, sagte er: „Herr Bruder, der Mond will bald aufgehen. Wenn

dir's recht ist, so bleiben wir lieber hier über Nacht." Der Nagelschmied, schläfrig und träge, sagte: „Wie der Herr Bruder meint." In der Nacht, als der Nagelschmied fest schlief und alle Töne aus dem Baß in den Diskant und wieder in den Baß durchschnarchte, der Frieder aber nicht schlafen konnte, stand der Frieder auf, visitierte für Zeitvertreib des Herrn Bruders Taschen und fand unter andern das Schreiben, das wegen seiner dem Stadtsoldaten an den Zuchthausverwalter war mitgegeben worden. Hierauf probierte er für Zeitvertreib des Herrn Bruders neue Montursstiefeln an. Sie waren ihm recht. Hierauf ließ er sich für Zeitvertreib durch das Fenster auf die Gasse herab, und ging des geraden Wegs fort, soweit ihm der Mond leuchtete. Als der Nagelschmied früh erwachte und den Herr Bruder nimmer gewahr wurde, dachte er: „Er wird wieder ein wenig draußen sein." Freilich war er wieder ein wenig draußen, und als er den Tag erlaufen hatte, im ersten Dorf, das ihm am Weg war, weckte er den Schulzen. „Herr Schulz, es ist mir ein Unglück passiert. Ich bin ein Arrestant, und der Stadtsoldat von da und da, der mich transportieren sollte, ist mir abhanden gekommen. Geld habe ich keins. Weg und Steg kenn' ich nicht, also laßt mir auf gemeine Kosten eine Suppe kochen und verschafft mir einen Wegweiser in die Stadt ins Zuchthaus." Der Schulz gab ihm eine Bollette an den Gemeindswirt auf eine Mehlsuppe und einen Schoppen Wein und schickte nach einem armen Mädchen. „Geh ins Wirtshaus und zeige dem Mann, der dort frühstückt, wenn er fertig ist, den Weg und die Stadt; er will ins Zuchthaus." Als der Frieder mit dem Mädchen aus dem Wald und über die letzten Hügel gekommen war, und in der Ebene von weitem die Türme der Stadt erblickt hatte, sagte er zu dem Mädchen: „Geh jetzt nur nach Haus, mein Kind, jetzt kann ich nimmer verirren." In der Stadt bei den ersten Häusern fragte er ein Büblein auf der Gasse: „Büblein, wo ist das Zuchthaus?" und als er es gefunden und vor den Zuchthausverwalter gekommen war, übergab er ihm das Schreiben, das er dem Nagelschmied aus der Tasche genommen hatte. Der Verwalter las und las und schaute zuletzt den Frieder mit großen Augen an. „Guter Freund," sagte er, „das ist schon recht. Aber wo habt Ihr dann den Arrestanten? Ihr sollt ja einen Arrestanten abliefern." Der Frieder antwortete ganz verwundert: „Ei, der Arrestant, der bin ich selber." Der Verwalter

sagte: „Guter Freund, es scheint, Ihr wollt Spaß machen. Hier spaßt man nicht. Gesteht's, Ihr habt den Arrestanten entwischen lassen! Ich seh' es aus allem." Der Frieder sagte: „Wenn Sie es aus allem sehen, so will ich's nicht leugnen. Wenn mir aber Ihro Excellenz," sagte er zu dem Verwalter, „einen Berittenen mitgeben wollen, so getrau' ich mir den Vagabunden noch einzufangen. Denn es ist kaum eine Viertelstunde, daß er mir aus den Augen gekommen ist." — „Einfältiger Tropf," sagte der Verwalter, „was nützt dem Berittenen die Geschwindigkeit des Rosses, wenn er mit einem Unberittenen reiten soll. Könnt Ihr reiten?" Der Frieder sagte: „Bin ich nicht sechs Jahre Würtenberger Dragoner gewesen?" — „Gut," erwiderte der Verwalter, „man wird für Euch ebenfalls ein Roß satteln lassen, und zwar für Euer eigen gutes Geld, ein andermal gebt Achtung," und verschaffte ihm in der Eile ein offenes Ausschreiben an alle Ortsvorgesetzte, auf daß, wenn er Mannschaft nötig habe zum Streif. Also ritten der Strickreiter und der Zundel-Frieder miteinander dahin, um den Zundel-Frieder aufzusuchen, bis an einen Scheidweg. An dem Scheideweg sagte der Frieder dem Strickreiter, auf welchem Weg der Strickreiter reiten soll, und auf welchem er selber reiten wolle. „Am Rhein an der Fahrt kommen wir wieder zusammen." Als sie aber einander aus den Augen verloren hatten, wendete sich der Frieder wieder rechts, und machte mit seinem Ausschreiben in allen Dörfern Lärm, und ließ die Sturmglocken anziehen, der Zundel-Frieder sei im Revier, bis er an der Grenze war. An der Grenze aber gab er dem Rößlein einen Fitzer und ritt hinüber.

So etwas könnte hier zu Land nicht passieren.

---

192. Der Komet von 1811.

Ohne Zweifel wird der geneigte Leser manchmal auch noch an den schönen Kometstern denken, der im Spätjahr 1811 den Himmel geziert hat, und es gern sehen, daß ihn der Hausfreund noch einmal will aufgehen lassen im Kalender.

Hat er nicht alle Nacht ausgesehen wie ein heiliger Abendsegen, oder wie ein Priester, wenn er in der Kirche herumgeht und das Weihwasser aussprengt, oder zu sagen, wie ein verklärter

21. Fahrt, Fähre. — 26. Fitzer, ein leichter Streich.

guter Freund der Erde, der eine Sehnsucht nach ihr hat, als wenn er hätte sagen wollen, ich bin auch einmal eine Erde gewesen wie du, voll Schneegestöber und Gewitterwolken, voll Spitäler und rumfordischer Suppenanstalten und Kirchhöfe. Aber mein jüngster Tag ist vorüber, und hat mich verklärt in himmlische Klarheit, und ich käme gern zu dir herunter, aber ich darf nicht, daß ich nicht wieder unrein werde an dem Blut deiner Schlachtfelder. Er hat nicht so gesagt, aber es schien so, denn er kam immer schöner und heller, je näher, immer freundlicher und fröhlicher, und als er sich entfernte, ward er wieder blaß und trübsinnig, als ob es ihm selber zu Herzen ginge.

Fragt sich nun, was hat der Komet bedeutet und was hat er auszuweisen gehabt? *Antwort*: *Nichts* als Gottes Allmacht, des Sternsehers Witz, einen reichen Herbst und einen langen, schönen Nachsommer.

Schon am 26. März hat ihn ein französischer Sternseher in Viviers in Frankreich entdeckt, als ein kleines fremdes Sternlein, noch in einer entsetzlichen Ferne, und gesagt: Es steht ein Komet am Himmel. Denn die *Franzosen* finden's gleich, wenn etwas ist. Seit dieser Zeit kam er aus der Ferne heraus immer näher gegen die Sonne und gegen die Erde. Ungefähr in der Mitte des Septembers ging er auf seinem Lauf am nächsten bei der Sonne vorüber, ungefähr in der Mitte des Oktobers war er am nächsten bei der Erde. Aber er war etwas weiter noch von der Erde entfernt, als die Erde selber von der Sonne ist.

Wäre er aber zwanzig Wochen früher eingetroffen, so wäre er uns bis auf 8 Millionen Meilen nahe gekommen, und sein Licht hätte noch um zehnmal heller geschienen. Vom 16. Oktober aber entfernte er sich wieder, und zwar im November täglich um 360 000 Meilen, im Dezember aber schon um 500 000 Meilen.

Ein geschwindes Gefährt, und wahrscheinlich doch kein leichtes. Man kann nicht recht sagen, wie groß die Kometen sind, weil ihr Körper in ihrem Lichtschein eingehüllt und verborgen ist. Nach der Ausrechnung eines Sternsehers in Dorpat wäre dieser 25 000 mal *größer* als die Erde, 1 448 000 mal größer als der Mond, und

4. *rumfordischer Suppenanstalten*: Graf Benjamin Thomson von Rumford, 1753—1814, als Militär in amerikanischen, englischen und bayrischen Diensten. Auch als Naturforscher thätig, Erfinder von Sparöfen und einer aus billigen Stoffen bestehenden nahrhaften Suppe. Eine ausführliche Abhandlung über die rumfordischen Suppen steht im Magazin von und für Baden. 1802, S. 77.

nur etwas über 57 mal kleiner als die Sonne, und sein schöner, strahlender Schweif, der doch auch mit mußte, hatte im September eine Länge von einer halben Million Meilen. Aber bei dieser Größe ist er doch selbst den Sternkundigen im Februar 1812 verloren gegangen, und der ihn erschaffen hat, weiß, wann er wieder kommt. Wenn man demselben Sternseher glauben will, der ihn in Vivieres zuerst gesehen hat, so ist es der nämliche Wunderstern, der im Jahr 1301 gestanden ist, weil beide einerlei Lauf hatten, und käme also ungefähr nach 510 Jahren wieder. Nach einer andern Berechnung braucht er wenigstens 3000 Jahre dazu. Aus diesem Unterschied aber ist zu schließen, daß man so eigentlich nicht sagen kann, wann er wieder kommt.

Aber jetzt weiß der geneigte Leser doch noch nicht, was der Komet ist. Antwort: Der Sternseher weiß es für ganz gewiß auch nicht. Was man an diesem teils nun herausgebracht, teils bestätigt gefunden hat, ist so viel als folgt:

Erstlich: Der Komet wird nicht allermaßen wie die Erde von der Sonne erleuchtet, sondern er hat in sich selber sein eigenes Licht. Dies ist auf folgende Art an den Tag gekommen. Wenn er von der Sonne erleuchtet wird, sagten die Sternforscher schon im August vorher, so muß er in der ersten Hälfte des Oktobers schon wieder an Helligkeit abnehmen, obgleich er gegen uns näher kommt, weil er sich weiter von der Sonne entfernt. Wenn er aber sein eigenes Licht in sich selber hat, so muß er noch in der ersten Hälfte des Oktobers an Helligkeit zunehmen, weil er näher zur Erde kommt, obgleich er sich weiter von der Sonne entfernt. Nun hat er sich aber im Oktober noch immer schöner und heller gezeigt und soll am 13. sein schönstes Licht gehabt haben.

Zweitens: Der Stern hatte nie einen reinen abgeschnittenen Umriß, etwa wie der Mond, sondern er löste sich an seinem Rande gleichsam in Dunst und Nebel auf, Er hat auch nie glänzend gestrahlt. Ja man will am 18. Oktober zwei gemeine Sterne durch ihn hindurch gesehen haben, und daraus war zu erkennen, er ist nicht, wie die Erde, ein fester und undurchsichtiger Körper, sondern er besteht aus einer lockern, wässerigen oder dünstigen und fast durchsichtigen leuchtenden Masse.

Drittens: Durch seinen Schweif sah man noch deutlicher als durch ihn selbst andere Sterne hindurch schimmern, so daß er zu vergleichen war einem himmlischen Pfau, der statt der farbigen

Augen Sterne auf den Federn hat. Aber es war kein eigentlicher Schweif, denn er fügte sich nicht hinten an ihn an, sondern es lag wie ein wallender Schleier um ihn herum, und wehte hinter ihm in die Nacht hinaus, bald heller, bald blasser, einmal etwas länger, dann wieder auf einmal kürzer, gewöhnlich mit zwei Enden, aber auch mit drei und mit fünfen, und es ist nicht zu zweifeln, daß es etwas von der Masse des Kometen selbst war und, in Lichtdunst aufgelöst, unaufhörlich von ihm hinwegströmte, und es wollten Leute glauben, die Erde habe auch etwas davon bekommen, und schreiben dem Kometen den reichen Herbst und den schönen langen Nachsommer zu. Wer kann sich noch an so ein Jahr erinnern, wie das vergangene 1811, wo so viel Ungewöhnliches sich ereignet hat?

Mit Blüten war der März geschmückt,
Mit Blüten der Oktober.

Als nach der Weinlese der Hausfreund und der Adjunkt an einem lauen Herbstabend nach Hause gingen, jedem Schritt begegnete eine Weinfuhr, bald eine vierräderige, bald eine zweibeinige, aus allen Wirtshäusern heraus sang schon der Neue in lustigen Melodieen, und der Adjunkt sang auch. Auf einmal ward er still und sagte: „Hausfreund, wißt Ihr, wie mir jetzt die ganze Erde vorkommt?" Der Hausfreund fragte: „Wie kommt sie Euch vor?" „Wie ein lustiges Wirtshäuslein, wo alles vollauf ist. Der Komet ist der ausgesteckte Strauß, und unser lieber Herr Gott wirtet." Der Hausfreund meinte, man müsse keinen solchen Spaß machen, aber der Adjunkt sagte: „Ich mache keinen Spaß, es ist mein Ernst."

Item es kamen im Oktober die Frühlingsblumen wieder. An manchen Orten blühten die Bäume, ja die Reben, und setzten zum zweitenmal Früchte an, so daß der Frühling, der Sommer und der Herbst zu gleicher Zeit und neben einander feil hatten. Fremde Vögel aus warmen Ländern ließen sich sehen. Ja, was will der geneigte Leser weiter? Zu Türkheim im Elsaß, man darf den Ort nennen, ereignete sich den 16. Oktober ein Wolkenbruch, und es regnete Kirschenwasser.

15. Aus Hebels „Neujahrswunsch des Wochenblattträgers 1812", Str. 5.

193. Der Wolkenbruch in Türkheim.

Ein ehemalig guter Bekannter des Hausfreundes that im Oktober einen Streifzug auf Wein in das Elsaß. Wie er in Türkheim abends in das Wirtshaus kommt, sitzt der Präsident da bei einem Schöpplein, und ißt zwei Bratwürste, eine nach der andern. „Herr Präsident," sagte der gute Bekannte, „treff' ich Euch hier an? Eher hätte ich des Himmels Einfall vermutet." Der Präsident lächelt, und sagte: „Es ist alles möglich." Sie bleiben beisammen, diskurieren allerlei mit einander, trinken auch allerlei mit einander, gehn mit einander in das Schlafgemach, jeder in ein Bett apart. Das Bett des guten Freundes hatte einen Umhang. Früh gegen Tag, wenn man anfängt sich zu strecken, stemmte er sich mit den Füßen gegen das untere Brett der Bettlade. Das Brett gab nach, der Betthimmel gab auch nach. Ein paar Bretter, ein Haspel, zwei Paar Schuhe &c., Braftbergers Predigtbuch und eine große Flasche voll Kirschenwasser stürzten herunter. Aber die Flasche zerbrach unterwegs an dem Haspel, und übergoß den guten Bekannten mit Kirschenwasser und Glasscherben. „Herr Präsident, kommt mir zu Hilfe!" — „Was ist Euch begegnet?" fragte der Präsident. — „Ich glaube der Himmel, der über dem Bett ist, sei eingefallen." Da lachte der Präsident und sagte: „Es kommt mir auch so vor. Die Wolken hängen auch bis aufs Deckbett herunter. Sie sind von Tannenholz. Hab' ich Euch nicht gesagt, es sei alles möglich?"

Was aber sonst noch von den Kometen gesagt werden könnte, das steht geschrieben in dem Jahrgang des Kalenders 1810 und kann wieder kommen auf 1817, denn die Kometen halten in dem Kalender einen Zeitlauf nur von sieben Jahren.

194. Hexenmehl.

An vielen Orten pflegen die Mütter aus altem, zerfressenem Holz das sogenannte Wurmmehl zu sammeln und herauszukratzen, auf daß, wenn die Kindlein in der Wiege sich aufliegen oder sonst wund werden, so bestreut man ihnen damit die wund gewordenen

15. Braftberger, J. G., Predigten über die Sonn-, Fest- und Feiertags-Evangelien. Stuttgart, ohne Jahr.

Stellen, und verschafft ihnen Linderung. Das wäre nun freilich gut, aber es giebt noch etwas Besseres.

Denn erstlich so kann man das Aufliegen und Wundwerden der Kinder gar oft verhüten, daß es gar nicht kommt, wenn man sie fleißig am ganzen Körper wascht, wenn man ihr Bettlein so reinlich hält als möglich, und sie nicht länger in der Wiege liegen läßt, als zu ihrer Ruhe und Pflege nötig ist. Reinlichkeit ist in allen Dingen für die Gesundheit der Meister. Zweitens und wenn sich dies Wundwerden nicht verhüten läßt, so ist das Wurmmehl noch nicht das zuträglichste Mittel dagegen. Denn das Wurmmehl ist noch nicht fein genug für den zarten, empfindlichen Körper eines solchen Kindes. Ein ungeschickter Wurm kann nicht so fein mahlen. Hiernach ist das Wurmmehl auch nicht reinlich genug, sondern es ist meistens mit Staub, mit kleinen Holzsplitterlein und mit den Unreinigkeiten des ekelhaften Wurms selbst vermischt, und anstatt dem armen Kind zu helfen, verursacht man ihm oft nur größeres Übel. Leute, die auf eine Kleinigkeit nicht zu sehen haben, gehen daher lieber in eine Apotheke, und kaufen für ein paar Kreuzer Streumehl, sonst auch einfältigerweise Hexenmehl genannt. Dieses allein ist fein, rein und heilsam, denn es hat's kein Wurm gemahlen und bereitet, auch nicht des Apothekers Hand, er läßt's bleiben, auch keines Menschen Hand, auch keine Hexe, sondern es kommt aus den reinen, gütigen Händen der Natur selbst, und der Apotheker verkauft's nur. Nun wäre es keine Sache, wenn man sagte: „Mutter, laß dich ein paar Kreuzer für ein Schächtlein voll Streumehl um deines zarten Kindes willen nicht reuen, wenn du es hast, und spar es lieber an dir selber wieder!“ Aber der Hausfreund weiß andern Rat. Er kann vielen von seinen Lesern mit einem beträchtlichen Vorrat davon unentgeltlich aushelfen, und bietet's hiermit an. Der Apotheker hört's nicht gern.

Es kommt nämlich dieses Streumehl von einer Pflanze, die überall in trockenen und bewachsenen Wald- und Heidegegenden vorkommt und an verschiedenen Orten ungleiche Namen hat, als da sind Bärlappe, Sankt Johannesgürtel, Drudenfuß, Wolfsklaue, Teufelsklaue, Neunheil und so weiter. In der Gegend von Hausen zum Exempel auf dem Alzebühl, an dem Blaßberg, im Wagengesperr hat sie der Hausfreund in seiner Kindheit oft gesehn und um den Leib herum gegürtet, hernachmals

auch in Brassenheim und in Segringen. Sollte aber der Leser dieses Gewächs an keinem von obigen Namen erkennen können, so sieht es eben deswegen ganz kurios und nicht wie andere Kräuter aus, damit man es desto sicherer beschreiben kann. Es hat nämlich einen gelblich grünen Stengel, der sich mit seinen Ästen nicht in die Höhe treibt, sondern unter dem Gras und Laub links und rechts wie ein dünner Strick oder eine dicke Schnur auf dem Boden liegend fortwindet, immer neue Würzelein in die Erde hinein treibt, und ringsum mit viel tausend kleinen spitzigen, anliegenden Blättlein als wie mit Schuppen umgeben ist. Der geneigte Leser fängt schon an, etwas zu merken. „Nicht wahr," sagt er, „im Sommer steigen aus dem Winkel der Äste gerade, aufrecht stehende Stiele 3 bis 5 Zoll lang in die Höhe, und auf jedem sitzen zwei, auch drei kleine runde Ähren oder Würstlein, und man kann oben an ihnen sehen, wo sich das Gewächs unter dem Gras und Laub hinwindet?" — Ganz richtig! — „Und die Würstlein sind anfänglich auch mit fest anliegenden, kleinen Blättlein oder Schuppen rings umgeben, aber im Spätjahr gehn die Blättlein oben los, und die Ähre öffnet sich in ebensoviel kleine Fächlein?" Ganz richtig! Und nun ist alles klar, und in diesen offenen Fächlein liegt alsdann das reife Streumehl oder sogenannte Herenmehl, das der Hausfreund anbietet. Wer's ihm ablehnen will, thut am besten, man giebt im Sommer Achtung, wo solche Pflanzen zu finden sind, und im September oder Oktober früh morgens, wenn die Würstlein noch feucht vom Nachtduft sind, schickt man ein paar Kinder hinaus oder geht selber. Einer Mutter wird für ihr Kindlein kein Gang zu sauer. Hernach schneidet man mit einer Schere die Ähren ab und tragt sie sorgfältig heim. Daheim legt man sie auf ein Papier, läßt sie dürr und trocken werden, schüttelt alsdann das Mehl heraus, und hebt es zum Gebrauch gut auf.

Der Hausfreund hat allemal eine stille Freude, wenn er bedenkt, wie die Einwohner auf dem Land und in den lustigen Thälern so manches umsonst haben können, wenn sie wollen, was man in der Stadt bezahlen muß und oft für teures Geld nicht haben kann, als Bohnen, Kirschen, Habermark, Himbeeren und Heidelbeeren genug, kühles Wasser, item Gesundheit, item Zufriedenheit, item Kurzweil, item Streumehl für die armen Kinder.

35. Habermark, Tragopogon pratensis. Gemlin sagt in der Flora Badensis: totam plantam puerculi legunt, comedunt et sapore maxime delectantur.

195. Rettung vom Hochgericht.

Eines Tages sagte zu sich selbst ein einfältiger Mensch: „Dumm bin ich; wenn ich mich nun auf pfiffige Streiche lege, so wird kein Mensch vermuten, daß ich's bin.“ Also legte er sich aufs Stehlen. Aber schon nach dem ersten Diebstahl wurde er als der Thäter entdeckt und überwiesen, weil er die goldene Uhr, die er gestohlen hatte, selber trug und alle Augenblicke herauszog. Einige Ratsherren meinten, man könnte wegen seiner Einfalt etwas glimpflicher mit ihm verfahren als mit andern und ihn auf ein Jahr oder etwas ins Zuchthaus schicken. „So?“ sagten die andern, „ist's nicht genug, daß so viele verschmitzte Halunken das saubere Handwerk treiben? Soll man für die dummen auch noch Prämien aussetzen, damit alles stiehlt?“ und sechs gegen fünf sagten: „Er muß an den Galgen.“ Auf der Leiter, als ihm der Henker den Hals visitierte, sagte er zu ihm: „Guter Freund, Ihr habt's ziemlich dick da herum sitzen, noch dicker als hinter den Ohren. Fast hätt' ich einen längern Strick nehmen sollen.“ Denn wirklich war dem armen Schelm das Kinn ziemlich stark mit dem Hals verwachsen, und als der Henker den Strick ohnehin ungeschickt angebracht hatte und den armen Sünder von der Leiter hinab stieß, glitschte dieser mit dem Kopf aus der Schlinge heraus und fiel unversehrt herab auf die Erde. Einige Zuschauer lachten, aber der größte Teil erschrak und that einen lauten Schrei, als ob sie fürchteten, es möchte dem Malefikanten, den sie doch wollten sterben sehn, etwas am Leben schaden. Aber der Henker stand einige Augenblicke wie versteinert oben auf dem Seigel und sagte endlich: „So etwas ist mir in meinem Leben noch nicht passiert.“ Da sagte der Malefikant unten auf der Erde kaltblütig und mit gequetschter Stimme: „Mir auch nicht,“ und alle, die es hörten, vergaßen die Ernsthaftigkeit einer Hinrichtung und daß auf dem Weg über das Hochgericht ein armes, verschuldetes Gewissen an seinen ewigen Richter abgeliefert wird und mußten lachen. Der Blutrichter selber hielt das Schnupftuch vor den Mund und sah auf die Seite. Die glimpflichern Ratsherren

1. Vademecum VIII, 149: Ein Soldat, der schon zum drittenmal desertiert war, sollte nunmehro hängen. Er stand unterm Galgen, der Henker legte ihm den Strick um und zog ihn in die Höhe. Ehe er aber ganz hinauf kam, riß der Strick und der Kerl stand wieder unten. Der Henker fluchte und sagte: „Tausend Teufel! das ist mir in meinem Leben nicht passiert.“ — „Mir auch noch nicht!“ erwiderte der Soldat. — 27. Seigel, Sprosse der Leiter.

aber ermahnten die strengern: „Laßt jetzt den armen Ketzer laufen. Am Galgen ist er gewesen, und mehr habt ihr nicht verlangt, und Todesangst hat er ausgestanden.“ Also ließen sie den armen Ketzer laufen.

---

196. Der Schimmel.

Was gilt's, der geneigte Leser, wenn er hieneben die Abbildung ansieht, so denkt er: „Das ist eine Geistergeschichte.“ — Nichts nutz! — Der Herr in der weißen Gestalt, den man für den Geist ansieht, hat Fleisch und Blut wie andere Menschen hier zu Land. Die Mägdlein lassen sich von ihm küssen, und gern, und reiten kann er im Galopp und Trapp, trotz einem. Ist er nicht selbigen Abend auf seinem eigenen stattlichen Schimmel vor einem Wirtshaus angeritten, ich will nicht sagen wo, und „Herr Posthalter,“ sagte er, „kann ich hier über Nacht bleiben?“ Der Posthalter erwiderte: „Was Euer Gnaden befehlen.“ Also speiste er zu Nacht, verliebte sich in eine Bouteille Klingelberger und ging ins Bett. Während er im ersten Schlaf war, fuhr eine Kutsche nach der andern vorbei und wechselte die Pferde. Endlich weckte der heranfahrende Postwagen sein Spitzhündlein zum Bellen und das Spitzhündlein weckte ihn, und er wollte nicht gleich wieder einschlafen, denn der Vollmond leuchtete freundlich in die Schlafstube hinein, und die Kühle der Nacht kam erquicklich vom Turmberg her durch die offenen Fenster. „Was fangen wir jetzt an?“ sagte der eine Postknecht zu seinem Kamerad, „es fehlt uns ein Roß, und in der ganzen Stadt liegt alles im Bett.“ Der Kamerad sagte: „*Spann den Schimmel ein!*“ Der Herr im Bett dachte: Will's Gott nicht meinen. — „*Er merkt's nicht,*“ fuhr der Kamerad fort. Der Herr im Bett dachte: Freilich merkt er's, und fuhr wie eine brennende Rakete aus dem Bett und hinter das Fenster, um im Mondschein zu sehen, was geschehen will. „*Bis er aufsteht, bist du schon lang wieder da,*“ fuhr der Kamerad fort. Der Herr hinter dem Fenster dachte: Nein, er ist schon auf und kommt, eh' du fortgehst. Indem ging der Postknecht in den Stall, um den Schimmel zu holen, aber es war nicht der Schimmel des Herrn gemeint, der hinter dem Fenster steht, sondern der Posthalter hatte auch einen im Stall, der aber

22. Turmberg, Berg in der Nähe von Karlsruhe.

den Fuß übertreten hatte, und der Posthalter hatte dem Knecht befohlen, ihn ein paar Tage zu schonen, bis er wieder hergestellt sei. Deswegen sagte der Kamerad zum Postknecht: „Er merkt's nicht, und bis er aufsteht, bist du schon lange wieder da.“ Als aber der Herr hinter dem Fenster sah den Postknecht nach dem Stall gehen, sprang er wie er war, ohne Kleidung, ohne Schuhe und Strümpfe, bloß in einem Paar leinern Unterhosen, wie er aus dem Bette gekommen war, auf die Straße hinab. „Wie? Was? Wer untersteht sich, den Schimmel anzuspannen? Wer will totgeschossen sein?“ Der Kamerad des Postknechts sagte: „Guter Herr, Ihr habt den Nachtnebel oder sonst einen, geht Ihr wieder in Euer Bett und laßt uns gewähren.“ Unterdessen brachte der Postknecht den Schimmel angeschirrt und stellte ihn vor die Deichsel, so daß der Herr ganz desperat wurde. „Meinen Gaul sollt ihr nicht anspannen,“ und so und so. Der Kamerad des Postknechts sagte endlich: „Himmel Stern Bataillon! Jetzt macht, daß Ihr fortkommt! Was bekümmern wir uns um Euern Gaul!“ — „So! ihr Galgenstricke,“ sagte der Herr, „ich will euch zeigen, daß ihr euch um meinen Gaul zu bekümmern habt.“ Das Spitzhündlein nahm auch Anteil an dem Gespräch, und es kam zu ein paar harten Redensarten, die man besser mit den Ellenbogen und Fäusten als mit den Fingern abschreiben und wieder erzählen kann, bis zuletzt der Posthalter herauskam und fragte: „Was giebt's da?“ Da riefen der Herr und die Postknechte fast unverständlich durch einander, wie die Spitzbuben da den Schimmel vor den Postwagen spannen wollten, und wie der kuriose Herr da nicht leiden wolle, daß sie den Schimmel vor den Postwagen spannen, und es sei doch kein ander Roß mehr da, und alle Leute in der Stadt liegen im Bett. Da konnte der Posthalter das Lachen fast nicht verwehren. „Gnädiger Herr,“ sagte der Posthalter, „das ist nicht Ihr Herr Schimmel! Ihr Herr Schimmel wird unangefochten im Stall stehen; es ist mein eigener, und er hat seit ein paar Tagen einen krummen Fuß. Sehen Sie da! Aber aus der Not muß man eine Tugend machen.“ Da sagte der Herr: „Ja so. Wenn das ist!“ und ging ganz still und betuches wieder in sein Bett. Diesmal, dachte er, bin ich ein kurioser Herr gewesen. Wenn's nur nicht bekannt wird!

—

35. betuches, ruhig (hebräisch-deutsch).

197. Die Treue und ihr Dank.

Schon viel Wohlthat und Segen ist von dem glorreichen Thron ausgegangen, auf welchem einst Maria Theresia und Joseph II. saßen. Aber Kaiser Franz II., Josephs Neffe und Zögling, blieb auch nicht zurück. Hat er nicht vor kurzer Zeit eine neue Gesindeordnung für die Stadt Wien ausgehen lassen und zehen Belohnungen, jede zu einhundertundfünfzig Kaisergulden für ebensoviel männliche oder weibliche Dienstboten ausgesetzt, welche Beweistum ablegen können, daß sie fünfundzwanzig Jahre lang mit unbescholtener Ehrlichkeit und Treue gedient haben, und in dieser Zeit zehn Jahre lang hinter einander in einem und dem nämlichen Dienst. Im Monat Mai des Jahres 1811 wurden zum erstenmal diejenigen aufgefordert, sich zu melden, welche sich getrauen konnten, sie seien der Belohnung wert. Mancher Leser denkt: Es werden nicht viel gekommen sein.

1. Freyburger Wochenblatt 1811, Sonntagsblatt vom 14. Dezember. Belohnte Dienstbotentreue. In der neuen Gesindeordnung, die im vorigen Jahre für Wien und dessen Vorstädte erschien, hatten Se. Majestät der Kaiser von Östreich zehn Prämien, jede zu 150 Gulden (in Einlösungsscheinen), für diejenigen Dienstboten männlichen und weiblichen Geschlechts bestimmt, welche mit Dienstzeugnissen beweisen können, „daß sie fünfundzwanzig Jahre mit unbescholtener Sittlichkeit, mit Fleiß und Treue gedient und während dieses Zeitraumes zehn Jahre ununterbrochen in dem nämlichen Dienste gestanden haben". Im Mai dieses Jahres wurden diejenigen Dienstboten aufgefordert, ihre Befähigung zu jenen Prämien darzuthun, und es erschienen nicht weniger als 751 Dienstboten, nämlich 189 männlichen und 562 weiblichen Geschlechts, welche Ansprüche auf diese Belohnung machten, und unter dieser Anzahl waren beinahe 500, die allen Bedingnissen der Vorschrift entsprachen. Von diesen hatten 10 länger als 50, 78 länger als 40, 233 länger als 30 und 423 länger als 20 Jahre mit Ehren gedient. Greise von 60 und 70 Jahren waren darunter, welche noch ihre letzten Kräfte dem Berufe widmen, in welchem sie ergrauten. So erfreulich es einerseits war, gerade jetzt, wo über die Verschlimmerung des Gesindes im allgemeinen so oft und laut geklagt wird, eine so große Anzahl von alten, treuerprobten Dienstboten zu finden: so schwer war es andrerseits, aus so vielen Würdigen die zehn Würdigsten auszuwählen. Endlich wurden folgende Personen als die Würdigsten erklärt, jene auszeichnende Belohnung zu empfangen: 1) Georg Karner, ein Landkutschknecht bei der Witwe Fleischmann, ein Greis von 77 Jahren, arm und kränkelnd, welcher über ein halbes Jahrhundert und darunter seit 39 Jahren in dem Dienste Fleischmanns und seiner Witwe stand. Allein Karner überlebte den Tag der Austeilung der Prämien nicht, und an seine Stelle trat ein anderer Greis von 75 Jahren, Johann Brenner, welcher 55 Jahre diente und zwar nur an zwei Orten, im ersteren 25, im letztern, bei dem Freiherrn von Störk, 30 Jahre hindurch, ebenfalls wie Karner in jeder Beziehung mit Auszeichnung. — 2) Adelbert Hamelton, Diener des Appellationspräsidenten Freiherrn von Wöhr, ein Greis von 68 Jahren, ohne Vermögen, Vater von vier unversorgten Kindern, der 43 Jahre diente, und davon 42 Jahre seinem gegenwärtigen Dienste mit Treue und Fleiß vorstand. — 3) Anton Cares, Diener des Vizepräsidenten von Sonnenfels, durch eine ununterbrochene Reihe von 37 Jahren, und umsomehr einer Belohnung würdig, da ihm der hochverdiente Vizepräsident von Sonnenfels, welcher an dem Entwurfe der neuen Gesindeordnung so großen Anteil hatte, das Zeugnis eines musterhaften Dieners gab. — 4) Therese Höflinger, Dienstmagd, welche seit 58 Jahren in der Familie Zwereux dient, zu der Erziehung der Kinder mitwirkte und seit 12 Jahren die treue Pflegerin einer kranken Frau war. — 5) Polyxena Immhofer, Köchin des Landrates von Holzer, in Diensten seit 55 Jahren, von welchen sie 46 bei einer und ebenderselben

Doch, geneigter Leser! Es sind siebenhundertundeinundfünfzig gekommen, und mehr als zweihundert von ihnen haben nicht nur fünfundzwanzig Jahre, sondern auch ihre dreißig, aber auch ihre vierzig und fünfzig Jahre und drüber fromm in ihrem Wandel und treu in ihrem Dienste ausgehalten. Das ist ein Respekt. Die Wahl that weh, unter so viel achtungswerten Menschen. Aber folgende zehen, der Hausfreund will keinen verheimlichen, sind für die würdigsten erachtet worden:

1) Johannes Brenner. Er diente nur bei zwei Herrschaften, bei der ersten fünfundzwanzig, bei der andern dreißig, in allem fünfundfünfzig Jährlein, ohne Vorwurf und ohne Tadel, und ist darüber fünfundsiebenzig Jahre alt geworden. Macht er nicht ein Gesicht, als wenn er schon das Sprüchlein hörte: „Du frommer und getreuer Knecht, bist über wenigem treu gewesen, ich will dich über viel setzen. Gehe ein zu deines Herren Freude."

2) Adelbert Hamelton. Achtundsechzig Jahre alt, ohne Vermögen, Vater von vier unversorgten Kindern, ist zweiundvierzig Jahre lang im nämlichen Dienst gewesen, als er die Belohnung des Kaisers empfing, und sagt: „Ich habe noch nie gesehen den Gerechten verlassen, oder seinen Samen nach Brot gehn."

Familie mit unbescholtener Treue und Sittlichkeit zubrachte. — 6) Mariane Wurm, in einem Alter von 84 Jahren noch Stubenmagd in dem Dienste der K. K. Kammerfrau Morgenbesser, bei deren Familie sie seit 57 Jahren erst als Stuben-, dann als Kindermagd und hierauf als Köchin ununterbrochen gedient hatte. — 7) Magdalena Zotter, welche während 58 Jahren nur drei Dienstorte hatte, und in dem letzten derselben seit 31 Jahren ununterbrochen diente. — 8) Mariane Radin, kränkelnd und gebrechlich, die seit 55 Jahren nur für einen geringen Lohn in der Familie des Landschaftsagenten Jury diente. — 9) Elisabeth Obendrauf, die 34 Dienstjahre ununterbrochen in dem Dienste des pensionierten Warenbeschauers W** zubrachte, eines dürftigen, auf einem Auge blinden, mit der Gicht behafteten, immer kränkelnden Mannes, dessen einzige treue Stütze sie ist. — 10) Rosalie Swoboda. Sie dient zwar nur erst 29 Jahre, aber an dem nämlichen Orte, bei der armen Hutmacherswitwe Kr**. Musterhaft und rührend ist das Benehmen dieser Dienstmagd. Weit entfernt, die Witwe zu verlassen, als Armut dieselbe drückte, leistete sie freiwillig Verzicht auf den rückständigen Lohn, und sucht noch jetzt Nebenerwerb außer dem Hause, um ihre Dienstgeberin mit dem Betrage zu unterstützen. Diese edle, seltene Aufopferung einer Person aus dem niedrigsten Stande mußte für sie entscheiden. Die Austeilung der Prämien selbst geschah am 16. September in dem Kommissionssaale der Polizei-Oberdirektion. Der ehrwürdige Fürst-Erzbischof, der Staats- und Konferenzrat von Lorenz, der Abt zu den Schotten, die Frau Gräfin Mariane von Dietrichstein (im Namen der Gesellschaft adeliger Frauen), der Vizepräsident von Sonnenfels, ferner Abgeordnete von der Hofkommission in Wohlthätigkeitsangelegenheiten, dann der niederöstreichischen Regierung, der Stadthauptmannschaft und des Magistrats waren mit mehreren Personen aus den gebildeten Ständen gegenwärtig. Nach einem angemessenen Vortrag, womit die Feierlichkeit eröffnet wurde, hielt der Regierungsrat von Persa eine herrliche und populäre Anrede an die Dienstboten, welchen Prämien zuerkannt waren. Tiefe Rührung ergriff die Anwesenden; und es ist zu hoffen, daß diese Feierlichkeit nicht ohne segensreiche Folgen für die Veredlung des Dienstbotenstandes bleiben werde. Auch hat die Gesellschaft adeliger Frauen, aufgemuntert durch das Beispiel Sr. K. K. Majestät, noch 10 andern verdienten Dienstboten Prämien jede zu 60 fl. zuerkannt, die am 4. Oktober unter zweckmäßigen Feierlichkeiten ausgeteilt wurden.

3) Anton Cares. Diente schon siebenunddreißig Jahre in einem fort bei dem Herrn Vizepräsident von Sonnenfels, und der Herr Präsident sagt: „er sei ihm noch nicht feil“.

4) Polixena Imhoferinn. Ist seit fünfundfünfzig Jahren in Diensten, und hat sechsundvierzig Jahre davon in dem nämlichen Hause mit unbescholtener Treue zugebracht. Sie ist dort ganz wie daheim und sagt: „sie könnt's an einem andern Ort nimmer aushalten“.

5) Mariane Wurminn. Diente siebenundfünfzig Jahre in dem nämlichen Haus, zuerst als Stubenmagd, darnach als Kindsmagd, darnach als Köchin, jetzt wieder als Stubenmagd, bis ins vierundachtzigste Jahr ihres Lebens. „Bleibe treu bis in den Tod, so will ich dir die Krone der Ehren geben.“

6) Magdalena Zotterinn. Sie hatte in achtundfünfzig Jahren nur drei Herrschaften, und stand bei der letzten schon seit einunddreißig Jahren.

7) Marianna Radin. Kränklich und gebrechlich, dient fünfundfünfzig Jahre in dem nämlichen Hause um dürftigen Lohn. „Ich will dich tragen bis ins Alter und bis du grau wirst. Ich will's thun. Ich will heben, tragen und erretten.“

8) Therese Höflingerin. Ist seit achtundfünfzig Jahren Dienstmagd in dem nämlichen Hause gewesen, hat geholfen die Kinder groß und fromm erziehen, und war seit zwölf Jahren die treue Pflegerin einer kranken Frau.

9) Elisabeth Obentrausin. Wem dient die schon siebenunddreißig Jahre? Einem dürftigen, an einem Auge blinden, gichtkranken Mann, und ist seine einzige treue Stütze.

10) Rosalie Swoboda. Sie hat in neunundzwanzig Dienstjahren ihre Herrschaft, eine jetzige Witwe, wohlhabend und arm gesehen. Als die Witwe den Mann verloren hatte und arm wurde, und doch ohne Pflege nicht mehr leben konnte, sagte Rosalie Swoboda: „Ich verlasse Euch nicht.“ Auch fragt sie weiter nicht: „Wann bekomm' ich meinen Lohn?“ sondern sucht durch Arbeiten für andere Leute außer dem Hause so viel nebenher zu verdienen, daß sie ihrer Herrschaft auch noch ein wenig Gutes davon thun kann. Es wird alles sein, ob die gute Seele nicht ihre hundertundfünfzig Gulden mit der armen Witwe teilt.

Diese drei, Nr. 8, 9 und 10, besonders die letzte, wenn man sie recht drum beschaut, scheinen auch schon ein Sprüchlein von

weitem zu hören: „Kommet her, ihr Gesegneten meines Vaters! Ich bin arm oder krank gewesen, und ihr habt mich gepflegt."

Dies sind die zehen gottesfürchtigen Dienstboten, welchen der Kaiser zur Erkenntlichkeit für ihre Rechtschaffenheit und Tugend zusammen eintausendfünfhundert Kaisergulden hat ausbezahlen lassen, und wer war dabei? Der Viertelsmeister und der Stadtbote von Wien? Nichts nutz! Aber S. Hochwohlgeboren der Herr Staatsrath von Lorenz, Se. Excellenz der Herr Vizepräsident von Sonnenfels, Ihro Excellenz und Hochgeboren die Frau Gräfin Mariane von Dietrichstein im Namen der adeligen Frauen, Se. Hochfürstliche Gnaden der Fürst Erzbischof von Wien, viel Abgeordnete von allen Ständen, und noch einer, den man nicht sehen kann. Denn Ehre und Gottes Dank geht noch über Geld.

Jetzt weiß ich, was der geneigte Leser zu diesem allen denkt. Er denkt: So sollt's an andern Orten auch sein. Wer weiß, so bekäme man auch besseres Gesinde. Antwort: Das ist so absolut just nicht nötig. Vielmehr der Hausfreund hat schon gedacht: Wenn's an ihm wäre, der Kaiser zu sein, ob er nicht schier auch eine Belohnung für Herrschaften aussetzen wollte, die gegen ihr Gesinde sich so betragen, daß es zehn Jahre lang bei ihnen aushalten kann. Halte du deine Dienstboten in Ehren und sei gütig gegen sie, denn sie sind auch mit Liebe und Thränen groß gezogen worden. Versorge sie christlich in Nahrung, Kleidung und Arbeit. Schone und pflege sie in der Krankheit! Sei nachsichtig oder streng gegen ihre Fehler, nachdem sie sind, ohne Scheltworte und ohne Fluch, und laß sie auch sonst ein wenig merken, daß du Gott fürchtest und die Menschen liebest. Das ist noch mehr als hundertundfünfzig Gulden wert und wird dir mehr als für hundertundfünfzig Gulden Segen ins Haus und ins Herz bringen, meint seines Orts der rheinländische Hausfreund. Denn die Gottesfurcht hat sich noch nicht überall von den armen und geringen Menschen geschieden und bei den reichen und vornehmen einquartiert. Vielmehr, sie hat sich schon an manchem Ort vor dem Reichtum und Übermut der Herrschaften in das Herz und in das Kämmerlein ihrer Dienstboten geflüchtet.

198. Die berühmte Schlacht der Markomannen.

Der geneigte Leser wird eine Freude daran haben und sich etwas darauf einbilden, daß er in seinem Kalender zum erstenmal eine ganz neue Zeittafel findet, welche statt der Sündflut und statt der Errichtung der assyrischen Monarchie die merkwürdigsten Begebenheiten der vaterländischen Geschichte von den ältesten Zeiten an ausweist und in keinem andern Kalender zu finden ist. Wer den Hausfreund nicht besitzt, hat keine Wahl. Wenn er etwas wissen will, muß er dem geneigten Leser gute Worte geben. Damit nun derselbe mit Red' und Antwort nie stecken bleibt und mit guter Gelegenheit selber erfährt, was ihm zu wissen vielleicht angenehm ist, so sollen von nun an alle diese Begebenheiten in dem Kalender nach und nach umständlicher beschrieben werden.

Der Hausfreund bezahlte jetzt freilich hundert Thaler gern, wenn er vor eintausendachthundertundachtzig Jahren schon einmal zwischen dem Schwarzwald und dem Rheinstrom gelebt hätte und jetzt wieder sagen könnte, wie alles damals ausgesehen hat. Fast alle Berge und lustigen Hügel waren bis an die Ebene hinab mit Eichen und Tannen, die Thäler mit Erlen bewachsen. Der Rhein und die wilden Waldströme, damals viel größer und reißender als jetzt, hatten von einem Berg zum andern freien Lauf. Kein Faschinat, keine Brücke, und es gehörte manches Jahr und manche fleißige Hand dazu, bis unter unaufhörlichen Kriegszeiten die Landschaft ihre jetzige Gestalt gewann, von einer Grenze zur andern prangend mit Weinbergen, fruchtbaren Saatfeldern und braven Wirtshäusern. Wildes Getier, das man jetzt nicht mehr sonderlich kennt, hauste und horstete in den Wäldern, auf den Felsen, in den Höhlen, und Völkerschaften andern Namens teilten mit ihnen die Erzeugnisse des Landes und das Leben; im Unterland die Vangionen, Nemeter, Tribocker, vom Bodensee herab die Lotobriger und Tulinger, im Schwarzwald, die Ortenau und das Breisgau hinauf über den Schliengener Berg Markomannen, Ehrenvest hieß ihr König; ein ungeschlachtes und rauhes Geschlecht, aber noch nicht unsere Stammväter, von deren Blut wir abstammen. Ihre Kleidung waren Felle. Ihre Wohnung selbstgemachte Hütten, ihre Beschäftigung Viehzucht und Jagd. Noch ging kein Pflug ins Feld. In Utzenfeld stand noch keine Mühle. Kein Hausfreund fuhr mit der Dotnauer Diligence über den Kastell. Es läutete

noch kein Glöcklein in die Kirche und kein Tambour trommelte zur Parade. Aber ein unruhiger, kriegerischer Geist wohnte in allen Herzen.

Zwei überrheinische Völker in dem jetzigen Frankreich, damals Gallia genannt, führten miteinander blutige Kriege; die Äduer und die Sequaner begingen einen dummen Streich; nämlich sie riefen den König Ehrenvest zu Hilfe. Der König ließ sich nicht zweimal rufen. Er ging mit fünfzehntausend Mann über den Rhein, und aus den fünfzehntausend wurden hundertundzwanzigtausend, und die Äduer mußten den Deutschen gewonnen geben, aber die Sequaner auch. Denn das Land gefiel den Deutschen wohl, und ein Markomann sah den andern an und sagten: „Wollen wir nicht da bleiben?“ Also blieben sie dort bis ins vierzehnte Jahr und wollten noch immer mehr nachkommen, und der Sequaner sah den Äduer auch an und sagte: „Wir hätten uns fast ringer miteinander verglichen.“ Endlich suchten die Äduer Hilfe bei dem römischen Feldherrn Cajus Julius Cäsar, welcher selbiger Zeit mit einem tapfern und wohlgeübten römischen Kriegsheer in der Nähe stand, und Cäsar ließ sich auch nicht zweimal bitten, sondern er wollte den Deutschen befehlen: „Ihr sollt keinen von euern Landsleuten mehr über den Rhein kommen lassen. Geht lieber selber heim.“ Aber der Deutsche sagte: „Wißt Ihr was? Ihr habt uns nichts zu befehlen.“ Also kam es zu einer Schlacht nicht weit von Mömpelgard. Aber die wilde deutsche Kraft konnte gegen die geschlossenen Reihen und Glieder und gegen die römischen Waffen und Kriegskunst nichts anhaben. Sie wurden geschlagen zuerst auf dem linken, hernach auf dem rechten Flügel. Alles floh gegen den Rhein. König Ehrenvest band am Ufer ein Schifflein los und brachte mit Mühe sein Leben wieder an das diesseitige Gestade, man glaubt zwischen Crenzach und Wiehlen. Wenige von seinen Landsleuten hatten vom nämlichen Glück zu sagen. Die meisten wurden auf der Flucht von den römischen Reitern zusammengehauen. Zwei Weiber des Königs kamen um. Eine Tochter wurde ihm getötet, eine gefangen genommen. Dies ist die berühmte Schlacht der Markomannen mit dem römischen Feldherrn Cajus Julius Cäsar, achtundfünfzig Jahre vor Christi Geburt. Der Handel fängt nicht gut an.

5. Äduer, Hebel schreibt stets Aeduer; wohl Setzerfehler. — 7. Ehrenvest, Umdeutschung von Ariovistus. — 15. ringer, besser.

Denn nach der mörderischen Schlacht vermehrten sich die Römer immer mehr an dem jenseitigen Rheinufer und befestigten daselbst ihre Herrschaft, und die Markomannen und ihre Nachbarn diesseits machten schlechte Geschäfte. Nach und nach verödete sich das Land; was noch da war, zog davon, den Römern aus den Augen, und viele Jahre lang vom Bodensee bis an den Isteiner Klotz, von Istein bis an die Kinzig, von der Kinzig bis an den Neckar brannte kein Feuer mehr auf einem Herd, kein Mensch begegnete dem andern.

Als aber die Gallier jenseits Rheins an dem schweizerischen und Elsässer Ufer lange hinübergeschaut hatten in die menschenleere Gegend, mancher von ihnen hatte nicht viel zu beißen und zu nagen, da zogen viele von ihnen herüber mit Sack und Pack und siedelten sich an; mehrere folgten nach, wie heutzutag arme Leute nach Polen und Rußland oder in die neue Welt auswandern, und die Landschaft bekam nach und nach ein Aussehen, als wenn noch etwas draus werden könnte. Aber die Römer, stets begierig ihre Herrschaft auszubreiten, als sie auch sahen, daß aus der Landschaft etwas werden konnte und schon war, zogen sie ebenfalls herüber mit Schild und Schwert, mit Zimmerleuten und Maurern, machten sich das Land bis an den Main hinab und weit in Schwaben hinein unterthan und steuerbar, befestigten es durch Wälle, Türme und Schlösser, und verschönerten es durch Straßen, Wohnplätze und Bäder, also daß mancher schöne Ort, der noch steht, ohngefähr in diesem Zeitlauf seinen ersten Ursprung bekam, als Konstanz, Pfullendorf, Badenweiler, Sulzburg mit einem Kastell oder Schloß auf dem jetzigen Kastelberg, Stadt Baden, Durlach, Pforzheim und andere. An manchen Orten sieht man noch die letzten Überreste von altem römischen Bau, heidnische Götzenbilder und Altäre. Aber schon mancher Schnee ist darauf gefallen — in mehr als anderthalbtausend Jahren. Über manche Stätte geht schon Jahrhunderte lang der Pflug. Schon mancher Rausch ist seitdem auf den Bergen gewachsen, wo die römischen Kriegsschlösser standen. Also waren die Welteroberer, die Römer, zweihundert Jahre lang nach Christi Geburt im ruhigen Besitz des Landes, bis ein neues deutsches Volk, die Allemannen, einbrachen, von welchen im künftigen Jahrgang der geneigte Leser ein mehreres erfahren wird.

199. Der große Schwimmer.

Vor dem leidigen Krieg, als man noch unangefochten aus Frankreich nach England reisen und in Dover ein Schöpplein trinken oder Zeug kaufen konnte zu einem Westlein, ging wöchentlich zweimal ein großes Postschiff von Calais nach Dover durch die Meerenge und wieder zurück. Denn dort ist das Meer zwischen beiden Ländern nur wenige Meilen breit. Aber man mußte kommen, eh' das Schiff abfuhr, wenn man mitfahren wollte. Dies schien ein Franzos aus Gaskonien nicht zu wissen, denn er kam eine Viertelstunde zu spät, als man schon die Hühner einthat in Calais, und der Himmel überzog sich mit Wolken. „Soll ich jetzt ein paar Tage hier sitzen bleiben und Maulaffen feil haben, bis wieder eine Gelegenheit kommt? Nein," dachte er, „ringer, ich gebe einem Schiffsmann ein Zwölfsousstücklein und fahre dem Postschiff nach. Denn ein kleines Boot fährt geschwinder, als das schwere Postschiff und holt es wohl ein." Als er aber in dem offenen Fahrzeuge saß, „wenn ich daran gedacht hätte," sagte der Schiffmann, „so hätt' ich ein Spanntuch mitgenommen;" denn es fing an zu tröpfeln, aber wie? In kurzer Zeit strömte ein Regenguß aus der hohen Nacht herab, als wenn noch ein Meer von oben mit dem Meer von unten sich vermählen wollte. Aber der Gaskonier dachte: „Das giebt einen Spaß." — „Gottlob," sagte endlich

1. Vademecum III, 1: Der Schwimmer. Es wollte ein Gaskonier mit dem Paketboote nach England gehen, er kam aber zu spät in Calais an und mußte sich durch einen Schiffernachen nachfahren lassen. Er holte es in ein paar Stunden ein, und da in der Zeit die Nacht eingebrochen war, so kletterte er am Bord in die Höhe, ohne daß man den Nachen, der sich wieder fortmachte, gewahr ward. Es hatte stark geregnet und der Gaskonier war durch und durch naß. Er ging gerade nach der Kajüte, und als man ihn fragte, wo er herkäme und wie er so naß geworden wäre, so antwortete er: „Was Teufel, soll ich nicht naß geworden sein, da ich euch von Calais habe nachschwimmen müssen!" Die Passagiere sahen sich einander an! Ein engländischer Herr fragte ihn endlich: ob er denn wirklich ein so außerordentlicher Schwimmer sei und ob es wahr wäre, was er sagte? „Ja freilich, es ist mir sauer genug geworden, um Sie einzuholen," antwortete der Gaskonier. Er fragte ihn weiter, ob er wohl, wenn sie nach London kämen, mit einem Mohren, den man in ganz Engelland für den größten Schwimmer hielte, und mit dem sein Herr schon große Summen gewonnen hätte, um die Wette schwimmen wollte? „O ja," sagte der Gaskonier, „warum nicht, mir muß keiner gleichkommen." Sie machten darauf ihren Handel mit einander richtig, und als sie nach England kamen, so wurde die Wette verabredet. Der Mohr und der Gaskonier erschienen, nebst vielen vornehmen Herren, die auf sie gewettet hatten, am Ufer des Meeres, und sie wollten eben die Kleider ablegen, als der Mohr den Gaskonier immer von der Seite ansahe, bei welchem er einen Kasten gewahr wurde und ihn daher 'fragte, was er denn mit dem Kasten, den er unter dem Arm hätte, machen wollte? „Mein Freund," antwortete der Gaskonier, „ich habe Lebensmittel darinnen, und ich wollte dich eben fragen, ob du dich nicht auch damit zur Reise versehen hättest; denn ich schwimme gerade nach Gibraltar." Als der Mohr das hörte, ging er zu seinem Herrn und sagte ihm, er möchte seine Wette nur verloren geben, denn mit dem Kerl möchte der Teufel um die Wette schwimmen.

der Schiffsmann, „ich sehe das Postschiff." Als er nun an demselben angelegt hatte und der Gaskonier war hinaufgeklettert, und kam mitten in der Nacht und mitten im Meer auf einmal durch das Thürlein hinein zu der Reisegesellschaft, die im Schiff saß, wunderte sich jeder, wo er herkomme, so spät, so allein und so naß. Denn in einem solchen Meerschiff sitzt man wie in einem Keller, und hört vor dem Gespräch der Gesellschaft, vor dem Geschrei der Schiffsleute, vor dem Getöse, vor dem Rauschen der Segel und Brausen der Wellen nicht, was draußen vorgeht, und keinem dachte das Herz daran, daß es regnete. „Ihr seht ja aus," sagte einer, „als wenn Ihr wäret gekielholt, das heißt unter dem Schiff durchgezogen worden." — „So? meint Ihr," sagte der Gaskonier, „man könnte trocken schwimmen? Wenn das noch einer erfindet, so will ich's auch lernen, denn ich bin der Bote von Oleron, und schwimme alle Montage mit Briefen und Bestellungen nach dem festen Lande, weil's geschwinder geht. Aber jetzt hab' ich etwas in England zu verrichten. Wenn's erlaubt ist," fuhr er fort, „so will ich nun vollends mitfahren, weil ich Euch glücklicherweise angetroffen habe. Es kann den Sternen nach nimmer weit sein nach Dover." — „Landsmann," sagte einer und stieß eine Wolke von Tabaksrauch aus dem Mund (es war aber kein Landsmann, sondern ein Engländer), „wenn Ihr von Calais bis hierher geschwommen seid durch das Meer, so seid Ihr noch über den schwarzen Schwimmer in London." — „Ich gehe keinem aus dem Weg," sagte der Gaskonier. — „Wollt Ihr's mit ihm versuchen," erwiderte der Engländer, „wenn ich hundert Louisd'or auf Euch setze." Der Gaskonier sagte: „Mir an!" Reiche Engländer haben im Brauch, auf Leute, die sich in einer körperlichen Kunst hervorthun, große Summen untereinander zu verwetten; deswegen nahm der Engländer im Schiff den Gaskonier auf seine Kosten mit sich nach London, und hielt ihm gut zu mit Essen und Trinken, daß er bei guten Kräften bliebe. „Mylord," sagte er in London zu einem guten Freund, „ich habe einen Schwimmer mitgebracht vom Meer. Gilt's hundert Guineen, er schwimmt besser, als Euer Mohr?" Der gute Freund sagte: „Es gilt!" Den andern Tag erschienen beide mit ihren Schwimmern auf einem bestimmten Platz an dem Themsefluß und viel hundert neugierige Menschen hatten

27. **Mir an**, meinetwegen.

sich versammelt, und wetteten noch extra, der eine auf den Mohr, der andere auf den Gaskonier, einen Schilling, sechs Schilling; eine, zwei, fünf, zehn, zwanzig Guineen, und der Mohr schlug den Gaskonier nicht hoch an. Als sich aber beide schon ausgekleidet hatten, band sich der Gaskonier mit einem ledernen Riemen noch ein Kistlein an den Leib und sagte nicht warum, als wenn's so sein müßte. Der Mohr sagte: „Wie kommt Ihr mir vor? Habt Ihr so etwas dem großen Springer abgelernt, der Bleikugeln an die Füße binden mußte, wenn er einen Hasen fangen wollte, damit er den Hasen nicht übersprang." Der Gaskonier öffnete das Kistlein und sagte: „Ich habe nur eine Flasche Wein darin, ein paar Knackwürste und ein Laiblein Brot. Ich wollte Euch eben fragen, wo Ihr Eure Lebensmittel habt. Denn ich schwimme jetzt gerades Wegs den Themsefluß hinab in die Nordsee und durch den Kanal ins Atlantische Meer nach Cadix, und wenn's nach mir geht, so kehren wir unterwegs nirgends ein, denn bis Montag, als den sechzehnten, muß ich wieder in Oleron sein. Aber in Cadix im Rößlein will ich morgen früh ein gutes Mittagsessen bestellen, daß es fertig ist, bis Ihr nachkommt." Der geneigte Leser hatte kaum gedacht, daß er sich auf diese Art aus der Affaire herausziehen würde. Aber der Mohr verlor Hören und Sehen. „Mit diesem Enterich," sagte er zu seinem Herrn, „kann ich nicht in die Wette schwimmen. Thut, was Ihr wollt," und kleidete sich wieder an. Also war die Wette zu Ende, und der Gaskonier bekam von seinem Engländer, der ihn mitgebracht hatte, eine ansehnliche Belohnung, der Mohr aber wurde von jedermann ausgelacht. Denn ob man wohl merken mochte, daß es von dem Franzosen nur Spiegelfechterei war, so fand doch jedermann Vergnügen an dem kecken Einfall und an dem unerwarteten Ausgang, und er wurde nachher von allen, die auf ihn gewettet hatten, noch vier Wochen lang in allen Wirtshäusern und Bierkneipen frei gehalten, und bekannte, daß er noch sein Leben lang in keinem Wasser gewesen sei.

---

7 ff. Habt — übersprang, Zug aus den Münchhausiaden (die Hebel wohl ebenfalls aus dem Vademecum bekannt waren); auch in Hebels Stilübungen, Längin, Nachtr., S. 162.

200. Kurze Station.

Der Postmeister sagte zu einem Juden, der mit zwei Pferden auf der Station anfuhr: „Von hier aus müßt Ihr drei nehmen. Es geht bergauf und die Straße ist frisch überführt. Dafür seid Ihr in drei Stunden an Ort und Stelle." Der Jud fragte: „Wie bald bin ich an Ort und Stelle, wenn ich vier nehme?" — „In zwei Stunden." — „Und wenn ich sechs nehme?" — „In einer Stunde." — „Wißt Ihr was," sagte endlich der Jude, „spannt acht an, so brauche ich gar nicht abstatt zu fahren!"

201. Warnung.

Der geneigte Leser ist gut erzogen und verständig. Deswegen nimmt er Rat an und man darf ihm nur winken. Denn er weiß und sieht, man meint's gut, und wenn man ihn an etwas ermahnt, so sagt man ihm auch den vernünftigen Grund dazu, und er sieht es ein.

Zum Exempel, wenn jemand in einem Hause gestorben ist, je nachdem, so kommt nach ein paar Tagen der Jud, kauft die Kleider und das Bettzeug, worin der Verstorbene krank gelegen und verschieden ist, für ein wohlfeiles Geld, verkauft's am nämlichen Tag wieder für ein teures, und wenn die Krankheit ansteckend gewesen ist, so kann man nicht wissen was geschieht. Oder man zieht die hinterlassenen Kleider und Überzüge ein wenig durchs Wasser und gebraucht sie selber wieder, oder man schenkt sie armen Leuten und kann abermals nicht wissen, was geschieht. Denn der Gift von der Krankheit bleibt in den Kleidern stecken und ist eine böse Verlassenschaft. Wer daran denkt, wie ein einziges böses Lüftlein einem Menschen ein Siechtum anwehen und den stärksten Mann darnieder aufs Krankenbett werfen kann, der kann sich vorstellen, was Unheil es droht, wenn giftige Kleider am Leib getragen werden, und leicht ist's möglich, wenn man einem Armen ein Stück Kleid will schenken, daß man ihm eine Krankheit schenkt oder den Tod. Es ist kürzlich so etwas geschehen, sonst wäre keine Rede davon. Merke daher: Man muß solche Hinterlassenschaften zuerst wohl auslüften lassen, in einer Kammer oder auf einem Speicher, je länger, je lieber, ich will sagen vier

Wochen, und sie nicht eher wieder gebrauchen, als bis sie wohl und sorgfältig gewaschen sind.

Je verdächtiger und schlimmer die Krankheit ist, desto länger muß man solche Stücke dem Durchzug der Luft aussetzen, desto schärfer muß man sie auslaugen und waschen, wenn es das Zeug leidet. Räuchern schadet auch nichts, wenn's die Farbe ertragen kann, damit man nachher mit gutem und nicht mit bösem und zweifelhaftem Gewissen solche Stücke veräußern kann. Denn was man mit bösem oder mit zweifelhaftem Gewissen thut, thut man zur Sünde. Nicht ohne Wissen, ohne Sünd'. Man kann jetzt nicht sagen: Wir haben's nicht gewußt, also auch keine Sünde begangen. Denn man weiß es jetzt.

---

202. Zwei Bücher.

Der geneigte Leser liest fürs Leben gern Geschichten von Räuberbanden, grausamen Mordthaten und blutigen Hinrichtungen, wenn ein halbes Dutzend auf einmal abgethan werden. Deswegen hat der Herr Buchhändler Braun in Heidelberg gedruckt eine aktenmäßige Geschichte der Räuberbanden an beiden Ufern des Mains, im Spessart und im Odenwald, und ist darin unter andern beschrieben: 1) Der Mordraub, welcher in der Nacht vom 30. April auf den 1. Mai 1811 bei Laudenbach an zwei Schweizer Kaufleuten verübt worden, 2) wie die Mordräuber und eine große Anzahl ihrer Spießgesellen nach und nach eingefangen und zum Geständnis gebracht worden, 3) was jeder derselben sonst noch für Unthaten ausgeübt hat, 4) eine Beschreibung von der Lebensart dieser Räuber, von ihrer Verbindung unter einander und von der Jenischen Spitzbubensprache. Alles mit Kunst und Fleiß beschrieben vom Herrn Stadtdirektor Pfister in Heidelberg, durch dessen Thätigkeit und kluge Anstalt die ganze Bande habhaft gemacht und zum Geständnis gebracht worden ist; und ist dabei zu haben eine Abbildung von 17 Räubern in ihren Ketten. Preis mit Abbildung 2 fl., ohne Abbildung 1 fl. 12 kr. Weil aber auf alles Schauderhafte gleichwohl wieder etwas Lustiges ge-

18. Aktenmäßige Geschichte ꝛc. erschienen 1812. — 27. Jenischen Spitzbubensprache. Im Titel des Buches heißt es: „nebst einer Sammlung von Verdolmetschungen mehrerer Wörter aus der Jenischen oder Gaunersprache.“

hört, so hat Hr. Braun ebenfalls herausgegeben: Volkslieder und andere Reime von dem Verfasser des Krämermichels, woran viele Leute großen Spaß finden. Preis 36 kr. Beide Bücher sind bei Herrn Katz in Pforzheim und bei Herrn Geiger in Lahr zu haben und können bei allen Herren Buchbindern bestellt werden.

---

203. Mittel gegen Zank und Schläge.

Zwei Eheleute nicht weit von Segringen lebten mit einander in Friede und Liebe, abgerechnet, daß sie bisweilen einen kleinen Wortwechsel bekamen, wenn der Mann einen Stich hatte. Alsdann gab ein Wort das andere. Das letzte aber gab gewöhnlich blaue Flecke. Zum Beispiel: „Frau," sagte der Mann, „die Suppe ist wieder nicht genug gesalzen und ich hab' dir's doch schon so oft gesagt." Die Frau sagt: „Mir ist sie eben so recht." Der Mann bekommt etwas Röte im Gesicht. „Du unverständiges Maul, ist das eine Antwort einer Frau gegen ihren Mann. Soll ich mich nach dir richten?" Die Frau erwidert: „Draußen in der Küche ist das Salzfaß. Ein andermal koch dir selber, oder sieh, wer dir kocht." Der Mann wird flammenrot und wirft der Frau die Suppe samt dem Teller vor die Füße. „Da friß die Tränke selber." Jetzt geht's der Frau auf, wie wenn man ein Stellbrett aufzieht und das Wasser fließt in die Läufe und alle Mühlenräder gehen an, und sie überschüttet ihn mit Schmähungen und Schimpfnamen, die kein Mann gern hört, am wenigsten von einer Frau, am allerwenigsten von seiner eigenen. Der Mann aber sagt: „Ich seh' schon, ich muß dir den Rücken wieder ein wenig blau anstreichen mit dem hegebuchenen Pinsel." — Solcher Liebkosungen endlich müde, ging die Frau zu dem Pfarrherrn und klagte ihm ihre Not. Der Herr Pfarrer, der ein feiner und kluger junger Mann

1 f. Volkslieder ꝛc., erschienen 1811. — 6. Davor als erstes Stück des Kalenders von 1814 die Betrachtung über den Mond, siehe oben S. 56. — 7. Vademecum VI, 117: Ein Mittel, das helfen muß. Eine Frau, die eben nicht den Ruf einer außerordentlichen Sanftmut hatte, kam zu einem klugen Manne und klagte ihm, daß ihr Mann nicht nur alle Abend betrunken zu Hause käme, sondern auch in diesem Zustande alles im Hause zerschlüge und zu Grunde richtete. Der kluge Mann, welcher bald merkte, daß das Schelten der Frau diese Wut bei ihrem Ehemann hervorbrächte, gab ihr eine Flasche voll Brunnenwasser und riet ihr, davon so viel in den Mund zu nehmen, als sie darin lassen könnte und es da so lange zu behalten, bis sie den Mann zu Bette gebracht hätte. Weil sie nun wegen des Wassers im Munde nicht reden konnte, so ging der Mann seit der Zeit beständig ruhig zu Bette und die Frau ermangelte nicht, dasjenige einer geheimen Kraft des Wassers zuzuschreiben, was doch bloß die Folge ihres Stillschweigens war.

war, merkte bald, daß die Frau durch Widersprechen und Schimpfen gegen ihren Mann selber schuld an seinen Mißhandlungen sei. „Hat Euch mein seliger Vorfahr nie von dem geweihten Wasser gegeben?“ sagte er. „Kommt in einer Stunde wieder zu mir!“ Unterdessen goß er reines, frisches Brunnenwasser in ein Fläschlein, das ungefähr einen Schoppen hielt, versüßte es mit Zucker und ließ ein Tröpflein Rosenöl darein träufeln, daß es einen lieblichen Geruch gewann. „Dieses Fläschlein,“ sagte er zu ihr, „müßt Ihr in Zukunft immer bei Euch tragen, und so Euer Mann wieder aus dem Wirtshaus kommt und will Euch Vorwürfe machen, so nehmt ein Schlücklein davon und behaltet's im Munde, bis er wieder zufrieden ist. Alsdann wird seine Wunderlichkeit nie mehr in Zorn ausbrechen, und er wird Euch keine Schläge mehr geben können.“ Die Frau befolgte den Rat; das geweihte Wasser bewährte seine Kraft, und die Nachbarsleute sagten oft zusammen, unsere Nachbarn sind ganz anders worden. Man hört nichts mehr. — Merke!

204. Betrachtung über ein Vogelnest.

Wenn der geneigte Leser ein Finkennest in die Hand nimmt und betrachtet's, was denkt er dazu? Getraut er sich auch so eins zu stricken, und zwar mit dem Schnabel und mit den Füßen? Der Hausfreund glaubt's schwerlich. Ja, er will zugeben: der Mensch vermag viel. Ein geschickter Künstler mit zwanzig feinen künstlichen Instrumentlein kann nach viel mißlungenen Versuchen zuletzt etwas herausbringen, das einem Finkennest gleich sieht, und alle, die es sehen, können es von einem wirklichen Nest, das der Vogel gebaut hat, nicht unterscheiden. Alsdann bildet sich der Künstler etwas ein und meint, jetzt sei er auch ein Fink. Guter Freund, dazu fehlt noch viel. Und wenn ein wahrer Fink, wie du jetzt auch einer zu sein glaubst, dazu käme und könnte dein Machwerk durchmustern, wie der Zunftherr ein Meisterstück, so würde er den Kopf ein wenig auf die linke Seite drücken und dich mit dem rechten Auge kurios ansehen, und so er menschlich mit dir reden könnte, würde er sagen: „Lieber Mann, das ist kein Finkennest! Ich mag's betrachten, wie ich will, so ist's gar kein Vogelnest. So einfältig und ungeschickt baut kein Vogel. Was

17. Als Probe mitgeteilt im Breisgauer Wochenblatt vom 8. September 1813.

gilt's, du Pfuscher hast's selber gemacht?" Das wird zu dem Künstler sagen der Fink.

Ebenso ist es mit einem verachteten Spinnengewebe. Der Mensch kann kein Spinnengewebe machen.

Ebenso ist es mit dem Gespinst, worein sich ein Raupenwurm so zu sagen zu einem Karmeliter oder Franziskaner einkleidet, wenn seine Fasten und Reinigung angeht. Ein Mensch kann kein Raupengespinst machen.

Der Hausfreund will ein Wort mehr sagen. Alle Finkennester in der Welt sehn einander gleich, wie fast die Kirchen der Jesuiten, vom ersten im Paradies bis zum letzten im Frühling 1813. Keiner hat's vom andern gelernt. Jeder kann's selber. Die Mutter legt ihre Kunst schon in das Ei. Ebenso alle Spinnengewebe, ein jedes nach seiner Art; ebenso jede Franziskanerkutte des Raupengeschlechts in seiner Art. Man weiß es wohl, aber man denkt nicht daran.

Noch ein Wort mehr. Das erste Nest eines Finken ist schon so künstlich wie sein letztes. Er lernt's nie besser. Ja, manches Tierlein braucht sein Gespinst nur einmal in seinem Leben und hat nicht viel Zeit dazu. Es wäre übel daran, wenn es zuerst eine ungeschickte Arbeit machen müßte und denken wollte: Für dieses Jahr ist's gut genug, übers Jahr mach' ich's besser.

Noch ein Wort mehr. Jedes Vogelnest ist ganz vollkommen und ohne Tadel. Nicht zu groß und nicht zu klein, nicht zu wenig daran und nicht zu viel, dauerhaft für den Zweck, wozu es da ist. In der ganzen Natur ist kein Lehrpletz, lauter Meisterstücke.

Aber der Mensch, was er zur Geschicklichkeit bringen soll, das muß er mit vieler Zeit und Mühe lernen, und bis er's kann, bekommt er manche Ohrfeige von dem Meister, der selber keiner ist. Denn kein menschliches Werk ist vollkommen. Hat der geneigte Leser noch nie eine Uhr gekauft, und wenn er meinte, jetzt geht sie am besten, so blieb sie stehen, oder ein Paar Stiefel, einmal sind sie zu eng, ein andermal zu weit, oder in den ersten acht Tagen wird ein Absatz rebellisch und will desertieren.

Was sagt der geneigte Leser dazu? Also ist ein Mensch noch weniger als ein Fink? — Nichts nutz!

Denn e r s t l i c h, nicht der Vogel baut sein Nest, und nicht das Würmlein bettet sein Schlafbett, sondern der ewige Schöpfer

25. L e h r p l e t z, Versuchsstück.

thut es durch seine unbegreifliche Allmacht und Weisheit, und der Vogel muß nur das Schnäbelein und die Füßlein und so zu sagen den Namen dazu hergeben. Deswegen kann auch jeder Vogel nur einerlei Nest bauen, wie jeder Baum nur einerlei Blüten und Früchte bringt. Deswegen kann auch der Mensch kein Vogelnest und keine Spinnenwebe nachmachen. Gottes Werke macht niemand nach.

Zweitens, wie der ewige Schöpfer an seinem Ort jedem genannten Geschöpf seine Wohnung bereitet, aber nicht alle auf gleiche Art, dem einen so, dem andern anderst, wie es nach seinem Zwecke und Bedürfnis recht ist, also hat er dem Menschen etwas von seinem göttlichen Verstand lassen in die Seele träufeln, daß er ebenfalls nach seiner eigenen Überlegung für mancherlei Zwecke bauen und hantieren kann, wie er selber glaubt, daß es recht sei. Der Mensch kann ein Schilderhäuslein verfertigen, ein Waschhaus, eine Scheuer, ein Wohnhaus, einen Palast, eine Kirche, jedes nach anderer Weise, item eine Kirchenuhr, item eine Orgel mit 48 Registern, item einen Kalender, was auch etwas heißt. Ein Fink kann nicht zweierlei Nester bauen, er kann keinen Kalender schreiben, noch viel weniger drucken.

Drittens, hat der ewige Schöpfer dem Menschen die Gnade verliehen, daß er in allen seinen Geschäften unten anfangen, und sie durch eigenes Nachdenken, durch eigenen Fleiß und Übung bis nahe an die Vollkommenheit der göttlichen Werke selber hinbringen kann, wenn schon nie ganz. Das ist seine Ehre und sein Ruhm. „Kannst du den Vers," sagte einmal der Hausfreund zu dem Büblein des Herrn Geigers:

„Gott, du hast der Freuden Fülle? —"

Das Büblein fuhr fort:

„Denn dein Verstand ist Licht. Dein Wille
Ist Wahrheit und Gerechtigkeit.
Du liebest mit stets gleicher Stärke.
Das Gute nur, und deine Werke
Sind Ordnung und Vollkommenheit.
O, bilde mich nach dir." — —

„Sieh, Kind," sagte der Hausfreund und kam sich selber fast vor wie ein Pfarrherr in der Kinderlehre, so er doch keiner ist, und möschene Knöpfe auf dem Rocke trägt, „sieh," sagte er, „das

37. möschene, messingene.

ist das schöne Ebenbild Gottes in seinem ganzen Gehalt, woran der Mensch sein Leben lang durch Nachdenken, nicht nur durch Lernen und Frömmigkeit, sondern auch durch Fleiß und Geschicklichkeit in seinem Beruf zu erwerben und zu erhausen hat. Gesetzt," sagte er, „du lernst ein Handwerk, oder wirst ein Schreiber, oder ein Pfarrer, oder es kommt einmal an dich, statt deines Vaters den Kalender zu drucken, so sollst du dich ebenfalls bemühen, all deinem Werk und Thun das Siegel der Vollkommenheit zu geben, daß zuletzt kein anderer Mensch mehr das nämliche in seiner Art so gut machen kann als du. Du mußt nicht einen Jahrgang schön drucken, den andern schlecht; du mußt nicht an einem Sonntag gut predigen, am andern oben weg aus dem Ärmel. Denn Gott liebt mit stets gleicher Stärke das Gute nur. — Alsdann wartet auch der Freuden Fülle auf dich. Dem Menschen kann keine reinere Freude werden, als die Vollkommenheit seiner Werke, wenn jedermann gestehen und bekennen muß, und er selber sagen oder denken kann, sie sind recht. Denn selbst die Fülle der göttlichen Freude kann nichts anders sein als die Vollkommenheit seiner Werke."

Da hielt das Büblein die Hände gegen den Himmel und sagte:

„O, bilde mich nach dir —"

Aus einem solchen Kind kann etwas werden.

---

205. Wie einmal ein schönes Roß um fünf Prügel feil gewesen ist.

Wenn nicht in Salzwedel, doch anderswo, hat sich folgende wahrhafte Geschichte zugetragen, und der Hausfreund hat's schriftlich.

Ein Kavallerieoffizier, ein Rittmeister, kam in ein Wirtshaus. Einer, der schon drin war, und ihn hatte vom Pferd absteigen gesehn, ein Hebräer, sagte: „Daß das gar ein schöner Fuchs ist, wo Ihro Gnaden drauf hergeritten sind."

„Gefällt er Euch, Sohn Jakobs," fragte der Offizier.

„Daß ich hundert Stockprügel aushielte, wenn er mein wäre," erwiderte der Hebräer.

„Der Offizier wedelte mit der Reitpeitsche an den Stiefeln. „Was braucht's hundert," sagte er, „Ihr könnt ihn um fünfzig haben."

22. Als Probe mitgeteilt im Breisgauer Wochenblatt vom 11. September 1813.

Der Hebräer sagte: „Thun's fünfundzwanzig nicht auch?“ — „Auch fünfundzwanzig,“ erwiderte der Rittmeister — „auch fünfzehn, auch fünf, wenn Ihr daran genug habt.“

Niemand wußte, ob es Spaß oder Ernst ist. Als aber der Offizier sagte: „Meinetwegen auch fünf,“ dachte der Hebräer, hab ich nicht schon zehn Normalprügel vor dem Amtshaus in Günzburg ausgehalten und bin doch noch koscher. „Herr,“ sagte er, „Sie sind ein Offizier. Offiziersparole?“ Der Rittmeister sprach: „Traut Ihr meinen Worten nicht? Wollt Ihr's schriftlich?“

„Lieber wär's mir,“ sagte der Hebräer.

Also beschied der Offizier einen Notarius, und ließ durch ihn dem Hebräer folgende authentische Ausfertigung zustellen: „Wenn der Inhaber dieses von gegenwärtigem Herrn Offizier fünf Prügel mit einem tüchtigen Stocke ruhig ausgehalten und empfangen hat, so wird ihm der Offizier seinen bei sich habenden Reitgaul, den Fuchs, ohne weitere Lasten und Nachforderung alsogleich als Eigentum zustellen. So geschehen da und da, den und den.“

Als der Hebräer die Ausfertigung in der Tasche hatte, legte er sich über einen Sessel, und der Offizier hieb ihm mit einem hispanischen Rohr mitten auf das Hinterteil dergestalt, daß der Hebräer bei sich selbst dachte: Der kann's noch besser, als der Gerichtsdiener in Günzburg, und laut auf Auweih schrie, so sehr er sich vorgenommen hatte, es zu verbeißen.

Der Offizier aber setzte sich und trank ruhig ein Schöpplein. „Wie thut's, Sohn Jakobs?“ Der Hebräer sagte: „Na, wie thut's, gebt mir die andern auch, so bin ich absolviert.“

„Das kann geschehen,“ sprach der Offizier, und setzte ihm den zweiten auf, dergestalt, daß der erste nur eine Lockspeise dagegen zu sein schien, darauf setzte er sich wieder und trank noch ein Schöpplein.

Also that er beim dritten Streich, also beim vierten. Nach dem vierten sagte der Hebräer: „Ich weiß nicht, soll ich's Euer Gnaden Dank wissen oder nicht, daß Sie mich einen nach dem andern genießen lassen. Geben Sie mir zum vierten den fünften gleich, so bin ich des Genusses los, und der Fuchs weiß, an wen er sich zu halten hat.“

Da sagte der Offizier: „Sohn Jakobs, auf den fünften könnt Ihr lange warten,“ und stellte das hispanische Rohr ganz ruhig an den Ort, wo er es genommen hatte, und alles Bitten und Betten um den fünften Prügel war vergebens.

Da lachten alle Anwesende, daß man fast das Haus unterstützen mußte, der Hebräer aber wendete sich an den Notarius, er solle ihm zum fünften Prügel verhelfen, und hielt ihm die Verschreibung vor. Der Notarius aber sagte: „Jekeffen, was thu' ich damit. Wenn's der Herr Baron nicht freiwillig thut, in der Verschreibung steht nichts davon, daß er muß." Kurz, der Hebräer wartet noch auf den fünften und auf den Fuchs.

Der Hausfreund aber wollt' diesen Mutwillen nicht loben, wenn sich der Hebräer nicht angeboten hätte.

Merke: Wer sich zu fünf Schlägen hergiebt um Gewinns willen, der verdient, daß er vier bekommt ohne Gewinn. Man muß sich nie um Gewinns willen freiwillig mißhandeln lassen.

---

206. Die nasse Schlittenfahrt.

Der Hausfreund hat viel gute Freunde am Rhein auf und ab, zwischen Friedlingen und Andernach, unter andern ein paar lose. Einer davon versteht sich gut darauf, Kissen und Säcke auszustopfen, um weich darauf zu sitzen, und man darf ihn rekommandieren. Zwei andere gute Freunde von ihm sagten zu einander an einem schönen, kalten Wintertag: „Wollen wir nicht auf dem Schlitten fahren?" — „Wohin?" — „Zum Theodor." Sie nannten ihn nur mit dem Vornamen. Theodor heißt er mit dem Vornamen. Also spannten sie den Rappen an den Rennschlitten und legten einen Sack voll Spreu darauf, der Länge nach, um weicher zu sitzen. Als sie bei dem guten Freund angelangt waren, wurde lustig getrunken — der Wein lag ihm nicht überzwerch im Faß — Schliengener, Böllinger, Steinenstatter Vierundachtziger, Achtziger, Vierundsiebenziger. Beim Vierundsiebenziger blieben sie sitzen, bis der Abendstern über dem Waßgau funkelte und die Bettglocken laut wurden in den Dörfern. Als die Bettglocken laut wurden, sagte einer von ihnen: „Jetzt will ich anspannen, unser Weg ist der weiteste." Der Theodor sagte: „Wahrscheinlich auch der krümmste. Hüst um! Dort links ist die Stubenthür." Denn der Gast taumelte nach der Thüre eines Milchschranks, in der Meinung, es sei die Stubenthür. Als sie auf dem Schlitten noch eins genommen hatten

4 Jekeffen, Sohn Jakobs. — 32. Hüst, links um, Zuruf an die Zugtiere.

zu St. Johannes' Segen und ungefähr an die Tannen gekommen waren, wurde es beiden naß zwischen den Beinen. Der vordere dachte: „Soll mir etwas passiert sein, oder ist mein Kamerad dahinten nicht wasserfest?“ Der andere dachte: „Schmelzen die Spreu im Spreuersack, oder ist meinem Kameraden etwas passiert?“ „Gevattermann,“ stammelte endlich der vordere, „es scheint mir, Ihr habt's Euch kommod gemacht. Ich hätt' Euch wohl ein paar Minuten lang das Leitseil halten mögen.“ — „Gevatter,“ erwiderte der andere, „mir kommt's vor, Ihr solltet nicht mehr saufen, als Ihr bei Euch behalten könnt.“ Während sie aber so Wortwechsel trieben und jeder die Schuld auf den andern warf, wurden sie immer näßer und der Sack unter ihnen gab immer mehr nach, bis sie auf dem harten Brette saßen. „Mordsapperment, Ihr schwemmt mich noch über den Schlitten hinunter,“ fuhr der zweite fort. — „Oder Ihr mich,“ erwiderte der erste. „Wenn ich nicht da säße wie einer, der zwischen den zwei Buckeln eines Trampeltiers reitet, ich läge schon lange auf dem Boden, und die Stiefel sind mir bereits mit samt den Füßen angefroren am Schlittenkufen.“ — „Drum eben,“ erwiderte der erste. „Woher kommt's, daß Euch das Wasser an den Beinen herabläuft?“ Als sie aber halbsteif nach Hause gekommen waren und die Spreu aus dem Sacke ausleeren wollten, da schoß etwas ganz anderes als Spreu heraus. Da sagte der eine: „Ich glaube gar, der Schalk, der Theodor, hat uns den Sack mit Schnee angefüllt. Drum sind wir so naß geworden.“ Der andere sagte: „Es kömmt mir auch so vor.“ — Es war auch so.

207. Der Bauersmann und der Visitator.

Der Visitator an der Grenzstätte, wenn man verbotene Waren ins Land bringen will, merkt's gleich, und sieht's dem Reisenden oder dem Fuhrmann, oder dem Landmann im Gesicht an, ob er ihm trauen darf oder nicht. Er läßt zehen Unschuldige durchpassieren und nimmt's nicht genau. Den eilften, der etwas hat, hält er an und visitiert ihm alle Säcke und Nähte aus, bis er's findet. Ehrlich währt immer am längsten. Manchmal aber hält er doch auch einen Unschuldigen ohne Not auf, weil man gleichwohl

1. zu St. Johannes' Segen, zum Abschied.

nicht wissen kann. Bisweilen thut auch ein loser Vogel dem Visitator einen Schabernack an und macht ihm vergebliche Mühe. Einer führte mit drei Pferden einen Wagen voll Haber über die Brücke. Jenseits der Brücke schoß der Visitator aus dem Häuslein heraus! „Halt! Was habt Ihr in Euern Säcken?" Der Bauersmann sagte halb leise und mit verzagter Stimme: „Haber" und schaute mit einem ängstlichen Blick nach den Pferden. Der Visitator meinte, er blicke nach den Säcken und dachte: Holla! — „Ist sonst nichts darin, als was Ihr sagt?" — „Nein, sonst nichts." Der Eigentümer einer Ware ist nicht schuldig, daß er sie selber abladet und auseinanderlegt und wieder zusammenpackt, sondern das ist des Visitators Schuldigkeit, und er ist dafür bezahlt. Also rief der Visitator seinen Gehilfen heraus. „Hier sind verdächtige Säcke zu visitieren." Man tastete daran herum. Man stach mit spitzigen Visitierstäben hinein. Endlich lud man einen Sack nach dem andern ab und leerte ihn aus. Im ersten war nichts, im zweiten nichts, in allen nichts, als lauter Haber und Haber. Zuletzt reiterte man ihn noch durch ein Sieb, ob keine heimlichen Edelsteine oder Pfefferkörner darunter seien. Es war auch nichts Heimliches darunter. Also faßten die Visitatoren den Haber wieder in die Säcke, banden sie zusammen und warfen ihn auf den Wagen und schwitzten dazu wie ein Präzeptor. Weil sie aber gegen ihre Hoffnung nichts gefunden hatten, sagte der Visitator zu dem Bauersmann: „Guter Freund, Ihr seid ein ehrlicher Mann. Aber warum seid Ihr dann so verzagt und ängstlich gewesen? Daran erkennen wir sonst das böse Gewissen, und haben ganz gewiß geglaubt, einen guten Fang an Euch zu machen." Da nahm den Visitator der Bauersmann auf die Seite und sagte wieder halb leise, aber mit schalkhafter Miene: „Ich hab's müssen, damit die Pferde nicht erfahren sollten, daß ich noch mit Haber versehen bin. Ich habe ihnen schon seit vier Monaten keinen mehr gegeben." Da fuhr der Visitator auf: „Daß Euch, Ihr dieser und jener — — Ich hätte den besten Lust" -- Aber er konnte nicht viel machen. Denn er hatte nichts als seine Schuldigkeit gethan, und auch das hatte der Bauersmann ihn nicht geheißen. „Es ist mir leid genug," sagte dieser, „daß Ihr mich eine ganze Stunde aufgehalten habt."

---

18. reiterte, siebte.

208. Dankbarkeit.

In der Seeschlacht von Trafalgar, während die Kugeln sausten und die Mastbäume krachten, fand ein Matrose noch Zeit, zu kratzen, wo es ihn biß, nämlich auf dem Kopf. Auf einmal streifte er mit zusammengelegtem Daumen und Zeigefinger bedächtig an einem Haare herab, und ließ ein armes Tierlein, das er zum Gefangenen gemacht hatte, auf den Boden fallen. Aber indem er sich niederbückte, um ihm den Garaus zu machen, flog eine feindliche Kanonenkugel ihm über den Rücken weg, paff, in das benachbarte Schiff. Da ergriff den Matrosen ein dankbares Gefühl, und überzeugt, daß er von dieser Kugel wäre zerschmettert worden, wenn er sich nicht nach dem Tierlein gebücket hätte, hob er es schonend von dem Boden auf und setzte es wieder auf den Kopf. „Weil du mir das Leben gerettet hast" — sagte er — „aber laß dich nicht zum zweitenmal attrappieren, denn ich kenne dich nimmer."

209. Tod vor Schrecken.

Als einmal der Hausfreund mit dem Doktor von Brassenheim an dem Kirchhof vorbeiging, deutete der Doktor auf ein frisches Grab und sagte: „Selbiger ist mir auch entwischt. Den haben seine Kameraden geliefert."

Im Wirtshaus, wo die Schreiber beisammen saßen bei einem lebhaften Disputat, schlug einer von ihnen auf den Tisch „Und es giebt doch keine!" sagte er, — nämlich keine Gespenster und Erscheinungen. — „Und ein altes Weib," fuhr er fort, „ist der, der sich erschrecken läßt." Da nahm ihn ein anderer beim Wort und sagte: „Buchhalter, vermiß dich nicht, gilt's sechs Flaschen Burgunderwein, ich vergellstere dich, und sag' dir's noch vorher." Der Buchhalter schlug ein: „Es gilt."

Jetzt ging der andere Schreiber zum Wundarzt: „Herr Landchirurgus, wenn Ihr einmal einen Leichnam zum Verschneiden bekommt, von dem Ihr mir einen Vorderarm aus dem Elnbogengelenk lösen könntet, so sagt mir's." Nach einiger Zeit kam der Chirurgus: „Wir haben einen toten Selbstmörder bekommen, einen Siebmacher. Der Müller hat ihn aufgefangen am Rechen," und

27. vergellstere, erschrecke.

brachte dem Schreiber den Vorderarm. „Giebt's noch keine Erscheinungen, Buchhalter?“ — „Nein, es giebt noch keine.“ Jetzt schlich der Schreiber heimlich in des Buchhalters Schlafkammer und legte sich unter das Bett, und als sich der Buchhalter gelegt hatte und eingeschlafen war, fuhr er ihm mit seiner eigenen warmen Hand über das Gesicht. Der Buchhalter fuhr auf und sagte: dann er wirklich ein besonnener und herzhafter Mann war: „Was sind das für Possen? Meinst du, ich merke nicht, daß du die Wette gewinnen willst?“ Der Schreiber war mausstille. Als der Buchhalter wieder eingeschlafen war, fuhr er ihm noch einmal über das Gesicht. Der Buchhalter sagte: „Jetzt laß es genug sein, oder wenn ich dich erwische, so schaue zu, wie es dir geht.“ Zum drittenmal fuhr ihm der Schreiber langsam über das Gesicht, und als er schnell nach ihm haschte, und als er sagen wollte: „Hab' ich dich,“ blieb ihm eine kalte, tote Hand und ein abgelöster Armstümmel in den Händen, und der kalte, tötende Schrecken fuhr ihm tief in das Herz und in das Leben hinein. Als er sich wieder erholt hatte, sagte er mit schwacher Stimme: „Ihr habt, Gott sei es geklagt, die Wette gewonnen.“ Der Schreiber lachte und sagte: „Am Sonntag trinken wir den Burgunder.“ Aber der Buchhalter erwiderte: „Ich trink' ihn nimmer mit.“ Kurz, den andern Morgen hatte er ein Fieber, und den siebenten Morgen war er eine Leiche. „Gestern früh,“ — sagte der Doktor zum Hausfreund, „hat man ihn auf den Kirchhof getragen; unter selbigem Grab liegt er, das ich Euch gezeigt habe.“

210. Franziska.

In einem unscheinbaren Dörfchen am Rhein saß eines Abends, als es schon dunkeln wollte, ein armer junger Mann, ein Weber, noch an dem Webstuhl, und dachte während der Arbeit unter andern an den König Hiskias, hernach an Vater und Mutter, deren ihr Lebensfaden auch schon von der Spule abgelaufen war, hernach an den Großvater selig, dem er einst auch noch auf den Knieen gesessen und an das Grab gefolgt war, und war so vertieft in seinen Gedanken und in seiner Arbeit, daß er gar nichts davon

30. „Dies ist die Schrift Hiskias, des Königs Juda, da er krank gewesen und von der Krankheit gesund geworden war ... Meine Zeit ist dahin und von mir aufgeräumet, wie eines Hirten Hütte, und *reiße mein Leben ab wie ein Weber.*“ Jesaia 38, 12.

merkte, wie eine schöne Kutsche mit vier stattlichen Schimmeln vor seinem Häuslein anfuhr und stille hielt. Als aber etwas an der Thürfalle druckte, und ein holdes jugendliches Wesen trat herein von weiblichem Ansehen mit wallenden schönen Haarlocken, und in einem langen himmelblauen Gewand, und das freundliche Wesen fragte ihn mit mildem Ton und Blick: „Kennst du mich, Heinrich?“ Da war es, als ob er aus einem tiefen Schlaf aufführe, und war so erschrocken, daß er nichts reden konnte. Denn er meinte, es sei ihm ein Engel erschienen, und es war auch so etwas von der Art, nämlich seine Schwester Franziska, aber sie lebte noch. Einst hatten sie manches Körblein voll Holz barfuß miteinander aufgelesen, manches Binsenkörbchen voll Erdbeeren am Sonntag miteinander gepflückt und in die Stadt getragen, und auf dem Heimweg ein Stücklein Brot miteinander gegessen, und jedes aß weniger davon, damit das andere genug bekäme. Als aber nach des Vaters Tod die Armut und das Handwerk die Brüder aus der elterlichen Hütte in die Fremde geführt hatte, blieb Franziska allein bei der alten, gebrechlichen Mutter zurück, und pflegte ihrer, also, daß sie dieselbe von dem kärglichen Verdienst ernährte, den sie in einer Spinnfabrik erwarb, und in den langen schlaflosen Nächten mit ihr wachte und aus einem alten, zerrissenen Buch von Holland erzählte, von den schönen Häusern, von den großen Schiffen, von der grausamen Seeschlacht bei Doggersbank, und ertrug das Alter und die Wunderlichkeit der kranken Frau mit kindlicher Geduld. Einmal aber früh um zwei Uhr, sagte die Mutter: „Bete mit mir, meine Tochter. Diese Nacht hat für mich keinen Morgen mehr auf dieser Welt.“ Da betete und schluchzte und küßte das arme Kind die sterbende Mutter, und die Mutter sagte: „Gott segne dich, und sei“ — und nahm die letzte Hälfte ihres Muttersegens „und sei dein Vergelter!“ mit sich in die Ewigkeit. Als aber die Mutter begraben und Franziska in das leere Haus zurückgekommen war, und betete und weinte, und dachte, was jetzt aus ihr werden solle, sagte etwas in ihrem Inwendigen zu ihr: „Geh nach Holland,“ und ihr Haupt und ihr Blick richtete sich langsam und sinnend empor, und die letzte Thräne für diesmal blieb ihr in dem blauen Auge stehen. Als sie von Dorf zu Stadt und von Stadt zu Dorf betend und bettelnd

23. Seeschlacht bei Doggersbank, 15. August 1781 zwischen den Holländern unter Zoutmann und den Engländern unter Parker.

und Gott vertrauend nach Holland gekommen war und so viel ersammelt hatte, daß sie sich ein sauberes Kleidlein kaufen konnte; in Rotterdam, als sie einsam und verlassen durch die wimmelnden Straßen wandelte, sagte wieder etwas in ihrem Inwendigen zu ihr: „Geh in selbiges Haus dort mit den vergoldeten Gittern am Fenster.“ Als sie aber durch den Hausgang an der marmornen Treppe vorbei in den Hof gekommen war, denn sie hoffte zuerst jemand anzutreffen, ehe sie an einer Stubenthüre anpochte, da stand eine betagte, freundliche Frau von vornehmem Ansehen in dem Hofe und fütterte das Geflügel, die Hühner, die Tauben und die Pfauen.

„Was willst du hier, mein Kind?“ Franziska faßte ein Herz zu der vornehmen, freundlichen Frau, und erzählte ihr ihre ganze Geschichte. „Ich bin auch ein armes Hühnlein, das Eures Brotes bedarf,“ sagte Franziska, und bat sie um Dienst. Die Frau aber gewann Zutrauen zu der Bescheidenheit und Unschuld und zu dem nassen Auge des Mädchens, und sagte: „Sei zufrieden, mein Kind, Gott wird dir den Segen deiner Mutter nicht schuldig bleiben. Ich will dir Dienst geben und für dich sorgen, wenn du brav bist.“ Denn die Frau dachte: Wer kann wissen, ob nicht der liebe Gott mich bestimmt hat, ihre Vergelterin zu sein, und sie war eines reichen Rotterdamer Kaufmanns Witwe, von Geburt aber eine Engländerin. Also wurde Franziska zuerst Hausmagd, und als sie gut und treu erfunden ward, wurde sie Stubenmagd, und ihre Gebieterin gewann sie lieb, und als sie immer feiner und verständiger ward, wurde sie Kammerjungfer. Aber jetzt ist sie noch nicht alles, was sie wird. Im Frühling, als die Rosen blühten, kam aus Genua ein Vetter der vornehmen Frau, ein junger Engländer, zu ihr auf Besuch nach Rotterdam, er besuchte sie fast alle Jahre um diese Zeit, und als sie eins und das andere hinüber und herüber redeten, und der Vetter erzählte, wie es aussah, als die Franzosen vor Genua in dem engen Paß in der Bochetta standen und die Östreicher davor, trat heiter und lächelnd, mit allen Reizen der Jugend und Unschuld geschmückt, Franziska in das Zimmer, um etwas aufzuräumen oder zurecht zu legen, und dem jungen Engländer, als er sie erblickte, ward es sonderbarlich um das Herz, und die Franzosen und Östreicher verschwanden ihm aus den Sinnen. „Tante,“ sagte er zu seiner Base, „Ihr habt ein bildschönes Mädchen zur Kammerjungfer. Es ist schade,

daß sie nicht mehr ist, als das." Die Tante sagte: „Sie ist eine arme Waise aus Deutschland. Sie ist nicht nur schön, sondern auch verständig, und nicht nur verständig, sondern auch fromm und tugendhaft, und ist mir lieb geworden als mein Kind." Der Vetter dachte, das lautet nicht bitter. Den andern oder dritten Morgen aber, als er mit der Tante in dem Garten spazierte, „wie gefällt dir dieser Rosenstock?" fragte die Tante; der Vetter sagte: „Sie ist schön, sehr schön." Die Tante sagte: „Vetter, du redest irr. Wer ist schön? Ich frage ja nach dem Rosenstock." Der Vetter erwiderte: „Die Rose," — „oder vielmehr die Franziska?" fragte die Tante. „Ich hab's schon gemerkt," sagte sie. Der Vetter gestand ihr seine Liebe zu dem Mädchen und daß er sie heiraten möchte. Die Tante sagte: „Vetter, du bleibst noch drei Wochen bei mir. Wenn es dir alsdann noch so ist, so habe ich nichts darwider. Das Mädchen ist eines braven Mannes wert." Nach drei Wochen aber sagte er: „Es ist mir nimmer, wie vor drei Wochen. Es ist noch viel ärger, und ohne das Mägdlein weiß ich nicht, wie ich leben soll." Also geschah der Verspruch. Aber es gehörte viel Zureden dazu, die Demut der frommen Magd zu ihrer Einwilligung zu bewegen.

Jetzt blieb sie noch ein Jahr bei ihrer bisherigen Gebieterin, aber nicht mehr als Kammermädchen, sondern als Freundin und Verwandte in dem reichen Haus mit vergoldetem Fenstergitter, und noch in dieser Zeit lernte sie die englische Sprache, die französische, das Klavierspielen: „Wenn wir in höchsten Nöten sein 2c. Der Herr, der aller Enden 2c. Auf dich, mein lieber Gott, ich traue 2c." — und was sonst noch ein Kammermädchen nicht zu wissen braucht, aber eine vornehme Frau, das lernte sie alles. Nach einem Jahr kam der Bräutigam, noch ein paar Wochen vorher, und die Trauung geschah in dem Hause der Tante. Als aber von der Abreise des neuen Ehepaars die Rede war, schaute die junge Frau ihren Gemahl bittend an, daß sie noch einmal in ihrer armen Heimat einkehren und das Grab ihrer Mutter besuchen und ihr danken möchte, und daß sie ihre Geschwister und Freunde noch einmal sehen möchte. Also kehrte sie jenes Tages bei ihrem armen Bruder, dem Weber, ein, und als er ihr auf ihre Frage: „Kennst du mich, Heinrich?" keine Antwort gab, sagte sie: „Ich bin Franziska, deine

4. als, wie.

Schwester." Da ließ er vor Bestürzung das Schifflein aus den Händen fallen und seine Schwester umarmte ihn. Aber er konnte sich anfänglich nicht recht freuen, weil sie so vornehm geworden war, und scheute sich vor dem fremden Herrn, ihrem Gemahl, daß sich in seiner Gegenwart die Armut und der Reichtum so geschwisterlich umarmen und zu einander sagen sollen du, bis er sah, daß sie mit dem Gewande der Armut nicht die Demut ausgezogen, und nur ihren Stand verändert hatte, nicht ihr Herz. Nach einigen Tagen aber, als sie alle ihre Verwandten und Bekannten besucht hatte, reiste sie mit ihrem Gemahl nach Genua, und beide leben vermutlich noch in England, wo ihr Gemahl nach einiger Zeit die reichen Güter eines Verwandten erbte.

Der Hausfreund will aufrichtig gestehen, was ihn selber an dieser Geschichte am meisten rührt. Am meisten rührt ihn, daß der liebe Gott dabei war, als die sterbende Mutter ihre Tochter segnete, und daß er eine vornehme Kaufmannsfrau in Rotterdam in Holland und einen braven reichen Engländer am welschen Meere bestellt hat, den Segen einer armen sterbenden Witwe an ihrem frommen Kinde gültig zu machen.

Weg hat er aller Wege,
An Mitteln fehlt's ihm nicht.

---

211. Der böse Winter.

Mancher, der nicht gern die Stube und den Ofen hütet, zumal wenn kein Feuer darin ist, denkt noch an den langen Winter von 1812 auf 1813. Mancher aber denkt auch nimmer daran und weiß nichts mehr davon. Ist nicht der Boden und alles, was noch darin war, eingefroren schon im frühen November und verschlossen geblieben, wie der Himmel zur Zeit Eliä, bis hinaus in den Februar.

Der Hausfreund aber erinnert sich jetzt wieder, was die Alten von dem Winter des Jahrs 1740 erzählt und geschrieben haben und wie es aussah, nicht nur in Moskau oder Smolensko, nicht nur am Fluß Borysthenes oder an der Düna, nicht nur an der Weichsel, sondern auch am Rheinstrom und an dem Neckar. Die Stuben waren nicht zur Wärme zu bringen. Während der Ofen glühte, gefror zu gleicher Zeit das Wasser an den Fenstern zu

Eis, so daß jedes Stüblein, auch noch so klein, gleich der Erde eine heiße Weltgegend hatte, und eine kalte, nur keine gemäßigte. Wenn man langsam Wasser von einem hohen Fenster herabgoß, es kam kein Wasser auf den Boden, sondern Eis. Nicht immer war es gleich. Aber in den kältesten Tagen, wenn einer aus dem warmen Zimmer gegen den Wind ging, er kam nicht tausend Schritte weit, so bekam er Beulen im Gesicht, und die Haut an den Händen sprang ihm auf. Die Erde war drei Ellen tief gefroren. Wollte der Totengräber einem sein Grab auf dem Kirchhof zurecht machen, er mußte zuerst einen Holzhaufen auf dem Platz anzünden und abbrennen lassen, damit er mit der Schaufel in die Erde kommen konnte. Das Wild erfror in dem Walde, die Vögel in der Luft, das arme Vieh in den Ställen.

In Schweden kamen 300 Menschen um das Leben, die doch dort daheim und der Kälte von Kindesbeinen an gewohnt, und nicht auf dem Heimweg aus einem russischen Feldzug waren. In Ungarn aber erfroren achtzigtausend Ochsen.

Aber das kühne und mutwillige Menschengeschlecht weiß fast alle Schwierigkeiten und Anfechtungen zu besiegen, welche die Natur seinem Beginnen entgegengestellt. Es hat sich nicht zweimal sagen lassen: „Machet sie euch unterthan." Denn die Küfer in Mainz verfertigten damals zum Andenken mitten auf dem Rhein ein Faß von sieben Fuder und zwei Ohm, trotz der Kälte. Aber die Heidelberger Bäcker meinten, das sei noch nicht das höchste, was man thun könne. Denn der Pfälzer will alles noch ein wenig weiter bringen, als andere Leute. Also setzten sie mitten auf den Neckar, wo nach wenig Monaten wieder die Schiffe fuhren, einen Backofen auf, und es ist manches Laiblein Weißbrot und Schwarzbrot aus demselben gezogen und zum Wunder und Andenken gegessen worden. — Dies ist geschehen im Winter des Jahrs 1740.

212. Hochzeit auf der Schildwache.

Ein Regiment, das sechs Wochen lang in einem Dorfbezirk in Kantonierung gelegen war, bekam unversehens in der Nacht um zwei Uhr Befehl zum plötzlichen Aufbruch. Also war um drei Uhr schon alles auf dem Marsch, bis auf eine einsame Schildwache draußen im Feld, die in der Eile vergessen wurde und stehen blieb.

Dem Soldaten auf der einsamen Schildwache wurde jedoch zuerst die Zeit nicht lang, denn er schaute die Sterne an und dachte: „Glitzert ihr solange ihr wollt, ihr seid doch nicht so schön als zwei Augen, welche jetzt schlafen in der untern Mühle.“ Gegen fünf Uhr jedoch dachte er: „Es könnte jetzt bald drei sein.“ Allein niemand wollte kommen, um ihn abzulösen. Die Wachtel schlug, der Dorfhahn krähte, die letzten Sterne, die selbigen Morgen noch kommen wollten, waren aufgegangen, der Tag erwachte, die Arbeit ging ins Feld, aber noch stand unser Musketier unabgelöst auf seinem Posten. Endlich sagte ihm ein Bauersmann, der auf seinen Acker wandelte, das ganze Bataillon sei ausmarschiert schon um drei Uhr, kein Kamaschenknopf sei mehr im Dorf, noch weniger der Mann dazu. Also ging der Musketier unabgelöst selber ins Dorf zurück. Des Hausfreunds Meinung wäre, er hätte jetzt den Doppelschritt anschlagen und dem Regiment nachziehen sollen. Allein der Musketier dachte: „Brauchen sie mich nimmer, so brauch' ich sie auch nimmer.“ Zudem dachte er: „Es ist nicht zu trauen. Wenn ich ungerufen komme und mich selber abgelöst habe, so kann's spanische Nudeln absetzen,“ er meinte Röhrlein. Zudem dachte er: „Der untere Müller hat ein hübsches Mägdlein, und das Mägdlein hat einen hübschen Mund, und der Mund hat holde Küsse,“ und ob sonst schon etwas mochte geschehen sein, geht den Hausfreund nichts an. Also zog er das blaue Röcklein aus und verdingte sich in dem Dorf als Baurenknecht, und wenn ihn jemand fragte, so antwortete er, wie jener Hüninger Deserteur, es sei ihm ein Unglück begegnet, sein Regiment sei ihm abhanden gekommen. Brav war der Bursche, hübsch war er auch, und die Arbeit ging ihm aus den Händen flink und recht. Zwar war er arm, aber desto besser schickte sich für ihn des Müllers Töchterlein, denn der Müller hatte Batzen. Kurz die Heirat kam zustande. Also lebte das junge Paar in Liebe und Frieden glücklich beisammen und bauten ihr Nestlein. Nach Verlauf von einem Jahr aber, als er eines Tages von dem Felde heim kam, schaute ihn seine Frau bedenklich an, „Fridolin, es ist jemand da gewesen, der dich nicht freuen wird.“ — „Wer?“ — „Der Quartiermacher von deinem Regiment; in einer Stunde sind sie wieder da.“ Der alte Vater lamentierte, die Tochter lamentierte und sah mit nassen Augen ihren Säugling an. Denn überall giebt es Verräter. Der Fridolin aber nach kurzem Schrecken sagte: „Laßt mich gewähren. Ich kenne den Obrist.“

Also zog er das blaue Röcklein wieder an, das er zum ewigen Andenken hatte aufbewahren wollen, und sagte seinem Schwiegervater, was er thun soll. Hernach nahm er das Gewehr auf die Achsel und ging wieder auf seinen Posten. Als aber das Bataillon eingerückt war, trat der alte Müller vor den Obristen. „Habt doch ein Einsehen, Herr General, mit dem armen Menschen, der vor einem Jahr auf den Posten gestellt worden ist draußen an der Waldspitze. Ist es auch permittiert, eine Schildwache ein geschlagenes Jahr lang stehen zu lassen auf dem nämlichen Fleck und nicht abzulösen." Da schaut der Obrist den Hauptmann an, der Hauptmann schaute den Unteroffizier an, der Unteroffizier den Gefreiten, und die halbe Kompagnie, alte gute Bekannte des Vermißten, liefen hinaus, die einjährige Schildwache zu sehen, und wie der arme Mensch müsse zusammengeschmoret sein, gleich einem Borstdorfer Äpfelein, das schon vier Jahre am Baum hängt. Endlich kam auch der Gefreiter, der nämliche, der ihn vor zwölf Monaten auf den Posten geführt hatte und löste ihn ab: „Präsentiert das Gewehr, das Gewehr auf die Schulter, Marsch," nach soldatischem Herkommen und Gesetz. Hernach mußte er vor dem Obristen erscheinen, und seine junge hübsche Frau mit ihrem Säugling auf den Armen begleitete ihn und mußten ihm alles erzählen. Der Obriste aber, der ein gütiger Herr war, schenkte ihm einen Federnthaler und half ihm hernach zu seinem Abschied.

---

213. Das Seewunder.

Vor Zeiten sprach man viel vom Vogel Greif, von wilden Männern, Basilisken und Meerwundern. Heutzutag sieht man sie fast nur noch auf den Wirtshausschilden. Der Hausfreund kennt auch etliche. Aber seit vielen Jahren ist gleichwohl wieder das erste Meerwunder erschienen an den Küsten von Schottland vor noch nicht langer Zeit. Der Kopf war länglich rund, als ein menschliches Antlitz, und hinten mit Haaren besetzt. Die Brust war mit einem rotlichten Flaum gekleidet, auf dem Rücken aber sah er aus wie kleine runde Federn. Die Hände hatten nur vier Finger, die durch eine feine Haut verwachsen waren. Die untere Hälfte des Körpers aber, soviel man durch das Wasser sehen konnte,

30. als, wie.

war Fisch, mit glänzenden Schuppen. Die ganze Länge betrug ungefähr fünf Fuß. So zeigte sich dieses Geschöpf auf der Oberfläche des Meeres, tauchte mehrmal unter und kam wieder herauf, gleichsam zur Kurzweil, oder seine Kunst an den Tag zu legen. Man redete es in schottländischer, hernach auch in französischer Sprache an, weil dieses die bekannteste ist. Allein es antwortete in Tönen, die ähnlich sind dem Glockenton, wenn er in der Ferne verhallt, also daß man nicht verstehen konnte, was es sagte.

Es haben schon Leute daran gedacht, ob nicht in der Grundtiefe des Meeres solche Meerwunder in zahlreicher Menge beisammen sitzen, und gleichsam ein menschliches Seeleben mit einander führen, also daß sie auch ihre Schulmeister, Nachtwächter und Vögte haben. Das Wasser über ihnen ist gleichsam ihre Luft, und die Fische, die über ihren Köpfen herumschwimmen, sind so zu sagen ihre Vögel. Aber gleicherweise als wir unsere höchsten Berge z. B. in der Schweiz nur selten besteigen und nicht lange ausdauern können in der Lauterkeit und Kälte der obersten Luft, also kommt auch selten ein solcher Waghals aus der Tiefe des Meeres, etwa ein Naturforscher, durch das Wasser bis an die schottländischen Küsten herauf, und der Hausfreund will nicht dafür schwören, daß nicht von dem nämlichen, von welchem hier die Rede ist, auch in dem See-Hausfreund auf Anno 1814 stehen wird, er sei hinaufgekommen bis wo kein Wasser mehr ist, aber das Land gehe noch über das Wasser hinaus, und es leben daselbst Erdwunder, zweibeinige Fische ohne Schuppen und Floßfedern, die ganz zahm scheinen, wenn ihnen anders zu trauen sei. Er habe sie vieles fragen wollen, aber ihre Sprache sei ihm unverständlich vorgekommen, und soviel er merken könnte, hätten sie es in der Redekunst noch nicht weit gebracht und überhaupt noch nicht weit.

---

214. Der gläserne Jude.

Im letzten Krieg floh ein polnischer Jude vor einem Husaren, der ihn zusammenhauen wollte, in das Haus seines Schwagers. Der Schwager, der sonst sein Freund nicht war, steckte ihn gleichwohl in einen Kornsack und legte ihn auf den Boden. „Nausel

30. Verwandt ist die Geschichte Rollwagenbüchlein, herausgegeben von Kurtz, S. 177, aber wohl schwerlich die direkte Quelle.

rühr dich nicht, sonst sind wir beide kapores." — „Doved ich rühr' mich nicht." Kommt auf einmal der Husar mit zornigem Sabel zur Thüre herein, und „wo ist der Spitzbub?" schrie er mit grimmiger Gebärde; der Schwager erwiderte: „Na, gestrenger Herr Unteroffizier! daß mein Haus keine Spitzbuben-Herberge ist. Bin ich nicht ein ehrlicher Jüd." Der Husar erwiderte: „Wo der Spitzbub ist, will ich wissen, der mich um vier Thaler betrogen hat," und visitierte in allen Winkeln herum. „Was habt ihr in diesem Sacke da," fuhr er den Schwager an und hielt ihm den blanken Sabel über den Kopf. „Grausamer Herr Unteroffizier, was werd' ich haben in dem Sack do? Glas." Da hieb im Zorn der Husar zuerst mit flachem Sabel, hernach mit dem Rücken des Säbels aus Leibeskräften auf den Sack. Soviel Hiebe, soviel Schwielen. Der Jude aber, der darin steckte, dachte: „Ich will meinen Schwager nicht stecken lassen, mich noch weniger," und machte unaufhörlich mit reiner Stimme Kling, Kling, daß der Husar meinen sollte, er höre Glas klingeln. Item es half etwas. Denn der Einfall kam dem Husaren selbst so lächerlich vor, daß schon sein halber Zorn gebrochen war. Also schlug er auch noch die andere Hälfte desselben an dem Sack heraus, und der Jud inwendig tönte immer schneller Kling, Kling, Kling. Als aber der Husar fort war, und der Jude blutrünstig aus dem Sack schlüpfte und sich beschaute: „Gottes Wunder," sagte er, „mein Leben lang will ich um vier Thaler kein Glas mehr werden."

---

215. Einer oder der andere.

Es ist nichts lieblicher, als wenn bisweilen gekrönte Häupter sich unerkannt zu dem gemeinen Mann herablassen, wie König

25. Vademecum III, 42: Ein sehr richtiger Schluß. Der König Heinrich der Vierte hatte sich einstmals auf der Jagd verirrt und war von seinen Hofleuten getrennt worden. Als er nun wieder auf den rechten Weg kam und ganz allein ritt, begegnete ihm ein Bauer auf eben diesem Wege, der zum Markte ging. Der König fragte ihn: „Bauer, wo willst du hin?" Er antwortete: „In die Stadt." Der König fragte ihn verschiedenes. Endlich fing der Bauer ganz trocken an: „Ich möchte doch auch gern einmal den König sehen, er ist mir noch niemals zu Gesichte gekommen." Der König sagte zu ihm: „Komm mit, ich reite gleich jetzt zum König." Der Bauer fragte: „Woran erkennt man aber den König?" Er antwortete ihm: „Sobald wir in die Stadt kommen, so gieb Achtung, welcher unter allen den Hut aufbehält, das ist der König." Inzwischen kamen sie an das Stadtthor, da wartete die ganze Suite auf den König und empfingen ihn mit entblößten Häuptern. Der Bauer aber behielt so wie der König den Hut auf. Der König sagte zum Bauer: „Siehest du nun, wer König ist?" Der Bauer antwortete: „Ich weiß nicht, was ich sagen soll, aber einer von uns beiden muß es wohl sein."

Heinrich der Vierte in Frankreich, sei es auch nur zu einem gutmütigen Spaß.

Zu König Heinrichs des Vierten Zeiten ritt ein Bäuerlein vom Lande her des Weges nach Paris. Nicht mehr weit von der Stadt gesellt sich zu ihm ein anderer gar stattlicher Reiter, welches der König war, und sein kleines Gefolge blieb absichtlich in einiger Entfernung zurück. „Woher des Landes guter Freund?" — „Da und da her." — „Ihr habt wohl Geschäfte in Paris?" — „Das und das, auch möchte ich gerne unsern guten König einmal sehen, der so väterlich sein Volk liebt." — Da lächelte der König und sagte: „Dazu kann euch heute Gelegenheit werden." — „Aber wenn ich nur auch wüßte, welcher es ist unter den vielen, wenn ich ihn sehe!" — Der König sagte: „Dafür ist Rat. Ihr dürft nur achtgeben, welcher den Hut allein auf dem Kopf behaltet, wenn die andern ehrerbietig ihr Haupt entblößen." Also ritten sie miteinander in Paris hinein, und zwar das Bäuerlein hübsch auf der rechten Seite des Königs. Denn das kann nie fehlen. Was die liebe Einfalt Ungeschicktes thun kann, sei es gute Meinung oder Zufall, das thut sie. Aber ein gerader und unverkünstelter Bauersmann, was er thut und sagt, das thut und sagt er mit ganzer Seele, und sieht nicht um sich, was geschieht, wenn's ihn nichts angeht. Also gab auch der unsrige dem König auf seine Fragen nach dem Landbau, nach seinen Kindern, und ob er auch alle Sonntage ein Huhn im Topf habe, gesprächige Antwort und merkte lange nichts. Endlich aber, als er doch sah, wie sich alle Fenster öffneten, und alle Straßen mit Leuten sich füllten, und alles rechts und links auswich und ehrerbietig das Haupt entblößt hatte, ging ihm ein Licht auf. „Herr," sagte er, und schaute seinen unbekannten Begleiter mit Bedenklichkeit und Zweifel an, „entweder seid Ihr der König oder ich bin's. Denn wir zwei haben noch allein die Hüte auf dem Kopf." Da lächelte der König und sagte: „Ich bin's. Wenn ihr Euer Rößlein eingestellt und Euer Geschäft versorgt habt," sagte er, „so kommt zu mir in mein Schloß. Ich will Euch alsdann mit einem Mittagssüpplein aufwarten, und Euch auch meinen Ludwig zeigen."

Von dieser Geschichte her rührt das Sprichwort, wenn jemand in einer Gesellschaft aus Vergessenheit oder Unverstand den Hut allein auf dem Kopf behält, daß man ihn fragt: „Seid Ihr der König oder der Bauer?"

216. Die Probe.

In einer ziemlich großen Stadt, wo nicht alle Leute einander kennen, auch nicht alle Hatschiere, ging ein neu angenommener Hatschier in ein verdächtiges Wirtshäuslein hinein und hatte einen braunen Überrock an. Denn er dachte: „Weil ich noch nicht lange angenommen bin, so kennt mich niemand, und niemand nimmt sich vor mir in acht, vielleicht giebt's etwas zu fischen." Ein bejahrter Mann in bürgerlicher Kleidung folgt ihm nach und geht auch in das Wirtshäuslein. Der neue Hatschier fordert einen Schoppen, der betagte Mann setzt sich an den nämlichen Tisch und fordert auch einen Schoppen. Unter ihnen und ober ihnen und an andern Tischen saßen mehrere Leute und sprachen in Friede und Eintracht von allerlei, von dem Elefant, von dem großen Diebstahl, von den Kriegsoperationen. Einer zog mit dem Finger einen Strich von Wein über den Tisch und sagte: „Zum Exempel, dies wäre die Donau." Drauf legte er ein Stücklein Käsrinde daneben und sagte: „Jetzt das wäre Ulm." Ein anderer, als er Ulm nennen hörte, sagte zu dem betagten Mann: „Ich bin von Ulm und hätte Haus und Gewerb daselbst. Aber die alten Zeiten sind nicht mehr." Der betagte Mann sagte: „Landsmann, Ulm ist überall, die guten Zeiten sind nirgends mehr," und fing an zu hadern und sich zu vermessen über die Zeit und über die Abgaben und über die Obrigkeit, wie es sich nicht geziemt. Da wurde der Hatschier im braunen Überrock aufmerksam und stille und sagte endlich: „Guter Freund ich warne Euch." Der betagte Mann aber sagte: „Was habt Ihr mich zu warnen," und trank ein Glas voll Wein nach dem andern aus und schimpfte über die Obrigkeit nur noch ärger. Der verkleidete Hatschier sagte: „Guter Freund, ich kenn Euch nicht. Aber ich will Euch noch einmal gewarnt haben." Der Betagte erwiderte: „Warnen hin und warnen her! Was wahr ist, muß man reden dürfen. Was bleibt einem noch übrig als die freie Rede und so und so." Da schlug der verkleidete Hatschier den braunen Überrock zurück und zeigte sich wie er war in einem hechtgrauen Rocke mit roten Aufschlägen und einem Bandelier. „Jetzt, guter Freund," sagte er, „jetzt kommt mit mir!" Da stellte sich der Mann, als er an dem Rock den Hatschier erkannte, auf einmal wie umgewendet. „Guter Freund," sagte er, „Ihr werdet doch meinen Spaß nicht

1. Als Probe mitgeteilt im Breisgauer Wochenblatt vom 11. September 1813.

für Ernst angesehen haben und nicht erst heute auf die Welt gekommen sein. Ich sehe schon," sagte er, „wir müssen eine Bouteille miteinander trinken, daß Ihr mich besser kennen lernt," und forderte noch eine Bouteille, und winkt der Wirtin: „Vom Guten." Allein der Hatschier sagte: „Ich habe keinen Wein mit Euch zu trinken," und faßte ihn wohl oben am Arm und fort zur Thüre hinaus. Unterwegs fuhr der Arrestant fort zu reden: „Ihr meint zum Beispiel, ich sei ein Feind von Abgaben, weil ich über die Abgaben geschimpft habe. Aber nein, ich will Euch das Gegenteil beweisen, denn Ihr seid auch eine obrigkeitliche Person, und ich habe vor Euersgleichen Respekt." Also zog er einen Kronenthaler aus der Tasche und wollte sich damit loskaufen. Aber der Hatschier sagte: „Ihr habt mir keine Abgaben zu bezahlen." Eine Gasse weiter, fuhr der Arrestant fort: „Was gilt's, Ihr seid noch nicht verheiratet und habt für keine Frau noch Kinder zu sorgen, weil Ihr keine Abgabe von mir braucht. Ich will Euch zu einem schönen Weibsbild führen." Der Hatschier erwiderte: „Ihr habt mich zu keinem Weibsbild zu führen, aber ich Euch zu einem Mannsbild." Als sie aber miteinander in den Polizeihof und vor den Herrn Stadtvogt gekommen waren, fing der Stadtvogt an laut zu lachen, dann er gar ein lustiger Mann ist und sagte: „Welcher von euch zweien bringt den andern?" Denn es ist jetzt Zeit dem geneigten Leser zu sagen, daß der Arrestant selber ein alter Hatschier war, und hatte sich verkleidet und war dem neuen nachgegangen, nur um ihn zu prüfen, ob er seine Pflicht thut. Deswegen sagte der Stadtvogt: „Welcher von euch zweien bringt den andern?" Der junge wollte anfangen, der alte aber, der vermeintliche Arrestant schaute ihn gebieterisch an und sagte: „Es ist an mir zu reden, ich bin älter im Dienst. Ihro Gnaden Herr Stadtvogt," sagte er, „dieser junge Mann ist probat und wir können uns verlassen auf ihn, denn er hat mich arretiert mit Manier und in der Art, und hat sich nicht von mir bestechen oder breitschlagen lassen, noch mit Wein, noch mit Geld, noch mit Weibsleuten." Da lächelte der Stadtvogt gar freundlich, daß ihm solches wohlgefalle, und schenkte jedem einen kleinen Thaler.

Item an einem solchen Ort mag es nicht gut sein, ein Spitzbube zu sein, wo ein Hatschier selber dem andern nicht trauen darf.

Dies Stücklein ist noch ein Vermächtnis von dem Adjunkt, der jetzt in Dresden ist. Hat er nicht dem Hausfreund einen

schönen Pfeifenkopf von Dresden zum Andenken geschickt, und ist ein geflügelter Knabe darauf und ein Mägdlein, und machen etwas miteinander. Aber er kommt wieder der Adjunkt.

---

217. Die Besatzung von Oggersheim.

Zu Oggersheim, gegenüber von Mannheim, um die Wahl etwas weiter oben oder unten, je nachdem man sich stellt, als im dreißigjährigen Krieg unversehens die Spaniolen vor Oggersheim anrückten, flohen fast alle Einwohner nach Mannheim. Nur zwanzig Hausväter blieben zurück und hatten das Herz, die Zugbrücke aufzuziehen und die Thore zu schließen. Es gehört nicht viel Herz zum Schließen, aber zum Öffnen. Denn als der spanische Feldhauptmann Don Gonsalvo hineintrompeten ließ: „Wenn ihr bis morgen um diese Zeit den Platz nicht übergebt," ließ er hineintrompeten, „alsdenn gebt acht, wer am Leben bleibt, wenn ich den spanischen Sturmmarsch schlagen lasse, und doch hineinkomme," da sahen die Helden einander an und sagten: „Der Weg nach Mannheim ist doch der sicherste." Nur einer dachte: „Was soll ich thun? Meine Frau steht an ihrem Ziel. Soll sie unterwegs oder gar auf dem Rhein ins Kindbett kommen? In Gottes Namen, ich bleibe da." Als nun die andern alle sich geflüchtet hatten, und er noch allein in dem Städtlein war, trat er mit einem weißen Fähnlein auf die Stadtmauer und rief in das spanische Lager: „Kund und zu wissen sei euch im Namen des Herrn Kommandanten von Oggersheim, der Garnison und der ehrsamen Bürgerschaft! Ihr sollt uns versprechen, das Eigentum zu schonen und die protestantische Religion unangefochten zu lassen. Wenn ihr dieses thut und halten wollt, so sollen euch in einer Stunde die Stadtthore geöffnet werden. Ich, der Trompeter." — Da sahen der Feldhauptmann und seine Leute einander an. „Ja, nein — nein, ja. Was sollen wir katholisches Blut vergießen lassen," sagte endlich der Feldhauptmann, „um einen ketzerischen Altar umzuwerfen, oder was werden wir in diesem Bauernstädtlein für Schätze finden?" und rief mit lauter Stimme: „Akkordiert!" Nach einer Stunde, als der Feind mit geschlossenen Reihen und Gliedern, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel einzog, am äußern Thor war niemand. — „Sie werden am innern sein." Am innern Thor war auch niemand. — „Sie werden auf dem Platz

sein." — Auf dem Platz stand mutterseel allein mit weißem Fähnlein der herzhafte Burgersmann. „Was soll das heißen? Wo ist der Kommandant und die Besatzung, wo ist der Burgermeister und der Rat?" Da fiel der Burgersmann vor dem Feldhauptmann auf die Kniee nieder: „Gnädiger Herr, ich bin der einzige, der sich Euerer Großmut anvertraut hat. Die andern sind nach Euerer Aufforderung alle nach Mannheim geflohen. Nur meine Frau ist noch bei mir im Städtlein, aber ein ehlenlanger Rekrut wird nächster Tagen eintreffen. Unterdessen bin ich mein eigener Kommandant und mein Trompeter, mein Gemeiner und mein Profoß. Wenn ich seit gestern hätte desertieren sollen, ich hätte mich selber wieder einfangen und Spießruten jagen müssen." Da lächelte der Feldhauptmann und hieß ihn aufstehn, und obgleich die Spanier zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs keinen Spaß verstanden, so leistete er doch, was er versprochen hatte, und noch mehr. Denn als den andern Morgen der brave Burgersmann wieder zu dem Feldhauptmann kam, „Ihro Gnaden," sagte er, „wolltet Ihr mir nicht auf eine Viertelstunde Euern Feldpater leihen, wenn er evangelisch taufen kann? Der ehlenlange Rekrut ist angekommen und schon einquartiert." Da sagte der Feldhauptmann: „Ja, braver Kamerad, und ich will Gevattermann sein und dein Kind zur Taufe halten." Also hielt der General das Kind zur Taufe und schenkte ihm ein spanisches Goldstück zum Andenken. Den folgenden Tag zogen die Spaniolen wieder weiters

---

218. Die Schlafkameraden.

Eines Abends kam ein fremder Herr mit seinem Bedienten im Wirtshaus zu der goldenen Linden in Brassenheim an, und ließ sich bei dem Nachtessen beiderlei wohl schmecken, nämlich das Essen selbst und das köstliche Getränk. Denn der Lindenwirt hat guten. Der Bediente aber an einem andern Tisch dachte: „Ich will meinem Herrn keine Schande machen," und trank, wie im Zorn, ein Glas und eine Bouteille nach der andern aus, sagend zu sich selbst: „Der Wirt soll nicht meinen, daß wir Knicker sind." Nach dem Essen sagte der Herr zu dem Lindenwirt: „Herr Wirt, ich hab' an Euerm Roten so zu sagen eine gefährliche Entdeckung gemacht. Bringt mir noch eine Flasche voll in das Schlafstüblein."

Der Bediente hinter dem Rücken des Herrn winkte dem Wirt: „Mir auch eine!“ denn sein Herr ließ sich vieles von ihm gefallen, weil er auf Reisen auch sein Leibgardist war, und immer mit ihm in der nämlichen Stube schlafen mußte, und je einmal, wenn er sich zu viel Freiheit herausnahm, war der Herr billig und dachte: „Ich will nicht wunderlich sein. Es ist ja nicht das erstemal, daß er's thut.“ Also trank an seinem Tisch der Herr und las die Zeitung, und am andern Tisch dachte der Bediente: „Es ist ein harter Dienst, wenn man trinken muß, anstatt zu schlafen, zumal so starken.“ Gleichwohl als er dem Herrn die zweite Flasche holen mußte, nahm er für sich auch noch eine mit vom nämlichen. Der Herr fing endlich an laut mit der Zeitung zu reden, und der Bediente nahm wie ein Echo zwischen der Thüre und dem Fenster auch Anteil daran, aber wie? Der Herr las von dem großen Mammutsknochen, der gefunden wurde. Der Bediente, der eben das Glas zum Munde führte, lallte für sich: „Soll leben der Mahometsknochen.“ Oder als der Herr von dem Seminaristen las aus dem Seminarium in Pavia, der mit Lebensgefahr eines Schriftgießers Kind aus den Flammen rettete, ergriff er das Glas, und „Bravo,“ sagte er, „wackerer Seminarist!“ Der Bediente aber stammelte für sich: „Soll leben der wackere Seeminister,“ und goß richtig das halbe Glas über die Liberei hinab. „Hast du's gehört, Anton? So eine That wiegt viele Meriten auf,“ fuhr der Herr fort. — „Sollen auch leben, die Minoriten,“ erwiderte der Diener, und so oft jener z. B. sich räusperte oder gähnte, räusperte sich und gähnte der Anton auch. Endlich sagte der Herr: „Anton, jetzt wollen wir ins Bett.“ Der Anton sah seine Flasche an und erwiderte: „Es wird ohnehin niemand mehr auf sein in der Wirtschaft.“ Denn seine Flasche war leer. Aber in der Flasche des Herrn war noch ein Restlein. Früh gegen zwei Uhr weckte es den Anton, daß noch ein Restlein in der Flasche des Herrn sei. Also stand er auf und trank es aus. „Sonst verriecht es,“ dachte er. Als er aber sich wieder legen wollte, kam er ein wenig zu weit rechts an das Bett seines Herrn. Denn beide Betten standen an der nämlichen Wand mit den Fußstätten gegeneinander. Also legte sich der Anton neben seinen Herrn, mit dem Kopf unten und mit den Füßen oben, neben des Herrn Gesicht, weil er meinte, er liege wieder in seinem eigenen. Eine Stunde vor Tag aber, als der Herr erwachte, kam es ihm vor, er wußte selbst nicht recht wie?

„Soll ich denn gestern Abend haben Backensteinkäs heraufkommen lassen?“ dachte er. Als er aber sich umdrehen wollte, ob ein Schränklein in der Wand sei, fühlte er auf einmal neben sich etwas Lebendiges und Warmes, und das Warme und Lebendige bewegte sich auch. Jetzt rief er: „Anton, Anton!“ mit ängstlicher und leiser Stimme, daß der unsichere Schlafkamerad nicht aufwachen sollte, und derjenige, den er wecken wollte, war doch der Schlafkamerad. „Anton,“ schrie er endlich in der Herzensangst so laut er konnte. „Was befehlen Ihro Hochwürden,“ erwiderte endlich der Anton. — „Komm mir zu Hilfe! Es liegt einer neben mir.“ — „Ich kann nicht, neben mir liegt auch einer,“ erwiderte der Bediente und wollte sich strecken, so zwar, daß er mit dem linken Fuß unter des Herrn Kinn kam. „Anton, Anton!“ rief der Herr, „meiner reißt mir den Kopf ab,“ und suchte ebenfalls mit den Füßen eine Habung. — „Meiner will mir die Nase aufschlitzen,“ schrie noch viel ärger der Anton. — „Wirf deinen heraus,“ schrie der Herr, „und komm mir zu Hilfe.“ — Also faßte der Bediente seinen Mann an den Beinen, und dieser, als er Ernst sah, faßte er seinen Mann ebenfalls an den Beinen, und rangen also die beiden miteinander, daß keiner dem andern konnte zu Hilfe kommen, und der Bediente fluchte wie ein Türk, der Herr aber fluchte zwar nicht, aber doch rief er die unsichtbaren Mächte an, sie sollten seinem Gegner den Hals brechen, was auch fast hätte geschehen können, denn auf einmal hörte unten der Wirt, der schon auf war, einen Fall, daß alle Fenster zitterten und der Perpendikel an der Wanduhr sich in die Ruhe stellte. Als er aber geschwind mit dem Licht und dem Hauptschlüssel hinauf geeilt war, ob ein Unglück sich zugetragen habe, denn er kannte seinen Roten, lagen beide miteinander ringend auf dem Boden und schrieen Zeter Mordio um Hilfe. Da lächelte der Wirt in seiner Art, als ob er sagen wollte, der Rote hat gut gewirkt, über die gefährliche Entdeckung. Die beiden aber schauten einander mit Verwunderung und Staunen an. „Ich glaube gar, du bist es selbst, Anton,“ sagte der Herr. — „So, seid nur Ihr es gewesen,“ erwiderte der Diener, und legten sich wieder ein jeder in sein Bett, worein er gehörte.

---

15. Habung, einen Halt.

219. Der Herr Wunderlich.

Nicht nur wird die Einfalt von dem Mutwillen irre geführt, oft auch von dem Zufall. Seltener erlöst sie der Zufall wieder aus den Fangstricken des Mutwillens. Wie erging es jenem Bauersmann, der in der Stadt einem Bürger namens Wunderlich einen Wagen voll Holz verkauft hatte, auf dem Marktplatz? „Fahrt jetzt nur dort die Straße hinaus," sagte der Bürger, „bis zum Eisenladen, hernach links in die Gasse, hernach beim ersten Brunnen wieder rechts, hernach beim roten Löwen wieder links. Numero 428 ist mein Haus, Jakob Wunderlich." Und bis so weit gut. Der Bauersmann aber dachte: „Ist's nicht noch früh am Vormittag, hab' ich nicht das Holz um einen guten Preis verkauft, will ich nicht zuerst noch ein Schöpplein trinken in der Kneipe da und repetierte für sich: 'Eisenladen, — links — rechts, links — — Numero 428.'" Aber in der Kneipe saßen bei einem Saueressen auch schon ein paar lustige Gesellen, und als sie ihn sahen hereinkommen, stieß einer den andern mit dem Ellenbogen, und der andere fing an, als wenn er fortführe: „Drum muß man's selber gesehen haben," sagte er, „und bei den Russen gewesen sein, wenn man's glauben soll, wo der Mann im mittlern Glied, ich will vom Flügelmann nicht reden, zwanzig Ehlen mißt, auch weniger. Jeder Finger ist eine Pistole, die Zähne sind Palissaden mit Feldschlangen dazwischen, die Nase ein Bollwerk, die Augen Bombenkugeln. Jedes Barthaar ist ein Bajonett, jedes Haupthaar ein Sabel. Ein solcher Sabel läßt sich auseinander ziehen, wie ein Perspektiv, für in die Nähe zu fechten und in die Weite. Verliert ihn einer, so zieht er einen andern aus dem Haar. An den Füßen sind ihnen Schiffe gewachsen, und es ist ihnen einerlei, ob auf dem Wasser, oder auf dem Land. Der Mann schultert seinen Achtundvierzigpfünder. Jeder hat sieben Leben. Tötet Ihr ihm eins, so hat er noch sechs. Jeder Gemeine hat Majorsrang." Der geneigte Leser wird an diesem Müsterlein genug haben. Unserm Bauersmann aber verging Hören und Sehen, und so weit war es nicht gut. Denn als er wieder auf die Straße kam, waren ihm vor Staunen und Entsetzen der Eisenladen, die Gasse links, die Gasse rechts und der Herr Wunderlich aus dem Gedächtnis heraus verschwunden, und wen er fragte: „Guter Freund, wißt Ihr mir nicht zu sagen, wo der Herr wohnt, dem ich das Holz verkauft

habe, so und so sieht er aus?" der gab ihm keine Antwort oder eine falsche. Der eine sagte: „Am obern Thore Numero 1." Dort sagte ein anderer: „Nein, er ist ausgezogen und wohnt jetzt in der untern Vorstadt Numero 916." Glücklicherweise führte ihn sein Weg nach der untern Vorstadt durch die Schulgasse und einige Schüler standen vor der Thüre. Die Bürschlein, dachte er, wissen sonst den Bescheid in der Stadt herum am besten, weil sie der Wind aus allen Gassen zusammenweht. „Junger Herr," sagte er zu einem, „wolltet Ihr mir nicht sagen, wo der Herr wohnt, der mir dieses Holz abgekauft hat, und so und so." Der Schüler, ein durchtriebener Kopf, erwiderte: „Guter Freund, ich bin noch nicht in der schwarzen Kunst, ich bin noch in der Philosophie (so hieß die Klasse, worin er saß). Wenn Ihr aber," sagte er, „zu dem Herrn in der obern Stube gehen wollt, der das große Buch hat, wo Gribis Grabis darin steht: Tunkus, Blemsum, Schalelei, Ikmack und Norma, der schlagt's Euch auf für zwei Schillinge." In der obern Stube legte er zwei Schillinge auf den Tisch. „Herr Magister, ich habe vergessen, wie der Herr heißt und wo er wohnt, dem ich mein Holz verkauft habe. Wolltet Ihr nicht so gut sein und es mir aus Euerm Gribis Grabisbuch dort sagen." Der Schulherr aber schaute diese Zumutung mit ungemeinem Staunen an, also daß er zuletzt die Brille abhob und den baumwollenen Schlafrock übereinander nahm. „Guter Freund," wollte er sagen, das ist wohl wunderlich von Euch, daß Ihr meint, ich könne Euch aus meinen Büchern sagen, was Euch im Kopf fehlt." Als er aber angefangen hatte, „guter Freund, das ist wohl wunderlich," fiel ihm der Bauersmann mit freudiger Verwunderung in die Rede. „Ganz richtig," sagte er, „es ist Herr Wunderlich. Sapperment," sagte er, „das heiß' ich in's Schwarze getroffen, gleich auf den ersten Schuß und ohne Buch," und entsetzte sich jetzt noch viel mehr über die allwissende Gelehrsamkeit des Schulherrn, als vorher über die fürchterlichen Soldaten in der Kneipe. Der Schulherr aber gab ihm seine zwei Schillinge wieder, und ließ ihm hernach durch ein Büblein zeigen, wo der Herr Wunderlich wohnt. Also hat dem Mann ein lächerlicher Zufall wieder auf die Spur geholfen, von welcher er war abgeleitet worden durch den Mutwillen

220. Merkwürdiges Rechnungsexempel aus der regula societatis.

Zwei Schäfer auf dem Felde wollten miteinander ihr Abendessen verzehren, der eine hatte fünf kleine Ziegenkäse, der andere drei. Kommt zu ihnen ein dritter Mann von der Straße herüber. „Laßt mich mithalten für Geld und gute Worte!“ Also aßen sie selbdritt fünf und drei, sind acht Käslein, jeder gleich viel. Hierauf dankt ihnen der dritte Mann und schenkt ihnen acht Dublonen.

Der eine wollte nach der Anzahl seiner Käse fünf davon behalten und dem andern geben drei. Der andere sagte: „So? der Herr hat uns das Geld miteinander geschenkt, also gehören jedem vier. Was Deine fünf Stücke mehr wert sind, will ich Dir herausbezahlen.“ Da sie nicht einig werden konnten, brachten sie den Handel vor den Richter. Der geneigte Leser sinnt nach: welchem von beiden hat der Richter recht gegeben? Antwort: Keinem von beiden, sondern er sagt: „Demnach und wie ihr mir beide vorgetragen habt, gehören dem ersten sieben Dublonen und dem andern eine, und das von Rechts wegen. Punktum.“

Man meint nicht, daß der Urtelsspruch richtig sei, aber es kann sich nicht fehlen. Denn wenn man jedes Käslein in drei gleiche Teile zerschneidet, so viel als Personen waren, so gaben dem ersten seine fünf Käslein fünfzehn Stücke, dem andern seine drei gaben neun Stücke, zusammen vierundzwanzig; davon bekam also ein jeder acht. Folglich bekam der dritte Mann von den fünfzehn Stücken des ersten sieben. Denn acht von fünfzehn bleibt sieben. Von den neun Stücken des andern aber bekam er nur noch eins. Sieben und eins thut acht. Also gehörte auch dem ersten sieben Dublonen von Rechts wegen und dem andern nur eine.

Der geneigte Leser wird ersucht, hieraus abzunehmen: erstlich, wie man manchmal meinen kann, ein Richterspruch sei unrecht, weil man selber nicht weiß, was recht ist; zweitens, wie mißlich es sei, einen Prozeß anzufangen, so man auch glaubt, das augenscheinlichste Recht in den Händen zu haben.

---

221. Des Dieben Antwort.

Einem Dieb, der sich mit Reden mausig machen wollte, sagte jemand: „Was wollt Ihr? Ihr dürft ja gar nicht mehr in Eure

Heimat zurückkehren und müßt froh sein, wenn man Euch hier duldet." — „Meint Ihr," sagte der Dieb, „meine Herren daheim haben mich so lieb, ich weiß gewiß, wenn ich heimkäme, sie ließen mich nimmer fort."

222. Die Weizenblüte.

Nie muß sich einer über fremdes Unglück freuen, weil es ihm Nutzen bringt, sonst kommt die Zeit, es freuen sich andere wieder.

In einigen Gegenden hat man das Sprichwort, wenn man sagen will, daß man einen Gewinn oder einen Vorteil zu hoffen habe — sagt man: „Mein Weizen blüht." Als daher der Chirurgus und ein Zimmermann in der Nacht miteinander auf der Straße gingen und in einiger Entfernung ein bekanntes Dörflein brannte, deutete der Zimmermann hinüber und sagte zu dem Chirurgus: „Herr Gevatter, mein Weizen blüht." Nämlich weil es neue Häuser aufzuschlagen giebt, wenn die alten verbrennen. Weil er aber auf den Brand und nicht auf den Weg sah, fiel er im nämlichen Augenblick in einen Graben und brach einen Arm entzwei. Da sagte zu ihm der Chirurgus: „Gevatter, es kommt mir vor, mein Weizen sei zeitig." Der geneigte Leser versteht's.

223. Veronika Hakmann.

Der geneigte Leser hat viel gute Gedanken gehabt, als er in dem Kalender des Jahres 1813 die Geschichte von jenen zehn frommen alten Dienstboten las, und kennt noch alle wie sie heißen und aussehen. Dem Hausfreund aber ist es in diesem Augenblick zu Mute, wie wenn er im Spätjahre seinen Apfelbaum im Garten abgepflückt hat und meint, jetzt sei nichts mehr daran. Aber nach einiger Zeit, wenn die Blätter abfallen, erblickt er unvermutet noch einen einsamen schönen Apfel an einem Zweiglein und heimbst ihn auch noch ein, und der eine macht ihm schier so große Freude als die andern alle.

Im Jahr 1744, als der Kurfürst Karl Theodor in der Pfalz die Regierung angetreten hatte, trat in Mannheim Veronika Hakmann als Magd in das Haus eines dortigen Bürgers, und

29. schier, fast.

trug sein Söhnlein auf den Armen herum und hütete sein, und als das Söhnlein zum Mann herangewachsen und selber wieder Vater geworden war, allbereits nach dem Hubertsburger Frieden, da war sie noch immer im Hause und trug und pflegte nun seine Kinder, wie sie ihn getragen hatte, und es geht noch lange so fort. Denn als zuletzt auch dem Urenkel ihres ersten Dienstherrn ein Sohn geboren war und lieblich heranwuchs, allbereits nach dem Frieden von Amiens, war sie auch noch im Haus, zwar nicht mehr als Dienstmagd, sondern so zu sagen als ein wertgewordenes Erbstück der Familie, und eines Tages, als ihr die vergangene Zeit wie ein Traum durch die Seele ging, kam es sie wie ein Sehnen an, und „Du", sagte sie zu ihrem Brotherrn, „gieb mir dein Kind ein wenig", denn sie machte nicht viel Komplimente mit ihm, und die Magd nannte den Herrn Du, der Herr aber aus Respekt vor ihrem Alter und vor ihrer Frömmigkeit, und weil sie ihn erzogen hatte, sagte zur Magd Ihr. „Warum verlangt Ihr das," fragte er sie, „so doch Eure Arme nicht mehr imstande sind, etwas zu tragen, und Eure Kniee kaum Euch selber halten können." Sie erwiderte: „Ich habe dich und deinen Vater und deinen Großvater auf den Armen gewiegt, so möchte ich gerne auch dein Kind noch in die Arme nehmen, ehe ich sterbe." Da traten dem Vater und der Mutter des Kindes vor Rührung die Thränen in die Augen, und er hieß die alte treue Greisin niedersitzen, und nebenstehende Figur zeigt, wie er ihr das Kind auf den Schoß legt. „Gott lohne Euch," sagt er zu ihr, „alles, was Ihr an mir und an meinen Vätern gethan habt." Sie sagte: „Er wird mich bald zu sich nehmen." Einundsechzig Jahr war sie im Dienst und Brot des nämlichen Hauses und starb Anno 1805 im achtzigsten Jahr ihres Lebens.

---

224. Morgengespräch des Hausfreunds und seines Adjunkts.

Als einst an einem schönen Sommermorgen der Hausfreund mit dem Adjunkt landaufwärts auf der Straße war, die Luft war so heiter und erquicklich, und alle Augenblick warf ein Baum dem Adjunkt einen Apfel an den Hut, gleichsam ihn fragend, ob er auch wieder da sei; auf einmal, unterhalb Seefelden, dehnte sich der Adjunkt kräftig aus. „Hausfreund," sagte er, „mir ist so wohl. Examiniert mich ein wenig über das Sprüchlein: 'Du machest

fröhlich alles, was da webet, beide des Morgens und des Abends'."

Der Hausfreund sagte: „Ich will's probieren. Was heißt das: du machest fröhlich?"

Sagt darauf der Adjunkt: „Das ist keine Frage, die ich von einem klugen Mann erwartet hätte. Was fröhlich ist, muß man selber wissen. Täglich heute — Niemals gestern — Morgen kommt selber."

Sagt darauf der Hausfreund: „Ich versteh' Euch nicht recht."

Da wollte der Adjunkt fast furios werden, denn er kann es nicht leiden, daß man ihn nicht gleich versteht. „Wenn man heute eine gute Stunde hat," sagte er, „daß man sie mit Augen und Ohren, Vernunft und allen Sinnen gleichsam in das Gemüt hineintrinkt und nicht daran denkt, daß es gestern schlimmer war oder auch besser, und ob es morgen besser sein werde oder auch schlimmer. — Wenn ich an das denken wollte, ich hab's auch schon besser gehabt als bei Euch."

„Nichts für ungut," sagte der Hausfreund. „Was folgt nun daraus?"

„Folgt daraus, daß man ein gutes Gewissen habe. Denn das böse Gewissen kann gestern und morgen nie vergessen."

„Fragt sich nun, Adjunkt, was macht er fröhlich?"

— Antwort: „Alles, was webet."

„Was versteht Ihr darunter?"

— „Erstlich und vordersamst," sagt er, „die Spinnen. Denn die Spinne webt ihr Netz und schlägt gleichsam wie ein Krämer auf dem Jahrmarkt ihren Stand auf, so sie doch nichts feil hat, sondern sie wiegt sich hin und her in der lustigen Morgenluft und zwischen den Rosensträuchen im Garten, und betet in ihrer Art auch das Sprüchlein: Aller Augen warten auf dich, sonst wär' das Sprüchlein nicht wahr. Hernach ißt sie eine Fliege, und wenn's sein kann zwei, weiß nimmer, daß sie gestern keine gehabt hat, und denkt nicht daran, wann der Sperling kommt. Also macht er jedes Tierlein fröhlich in den kurzen Tagen seines Daseins."

„Zweitens versteh' ich darunter," sagt er, „den Weber. Denn ob er schon in einer dunkeln Kammer sitzt und sich viel rühren und einen dünnen Faden nach dem andern einschießen muß in den langen Zeddel, so sieht er doch, wie sein Thun gedeiht. Das Tuch wird glatt und fest, das Werk lobt den Meister, und

wenn er inne haltet und eine Prise nimmt, denkt er: Du nähreſt dich deiner Hände Arbeit, wohl dir! du haſt es gut.“

„Drittens,“ ſagt er, „verſteh' ich darunter mich, den Adjunkt. Denn nach allem andern webe ich noch luſtige Liedlein, Brechrätſel, ja Standreden in Euern Kalender, und alle Euere Leſer haben mich gern. Seht, hier iſt nichts,“ ſagte er, indem er die Taſchen umkehrte, — „hier iſt nicht viel — hier iſt die Maultrommel und vier neue weltliche Lieder, die will ich drucken laſſen in Reutlingen. Wenn wir fertig ſind, ſing ich Euch eines davon.“

„Viertens und endlich,“ ſagt er, „verſteh' ich darunter alles, was webet, das heißt: alle Menſchen. Denn Weben oder Webern heißt ſo viel als ſich bewegen. In ihm leben, weben und ſind wir. Weben heißt rührig ſein mit den Gliedmaßen, Schaffen und Arbeiten mit den Händen etwas Gutes.“

„Folgt daraus, Adjunkt?“

„Folgt daraus: Wer die Hände in den Schoß legt und nicht rührig und emſig iſt an ſeiner Arbeit, der kann auch nie recht fröhlich ſein, wenn er ſchon ſo ausſieht. Denn es heißt: Du macheſt fröhlich alles, was webet.“

„Fragt ſich nun drittens, Adjunkt? Warum heißt es: Beide, des Morgens und des Abends?“

Sagt der Adjunkt: „Weil nicht alle Tagszeiten gleich ſind. Habt Ihr noch nie geachtet, wann die Schnitter am luſtigſten ſind? Morgens, wann ſie hinausgehen, und Abends, wann ſie heimkommen. Oder wann ſtimmt Euer Nachbar, der Schuhmacher, ſeine Lieder an: Süßer Chriſt du, du biſt meine Wonne? Am Morgen freut er ſich, daß es an die luſtige Arbeit geht. Er ſchneidet das Leder zu und zwingt es über den Leiſt, und die Morgenſonne grüßt ihn zwiſchen dem Kirchturm hinein und zwiſchen der Zehndſcheuer. Am Abend freut er ſich, daß die Arbeit ein Ende hat und die Ruhe kommt. Der Schuh iſt fertig, nett und ohne Tadel, die erquickliche Abendluft weht ihm zum Fenſter hinein und die Löffel und Gabeln rühren ſich ſchon in der Schublade.“

„Gut gegeben, Adjunkt, was folgt daraus?“

„Folgt daraus: Wer ſein Geſchäft nicht in der Ordnung treibt, heute alles thun will, morgen nichts, vormittags ſitzt er im Wirtshaus, nachmittags muß das Geſchäft doch fertig ſein,

2. Arbeit iſt Genitiv; altertümliche Konſtruktion für: mit deiner Hände Arbeit.

also bleibt er daran bis Mitternacht — einen solchen Menschen kann er nicht fröhlich machen, denn ein solcher respektiert die Tagszeiten nicht."

„Adjunkt," sagte der Hausfreund, „wenn Ihr alle Sprüchlein also auszudeuten wißt, so ist an Euch ein Pfarrer verloren gegangen. Singt mir jetzt Euer Liedlein!"

Da sang der Adjunkt durch Seefelden hinauf das Liedlein vom König Högne. Es war hübsch.

---

225. Weltbegebenheiten.

Der Brand von Moskau.

Als im Jahr 1812 der Krieg zwischen Frankreich und Rußland ausbrach, standen in Europa die Verhältnisse so:

Auf der Seite des Kaisers von Frankreich waren Haus Östreich mit einem Hilfscorps, alle rheinischen Bundesfürsten, Schweiz, alle Völker von Italien, Illyrien, Preußen, Polen, fast ganz Europa. Auf der Seite von Rußland war allein der Engländer, später auch der Winter. Neutral waren der Däne, der Schwed, der Türk. — Spanien und Portugal hatten ihr Apartes.

Schon hatte die furchtbare Armee des französischen Kaisers nach manchem harten, aber siegreichen Kampf die russische Hauptstadt Moskau erreicht. Am 14. Sept. zog er als Sieger durch ihre Thore ein. Hier wäre ein Wort vom Frieden zu sprechen gewesen, wenn man gewollt hätte, aber man wollte nicht. Lieber die eigene Stadt verbrannt und den Feind wieder herausgetrieben.

So etwas ist nun geschwind gesagt: „Moskau ist verbrannt." Aber der geneigte Leser wird fast die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, wenn er sich von dieser Stadt einen Begriff machen läßt.

Moskau, die uneins größte Stadt der Welt, bestand aus vier großen, aneinander gebauten Städten. Die erste und innerste, der Kreml, welcher fest war und hernach von den Franzosen selbst gesprengt wurde. Um den Kreml herum aber war gebaut die Stadt Kitaigorod, um diese herum die Stadt Bielgorod, oder die weiße Stadt (bekanntlich kann der Hausfreund russisch), um Bielgorod herum war gebaut Semlanoigorod.

29. uneins größte, zweitgrößte.

Vier solche Städte aneinander gebaut wären zum Verbrennen groß genug. Aber Moskau hatte auch dreißig Vorstädte, in allem aber 20 000 Häuser und Paläste, 1000 Kirchen und große Kapellen, gegen 400 brave Wirtshäuser und wie viel Kaufläden, Fabriken, Schulen, Kanzleien, ein Findelhaus für 5000 Kinder, mit einem Wort 400 000 Einwohner, und zwölf Stunden im Umfang. Wer auf einer Anhöhe stand, soweit das Auge reichen mochte, war nichts zu sehen als Himmel und Moskau. Hernachmals nichts als Himmel und Flammen. Denn kaum waren die Franzosen eingerückt, so wurde von den Russen selbst an allen Ecken und Enden angezündet. Ein anhaltender Wind trug die Flamme schnell in alle Quartiere der Stadt. In drei Tagen lag der größte Teil derselben in Schutt und Asche, und wer seitdem vorüberging, sah nichts mehr als Himmel und Elend.

Wer den Schrecken und Jammer bedenkt, wenn ein einziges Haus in Flammen steht, die fürchterliche Helle der Nacht und die Röte am Himmel von ferne, der mag sich vorstellen, wie es aussieht, wenn in einem Umkreis von zwölf Stunden 20 000 Häuser teils in Flammen, teils in Gefahr stehen, und so viel Kirchen und Schlösser auf einmal brennen und 400 000 Menschen, Männer, Weiber, Kinder, Greise, Gebrechliche, Kranke, Fürsten, Bettler, fliehen oder verbrennen müssen, und niemand retten, niemand mehr löschen kann. Alle Feuerspritzen waren weggeschafft mit Fleiß. Tagereisen weit waren die Straßen mit Fliehenden angefüllt, Gesunde, Kranke, Sterbende, hochschwangere Frauen, säugende Mütter, und der Mittag bot keinen Tisch, kein Obdach die Nacht. Hier blieb ein Kranker liegen, den man nicht fortbringen konnte, dort segneten die Söhne ihren sterbenden Vater ein, dort begruben andere den ihrigen, alles nur so unterwegs. Weiter lag eine Frau ohne Hilfe in Kindesnöten und gebar ihren Benoni, ihren Schmerzenssohn, auch nur so unterwegs. Eine vornehme Frau kochte ihren Kindern über zusammengerafften Reisern ein ärmliches Mittagsmahl und seufzte dazu: „Ach, wie unglücklich bin ich.“ Eine andere mit ihrem armen Kindlein sah ihr zu und weinte, als ob sie sagen wollte: „Ach, wie glücklich bist du, daß du etwas zu kochen hast.“ Wie viele umgekommen sind, will der Hausfreund nicht erzählen.

Wer Moskau angezündet hat, hat viel zu verantworten. Ist ein anderer Mensch als er schuld daran, daß die siegreiche Armee des französischen Kaisers sich mitten im Winter in der fürchter-

lichsten Kälte aus Mangel an Aufenthalt und Lebensmitteln und mit namhaftem Verlust zurückziehen mußte, zuerst aus Rußland, hernach aus Polen, hernach aus Preußen, bis nach Deutschland, bis an die Elbe? Die Pferde kamen vor Mangel und Kälte um. Die Artillerie und das Gepäcke mußte zurückgelassen und den nachschwärmenden Kosaken preisgegeben werden. Viele Tausend tapfere Krieger kamen um. Denn gegen den Winter ist mit Bajonett und Sturmmarsch nicht viel auszurichten, und ein warmer Pelz und ein Kalbsschlegel leisten da ganz andere Dienste als eine Brust voll Heldenmut. Aber der Letzte hat noch nicht geschossen.

226. Der Friedensstifter.

Wer die rechten Mittel zu wählen weiß, der kommt zum Zweck, zum Exempel der Herr Theodor. Zwei junge Burgersmänner in seiner Nachbarschaft hatten sich gegenseitig im Wirtshaus beleidigt, und waren doch zu honett, einander anzugreifen, und zu eigensinnig, einander zu vergeben. Also nährten sie den Unfrieden im Herzen. Das klagte jemand dem Herr Theodor, und wie alle Mittel vergeblich seien, sie mit einander zu versöhnen. Der Herr Theodor sagte: „Laßt mich gewähren. Ich kenne sie. Bis morgen sind sie gute Freunde.“ Also bat er jeden insbesondere, ob er nicht heute bei ihm zu Nacht essen wollte und setzte sie an den Tisch neben einander. Keiner gönnte dem andern ein Wort oder einen Blick. Beide dupften fleißig mit dem Herr Theodor an, aber keiner mit dem andern. Da löschte der Herr Theodor das Licht aus, als wenn er die Kerze hätte putzen wollen und sagte: „Nichts für ungut! Ich will's gleich wieder anzünden.“ Indem er aber hinausging, gab er dem einen von der Seite her, wo der andre saß, im Dunkeln eine Ohrfeige. Also gab dieser dem andern zwei, und also setzten sie das Multiplikationsexempel mit einander fort und zerschlugen sich, wo jeder im Finstern hintraf, bis der Herr Theodor wieder kam, der etwas lange ausblieb. Als der Herr Theodor mit dem Licht wieder kam und traf sie an im wilden Kampf und Handgemeng, sagte er: „Das ist recht gut und löblich, ehrenwerte Nachbarn und Gäste, daß ihr euch gegen einander expliziert, und ich hab's schon den ganzen Abend gemerkt, daß ihr etwas gegen einander auf dem Herzen habt. Ich sehe, daß es

euch aufrichtig um Aussöhnung zu thun ist, weil jeder dem andern seine Meinung unverhohlen zu verstehen giebt." „Ihr hättet nicht sagen sollen, daß ich Trumpf verleugne," sagte der eine, „so ich doch Farbe angegeben habe." Der andere sagte: „Ihr hättet nur nicht gleich schimpfen dürfen. Ein Herz ist bald für einen Eckstein angesehen. Ihr wißt, wie schmutzig die Karten sind." Drauf ließ sich der Herr Theodor den Handel von ihnen erzählen und schlichtete ihn vollends aus; den andern Tag waren sie wieder gut Freund.

---

227. Fortgesetzte Erklärung der Zeittafel.

Die Allemannen am Rheinstrom.

Der geneigte rheinländische Leser hat vor einem Jahr mit seltnem Fleiß und Wohlgefallen vernommen, wie es ausgesehen hat in dem Lande seiner Heimat von Anbeginn bis um das Jahr nach Christi Geburt zweihundert, und er hat sich's nicht verdrießen lassen, unterdessen um ein Jährlein älter zu werden, damit er jetzt erfahre, wie es von jener Zeit an weiter ergangen ist, und wer die Allemannen sind, die der Hausfreund so zu sagen wie ein Quartiermacher aus dem dritten Jahrhundert im Kalender 1813 angekündigt hat. Eigentlich weiß niemand recht zu sagen, wer diese berühmten Allemannen waren, noch wo sie auf einmal hergekommen sind, wiewohl es sind dem zahlreichen geneigten Leser am Oberrhein seine wahren Stammväter und Altvordern, von deren Blut er abstammt, große, grobgliederige Menschen mit blauen Augen, krausen, roten Haaren, voll Kraft und Mut und Trutz, fröhliche Trinker und Spieler, ohne Kenntnisse. Es geht noch manchem ein wenig nach. Wenn einem von ihnen ein zehnjähriges Büblein, wie sie heutzutag in die Schule gehn, ein Additionsexempel angesetzt oder ein ABC-Büchlein vorgelegt hätte, oder eine achtzehnjährige Tochter des geneigten Lesers hätte einer Frau Mehl und Eier und Butter gegeben, „da, Mütterlein, backe Sträublein draus," sie hätten nichts wissen damit anzufangen. Noch wurde kein Vaterunser, noch kein Ave Maria gebetet. In die Kirche gingen sie nach Schaffhausen an den Rheinfall, oder in die dichtesten Wälder,

9. Zeittafel, die am Anfang des Kalenders stehende Übersicht der Zeiträume, welche seit gewissen historischen Ereignissen verflossen, s. S. 315. — 30. Sträublein, ein schraubenähnliches Backwerk.

oder auf den Belchen. Denn sie beteten unsichtbare Götter an, wenn nicht Sonne und Mond oder den Rhein und opferten ihnen Pferde. Sonst war ihre liebste Beschäftigung der Müßiggang, dann die Jagd und der Krieg. Zweihundert Jahre lang kämpften sie mit den Römern in unversöhnlichen Kriegen zuerst um die Landschaften zwischen dem Rhein, der Donau und dem Main, aber oft auch, wenn die Gelegenheit günstig schien, fielen sie in das römische Gebiet jenseits der Flüsse ein und spannen meist wenig Seide dabei, bis gegen das Ende.

Dem geneigten Leser müßte es wohl ein wenig bange werden, ob es möglich sei, daß er nach anderthalbtausend Jahren noch von diesem Heldenvolk abstammen und auf die Welt kommen werde, wenn er erfahren sollte, was es von einem Feldzug zum andern für schreckliche Niederlagen gelitten hat. Wo ein Thal des Schwarzwaldes sich aufthut, fluteten Mann an Mann und Schild an Schild jetzt die Allemannen siegeslustig hinaus, jetzt die Römer racheschnaubend mit Feuer und Schwert hinein. In alle Bäche floß allemannisches Blut. Mehr als einmal gingen, nach römischen Berichten, die Allemannen hunderttausendweise in einem Feldzug zu Grunde. Mehr als einmal brannte der Schwarzwald an allen Ecken und Enden. Manchmal machten wir auch gute Geschäfte bis nach Italien hinein und in die Champagne. Aber wer zuletzt mit blutigen Köpfen wieder heim kam, waren eben wir. In Champagne ließen wir auf einmal nicht mehr als 60 000 liegen. Denn die nackte deutsche Tapferkeit und Kraft, ohne die Kunst des Krieges, vermochte nie auszuhalten in die Länge gegen die geharnischten Reihen und Glieder der Römer, gegen ihre Schwenkungen und andere Kriegskünste, mitunter auch Schelmenstücklein. Mit 60 bis 80 000 Mann über den Rhein oder über die Donau zu gehen und die Römer anzugreifen, wo wir sie fanden, war uns ein leichtes. Aber wieder heimzukommen und die Feinde abzuhalten, daß sie nicht über den Fluß hinüber nachsetzten, war oft etwas Schweres. Die Geschichte erwähnt eines mannhaften deutschen Fürsten und Heerführers mit Namen Chnodomar, sie erwähnt auch eines Fürsten und Helden mit Namen Vadomar, der im Breisgau und Oberland ein Herr war und nach der Vermutung eines achtungswerten Gelehrten seinen Sitz hatte, wo itzt Thumeringen steht im Wiesenkreis, also daß dieses Ort zuerst geheißen hatte Vadomaringen. Der ist manchmal auf seinem Hengst durch die Wiese geritten oder

im Käferhölzlein auf der Jagd gewesen und hat mit lüsternem Auge hinübergeschaut in das Gebiet der Römer jenseits Rheins. Chnodomar und Vadomar und andere deutsche Fürsten, als Uri, Ursiz, Vestralp und mehrere gingen mit ihren Heerscharen über den Rhein, griffen bei Straßburg, bei Hausbergen den römischen Feldherrn Julianus an, nicht zu guter Stunde. Als die Schlacht gewonnen schien, war sie verloren. Chnodomar wurde gefangen, der gereizte Feind kam über den Rhein und hauste heidnisch mit den Leuten. Aber Vadomar, der König von Thumringen, rettete sich und sein Land. Nachgehends bekamen ihn die Römer durch List und schändlichen Verrat in ihre Gefangenschaft und schleppten ihn nach Spanien. Später wurde auch sein Sohn Vitigab, ein gar feines und kluges Herrlein, auf Anstiften der Römer von seinem Bedienten heimlich ermordet Was denkt der geneigte Leser zu einer solchen schlechten Aufführung? Viele Tausend biedere Allemannen wurden auch als Gefangene nach Rom transportiert und man hat von den wenigsten mehr erfahren, was aus ihnen geworden ist, ausgenommen ein Mägdlein von Doneschingen, namens Bißlein — das hernachmals in Rom gute Tage bekommen hat. Der Herr Römer, der es gefangen bekommen hat, hat er sich nicht nachher in dasselbe verliebt und laut gesagt, es sei in ganz Rom kein Mädchen mit diesem allemannischen Töchterlein zu vergleichen? — Wenn er itzt erst käme und eins aussuchen dürfte. Aber in der That, man weiß nicht zu sagen, wo die vielen Menschen hergekommen sind, die nach einem hundertjährigen Krieg und nach allen blutigen Niederlagen und grausamen Landesverwüstungen noch übrig waren, kraftvoll und rüstig, als die Macht der Römer im Land und daheim anfing zu zerbrechen. War nicht auf einmal selbst das ganze jenseitige Rheinland, von Basel bis nach Mainz und bis an die jenseitigen Gebirge unterthan der allemannischen Macht? Alles schien sich wieder zu erheben, bis ein neues kriegerisches Schauspiel begann. Draußen über dem Schwarzen Meer, wo Europa ein Ende hat und seltsame Völkerschaften eines andern Weltteils ihren Anfang nahmen, wohnten damals, fremden Blutes und fremder Sitten, die Hunnen, ein wildes, räuberisches Gesindel und es wird nicht viel gefehlt sein, so war ihr Oberhaupt, genannt Attila, der schlimmste unter allen. Attila brach um das

19. Bißlein, die Alemannin Bissula, welche Ausonius im Jahre 368 erbeutete und in sechs kleinen Gedichten besang. (Mitt. von Felix Dahn.)

Jahr 451 mit seinem Volk aus ihren Wohnsitzen auf, um in Europa, soweit es geht und gut thut, zu erobern, zu plündern, zu sengen und zu brennen und zu morden, und wo er hin kam, in den ersten vierundzwanzig Stunden war alles verwüstet und verödet, und je weiter er zog, je furchtbarer vermehrte sich sein Heer, denn alles zog mit, wie ein Heerstrom in seinem Lauf größer und größer wird durch die Waldströme, die sich rechts und links her in seine Fluten ergießen. Jetzt ist der Hunnenkönig schon am Saustrom im Ungarland, jetzt schon an der Donau, jetzt schon in der Gegend von Ulm, und wie ein Hagelgewitter kam richtig sein linker Flügel von Waldshut her am Rhein herab, und der rechte am Neckar herab und am Rhein. Es ist einerlei, wie viel man sagt, ob hunderttausend oder eine halbe Million. Es waren genug, für alles zu verheeren. Zwar schlug der Allemann die Hand ans Schwert. „Was wollt ihr?“ Aber der Hunne sagte: „Nichts mit euch. Geht mit uns.“ Und es wollen gelehrte Leute behaupten, die Allemannen seien auch ein wenig mitgegangen aufs Abenteuer. Vogel friß oder stirb. Also gleich über dem Rhein zerstörten sie die stolze Stadt Augst. Zwei Dörfer stehn jetzt auf ihren Fundamenten, wenige Trümmer ihrer Herrlichkeit sind noch sichtbar. Hierauf zogen sie bis nach Chalons in Frankreich hinein, um dort Schläge zu holen, bekamen sie auch und suchten auf einem andern Wege wieder ihre Heimat. Die Allemannen aber erhoben sich wieder, und was will der geneigte Leser sagen, bis zum Jahr 496 waren sie eines der mächtigsten Völker in Deutschland. Von Mainz und Köln, bis weit in die Schweiz hinauf und bis nach Tirol und Bayern hinein war alles unser, und unsern Zorn büßten die alten römischen Städte, selbst Straßburg nicht ausgenommen und Konstanz. Damals konnte ein Allemanne sich etwas einbilden, wenn er sagte: W i r.

Der Hausfreund möchte gerne hier aufhören und dem Leser diese Freude an seine Voreltern ein Jahr gönnen. Aber was man angefangen hat, muß man auch enden, und mit der allemannischen Macht wird es geschwind geendet sein. Denn die Deutschen wissen von nichts anderm, als wenn sie keinen fremden Feind zu bekämpfen und zu verderben haben, so thun sie einander den Gefallen selber. Sie meinen es sei besser, wenn die Feinde auch mit einander in der nämlichen Sprache reden können. Also griffen jetzt die Allemannen und die Franken, zwei deutsche Völker, eins das andere selber an und repetierten im Jahr 496 bei Zülpich in dem ehe-

maligen Herzogtum Jülich die Schlacht zwischen Straßburg und Hausbergen. Ja es will ein gelehrter Mann der Meinung sein, diese Schlacht sei nicht einmal bei Zülpich, sondern ebenfalls bei Straßburg vorgefallen. Auch hier war der Sieg schon völlig in den Händen der tapfern und trutzigen Allemannen, und die Reihen der Franken wichen auf allen Seiten, bis in der Herzensangst und Verzweiflung der fränkische König Chlodewig die Hand zum Himmel aufhob und den Schwur that, wenn ihm Gott den Sieg verleihe, so wolle er ja gerne ein Christ werden, seine Frau sei es ohnehin schon. Es waren aber damals schon ganze christliche Regimenter unter dem fränkischen Heer, und einer rief dem andern zu: „Du, wenn wir dem König den Sieg erkämpfen, so will er sich taufen lassen.“ Also schlugen die Christen unbarmherzig auf die Heiden drein, die Allemannen werden in Unordnung gebracht und verlieren die Schlacht für diesmal und ihre teuer errungene Freiheit und Herrschaft auf immer.

Wer diese Franken sonst ein wenig gewesen sind, und wie es unsern Altvordern unter ihrem Regiment ergangen ist, will der Hausfreund im künftigen Jahr erzählen. Der geneigte Leser aber wird klug sein und am Ende jedes Jahrs den alten Kalender in ein Kistlein legen, bis er alle beisammen hat. Bereits aber wird er seine lustigen Thäler, voll Kirchtürme, seine fruchtbaren Felder und Hügel, seine Berge mit andern Augen ansehen, wenn er sich daran erinnert, was sich hier schon zugetragen hat und wird manchmal denken: „Gottlob, es sind jetzt gleichwohl bessere Zeiten.“

228. Fortsetzung der Weltbegebenheiten.

Der Hausfreund bildet sich fast etwas darauf ein, daß er seines Orts und mit seinem schwachen Arm die Weltbegebenheiten fortsetzen kann, wenn er's nur auch könnte nach seinem und des geneigten Lesers Sinn. Wiewohl viel Köpfe viel Sinne. Jeder meint, er wollte es gewiß am besten machen. Wenn aber einmal der oberste Weltregent, der den Königen die Krone aufsetzt und dem Schwerte den Sieg verleiht, die Hand aus der Sache ziehen wollte, so würde bald eine Verwirrung und ein Elend werden, daß wir andere unglückliche Weltregenten alle die Hände über dem Kopf zusammenschlagen und ihn bitten müßten, sich der Menschheit

wieder anzunehmen, wie er bisher gethan hat, obgleich noch niemand in sein geheimes Kabinett hineingeschaut und seinen verborgenen Ratschluß erspäht hat.

Als nämlich die französische Armee sich aus dem russischen Winter herausgezogen hatte und die Russen in das deutsche Frühjahr hineinrückten, änderte sich die Gestalt der Sache so, daß die Preußen dem französischen Kaiser und seinen Bundesgenossen aufkündeten und mit ihren bisherigen Feinden gemeine Sache machten. Auch erwartete man selbigerseits die Schweden und den Beitritt der Dänen. Am 18. März waren die Russen schon in Hamburg an der Elbe und brachten diese unglückliche Stadt zum Abfall. Gleichermaßen zogen sie in Dresden, der Hauptstadt von Sachsen ein, nachdem die Franzosen abgezogen waren und die schöne Elbbrücke gesprengt hatten, die mancher weltkundige geneigter Leser auf seiner Wanderschaft wird gesehen und bewundert haben, und viele Leute fürchteten, die Feinde würden am Rhein sein, ehe man Zeit hätte, in der Geschwindigkeit etwas Russisch zu lernen. Der französische Kaiser aber sagte unterdessen kein Wort. Hat er nicht in der kurzen Winterruhe, als wenn sonst nichts zu thun wäre, die französische Thronfolge festgesetzt auf ewige Zeiten, und mit dem Papst nach mehrjährigen Mißhelligkeiten eine neue Eintracht abgeschlossen, also daß sich mitten zwischen zwei blutigen Feldzügen der Staat und die Kirche mit einander aussöhnten? So etwas weiß der Hausfreund zu loben, denn zum Glück und Wohl der Völker gehört nicht nur die weltliche Macht und Klugheit, sondern auch der geistliche Segen. Nicht alle Leute glauben's.

Als aber die Schlehen blühten, am 15. April, als noch viele Leute im Kleinmut dachten (gesagt hat man's just nicht), „diesmal bringt er keine Armee mehr zusammen, die den siegenden Feinden stichhalten kann," da war der Kaiser schon wieder in Mainz, und vor ihm und hinter ihm, wie aus dem Boden gewachsen ein neues Kriegsheer, so jung und frisch, so zahlreich, so ausgerüstet und kampflustig, daß man billig hätte sagen mögen, es sei in Frankreich wahr geworden, was man einst die Russen glauben ließ, nämlich die Ertöteten im Feld seien wieder auferstanden daheim. Aber am 25. war der Kaiser schon in Erfurt, am 28. in Weimar, am 29. in Naumburg, am 2. Mai vor den Augen des Feindes auf dem alten berühmten Schlachtfeld von Lützen; denn auf diesem Feld war schon im dreißigjährigen Krieg, am 6. November 1632

zwischen dem schwedischen König Gustav Adolph und dem kaiserlichen General Wallenstein eine der merkwürdigsten Schlachten geliefert worden. Der große König Gustav Adolph verlor in derselben durch einen Büchsenschuß das Leben. Aber seine tapfern Schweden behaupteten das Feld und den Sieg und kamen hernachmals heraus bis an den Rhein zu des geneigten Lesers Altvordern. Sonst geschieht es selten, daß im Lauf der Zeiten, in dem nämlichen Revier zum zweitenmal eine Schlacht geliefert wird; gleichsam als wenn die Geister der Erschlagenen das Feld behüteten und wie es an manchen Orten der Brauch ist, nicht leiden wollten, daß Fremde auf ihrem Kirchhof begraben werden. Aber wenn der fromme Landmann den Pflug darüber führt, und die Knaben und Mägdlein den Erntetanz dort halten, dagegen haben sie nichts, was jedoch im Jahr 1813 bei Lützen nicht geschehen ist. Denn der Russe, als wenn er nach 181 Jahren dem König Gustav Adolph und den Erschlagenen auf diesem Feld noch ein blutiges Seelenamt halten wollte, that den ersten Schuß und begann damit eine der hartnäckigsten und blutigsten Schlachten, die je gehalten worden. Man rechnete in Leipzig die Zahl der Verwundeten und Getöteten, gering geschätzt, auf vierunddreißigtausend. Viele umliegende Ortschaften wurden an diesem Tage ausgeleert und zerstört. Lützen selbst verlor zweihundert Häuser durch den Brand. Die ganze Gegend ward zur Verwüstung.

Wer gern allen Leuten Glauben beimißt, konnte zwar aus den damaligen Zeitungen nicht klug werden, welche Partei in dieser mörderischen Schlacht das Feld behauptet und den Sieg davongetragen habe. Mit gleicher lobenswerter Tapferkeit focht der Franzos, der Russ' und der Preuß'. Der Musketier stand dem Reuter, der Reuter der Kanone. Aber am 6. Mai erging in Berlin, der preußischen Hauptstadt, ein Befehl, als wenn es nicht gut stünde, alle Männer bis zum sechzigsten Jahr sollten sich schleunig bewaffnen und wo der Feind sich zeigen wolle, sollen alle Frauen und Kinder, alle obrigkeitlichen Personen, alle Ärzte, Wundärzte und Apotheker, alle Postherrn mit ihren Pferden, alles Vieh, alle Vorräte weggeschafft werden. Alle Früchte auf dem Felde, alle Schiffe und Brücken, alle Dörfer und Mühlen sollten verbrannt, alle Brunnen verschüttet werden, damit nirgends der Feind einen Aufenthalt oder Vorschub finden sollte. Noch nie ist eine solche schauerliche Maßregel zur Zerstörung des eigenen Landes ergriffen worden. Die

Franzosen selbst aber rückten unterdessen vorwärts. Am 8. Mai hielt der Kaiser seinen Einzug in Dresden. Am 12. gingen die Franzosen über den Elbstrom. Aber meilenweit und -lang waren viele Gegenden des schönen und volkreichen Sachsenlandes verstört und alle Dörfer an der Militärstraße verlassen. Brannte nicht am 12. die Stadt Bischofswerda mit Kirche, Rathaus und 318 Bürgerhäusern also nieder, daß nur noch drei Firsten übrig sind. Aber am 18. brach der Kaiser selbst von Dresden auf und lieferte am 20. eine neue Schlacht bei Bautzen, weit drinnen in der Lausitz im Sachsenreich, nicht weit von der schlesischen Grenze. Der geneigte Leser wird gar nicht fragen, wer gesiegt hat. In wenig Stunden war der Feind geworfen und die Stadt in den Händen der Franzosen. Der 21. vollendete bei Wurschen, was dem Sieg vom 20. noch fehlte. Einundzwanzig Dörfer wurden an diesen zwei Tagen ein Raub der Flammen. Meilenweit alle Vorräte aufgezehrt oder vernichtet, alle Mühlen von den Feinden zerstört, alle Saatfelder abgeweidet und zertreten. Keine Sichel ging dort im Jahr 1813 in die Ernte. Aber am 23. rückte der Kaiser in Preußisch-Schlesien ein, am 1. Juni in Breslau. Viel gethan in einem Monat von Lützen bis nach Breslau. Viele Tausend Franzosen waren noch von Anno 1812 her in einer Reihe von Kriegsstädten von Polen heraus bis an die Elbe durch die Russen eingeschlossen. Czenstochow und Thorn und Spandau mußten sich ergeben. Aber Torgau, Wittenberg, wo Doktor Martin Luther gelebt und gelehrt hat, und Glogau in Schlesien wurden durch die siegreichen Waffen des Kaisers frei gemacht. Am 30. Mai kam auch Hamburg wieder in die Hände der Franzosen und sollte für seinen Abfall eine Buße von 48 Mill. Franken entrichten, also daß diese unglückliche Stadt, wenn sie alle Tage, die Gott giebt, 1000 Gulden an dieser Summe abbezahlen wollte, doch erst in einer Zeit von 88 Jahren damit fertig würde. Der Hausfreund wüßt's nicht aufzutreiben.

Vom 4. Juni an war Waffenstillstand, aber es war schwer zu erraten, ob zur Wiederherstellung des Friedens oder zu einer fürchterlichen Fortsetzung des Kriegs. In ganz Europa wurde rekrutiert, die ganze Elbe befestigt. Am 10. August kündeten die Russen und Preußen den Waffenstillstand auf. Zu gleicher Zeit erklärte Östreich dem französischen Kaiser den Krieg. Auf der einen Seite standen jetzt Rußland, Preußen, Östreich, Schweden, auf der andern

Frankreich, der rheinische Bund, Italien, Schweiz und Dänemark, eine Hälfte des Weltteils gegen die andere und kein Sternlein der Hoffnung schaute durch die Wolken der Gewitter.

229. Der rheinische Hausfreund an einen unsichtbaren Korrespondenten.

Guter Freund! Euere Zuschrift ohne Datum und Namen habe ich wohl erhalten. Aber die Geschichte von der verlorenen Kappe will sich nicht recht in den Kalender schicken. Für so lustige Vettern, wie Ihr einer zu sein scheint, ist es allerdings ein Spaß, wenn man eine solche Begebenheit erlebt hat und die Personen dazu kennt, daß man sie hernach in dem Kalender finde und allenfalls eine Abbildung davon. Aber die übrigen Leser (man berechnet auf das Jahr 1814 ungefähr 700 000 die nichts von Weitenau wissen), solche machen langweilige Gesichter dazu, wenn's nicht in der Sache selber liegt. Seid so gut und schickt mir sonst einmal etwas Nettes, zum Exempel von Euren eigenen lustigen Streichen.

Euer wohlgeneigter Hausfreund.

230. Glück und Unglück.

Wie hat zu einem Bauersmann ein Doktor gesagt? „Ihr Landleute," sagte er, „habt's doch immer gut. Wenn des Getreides wenig gewachsen ist, so verkauft ihr es um einen teuern Preis. Ist es wohlfeil, so habt ihr viel zu verkaufen und löset auch viel Geld." — „Umgekehrt, Herr Doktor," sagte der Bauersmann, „wir kommen auf keinen grünen Zweig. Denn wenn das Getreide teuer ist, so haben wir nicht viel zu verkaufen. Wenn wir aber viel haben, so ist es wohlfeil und macht uns doch nicht reich." — Auch gut gegeben.

18. Davor, als Beginn des Kalenders von 1815, die Betrachtung über die Planeten, s. S. 68.

231. Wein- und Fruchtschlag.

Schon oft und gern ist der Hausfreund dabei gestanden oder gesessen und hat auch mit zugehört, wenn ein achtungswerter Greis von siebenzig Jahren oder von achtzig dem jüngern Geschlecht erzählt, was in seinen und seiner Väter Tagen geschehen ist, was die Frucht gegolten hat und der Wein. Ei wie gierig hören ihm die Söhne und die Töchter zu, ob sie es gleich schon oft gehört haben, und die herangewachsenen Enkel. Den Mägdlein am Rad bleibt der Faden in den Händen stehen ohne weiters und dem Bäbele die Stricknadel, dem Jakob geht das Feuer in der Tabakspfeife aus, oder er dämpft gewaltig, je nachdem. „Ist es möglich," sagt die Margaret, nicht mit dem Mund, — niemand redet drein, sondern mit dem staunenden Gesicht. „In solchen Zeiten möcht' ich auch gelebt haben, so wohlfeil und so stille," sagt der Dieter. — „In solchen Zeiten möcht' ich nicht gelebt haben," sagt der Heiner, „so arm an Geld und Freude." Aber die Marie sagt noch nicht Ja noch Nein, aber sie hört gerne, was der Großvater erzählt, denn sie breitet mit der Gufe den Docht ein wenig auseinander und schaut mit lieblichem Antlitz scharf und sinnend in das Licht. Also will sich der Hausfreund jetzt auch einmal, ja auf einmal um circa fünfhundert Jahre älter machen, als er ist und seinen aufmerksamen Lesern sagen, was seit Anno 1296 bis auf die neuern Zeiten in den höchsten und niedrigsten Preisen die Frucht gegolten hat und der Wein, vornehmlich in der Herrschaft Rötteln und Badenweiler, denn solches ist gar angenehm und lehrreich zu wissen für jeden Leser, der mit dem Ackerbau und Weinbau das ganze Jahr beschäftiget ist und davon lebt, für jeden andern aber auch.

Merke: Erstens, der Hausfreund erfindet diese Preise nicht, sondern hat sie mühsam zusammengesucht in alter Schrift.

Merke: Zweitens, ein Pfund Geld heißt soviel als achtundvierzig Kreuzer. Ein Schilling soviel als zwei und zwei fünftels Kreuzer. Ein Pfennig aber ist eines Kreuzers fünfter Teil. Mancher Herr Provisor kann hier noch manches Rechnungsexempel holen und in sein Rechnungsbuch einheimsen, wenn er fertig ist mit der Vergleichung des neuen Maßes und Gewichts und mit den neuen Dezimalbrüchen, die wieder einer ins Land gebracht hat.

1. Wein- und Fruchtpreis. — 18. Gufe, Stecknadel.

Im Jahr 1296 war ein sehr fruchtbares Jahr. Es galt der Sack Dinkel — wie viel ratet der geneigte Leser? Antwort zwei Schillinge, oder nicht ganz fünf Kreuzer. Sechs Maß Wein hingegen galten ein Pfenning.

Im Jahr aber 1317 galt der Sack Kernen fünf Pfund. Solches war eine teure herbe Zeit, daß gar viele Leute vor Hunger verkamen.

Auch im Jahr 1439 ward es für eine große Teurung erachtet, daß der Sack Kernen sechs Gulden kostete. Im Jahr 1484 aber konnte man Wein haben umsonst. Wer viel hatte, war froh, wer ihm viel abnahm.

Um diese Zeit ist die neue Welt von den Spaniern entdeckt und nach und nach viel Gold und Silber nach Europa gebracht worden. Viel Geld aber macht teure Preise.

Von 1530 bis 1600 stand der Saum Wein selten geringer mehr als ein Pfund oder achtundvierzig Kreuzer, wie zum Beispiel im Jahr 1540, wo er zum letztenmal für 18 Schilling zu haben war. Gewöhnlich schwankte der Preis zwischen ein Pfund und fünf. Im Jahr 1589 stieg er auf neun Pfund und 1592 auf zehen. In den nämlichen Zeitläufen stand der Sack Dinkel im Jahr 1541 zum letztenmal auf neun Schilling nach dem Schlag und stieg jedoch selten höher als zwei Pfund.

Zwischen den Jahren 1600 und 1700 war schon der geringste Weinschlag drei Pfund und zwei Schilling, der gewöhnliche vier, fünf und sieben, bisweilen schon zehn, und der höchste vierzehn Pfund zehen Schilling im Jahr 1693. Der geringste Fruchtschlag für den Sack Dinkel aber war noch manchmal, selbst noch im Jahr 1696 zwischen ein und zwei Pfund und der höchste sechs auch sieben Pfund, namentlich als der dreißigjährige Krieg im Land war, der Schwed' und der Hungar, wie auch sein Namensvetter der Hunger.

In den Jahren 1720, 1729, 1730 war der Weinschlag noch immer weniger als drei Pfund. Im Jahre 1753, als der köstliche gekeltert wurde, der Dreiundfünfziger, sieben Pfund zwei Schilling sechs Pfenning. Der Hausfreund gäb' seinen nimmer drum, er hat noch. Im Jahr 1774 zwölf Pfund fünfzehen Schilling. Der Hausfreund hat auch noch. Aber im Jahr 1781 sank er

21. nach dem Schlag, im Preis.

wieder bis auf fünf Pfund und fünf Schilling und stieg 1789 auf siebzehen Pfund zehen Schilling, 1795 auf dreißig Pfund, 1797 auf dreiunddreißig Pfund sechs Schilling acht Pfenning, folglich um das siebenunddreißigfache mehr als 1540.

Der Dinkel aber galt nach dem Schlag in den Jahren 1706, 1718, 1722, 1723, 1730 ein Pfund und zwölf bis siebenzehn Schilling; 1712 und 13 aber fünf Pfund; 1770 aber sechs Pfund zehn Schilling; 1771 sechs Pfund; 1796 zehn Pfund oder zweiundzwanzigmal mehr als 1541.

Jetzt will der Hausfreund noch der Jahreszahl seine Ehre anthun und in Zukunft immer. Nämlich es war der Schlag:

Vor zweihundert Jahren 1615:

Wein der Saum 6 Pfund 18 Schilling.
Dinkel der Sack 2 Pf. 5 Sch.
Roggen der Sack 3 Pf. 15 Sch.
Haber der Sack 1 Pf. 12½ Sch.

Vor hundert Jahren oder 1715:

Wein der Saum 8 Pf. 7½ Sch
Dinkel der Sack 3 Pf.
Roggen der Sack 6 Pf.
Haber der Sack 2 Pf.

Wie er im Jahre 1815 ausfallen wird, weiß noch niemand als der Hauptplanet.

Merke zum Beschluß, erstens: Seit dem Jahre 1296 bis jetzt, also in mehr als sechshundert Jahren, ist der Preis der Lebensmittel, im ganzen genommen, immer gestiegen.

Merke zweitens: Gar geringe Preise in die Länge sind kein Glück und verraten nichts Gutes. Entweder ist zu wenig Geld zum Kaufen im Land und der Batzen muß in der Not die Dienste des Guldens thun, wie wenn einer mit einem Eselin ins Feld fahrt, er thut's nicht aus Mutwillen oder zum Staat, sondern weil er's noch nicht bis zum Rößlein gebracht hat. Der Batzen ist das Eselin, und es kommt nicht darauf an, wie wenig Batzen gilt das Malter Kernen, sondern wieviel hab' ich Batzen. Im Jahr 1362, sagt die Chronik, brachte der fleißigste Arbeiter seinen Taglohn nicht höher als neun Pfennige. Ein Haus mit Hofstatt kostete 35 Gulden. Wer damals 100 Gulden vermochte, war ein reicher

Mann und konnte alle Tage Vogt werden, insofern. Aber was hilft's? Schon der Mittelmann hatte nichts, noch viel weniger der arme. Gleichermaßen wie man zum Spott von einer gewissen Gegend sagt, daß dort die reichen Leute Holzschuhe tragen, die Mittelleute aber gehn barfuß und die armen haben gar keine Füße.

Oder aber es ist schon eine andere schreckliche Landplage vorhergegangen und hat viele Leute hinweggerafft, die ägyptische Pest, oder ein langer Krieg und die Welt sieht einem Jahrmarkt gleich, wo viel Krämer sind, aber kein Käufer. Wo man aus Mangel an Käufern nicht weiß, wohin mit dem Vorrat. — „Was gebt Ihr mir für den Sack Kernen?" „Nichts!" — „Nehmt ihn für zehn Groschen." „Ich brauche ihn nicht," — da ist es keine Kunst, wohlfeil zu sein, aber etwas zu erwerben, daß man kaufen kann, was nicht in der Furche wächst. Schiff und Geschirr, türkisch Garn, Sohlleder, Kalender. Sage nicht: „Es ist doch gut, wenn der arme Mann auch essen und trinken kann nach Genüge und nicht sorgen und arbeiten muß von einem Stern zum andern." Sage vielmehr: „Das thut gut eine kurze Zeit." Wenn der Reiche nimmer bestehen kann, was soll aus dem Armen werden, der von dem Reichen leben muß? Der Bettler hat es alsdann gut, aber es giebt viele und nicht jedermann ist es gern. Also bedeutet es lauter gute Zeit, wenn die Preise etwas hoch stehen und unter der Hand immer ein wenig steigen.

Merke drittens und endlich: Also sind die Zeiten seit sechshundert Jahren trotz Pest und Kriegen und Revolutionen und Pariser Kaiserregierung im ganzen immer ein wenig besser worden, weil die Preise aller Lebensmittel und der Lohn aller Arbeiten immer ein wenig gestiegen ist. Liegt's nicht offenbar am Tag? Wie schön gerüstet und geschmückt gehen heutzutag die Mägdlein in die Kirche? Die Mütter zu ihrer Zeit hätten's nicht vermocht. Mancher, den der Hausfreund noch wohl gekannt hat, ging im Zwilchrocke und band die Schuhe mit ledernen Riemen. Nein, der Sohn trägt einen tüchenen Rock und Schnallen zum wenigsten von Komposition. Und in manchem Städtlein oder Flecken, wo einst kaum für einen Kreuzer Prisen zu haben war, stehn jetzt Kaufläden mehr als einer, von den schönen Wirtshäusern an allen Straßen nicht zu reden.

---

17. von einem Stern zum andern, vom Morgen bis zum Abend.

232. Verloren oder gefunden.

An einem schönen Sommerabend fuhr der Herr Vogt von Trudenbach in seinem Kaleschlein noch spät vom Brassenheimer Fruchtmarkt zurück, und das Rößlein hatte zwei zu ziehen, nämlich den Herrn Vogt und seinen Rausch. Unterwegs am Straßwirtshaus schauten noch ein paar lustige Köpfe zum Fenster heraus, ob der Herr Vogt nicht noch ein wenig einkehren und eines Bescheid thun wolle, die Nacht sei mondhell. Der Herr Vogt scheute sich weniger vor dem Bescheid als vor dem Ab- und Aufsteigen in das Kaleschlein, maßen es ihm schon am Morgen schwer wird, aber am Abend fast unmöglich. Der Herr Theodor meinte zwar: „Wir wollen das Kaleschlein auf die Seite umlegen und ihn abladen," aber kürzer war es doch, man ging mit der Flasche zu ihm hinaus. Aus einer Flasche wurden vier und die Redensarten manquierten ihm immer mehr, bis ihm der Schlaf die Zunge und die letzte Besinnung band. Als er aber eingeschlafen war, führten die lustigen Köpfe das Rößlein in den Stall und ließen ihn auf der Straße sitzen. Früh aber, als ihn vor dem Fenster des Wirts die Wachtel weckte, kam er sich kurios vor und wußte lange nicht, wer er sei und wo er sich befinde. Denn nachdem er sich eine Zeitlang umgesehen und die Augen ausgerieben hatte, sagte er endlich: „Jetzt kommt alles darauf an, ob ich der Vogt von Trudenbach bin oder nicht. Denn bin ich's, so hab' ich ein Rößlein verloren, bin ich's aber nicht, so hab' ich ein Kaleschlein gefunden."

---

233. Nützliche Lehren.

1.

Alles geht leichter, wenn man einen Gehilfen hat. Aber eine Heimlichkeit verschweigen kann man besser allein als selbander.

2.

Der Mensch ist an drei Proben zu erkennen. Erstlich: Erzürne ihn. Zweitens: Berausche ihn. Drittens: Teile mit ihm ein Erbe. Wenn er in der letzten Probe nicht manquiert, so ist er probat.

3.

Worin besteht der Unterschied zwischen einem ehrlichen Mann und einem unehrlichen? Antwort: Der ehrliche Mann findet nichts eher, als bis es der Eigentümer verloren hat. Im andern Fall verliert es der Eigentümer erst, wenn es der Unehrliche findet. Item der Ehrliche giebt es dem Eigentümer zurück, wenn er kann. Der Unehrliche findet noch mehr dazu, wenn er kann.

234. List gegen List.

Einem namhaften Goldschmied hatten zwei vornehm gekleidete Personen für 3000 Thaler kostbare Kleinode abgekauft für auf die Krönung in Ungarn. Hernach bezahlten sie ihm 1000 Thaler bar, legten alles was sie ausgesucht hatten in ein Schächtelein zusammen, siegelten das Schächtelein zu und gaben es dem Goldschmied gleichsam als Unterpfand für die noch fehlende Summe wieder in Verwahrung, wenigstens kam es dem Goldschmied so vor, als wenn es das nämliche wäre. „In vierzehn Tagen," sagten sie, „bringen wir euch die fehlende Summe und nehmen alsdann das Schächtelein in Empfang." Alles wurde schriftlich gemacht. Allein es vergehen drei Wochen, niemand meldet sich.

8. Vademecum IX, 201: Der ertappte Betrüger, eine holländische Geschichte. In Amsterdam kam ein Jude zu einem Kaufmann und trug ihm an, auf Juwelen, die er ihm vorzeigete, zwölftausend Gulden zu leihen. Der Kaufmann befragte andere Kenner und man ward einig, daß die Juwelen wenigstens zwanzigtausend Gulden wert seien. Dem Juden ward das Geld gegeben und er gab dafür das Kästchen Juwelen hin (das er aber in der Geschwindigkeit mit einem andern verwechselte), er versiegelte es mit seinem Petschaft und ging davon. Die bestimmte Zeit der Auslösung war schon so ziemlich lange verstrichen; dem Kaufmann ward angst, er ließ einen Notarius kommen und öffnete in dessen Gegenwart das Kästchen; man fand — Sand. Der Kaufmann kannte den Juden nicht, der Namen, den dieser sich gegeben, war gewiß erdichtet gewesen, er war wahrscheinlich nicht mehr in Holland; wie macht man, daß er wiederkomme, daß er sich selbst melde? Der Kaufmann ging zu einem Rechtsgelehrten, der erteilte ihm folgenden Rat, den der Kaufmann getreu ausführte. Er ließ am Abend seine Fensterladen nicht zumachen, ließ nachts die Fenster einschlagen und den andern Tag fand man folgende Nachricht in den Zeitungen: „Es ist bei dem Kaufmann N. N. nachts ein großer Diebstahl durch gewaltiges Einsteigen in die aus Nachlässigkeit offengelassenen Fenster geschehen; es sind folgende Sachen entwandt worden, u. s. w. — Vorzüglich ist es ihm aber um ein Kästchen Juwelen zu thun, welches ihm nicht selbst gehört, sondern nur bei ihm pfandweise gestanden hat; es sind darin folgende Stücke, u. s. w." Die List gelang. Der Jude, der von allem genaue Nachricht bekommen, kam bald nachher wieder zum Vorschein und sagt: „Da Ihr Euer Haus so schlecht verwahrt und nicht einmal die Fensterladen zugemacht habt, so trifft der Verlust des Pfandes nicht mich als Eigentümer, sondern Euch als Pfandinhaber; Ihr müßt mir also entweder die Juwelen schaffen oder wenigstens die übrigen achttausend Gulden herausgeben, weil das Kästchen auf 20 000 Gulden ist taxiert worden." — Mehr wollte man nicht, als daß der Jude sich melde; das Dokument des Notarius bewies genug und der Prozeß war bald entschieden.

Der Krönungstag geht vorüber, es gehen noch vier Wochen vorüber. Niemand will mehr nach dem Schächtelein fragen. Endlich dachte der Goldschmied: „Was soll ich euer Eigentum hüten auf meine Gefahr und mein Kapital tot drinnen liegen haben?“ Also wollte er das Schächtelein in Beisein einer obrigkeitlichen Person eröffnen und die bereits empfangenen 1000 Thaler hinterlegen. Als es aber geöffnet ward, „lieber guter Goldschmied,“ sagte der Aktuarius, „wie seid Ihr von den zwei Spitzbuben angeschmiert.“ Nämlich in dem Schächtelein lagen statt Edelgestein Kieselstein und Fensterblei statt Goldes. Die zwei Kaufleute waren spitzbübische Taschenspieler, böhmische Juden, brachten das wahre Schächtelein unvermerkt auf die Seite und gaben dem Goldschmied ein anderes zurück, welches ebenso aussah. „Goldschmied,“ sagte der Aktuarius, „hier ist guter Rat teuer. Ihr seid ein unglücklicher Mann.“ Indem trat wohlgekleidet und ehrbar ein Fremder zur Thüre herein und wollte dem Goldschmied allerlei krummgebogenes Silbergeschirr und einsechtige Schnallen verkaufen und sah den Spektakel. „Goldschmied,“ sagte er, als der Aktuarius fort war, „Euer Lebelang müßt Ihr Euch nicht mit den Schreibern einlassen. Haltet Euch an praktische Männer. Habt Ihr das Herz, eine Wurst an eine Speckseite zu setzen, Euch ist zu helfen. Wenn Euer Schächtelein oder der Wert dafür noch in der Welt ist; ich schaff' Euch die Spitzbuben wieder ins Haus.“ — „Wer seid Ihr, um Vergebung?“ fragte der Goldschmied. — „Ich bin der Zundel-Frieder,“ erwiderte der Fremde mit Vertrauen und mit einem recht liebenswürdig freundlichen Spitzbubengesicht. Wer den Frieder nicht persönlich kennt, wie der Hausfreund, der kann sich keine Vorstellung davon machen, wie ehrlich und gutmütig er sich anstellen und dem vorsichtigsten Menschen so unwiderstehlich das Herz und das Vertrauen abstehlen kann wie das Geld. Auch ist er in der That so schlimm nicht, als man ihn zwischen Bühl und Achern dafür hält. Ob nun der Goldschmied noch überdies an das Sprichwort dachte, daß man Spitzbuben am besten mit Spitzbuben fangen könne, oder ob er an ein anderes Sprichwort dachte, daß, wer das Roß geholt hat, der hole auch den Zaum (wegen einer guten Freundin will ihn der Hausfreund nicht mit Namen nennen), kurz

17. Einsechtige Schnallen sind solche, wo vom gleichen Paar nur eine vorhanden ist. — 36. Offenbar denkt Hebel wie oben S. 190 beim Goldschmied wieder an seinen Freund Hauſe in Straßburg.

der Goldschmied vertraut sich dem Frieder an. „Aber ich bitte Euch," sagte er, „betrügt mich nicht." „Verlaßt Euch auf mich," sagte der Frieder, „und erschreckt nicht allzu sehr, wenn Ihr morgen früh wieder um etwas klüger geworden seid!" Vielleicht ist der Frieder auf einer Spur? Nein, er ist noch auf keiner. Aber wer in selbiger Nacht dem Goldschmied auch noch vier Dutzend silberne Löffel, sechs silberne Salzbüchslein, sechs goldene Ringe mit kostbaren Steinen holte, das war der Frieder. Manch geneigter Leser, der auf ihn nicht viel halten will, wird denken: „Das geschah dir recht." Desto besser. Denn dem Goldschmied war es auch recht. Nämlich auf dem Tisch fand er von dem Zundel-Frieder einen eigenhändigen Empfangschein, daß er obige Artikel richtig erhalten habe, und ein Schreiben, wie sich der Goldschmied nun weiter zu verhalten habe. Nämlich er zeigt jetzt nach des Frieders Anleitung den Diebstahl bei Amt an und bat um einen Augenschein. Hernach bat er den Amtmann, die verlorenen Artikel in allen Zeitungen bekannt zu machen. Hernach bat er, auch das versiegelte Schächtelein mit seiner ganzen Beschreibung mit in das Verzeichnis zu setzen, um etwas. Der Amtmann sah ins klare und verwilligte ihm den Wunsch. „Einem honetten Goldschmied," dachte er, „kann ein Mann, der eine Haushaltung führt, etwas zum Gefallen thun." Also verlauft es sich in alle Zeitungen, dem Goldschmied sei gestohlen worden das und das, unter andern ein Schächtelein so und so, mit vielen kostbaren Edelgesteinen, die alle benannt wurden. Die Nachricht kam bis nach Augsburg. „Löb," schmunzelte dort ein böhmischer Jud dem andern zu, „der Goldschmied wird nie erfahren, was in dem Schächtelein war. Weißt du, daß es ihm gestohlen ist?" — „Desto besser," sagte Löb, „so muß er uns auch unser Geld zurückgeben und hat gar nichts." Kurz die Betrüger gehn dem Frieder in die Falle und kommen wieder zu dem Goldschmied. „Seid so gut und gebt uns itzt das Schächtelein! Nicht wahr, wir haben Euch ein wenig lange warten lassen." — „Liebe Herrn," erwiderte der Goldschmied, „euch ist unterdessen ein großes Unglück geschehen, das Schächtelein ist euch gestohlen. Habt ihr's noch in keiner Zeitung gelesen?" Der Löb erwiderte mit ruhiger Stimme: „Das wäre uns leid, aber das Unglück wird wohl auf Eurer Seite sein. Ihr liefert uns das Schächtelein ab, wie wir's Euch in die Hände gegeben haben, oder ihr gebt uns unser vorausbezahltes Geld zurück. Die Krönung ist ohnehin vorüber." —

Man sprach hin, man sprach her, „und das Unglück wird eben doch auf euerer Seite sein," nahm wieder der Goldschmied das Wort. Denn im nämlichen Augenblick traten jetzt mit seiner Frau vier Hatschiere in die Stube, handfeste Männer, wie sie sind, und faßten die Spitzbuben. Das Schächtelein war nimmer aufzutreiben, aber das Zuchthaus und so viel Geld und Geldeswert, als nötig war, den Goldschmied zu bezahlen. Aus Dankbarkeit zerriß der Goldschmied hernach den Empfangschein des Frieders. Aber der Frieder brachte ihm alles wieder und verlangte nichts für seinen guten Rat. „Wenn ich einmal etwa von Eurer Ware benötiget bin," sagte er, „so weiß ich ja jetzt den Weg in Euern Laden und zu Euerm Kästlein. Wenn ich nur alle Spitzbuben zu Grunde richten könnte," sagte er, „daß ich der einzige wäre." Denn eifersüchtig ist er.

235. Hilfe in der Not.

Als im verwichenen Spätjahr der Zirkelschmied mit seiner Frau ungegessen ins Bett gehen wollte — schon seit drei Tagen war kein Feuer mehr in die Küche gekommen, und das letzte Mäuslein hatte sich ausquartiert, da schickte ihm wie gerufen der Barbier von Brassenheim einen fetten Schinken, so groß, als manches Säulein, was noch ganz ist, und drei Würste dazu, so lang wie Glockenseiler, und der Zirkelschmied wußte nicht warum, der geneigte Leser weiß es auch nicht. Aber er erfahrt's.

Schon vor Jahr und Tagen war in Brassenheim ein fremder Mann in das Wirtshaus zu den drei Rosen gekommen, und der Zirkelschmied saß damals auch schon drin, etwa beim dritten Schöpplein oder beim vierten. Als der Fremde eine Zeitlang da war, und dem Zirkelschmied weniger pfiffig als ehrlich aussah, dachte der Zirkelschmied: Ich will ein Gespräch mit ihm anfangen. Vielleicht läßt er sich über den Löffel balbieren. „Ihr seid wohl auch zum erstenmal hier, seitdem der Rosenwirt dies schöne Haus gebaut hat, weil Ihr so lange an einem Nagel gesucht habt für Euern Kaputrock?" Der Fremde sagte: „Ich bin auch ein Wirt, aber ich tauschte mein Haus noch nicht gegen dieses, wenn eins

33. Kaputrock, Mantel (mit einer Kappe).

nicht wäre." — „Habt Ihr noch namhafte Schulden darauf?" — „Das nicht." — „Oder riecht der Abtritt?" — „Das auch nicht." — „Oder habt Ihr ein böses Weib im Haus?" — „Das auch nicht, aber sonst nichts Gutes." Endlich erfuhr der Zirkelschmied nach einigem Hin- und Herreden von dem Fremden, wie er das Unglück habe in seinem Haus mit einem grausamen Gespenst, das alle Nacht auf seinem Speicher erwache und Ziegel fresse, wie man an den Brosamen sehe und an den Lücken im Dach. Der wohlbelehrte Leser des rheinländischen Hausfreundes ist darüber im klaren, ehe man ihm sagt, daß dieses Gespenst nur ein boshafter Mensch, ein Feind des Hausbesitzers könne gewesen sein. Nämlich es war sein eigener Schwager, der ihm das Haus verleiden und feil machen wollte. Der Zirkelschmied sagte: „Wenn Ihr mit Wissen noch kein Menschenfleisch gegessen und noch keinem Roß das Einmaleins abgehört habt, so ist Rat, wenn's Euch auf zwei große Thaler nicht ankommt, einen sogleich, den andern, wenn Euch geholfen ist." Der Fremde griff sogleich in die Tasche. „Jetzt geht zum Herr Barbier," sagte der Zirkelschmied halb leise, obgleich sonst niemand in der Stube war, „und klagt ihm Eure Not. Anfänglich wird er Euch kein Gehör geben, denn es ist ihm bei Strafe verboten. Wenn Ihr aber nicht nachlaßt, so bekommt Ihr das Mittel" (oder den Buckel voll Schläge, dachte für sich der Zirkelschmied). Als aber der Fremde zu dem Barbier gekommen war, der ein gar vernünftiger Mann ist, fuhr der Barbier ihn an: „Wer hat Euch zu mir geschickt?" — „Einer in einem abgeschabenen Röcklein und in einer schwarzen Halsbinde, hinten mit einer breiten messingenen Schnalle, drei Finger hoch über den Rockkragen, hinten auf dem Kopf hat er noch vierundzwanzig bis dreißig Härlein und doch ein Kamm drin." Da hob der Barbier drohend und zürnend den Zeigefinger auf und sagte: „Wart, vermaledeiter Zirkelschmied, hab ich dich einmal ausgekundschaftet." Der Fremde aber fiel ihm ins Wort: „Stellt Euch nicht so kurios, Herr Doktor, ich weiß alles, und helft mir von meinem Ziegelfresser, von meinem Gespenst." Der Barbier bekam gute Laune, weil er den Zirkelschmied ausgekundschaftet hatte. „Ich will Euch ein stinkendes Rauchpulver geben," sagte er, „mit dem geht dem Geist auf den Leib und schlagt ihn, Ihr seid ein handfester Mann, mit einem braven Weidenstumpen lederweich, bis er vor Euch zur Erde fällt, nur nicht zu Tod, denn die Geister halten nichts darauf,

wenn man sie zu Tod schlägt. Hernach geht Ihr Eures Weges, damit der Geist auch unbeschrieen nach Hause kann.“

Solchen Rat gab dem fremden Mann der Barbier, und dachte nicht daran, was die Sache für ein schlimmes Ende nehmen könnte. Aber sie nimmt ein gutes Ende. Der Hausfreund weiß es schon.

Denn, wie gesagt, im verwichenen Spätjahr am Katharinentag, als der Barbier nach Oberwaldsheim gehen wollte, sechs Stunden von Brassenheim, wohin sonst sein Weg nicht war, kehrt er unterwegs ein in einem Wirtshaus, wie es einem einfallen kann, wenn man einen Schild sieht. Als er aber in der Stube war und den Wirt erblickte, erschrak er gar sehr und dachte: „O weh, wie werd' ich wieder da herauskommen,“ und machte in der Geschwindigkeit ein krummes Maul, daß ihn niemand kennen sollte, denn der Wirt war der nämliche, dem er das Rauchpulver gegeben hatte, und er wußte nicht, wie der Handel ausgegangen war. Der Wirt aber, während er ihm ein Schöpplein holte, sann hin und her. „Den Mann sollt' ich kennen. Wenn er nicht das Maul so verdammt krumm im Gesicht hätte, so wär's der Barbier von Brassenheim, der brave Mann, der mich vom Gespenst erlöst hat. Ich will nur sehen, wie er den Wein hineinbringt,“ und als er hernach die ersten Ehrenfragen an ihn gethan hatte: „Woher des Landes und wohin?“ sagte er: „Herr Landsmann, nehmt mir meine Neugierde nicht zum Vorwitz auf! Wenn Euer Mund besser im Blei läge, so wollt ich glauben, Ihr seid der Gregorius (Chirurgus wollte er sagen) von Brassenheim.“ Dem Barbier ging der Angstschweiß aus. „Wenn Euch mein krummes Maul irre macht,“ sagte er, „so muß der Barbier von Brassenheim ein gerades haben, und folglich kann ich nicht der nämliche sein. Zudem, so bin ich der Papiermüller von Neuhausen.“ Jetzt erzählte ihm der Wirt die ganze Geschichte, und unmerklich, wie sie immer besser lautete, zog sich sein Mund immer gerader in die Linie, „und Ihr seid es doch,“ rief endlich der Wirt. — „Freilich bin ich's,“ erwiderte der Barbier, „ich habe Euch nur ein wenig vexieren wollen, ob Ihr

13. Dieser Zug stammt aus Vademecum III, 45, aus einer im übrigen mit der vorliegenden gar nicht verwandten Geschichte: Jener aber ging mit der Wurst nach einem Bierhause, um sie zu verzehren, da er sich's aber am besten schmecken ließ, sahe er den Bauer auch zur Thür hereinkommen, er machte geschwind ein schiefes Maul und aß ganz ruhig fort. Da ihn der Bauer in die Augen kriegte, fragte er ihn: „Wie lange habt Ihr das krumme Maul?“ Dieser antwortete ganz gelassen: „Alle mein Lebtage.“ „Nun! wenn das ist,“ sagte der Bauer, „ich hätte sonsten schwören wollen, Ihr wäret der Mann, der mir meine Wurst genommen hat.“

mich noch kennt. Aber nicht wahr," sagte er, „das Mittel hat geholfen?" — „Gleich aufs erstemal," erwiderte der Wirt, und rief voll Freude und Dankbarkeit die Frau und die Kinder herein, und bestellte ein gutes Mittagsessen für seinen ehrenwerten Gast, sinnend, ob er ihm nicht sonst noch eine Ehre anthun könne. Als daher der Barbier sich entschuldigte, daß er noch nach Waldsheim auf den Katharinenmarkt gehen und ein Säulein kaufen wolle, da ging eine freundliche Heiterkeit über das Angesicht des Wirts und sagte er zu ihm: „Ei, steht Euch keine von meinen an?" Jetzt ließ er ihm sechs gemästete Schweine, eines größer als das andere, in den Hof heraus springen. „Da sucht Euch eine heraus, Herr Doktor." Der Barbier kam in Verlegenheit, so ein Schwein könne er nicht bezahlen, auch nicht gewältigen in seiner kleinen Haushaltung. Aber der Wirt faßte kurzweg eine am Bein. „Die ist Euer." Also blieben sie beisammen über den Mittag, und als sie genug gegessen und getrunken hatten, befahl der Wirt dem Knecht, das Wägelein anzuspannen und den Herrn Doktor und die Sau nach Brassenheim zu führen. — Deswegen schickte der Barbier dem Zirkelschmied tags darauf den Schinken und die Würste, weil sein Mutwillen ihm dazu verholfen hatte. „Sieh, Bärbel," sagte hernachmals der Zirkelschmied zu seiner Frau, „du hast mich schon oft verkannt Mit einem Mann wie ich bin, ist eine Frau versorgt."

---

236. Der Bock.

Einst im strengen Winter, an einem Sonntag abends, fuhr eine fremde wunderschöne Frau den Schliengener Berg hinauf, und als auf einmal die Pferde still standen, waren sie auch klüger als ein Bauersmann, der vor ihnen mitten im Weg und im Schnee lag und schlief. Denn die Pferde hatten nur Haber im Leib, aber der Bauersmann Branntewein, und kam von unten herauf, wollte nach Kandern gehn, verfehlte aber in Schliengen den Rang. Die wunderschöne Frau ließ ihn wecken. „Fehlt Euch etwas, guter Mann, oder seid Ihr sonst in den Schnee gefallen?" — „Nein," stammelte der Bauersmann, „da ist mir eine schwarze Katze mit feurigen Augen vor meinen Augen herumgefackelt und hat mich irre geführt und schlaftrunken gemacht, und wenn ich weiß, wo ich bin, — so weiß es" — das Kind im Mutterleib, wollte er

etwa sagen, aber er brachte es nicht heraus. — „Ihr seid betrunken, guter Mann, und wenn Ihr hier liegen bleibt, müßt Ihr erfrieren.“ — „Wenn ich betrunken bin,“ fragte er, „habt Ihr mir den Rausch bezahlt, oder hab' ich ihn bezahlt, oder bin ich ihn nicht vielmehr noch schuldig?“ Als aber die Frau, so freundlich sie ist und sein kann, ihm zuredete, vornen auf den Bock zu sitzen, bis zum nächsten Ort. — „Bock sitzen?“ dachte er in seinem erschrecklichen Rausch, und fing auf einmal an, aus einem andern Ton zu sprechen. „Ihr seid die schwarze Katze und habt Euch in eine heidnische Prinzessin verwandelt. Um Gottes willen, verschont mich nur diesmal,“ denn er dachte an einen andern Bock, auf dem die Hexen reiten, und jetzt geh' es zum Pech- und Schwefelbrünnlein, und nicht zur kalten Herberge, die auf dem Schliengener Berg steht, sondern zur heißen. In seinem Leben wolle er keinen Rausch mehr trinken. Allein das half alles nichts, sondern der Kutscher, der Postillion von Müllheim, band ihn auf den Bock. Und so fuhr er, mausstill und in ängstlicher Erwartung seines Schicksals, mit bis zur Station. Auf der Station aber, auf Kaltenherberge, legten ihn die Postknechte in einen warmen Kuhstall und ließen ihn seinen Rausch dort ausschlafen. Aber noch bis auf diese Stunde glaubt der Mann, er sei verhext und bezaubert gewesen, und hat seitdem keinen Rausch mehr getrunken, ausgenommen an den Werktagen.

Dies Geschichtlein ist wahr, wenn's auch nicht zwischen Schliengen und Kaltenherberge sollte geschehen sein, und der Hausfreund kennt die schöne Frau. Hat sie's ihm nicht selber geschrieben von Freiburg aus im Üchtland?

237. Brassenheimer Siegesnachrichten vom Jahr 1813.

Im Spätjahr 1813 erfuhren wir Brassenheimer von dem Krieg in Sachsen auch lange nichts anders, als lauter Liebes und Gutes, wer nämlich französisch gesinnt war, und niemand hatte, bei Turmstrafe, das Herz, etwas anderes zu wissen, noch viel weniger zu sagen, ausgenommen ein lustiger Kumpan, der Spielmann in der untern Gasse hat's gemerkt. Was thut der Spielmann? Er geht ins Amthaus. „Herr Amtmann, die Hochzeiten

26. Die schöne Frau ist die Hendel-Schütz, s. oben S. 17.

und Kirchweihtänze wollen heuer gar nicht recht geraten. Wolltet Ihr mir und meinen Kameraden nicht erlauben, dann und wann an einem Sonntag abends im roten Löwen eine Komödie zu spielen für ein Geringes?" Der Amtmann erwiderte: „Reichenauer, das lob' ich an Euch, daß Ihr Euch lieber auf eine geziemliche Art forthelfen und Euern Mitbürgern einen lustigen Abend dafür machen wollt, als daß Ihr wieder Schulden macht oder stehlt." Also kündeten sie auf den nächsten Sonntag eine nagelneue Komödie an. Es sei die neueste, sagten sie, die es giebt. In derselben Komödie mußte einer mitspielen, der hieß Franz, und hatte eine Frau mit Namen Viktoria, ein gar stattliches, handfestes Weibsbild. Im Verlauf der Komödie mußte es sich schicken, daß der Franz mit einem fremden Mann Verdruß bekam. Der Zank gebar Schimpf, der Schimpf gebar Schläge, und wer die meisten bekam, war nicht der fremde Mann, sondern der Franz, also daß er zuletzt seine Frau zu Hilfe rief. Weil sie aber Viktoria hieß, konnte er nicht Apollonia oder Kunigunda rufen, und also fügete es sich, daß je mehr er Schläge bekam und je besser sie auffaßen, desto lauter rief er: „Viktoria! Viktoria!" Daran haben wir Brassenheimer, was verständige Leute unter uns sind, zum erstenmal gemerkt, wie es damals in Sachsen stehen mochte, und was es zu bedeuten hatte, wenn man schrie: „Viktoria! Viktoria!" Der Herr Amtmann hat zum Glück nichts gemerkt.

---

238. Willige Rechtspflege.

Als ein neu angehender Beamter zu Zeiten der Republik das erstemal zu Recht saß, trat vor die Schranken seines Richterstuhls der untere Müller, vortragend seine Beschwerden gegen den obern, in Sachen der Wasserbaukosten. Als er fertig war, erkannte der Richter: „Die Sache ist ganz klar. Ihr habt recht." Es verging eine Nacht und ein Räuschlein, kam der obere Müller und trug sein Recht und seine Verteidigung auch vor, noch mundfertiger als der untere. Als er ausgeredet hatte, erkannte der Richter: „Die Sache ist so klar als möglich. Ihr habt vollkommen recht." Hierauf, als der Müller abgetreten war, nahte dem Richter der Amtsdiener. „Gestrenger Herr," sagte der Amtsdiener, „also hat Euer Herr Vorfahrer nie gesprochen, solange wir Urteil und

Recht erteilten. Auch werden wir dabei nicht bestehen. Es können nicht beide Parteien den Prozeß gewinnen, sonst müssen ihn auch beide verlieren, welches nicht gehn will.“ Darauf antwortete der Beamte: „So klar war die Sache noch nie. Du hast auch recht.“

239. Weltbegebenheiten.

Der rheinländische Hausfreund hat zwar schon seit dem 19. Oktober 1813 bis zum 31. März 1814 wieder an seiner guten alten deutschen Pelzkappe gebürstet und Schleißen abgelesen, und wiewohl die schönen goldenen Schnüre dran und das goldene Quästlein schon lange herabgetrennt und mitgegangen sind in den großen Abschlund, hat er sich doch herzlich gefreut, wie er zum erstenmal nach so viel Jahren wieder darin erscheinen will, und wie ihn seine geneigten Freunde und Landsleute fast nicht kennen werden, bis sie ihn hören reden. Gleichwohl hat er den besten Lust, und setzte das leichte fremde Hütlein noch einmal auf, und ein lustiges Federlein drauf, weil alles so gut gegangen ist. Eine Kokarde hat er nie getragen, trägt auch keine, sie sei denn deutsch. Denn auch das Hütlein trägt er nicht von Herzen, sondern bald aus Mutwillen, bald aus Unmut, bald aus Klugheit, oder weil's Mode ist und nobel aussieht. Diesmal hauptsächlich, weil er mit seinen geneigten Lesern und den Alliierten eine Reise nach Paris anstellen will.

Reise nach Paris. Erste Station.

Ob wir gleich im Kalender 1814 die Weltbegebenheiten in Schlesien verlassen haben, so wollen wir doch jetzt nicht mehr mit der Neuigkeit groß thun, daß der Kaiser Napoleon noch im August desselben Jahres genötiget worden ist, seine Lorbeern in Schlesien ins Wasser zu stellen und Not zu wehren in Sachsen. Das französische Heer wurde damals geschätzt auf 350 000 Mann, ebenso groß das alliierte. Am 26. und 27. August war die Schlacht bei Dresden. In derselben erschien auch russischerseits, wie ein Auferstandener von den Toten und wie ein Geist Samuels, der berühmte General Moreau, welchen der Kaiser Napoleon hatte nach Amerika verwiesen, und ließ sich gleich anfangs im Treffen zwei Beine abschießen. Hernach

8. Schleißen, Fasern.

ist er unter großen Schmerzen nach Böhmen hinein geführt worden und dort unterweges gestorben, denn die Geister und ihresgleichen erscheinen selten auf lange Zeit.

In der Schlacht selbst behauptete die Geschwindigkeit und Gegenwart Napoleons und die Tapferkeit seiner Truppen den Besitztum von Dresden und die Linie an der Elbe. Gleichwohl muß nicht viel an dem gewesen sein, daß nach dieser Schlacht die Feinde eiligst durch die Gebirgsschluchten nach Böhmen hinein geflohen seien und der Krieg so viel als aus war. Denn von dieser Zeit an zog der Kaiser, wie einer, der dem überall eindringenden Wasser allein wehren soll, unsichern Planes von einem Ort zum andern hin und her, und wurde von den Alliierten immer mehr eingewickelt, aber nicht in Baumwolle. General Vandamme fand den Weg nach Prag im Böhmerland schlecht, und verirrte bis nach Sibirien hinein, — der Kronprinz von Schweden fand bei Jüterbock den Paß des General Ney nach Berlin auch nicht gültig. Schon streiften die Alliierten im Rücken der französischen Armee. Schon gegen Ende September erschien ein Corps Alliierte in Kassel, der Hauptstadt des Königreichs Westfalen. Am 30sten reiste der Großherzog von Frankfurt in kirchlichen Angelegenheiten nach Konstanz ab. Den 14ten Oktober schälte sich Bayern vom rheinischen Bündnis ab; 75 000 Östreicher und Bayern, welche vorher an ihren Grenzen feindselig gegen einander standen, zogen jetzt unter verschwisterten Fahnen mit dem General Wrede gegen Frankfurt hinaus. Am 15ten war die französische Armee in und um Leipzig von allen Seiten umringt. Napoleon soll damals noch 200 000 Mann und 500 Kanonen beisammen gehabt haben, nicht dazu gerechnet 36 000 Mann, die er in Dresden zurückgelassen hatte, und was noch in so vielen Festungen zurück war. Mit jener Heereskraft wollte er am 17. angreifen und sich Luft machen, nein, er wurde am 16. von den Alliierten angegriffen und befand sich nicht wohl dabei, 15 000 Tote und Verwundete, 2000 Gefangene soll ihn dieser Tag gekostet haben. 45 Kanonen soll der Fürst Schwarzenberg, 55 der Kronprinz von Schweden und General Blücher genommen haben. Am 18. ging die Schlacht von neuem an. Viel gutes alliiertes Blut floß auch an diesem Tag, französisches noch besser; 1200 Kanonen sollen in dieser Schlacht gewesen sein, 30 000 Tote und Verwundete sollen das Schlachtfeld bedeckt haben. Ganze Regimenter rheinischer Bundestruppen und Polen gingen während der Schlacht

zu den Alliierten über. Aber welche Verwirrung herrschte an diesen Tagen in Leipzig, der schönen deutschen Handelsstadt, welche bebende Angst zwischen Hoffnung und Furcht. Noch wußte man abends den Ausgang dieses Treffens nicht, so nahe es war. Aber was die Nacht verbirgt, entdeckt der Tag. Am 19. früh wurde noch französisch Viktoria geläutet. Aber die Glocken wollten nimmer recht klingen. Um halb zehn Uhr verließ der französische Kaiser die Stadt, und als wenn er bald wieder zurückkommen wollte, ließ er 10 000 Mann zur Verteidigung zurück. Bald waren die Alliierten vor den Mauern. Um halb eilf Uhr begann der Sturm, man focht bis in die brennenden Vorstädte hinein. Um zwölf Uhr zogen die hohen Alliierten, der Kaiser Alexander, der Kaiser Franz, der König von Preußen und der Kronprinz von Schweden mit türkischer Musik siegreich und hochbegrüßt in der Stadt ein. Die ganze Besatzung und was sich sonst verspätet hatte, wurde in russische Gefangenschaft abgeführt.

Die Leipziger Schlacht ist anzusehen wie ein Abweiser, der den Weltbegebenheiten auf einmal einen ganz andern Strom und Lauf giebt, ja wie ein Register in einer Orgeluhr, welches, wenn es gezogen wird, ist auf einmal ein anderes Stücklein und eine andere Melodie los. Viele schimpften jetzt, denen vorher alles recht schien. Das muß man nie thun. Andere dachten in der Stille darauf, nimmer lang französisch zu sein, und wie sie sich mit Glimpf aus der Sache ziehen wollten. Der Hausfreund nicht. Auf einen Kalendermacher schauen viele Augen. Deswegen muß er sich immer gleich bleiben, das heißt, er muß es immer mit der siegenden Partie halten. Es ist immer ein gutes Zeichen für eine kriegführende Macht, wenn die Kalendermacher des Landes auf ihrer Seite sind.

Die Franzosen selbst konnten nach dieser Schlacht kein rechtes Wohlgefallen mehr an Deutschland und an der Aufführung der Alliierten finden, und nahmen auf dem Heimweg die Begleitung derselben und ihre Bewirtung bei Weißenfels und Erfurt nicht gerne an. Denn sie zogen sich nicht mehr ganz in Reih und Gliedern zurück. Man kann's nicht sagen. Viele Gewehre präsentierten sich unterwegs von selbst, auch andere Sachen und Leichname, und wer kein Federlein auf dem Hut hätte, könnte sich deutlicher ausdrücken. Allein bei aller Geschwindigkeit gelang es ihnen doch nicht, früher als der tapfere General Wrede mit seiner

Armee den Rhein zu erreichen. Hielten sie nicht am 29. Oktober miteinander noch ein blutiges Abschiedsmahl bei Hanau, drei Stunden hinwärts Frankfurt, eilf Stunden von der französischen Grenze. Am 31. war Napoleon noch in Frankfurt, am 9. wurde Hochheim genommen, drei Stunden vom Rhein. Am 12. November standen die Vorposten der Alliierten in der Schußweite von Kastel bei Mainz.

Man sagt, die Franzosen seien noch 60—80 000 Mann stark bei Hanau angekommen. Man sagt, ihre Armee habe sich in diesem Feldzug um 200 000 Mann, 800 Kanonen und 3000 Munitionswagen gesäubert, ohne was sie als Besatzung in Dresden und so vielen andern festen Städten zurückließen Man sagt, der Rest dieser Armee, die im Frühjahr so schön und zahlreich über die Mainzer Brücke ausgerückt war, sei von Mangel an Lebensbedürfnissen und von Strapazen ermattet, in einem klagenswerten Zustand in diese Stadt zurückgekommen. 30 000 Verwundete und Kranke lagen in allen Lazaretten, in Kirchen; was auf der Straße umfiel, blieb liegen, was sterben konnte, starb, ohne Verband, ohne Pflege, ohne den letzten Tropfen Wassers, ohne den letzten Trost und Zuspruch einer mitleidigen Seele. Es waren zu viel. Man konnte nicht. Unterdessen kam unter dem tapfern Fürsten und Heerführer Schwarzenberg das Hauptquartier der großen Armee in Frankfurt an. Am 5. zog unter allgemeinem Jubel Kaiser Alexander von Rußland, am 6. Kaiser Franz von Östreich, nach ihnen der König von Preußen ein, in furchtbare Gewitterwolken eines großen Weltgerichts eingehüllt, aber lauter Sonnen des Friedens. „Wir wollen Frankreich nicht erobern," sagten sie, „sondern den Frieden. Frankreich," sagten sie, „soll groß und mächtig bleiben und glücklich werden." Viele Leute glaubten's damals nicht, jetzt glauben sie's. Die Stadt Frankfurt selbst aber sah damals etwas gleich. Könige und Fürsten aus allen Gegenden versammelten sich, um die hohen alliierten Monarchen zu bewillkommnen. Der rheinische Bund, gestiftet den 12. Juli 1806, wurde stückleinweise zerrissen. Aus allen deutschen Ländern, auf allen Straßen, besonders aus dem Lande der hochherzigen Preußen, zogen waffenlustige Männer, Linientruppen, Landwehren, Studenten, Advokaten, Staatsräte, Prinzen, Kalendermacher zum heiligen Krieg — so nannten sie es — an den Rhein. Was will der Hausfreund sagen? Kamen nicht um diese Zeit die Weltbegebenheiten dem

guten rheinländischen Leser selber bis ins Haus und auf den Speicher, und blieben manchen Abend bei ihm über Nacht?

Die gesamte Heeresmacht aber, die damals gegen den Kaiser Napoleon rings um Frankreich herum auf den Beinen stand oder noch darauf kommen sollte, war:

Die große Hauptarmee unter General Schwarzenberg am Oberrhein 250 000 Mann.

Die schlesische Armee unter General Blücher am Unterrhein 115 000 Mann.

Die Nordarmee unter dem Kommando des Kronprinzen von Schweden im nördlichen Deutschland 130 000 Mann.

Die deutschen Truppen, Liniensoldaten und Landwehr 295 000 Mann.

Die italienische Armee unter General Bellegarde 60 000 Mann.

Die englische, portugiesische und spanische Armee unter General Wellington 100 000 Mann.

Die neapolitanische unter ihrem Könige 30 000 Mann.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

240. Wunderlichkeit.

Es giebt so wunderliche Herrschaften, daß es niemand bei ihnen aushalten könnte, wenn es nicht ebenso schlaues Gesinde gäbe.

Einer verlangte früh im Bette ein Glas voll Wasser von seinem Bedienten. Das Wasser war nicht frisch genug. „Geschwind ein anderes.“ Der Bediente stellte das Glas draußen auf den Tisch und holte dem Herrn ein zweites. Das Glas war noch nicht sauber genug. „Geschwind ein anders.“ Der Bediente stellte es draußen auf den Tisch und holte ein drittes. Das Wasser war nicht rein genug. „Geschwind ein anderes.“ Der Bediente stellte das dritte auf den Tisch und brachte das erste wieder. Das trank sein Herr mit großem Gelust. „Hättest du mir dieses nicht gleich zuerst bringen können? Geschwind noch so eins!“ Da brachte ihm der Bediente das zweite wieder, und also auch das dritte, und gestand nachgehends seinem Herrn, daß es immer das nämliche gewesen sei.

Ein anderer, ein junger Edelmann, hätte fürs Leben gern Freude gehabt am Morgenrot und am frischen Maienduft und

Vogelgesang untereinander, wenn er nicht noch größeres Vergnügen gefunden hätte am Schlafen. Deswegen befahl er seinem Bedienten, daß er ihn jeden Morgen um fünf Uhr wecken und ihm keine Ruhe lassen sollte, bis er aufstünde. „Und sollt's bis zu Schlägen kommen," sagte er, „aber es bleibt unter uns." Item zu Schlägen kam es fast allemal, aber wer sie davontrug, war der Bediente, und war's nicht früh um fünf, wenn er den Herrn weckte, so war es Vormittag um zehn oder eilf Uhr, wenn er ihn schlafen ließ, ausgenommen denn, der Bediente gebrauchte eine List. Eines Morgens, als der Herr noch so ganz fest zu schlafen schien, strich er ihm die Achsel und den Rücken, soweit er zukommen konnte, mit roter und blauer Farbe an und deckte ihn wieder zu. Um zehn Uhr, als der Herr erwachte und die Sonne schon hoch über das Kirchendach herabschaute, fuhr er zornig aus dem Bette heraus und auf den Bedienten los. „Warum hast du mich heute nicht geweckt?" — „Hab' ich Euch nicht geweckt? Warum seid Ihr nicht aufgestanden?" „Warum hast du nicht Gewalt gebraucht?" — „Hab' ich Euch nicht braun und blau geschlagen? Beseht nur Eure Achsel in dem Spiegel." Als aber der Herr in dem Spiegel die blauen und roten Striemen sah, ward sein Zorn zufrieden und legte sich. „Das laß dir gut sein," sagte er zu dem Bedienten, „daß du mich so zerschlagen hast."

241. Der fromme Rat.

Die Erzählung zu nebenstehender Abbildung braucht nicht viel Worte, sonst verdirbt man's. Nämlich:

Ein 18jähriger Jüngling ging, noch unerfahren, katholisch und fromm, zum erstenmal aus der Eltern Haus auf die Wanderschaft. In der ersten großen Stadt auf der Brücke blieb er stehen und wollte rechts und links ein wenig umschauen, weil er fürchtete, es möchten ihm nimmer viel solche Brücken kommen, an welche unten und oben solche Städte angebaut seien, wie diese. Als er aber rechts umschaute, kam daher von einer Seite ein Pater und trug das hochwürdige Gut, vor welchem jeder Katholik niederkniet, der demütig ist und es recht meint. Als er aber links umschaute, kam von der andern Seite der Brücke auch ein Pater und trug auch das hochwürdige Gut, vor welchem jeder Katholik niederkniet, der demütig ist und es recht meint, und beide waren ihm schon

ganz nahe, und beide waren im Begriff, an ihm vorbei zu gehen im nämlichen Augenblick, der eine links von daher, der andere rechts von dorther. Da wußte sich der arme Mensch nicht zu helfen, vor welchem hochwürdigen Gut er niederknien, und welches er mit Gebet und Liebe grüßen soll, und es war ihm auch schwer zu raten. Als er aber den einen Pater mit Bekümmernis anschaute und ihn gleichsam mit den Augen fragte und bat, was er thun sollte, lächelte der Pater wie ein Engel freundlich die fromme Seele an, und hob die Hand und den Zeigefinger gegen den hohen und sonnenreichen Himmel hinauf. Nämlich vor dem dort oben soll er niederknien und ihn anbeten. Das weiß der Hausfreund zu loben und hochzuachten, obwohl er noch nie einen Rosenkranz gebetet hat, sonst schrieb er den lutherischen Kalender nicht.

242. Ein Hausmittel.

Ein fremder Mann in einem Wirtshause bemerkte lange bei seinem Schöpplein, wie die Frau Vogtin (der Vogt führt die Wirtschaft) unaufhörlich am Stricken gehindert wurde durch etwas anderes. Endlich sagte er: „Es scheint, Ihr wollt ander Wetter prophezeien, Frau Vögtin. Euere braunen Tierlein machen Euch viel Zeitvertreib.“ Die Wirtin ward dessen fast verschämt und sagte: „Ihr habt mir nicht sollen zusehen.“ Darauf erwiderte der Fremde: „Ein Floh ist doch auch ein Geschöpflein, und ich weiß nicht, warum man nicht davon reden soll. Wenn sie Euch aber zur Plage sind, und es kommt Euch auf einen Vierundzwanziger nicht an, ich wollte Euch wohl sagen, was Ihr thun müßtet, damit Ihr nie in Euerm Leben einen Floh bekämet.“ Die Wirtin sagte: „Einen Vierundzwanziger wär' es wohl noch wert,“ und als er sich denselben voraus hatte bezahlen lassen, sagte er mit schelmischem Lächeln: „Nämlich, wenn Euch ein Floh am rechten Arm beißt, müßt Ihr ihn am linken suchen. Beißt er Euch aber am linken, so sucht ihn am rechten. Alsdann bekommt Ihr gewiß keinen. Ich hab's von der Polizei in Brassenheim gelernt,“ sagte er. Es war der Zirkelschmied.

243. Zwei Weissagungen.

Die erste ist sehr merkwürdig, wenn sie wahr ist, und man behauptet's. Als vor Jahr und Tag viele vornehme polnische Herren bei Spiel und Tanz sich erlusteten, trat ein leichtes wegfertiges Weibsbild, eine Zigeunerin, in den lustigen Saal, und bot ihnen ihre Weissagungen an. Da kam auch ein feines junges Herrlein, der nachmalige Fürst Poniatovsky, der nach der Leipziger Schlacht am 19. Oktober 1813 das Leben verloren hat, und streckte ihr die zarte Hand entgegen: „Weissage mir auch etwas Gutes, Mütterlein! Was meinst du, will aus mir werden?" Da sah die Hexe den jungen Fürsten freudig und wieder mitleidig an. „Ei, du schmuckes Herrlein," sagte sie, „du gelangst einst zu seltsamem Stand und Ehren! Möchte die Freude daran nur auch länger währen. Nimm vor den Elstern dich wohl in acht! Eine Elster dir den Garaus macht." — Darob und ob andern Weissagungen dieses Weibes lachten sie lange, und wie eine Elster daher flog, sagten zu Poniatovsky seine Freunde: „Nehmt Euch in acht, Prinz! Seht Ihr, was dort fliegt?" Aber Poniatovsky erwiderte: „Seltsam Amt und Ehr' ist noch nicht da." Als aber Polen von den drei Adlern zernichtet war, richteten die Polen ihre Augen und ihre Hoffnungen auf Frankreich, und viele nahmen französische Dienste, hoffend, daß durch Frankreich ihre königliche Republik wieder sollte zu Leben kommen. Also hatte auch Poniatovsky diese Wahl ergriffen und kämpfte in den Tagen der Leipziger Schlacht unter den Augen Napoleons, ein achtbarer Streitgenosse mit Tapferkeit und Glück, soviel der 16. Oktober erleiden mochte, also daß ihn der Kaiser Napoleon selbiges Tages zum Marschall von Frankreich ernannte. Das war seltsam Stand und Würde. Aber schon am 19. auf der Flucht, als alles drunter und drüber ging, ertrank der neue Marschall in der Elster. Elster heißt der Fluß, in welchem er ertrank. Mancher wohlbewanderte Leser wird sie kennen. Also ward auf eine unerwartete Weise die Prophezeiung der Zigeunerin erfüllt. Den Leichnam des Ertrunkenen hat nachher, mit allen seinen goldenen Ringen und Kostbarkeiten ein Fischer im Wasser gefunden und um Geld gezeigt, aber von allen Kostbarkeiten an seinen Fingern und in seinen Taschen hat er nichts entwendet, sondern ein Angehöriger des Prinzen hat ihn nachher in Empfang genommen und den Fischer mit einer ansehnlichen Geldsumme belohnt.

Die zweite Weissagung läßt sich zwar ganz natürlich erklären. Nicht minder aber ist sie merkwürdig.

Bekanntlich konnte man dem großen König Friederich von Preußen nicht nachreden, daß er leichtglaubig gewesen sei in Ansehung der übernatürlichen Dinge. Vielmehr hatte er manchmal seinen Spaß mit solchen, die es waren, aber nicht immer gelang es ihm. Eines Tages versicherte man ihn von einem Prediger, daß er weissagen könnte. Alles, was er vorhersage, treffe ein. Der König befahl den neuen Propheten vor ihn zu bringen. Unterdessen erkundigte sich der König, ob kein Soldat im Arrest sei, der das Leben verwirkt habe. Ja, es war einer drinnen. Also befahl er, den Delinquenten auf die bestimmte Stunde vor sein königliches Wohnzimmer auf die Schildwache zu stellen. Als aber der Prediger kam, „habt Ihr den heiligen Geist empfangen?" fragte ihn der König. — „Ihro Majestät," sagte der Prediger, „es wäre gut, wenn ihn alle hätten." — „Besitzt Ihr die Gabe der Weissagung?" — „Etwas davon, wie die Leute sagen." — „Zum Exempel," fuhr der König fort, „was soll ich geschwind fragen? — Man bringe den Burschen herein, der draußen Schildwache steht! Wie alt wird dieser Mensch werden," fragte er den Prediger, „woran wird er sterben?" Der Prediger erwiderte, „dieser Mensch werde nach vielen Jahren in einem hohen Alter sterben." — „Ihr seid in Eurer Probe schlecht bestanden," versetzte hinwiederum der König. „Wißt Ihr," sagte er, „daß ich morgenden Tages diesen Burschen henken lasse. Er ist ein Delinquent." Der Prediger sagte: „Es wäre der erste, der meiner Weissagung entliefe." Item der Delinquent wurde den andern Morgen zur Hinrichtung aus Potsdam hinausgeführt. Item die Schwestern des Königes, die Herzogin von Braunschweig und die Prinzessin Amalia fuhren desselbigen Morgens nach Potsdam hinein, daß sie dem König einen guten Morgen sagen, und ihm mit ihrem Besuch eine unvermutete Freude machen wollten. Denn derselbige Morgen war schön, fast zu schön zum Henken. Als sie aber an dem Zug vorbeifuhren und den armen Menschen auf seinem schweren Todesgang erblickten, zuckte durch ihre fürstlichen Seelen ein zarter Schmerz. „Was soll mit diesem armen Menschen werden?" — „Ihre Hoheit, nimmer viel. Er wird gehenkt." — „Was hat er begangen?" — „Das und das." — Es war zum Henken und zum Laufenlassen, wie man wollte. Die Prinzessin befahl mit der Hinrichtung noch inne

zu halten, bis neue Ordre käme. Der König aber empfing seine Schwestern mit brüderlicher Freude. „Wir haben eine Bitte an Euch, geliebter Bruder," sagten sie, „die Ihr uns wohl gewähren möget, so Ihr wollt. Gebt uns darauf Euer königliches Wort!" Der König war in guter Laune und that's. „Wenn's möglich ist," sagte er, „so soll's nicht nein sein." Denn er meinte, sie seien deswegen gekommen, und wollten etwas verlangen für sich. Sie baten aber zu seinem Erstaunen um die Begnadigung des Delinquenten. — Was war zu thun? Das Wort war gegeben. Also schickte er einen Adjutanten mit einem weißen Tüchlein hinaus, daß man den Delinquenten wieder zurückbrächte. Der König segnete das Zeitliche den 17. Aug. 1786.

Der Musketier kann in diesem Augenblicke noch leben.

---

244. Eine seltsame, jedoch wahrhafte Geschichte.

Zwei Schiffer fuhren früh morgens den Strom herab, und der Tag war schon ins enge, stille Thal gekommen, als sie an der hohen Felsenwand, genannt die Riesenmauer, vorbeifahren wollten. Es steigen nämlich daselbst die Felsen fast senkrecht in die Höhe. Weit oben ist's wie abgeschnitten, und der heilige Nepomuk, ob er gleich von Stein ist, meint man doch es müsse ihm schwindlich werden, und es wird's einem für ihn, wenn man hinaufschaut. Keine Ziege weidet an dieser Halde, kein Fußpfad führt den Wanderer hinauf oder hinab. Nur einzelne arme Tannen oder Eichen sind aus den Felsenspalten da und dort herausgewachsen, mehr hangend als stehend, und nähren sich so gut sie können vom Wasserduft und Sonnenschein. Als aber die Schiffer gegen die Felsenwand kamen, hörten sie ein klägliches Notgeschrei, und um einen Bugg herumgefahren, sahen sie mit Entsetzen, daß ein lebendiger Mensch in einsamer Todesnot und Angst auf einem solchen Eichstämmlein saß, und sich mit den Händen an einem schwachen Ästlein festhielt, wie ein furchtsamer Reiter am Kammhaar, und sah auch wirklich aus, als wenn er in die Luft hinaus reiten wollte, unten Wasser, oben Himmel, vor ihm nichts. Aber der eine Schiffer verwunderte sich noch viel mehr, als er den Mann

28. um einen Bugg, eine Biegung.

ins Auge faßte und erkannte. „Seid Ihr es, Herr Schulmeister, oder trügt mich ein Blendwerk?“ Ja es war der Herr Schulmeister, ein braver unbescholtener Mann, den der Hausfreund so gut kennt als sich selbst oder seinen Adjunkt, ein Vater von drei Kindern.

Der Hausfreund müßte sich sehr an dem geneigten Leser oder an seiner eigenen Beschreibung irren, wenn derselbe früher fragen sollte, was er doch nicht erfahren wird, wie der Mann auf diesen Baum hinaufgekommen als vielmehr, wie er wieder herabgebracht und aus des Todes Angst und Not gerettet worden sei. Man holte die längste Feuerleiter im Dorf und stellte sie an dem schmalen Bort zwischen dem Strom und den Felsen auf. Sie reichte nicht hinan. Man band die zwei längsten aneinander, und richtete sie mit unsäglicher Mühe und eigener Todesgefahr auf. Sie reichten nicht hinan. Es war schon zehn Uhr und die Sonne schwamm über das Thal, als ob sie das seltsame Schauspiel auch sehen oder Mut und Hoffnung machen wollte zur Rettung. Man erstieg auf der andern Seite die Anhöhe, schlang das längste Seil, das zu haben war, um den heiligen Nepomuk und ließ es hinab, daß er es um den Leib binden, sich alsdann mit den Händen und Füßen gegen die Felsenwand stemmen und seine Auffahrt regieren sollte. Aber der arme Mann durfte mit den Händen den Ast nicht verlassen, weil er sonst keine Habung hatte auf dem schwachen Stamm und unvermeidlich das Gleichgewicht und das Leben hätte verlieren müssen. Endlich ließ man auf die nämliche Art noch einen Mann von Mut und Kraft zu ihm hinab, der ihm das eine Seil um den Leib befestigte, und zog alsdann unversehrt einen nach dem andern herauf. Der Herr Schulmeister aber, als er wieder Boden erfaßt und sozusagen gelandet hatte, küßte er zuerst mit Dank und Gebet die Füße des Schutzheiligen, der ihm gleichsam in der Gestalt des Seils seine hilfreiche Hand hinabgereicht hatte, und absichtlich um seiner Rettung willen da zu stehen schien, und dankte seinen Mitbürgern. Hernach winkte er seiner zagenden Frau und seinen weinenden Kindern, die am jenseitigen Ufer standen, daß es jetzt nichts mehr zu sagen habe. Aber auf die Frage, wie er auf den Baum herabgekommen sei, konnte er keine Antwort geben, sondern er bewies hernach, als ein Mann, dem an seiner Reputation viel gelegen ist, daß er in dem Dorf auf dem Berge ein

22. Habung, Halt.

einziges Schöpplein getrunken habe, und nüchtern fortgegangen sei, um nach Hause zu kommen. Was sich aber weiter mit ihm zugetragen habe, wisse er nicht, sondern als er aufgewacht sei, sei er auf dem Baum gesessen.

Dem Hausfreund aber ist es insofern lieb für seine Leser, daß die Sache im Dunkeln bleibt. Denn ob es gleich muß natürlich zugegangen sein, so sieht es doch wunderbarer aus und greift besser an, wenn man nicht weiß wie. So viel ist klar auf alle Fälle: „Er hat seinen Engeln über dir Befehl gethan, daß sie dich behüten auf deinen Wegen, daß sie dich auf den Händen tragen."

245. Gleiches mit Gleichem.

Der geistliche Herr von Trudenbach stand eines Nachmittags am Fenster. Da ging mit seinem Zwerchsack der Jud von Brassenheim vorbei. „Nausel," rief ihm der geistliche Herr, „wenn du mir zu meinem Roß einen guten Käufer weißt, zwanzig Dublonen ist es wert, so bekommst du" — „Na, was bekomm' ich?" — „Einen Sack Haber." Es vergingen aber drei Wochen, bis der Jud den rechten Liebhaber fand, der nämlich sechs Dublonen mehr dafür bezahlte, als es wert war, und unterdessen stieg der Preis des Habers schnell auf das Doppelte, weil die Franzosen überall aufkauften, damals kauften sie noch. Also gab der geistliche Herr dem Juden statt eines ganzen Sackes voll einen halben. „Vielleicht bekehr' ich ihn," dachte er, „wenn er sieht, daß wir auch gerecht sind in Handel und Wandel."

Das war nun zu nehmen, wie man wollte. Der Jud nahm's aber für recht und billig. „Wart nur, Gallech," dachte er, „du kommst mir wieder."

Nach Jahresfrist stand der geistliche Herr von Trudenbach am Fenster und der Jud von Brassenheim ging durch das Dorf. „Nausel," rief ihm der geistliche Herr, „wenn du mir zu meinen zwei fetten Ochsen" — „Na, was bekomm' ich, wenn ich Euch einen guten Käufer schaffe?" — „Zwei große Thaler."

Jetzt ging der Jud zu einem verunglückten Metzger, der schon lange kein Messer mehr führt, weil alles gut thut nur solange es mag, zum Beispiel das Schuldigbleiben. Endlich sagte er zu

26. Gallech, Pfaffe.

seinen zwei letzten Kunden: „Ich weiß nicht, ich bin seit einiger Zeit so weichmütig, daß ich gar kein Blut mehr sehen kann," und schloß die Metzig zu. Seitdem heißt er zum Übernamen der Metzger Blutschen und nährte sich, wie der Zirkelschmied, von kleinen Künsten und Projekten, wie wirklich eins im Werk ist. Denn an ihm suchte und fand der Jud seinen Mann, und sagte ihm, was zu fangen sei, und auf welche Art. Nach zwei Tagen kamen die beiden zu dem geistlichen Herrn. Aber wie war der Metzger ausstaffiert? In einem halbneuen brauntüchenen Rock, in langen, schön gestreiften Beinkleidern von Barchent, um den Leib eine leere Geldgurt, am Finger einen lothschweren silbernen Ring, ein dito Herz im Hemd unter dem scharlachenen Brusttuch, hinter sich her einen wohlgenährten Hund, alles auf des Juden Bürgschaft zusammengeborgt, nichts sein eigen als das rote Gesicht. Die Ochsen wurden kunstmäßig umgangen, betastet, mit den Augen gewogen und wie mit einer Klafterschnur gemessen. — „Na, wie jauker." — „Zwanzig Dublonen." — „Siebenzehn!" — „Herr Adlerwirt," sagte der Jud, „macht neunzehn draus, Ihr verkauft Euch nicht." — „Die Ochsen sind brav," sagte der Blutschen, „wenn ich's zwei Stunden früher gewußt hätte, als meine Gurt noch voll war, daß ich sie also gleich fassen könnte, so wären sie mir ein paar Dublonen mehr wert. Aber am Freitag hol' ich sie für achtzehn," und zog den ledernen Beutel aus, als wenn er etwas drauf geben wollte. Unterdessen flüsterte der Jude dem geistlichen Herrn etwas in das Ohr, und „wenn Ihr für die Jungfer Köchin zwei große Thaler in den Kauf geben wolltet," sprach er dem Metzger zu, „so könnt Ihr die Ochsen also gleich mitnehmen für neunzehn. Ihr seid ein Ehrenmann und der Herr Dechant ist auch so einer. Am Freitag bringt Ihr ihm das Geld." Der Kauf war richtig, zwei große Thaler gingen auf die Hand. „Herr Adlerwirt," sagte der Jud, „Ihr habt einen guten Handel gemacht."

Also trieb der Blutschen die schöne fette Beute fort. Die meisten geneigten Leser aber werden bereits merken, daß der Herr Dechant sein Geld am Freitag noch nicht bekam Eines Nachmittags, nach vier Wochen oder nach sechs, stand der geistliche Herr von Trudenbach am Fenster, und der Jud ging durch das Dorf. „Nausel," rief der geistliche Herr ihm zu: „Wo bleibt der Adlerwirt? Ich habe mein Geld noch nicht." — „Na, wo wird er bleiben," sagte der Nausel.

16. jauker, teuer.

„Er wird warten, bis eine Dublone das Doppelte gilt, alsdann bringt er Euch statt neunzehn neun und eine halbe. Verliert Ihr etwas dabei? Hab ich vor einem Jahr an meinem Haber etwas verloren?"

Da ging dem Herrn Dechant ein Licht auf.

Das Artigste an dieser ganzen Geschichte ist die Wahrheit. Der Jud hat es nachgehends selber erzählt und gerühmt, wie ehrlich der Metzger an dem Scheideweg im Wald mit ihm geteilt habe. „Was er gethon hat," sagte er, „den schönsten hat er für sich behalten, und mir den geringern gegiben."

---

246. Reise nach Paris.

Zweite Station.

Es war der Anfang einer herben und klemmen Zeit, als die Völker von Europa und halb Asien wie ein Schneegestöber, nein, wie ein Wolkenbruch in die ehmals rheinischen Bundeslande hineinregneten, und nicht der kleinste Teil derselben zwischen dem Schwarzwald und Rhein sozusagen sich einklemmte und fast nimmer flott werden wollte, und es war dem Trost, daß man für eine gute Sache aufopfere, was man kann, nicht übel zu nehmen, wenn er zuletzt nimmer recht an den geschlagenen Gemütern anfassen wollte. Östreicher, Bayern, donische und grebinskische Kosaken, Würtenberger, russische Kaisergarde, Frankfurter, Baskiren, Preußen, preußische Garden, Darmstädter, Zekler Husaren und Fußvolk, Kirgisen, Sachsen, Kalmücken und Würzburger mit und neben und nach einander tranken damals Kriegskameradschaft am Rhein, und guten teils aus des rheinländischen Lesers Gläsern und Kannen. Die Großväter in fünfzig Jahren werden den Enkeln etwas zu erzählen wissen, wie man einst uns erzählt hat von den paar Warasdinern und Panduren, die zu seiner Zeit im Lande waren, zum Beispiel vom Trenk. Endlich aber und um Weihnachten 1813 geschah es, daß die Weltbegebenheiten wieder anfingen, laut zu werden, und über den Rhein zu gehen in die Schweizer Neutralität hinein und in die Departementer. Stand nicht auf einmal von Schaffhausen bis nach Mannheim eine Brücke an der andern im Rhein, wiewohl mit gehörigen Zwischenräumen. Am 21. Dezember brach am Oberrhein die große Schwarzenbergische Armee auf und bezog

29. Trenk, bekannter österreichischer Pandurenoberst.

die Straße von Altkirch, Mömpelgard, Arcei, Besoul, gegen Paris zu. Bald waren alle französische Grenzfestungen eingewickelt, zum Teil von geneigten Lesern. Mit Hüningen sprach man noch ein Wörtlein mehr. Am 30. stand schon ein östreichisches Feldpiquet von 40 000 Mann bei Genf, das Angesicht wendend nach Lyon. Am 31. ging General Vorwärts, der geneigte Leser versteht's schon, General Blücher, mit der schlesischen Armee über den Niederrhein. Am 15. Jänner 1814 vereinigte er sich mit der großen Schwarzenbergischen Armee. Am 18. war das große Hauptquartier schon in Langres. Bald darauf wurde Chaumont, bald darauf Bar sur Aube besetzt. Unter diesen Umständen löste und schnellte sich von Frankreich ab, was nicht niet- und nagelfest war, und kehrte feindliche Spitzen entgegen. An Spanien war nimmer zu denken. Schon am 7. Oktober 1813 stand General Wellington auf französischem Boden. Im November erklärte sich Holland für frei. Im Jänner ging der König von Neapel, Prinz Murat, des Kaiser Napoleons vieljähriger Waffengenosse, mit 40 000 Mann zu den Alliierten über. Allen Gefangnen, die in Frankreich gefangen waren, allen Ehrengardisten, die in den losgeschälten Ländern daheim sind, fuhr das Sprüchlein des Propheten Jesaias in die Beine, Jesaiä am 13.: „daß ein jeglicher zu seinem Volk umkehren, und ein jeglicher in sein Land fliehen wird." Endlich traten auch die Dänen über. Ganz Europa war jetzt gegen Frankreich verbündet. Niemand vermochte in dem großen Kampf um das Schicksal des Weltteils und um die Zukunft neutral zu bleiben, außer die Schweizer und der Türk. Mancher geneigte Leser dachte auch wieder einmal: „Jetzt bringt's der Napoleon nimmer auf. Jetzt darf man nur nach Paris hineinspazieren und ein Wort mit ihnen reden, und es ist gut, daß man den Zorn des heiligen Krieges schon im Blut hat, damit man nicht zu glimpflich gegen sie verfahre, wenn sich keiner wehrt." — Fehlgeschossen! Der Franzos, wiewohl er im Notfall Beine hat und Gelenke drin, so gut als einer, will doch nie den Namen haben, daß er besiegt sei, wenn er nicht muß, nicht einmal, wenn er es ist. Der Franzos ist stolz auf seinen Namen und eifersüchtig auf die Ehre seiner Nation, und nie mehr, als wenn es den andern vorkommt, daß er's am wenigsten Ursache habe. Das Unglück beugt ihn nicht, es macht ihn watz. Er ist gleich einem Bergbach, dem man den Lauf ver-

38. watz, zornig.

bauen will. Desto brausender überläuft er oder bohrt sich ein anderes Rinnsal, ja wie ein Feuerstein, je besser man ihn trifft, je besser sprühen die Funken. Das Dörflein darf verbrennen, Arm und Bein darf zerschmettert werden. Wenn's nur halbwegs aussieht, daß man gesiegt habe oder daß man wenigstens nur verraten, aber nicht überwunden sei, oder daß ein einziger ungeschickter Korporal einen dummen Streich gemacht habe. Also vermehrten sich jetzt täglich von allen Seiten her Napoleons Streitkräfte, und aus allen Häusern heraus wuchs junge Mannschaft, wie der Rhein durch so viele Bäche aus allen Thälern anschwillt im Frühjahr und immer voll bleibt, so er doch immer abläuft. Galt es nicht schon den 1. und 2. Februar bei Brienne und Rothier in ernsthaften Meinungen. Das ist das nämliche Brienne, wo die Kriegsschule war, wo Napoleon das Metier gelernt hat. Hernach hat er sich eine gute Kundschaft gemacht und viel Arbeit geliefert bis zu den Jahren 1812—1814. Im Jahr aber 1814 lagen seine Feinde in dem nämlichen Brienne und in seiner eigenen Lehrstube, und der nämliche Napoleon mußte den Ort beschießen und anzünden, trotz daß er ein eigenes Haus darin hat, wo die Obsthändlerin wohnt. — Der gelehrsame Leser des Hausfreunds ist durch ihn mit der halben Welt bekannt. — Nichtsdestoweniger war seine Seide so viel als ausgesponnen, und das Heer der Alliierten rückte tapfer nach Troyes vor. Von dieser Zeit aber gingen gleichwohl gar seltsame Märsche und Stellungen zwischen den Armeen vor, und es begann auf allen Punkten eine Reihe blutiger und fruchtloser Gefechte, mit denen der Hausfreund den geneigten Leser nicht aufhalten will, weil doch die Sache bleibt wie sie ist. Nicht alle Siegesboten kamen an Ort und Stelle an. Auch ward nicht alle Tage frisch gebacken. Eher noch wurden von Zeit zu Zeit die Vetter wieder angezogen — frischer Schnee. Indessen ging es doch immer näher zum Ende, und die Schweden setzten sich auch in Bewegung. Sollte Napoleon den Scepter verlieren und Paris, die stolze Stadt, dem Feinde die Thore öffnen, so mußte er wenigstens noch mit einem kühnen Unternehmen seine Laufbahn beschließen. Ist er nicht auf einmal mit 50 000 Mann zwischen den Stellungen der Schwarzenbergischen und Blücherschen Armee herausmarschiert und stand ungewarnter Weise dem Feinde im Rücken. Es war ein bedenklicher Augenblick. Das Landvolk auf der ganzen Linie vom Wasgau bis nach Lyon hinab stand

im Begriff, sich für Napoleon zu bewaffnen. Alle Garnisonen in den eingeschlossenen Festungen warteten nur auf Bericht, um durchzubrechen und sich mit ihm in ein furchtbares feindseliges Heer zu vereinigen, und vorne an waren auch noch Leute, z. B. der Marschall Marmont. Man kann nicht sagen, was in den nächsten vierzehn Tagen hätte geschehen können, aber desto herzhafter was geschehen ist. Das Stündlein hatte geschlagen. War Napoleon kühn, war der Alliierte schlau. Am 24. März vereinigte sich die große Schwarzenbergische und die Blüchersche Armee zwischen den getrennten Corps des Feindes, und statt dem Kaiser Napoleon nachzufolgen, was er gerne gesehen hätte, gingen sie schnell auf den Marschall Marmont los und schlugen ihn mit kräftigem Schwert bis unter die Mauern von Paris. Der furchtbare Donner der alliierten Kanonen ertönte schon in allen Häusern und Palästen und Gemütern der großen Stadt voll Menschen und eroberter Schätze. Zwei Jahre früher wäre einer ins Irrenhaus gekommen, und das noch glimpflich. Aber es ist noch nicht aus. Soldaten und Bürger, Invaliden und Knaben aus der Kriegsschule eilten auf die Anhöhen, die vor Paris liegen; eine Kanone stand an der andern und wartete auf den Feind. Es hätte unterbleiben können. Denn am 30. gelang es der tapfern preußischen Garde und einem braven Corps geneigter rheinländischer Leser, diese letzte Schutzwehr von dem Montmartre bis in die Vorstädte von Paris herabzuwerfen. Das ist der Berg Montmartre, von welchem einige Monate vorher Napoleon gesagt hat, daß wenn auch die Feinde auf dem Montmartre stünden, so wolle er kein Dorf von Frankreich hergeben. Er hat es auch gehalten. Ein anderer brachte noch selbigen Abend um vier Uhr die Kapitulation zustande. Damals hatte auf dem Pariser Weg *der letzte geschossen*, vielleicht gar ein Tannenkircher, vielleicht gar der Herr Stephan, ein guter Bekannter des Hausfreundes. Zog nicht am 31. vormittags um 11 Uhr Seine Majestät der Kaiser von Rußland und Seine Majestät der König von Preußen an der Spitze ihrer schönen zahlreichen Garden in der Hauptstadt des französischen Kaiserreichs ein? Es ist nicht anderst, das Federlein mag sich diesmal krausen wie es will.

---

30. *Stephan*, seit 1811 Knecht bei Hebels Freund, Pfarrer Günttert in Weil. Er mußte 1813 als Rekrut einrücken und genoß in Karlsruhe Hebels Schutz. Becker, S. 83.

247. Reise nach Paris.

Dritter Teil. Aufenthalt und Ende.

Als nun die beiden hohen Monarchen an der Spitze ihrer schönen und zahlreichen Garden in der Hauptstadt von Frankreich einzogen, damals war auch auf einmal ein anderes Liedlein los und eine andere Melodie. Auf allen Hüten schimmerte die weiße Königskokarde. Aus allen Kehlen, aus allen Fenstern rief es: „Friede! Friede! Es lebe Alexander! Es leben die Alliierten! Es leben die Bourbonen! Es lebe der König!" Der Hausfreund hat fast ein wenig wollen erschrecken, daß der Zeiger der großen Weltuhr wieder so auf einmal auf das Jahr 1789 zurückschnellte, wie man erschrecken mag, wenn man auf einem Kirchturm neben dem Uhrenhaus steht und denkt an nichts. Auf einmal schießt es wie ein Zorn in das Räderwerk, als wenn das jüngste Gericht und der Welt Ende durch den Kirchturm fahren wollte. Wenn es aber geschlagen hat, eins oder zwei, wird's auf einmal wieder stille, daß man fast vor der Stille erschrecken möchte, und nur der alte Perpendikel geht wieder fort, als wenn nichts geschehen wäre. Um das hätten die Franzosen nicht nötig gehabt, einst vor allen Gemeindehäusern Freiheitsbäume und Guillotinen aufzuschlagen. Ein und der andere geneigte Leser hätte auch nicht nötig gehabt, sich auf das Morgenrot des goldenen Zeitalters zu freuen, wiewohl das Zeitalter war unterdessen rot genug. — Am folgenden Tag aber nach dem Einzug, als war der 1. April, ward schon eine neue Regierung im Namen des Königs aufgerichtet. Am 4. ward von dem Senat der Kaiser Napoleon des Throns für verlustig erklärt, das Erbrecht in seiner Familie aufgehoben und Frankreich von dem Eid der Treue gegen ihn losgebunden. Der Kaiser Napoleon aber, als er die Begebenheiten in den letzten Tagen des Monats Märzen erfuhr, wie ein Blitz sich wendet, stand er wieder mit 70 000 Mann bei Fontainebleau, zehn Stunden von Paris. Er wollte die Stadt noch retten. Zu spät! Sie war übergeben. Er wollte sie angreifen und zertrümmern. Vergebens! Seine Marschälle überzeugten ihn, daß er's nicht ausführen werde. Er entsagte der Regierung für seine Person mit Vorbehalt des Regentenrechtes für seinen Sohn. „Wie steht es?" rief er dem Marschall Ney entgegen, als dieser mit der Antwort zurückkam. — „Nicht schlimm insofern," erwiderte der Marschall, „aber mit dem Regierungsrecht geht's nicht." — „Wo werde ich wohnen?" — „Wo

es Euer Majestät belieben wird, z. B. auf der Insel Elba." In Paris aber nahmen unterdessen die Freudenfeste und Gottesdienste und spitzigen Mißverständnisse unter den Truppen, die sich bisher immer nur mit Feindesaugen angesehen hatten, fast kein Ende. Am 7., als war der grüne Donnerstag, ging mitten in Paris der König von Preußen zum deutschen Nachtmahl. Am 10. veranstaltete der Kaiser Alexander einen großen griechischen Kirchgang. Am 13. kam auch Seine Majestät der Kaiser von Östreich in Paris an. Am 20. reiste Kaiser Napoleon von Fontainebleau ab. Am 27. wurde Waffenstillstand geschlossen, daß, da man zusammengekommen sei, um künftig in Freundschaft zu leben, so wolle man lieber gleich anfangen. Am 3. Mai kam der neue König Ludwig XVIII. in Paris an. Er ist der Bruder Ludwigs XVI., den im Jahre 1793 die Revolution enthauptet hat. Einundzwanzig Jahre lang waren die Bourbonen des Thrones ihrer Väter und der Heimat in Frankreich verlustig. Am 4. landete der Kaiser Napoleon auf der Insel Elba. Sie liegt im Mittelländischen Meere nahe bei Livorno, hat sieben bis acht Meilen ins Geviert, zwei Städte und 12—15 000 Einwohner, so viel als ein wohlgemessenes Oberamt. Dieses Landgütlein, man kann's so nennen, und das inwendige Vermögen, seinem Schicksal mit dem Leben zu trotzen, ließ das Jahr 1814 einem Manne übrig, der so manches Jahr die Kaiserkrone von Frankreich auf dem Haupte und die Königskrone von Neapel, von Westfalen, von Holland und Spanien in den Händen getragen hatte, nicht zu reden von Italien, vom Schutz des rheinischen Bundes bis an die böhmischen und polnischen Grenzen hinein, und von dem guten Einverständnis der neunzehn Kantone und ihrem Vermittler, oder von andern Dingen. Seine Gemahlin aber bekam für ihren Sohn die Herzogtümer Parma und Piacenza in Oberitalien. Seine Brüder begaben sich auf mancherlei Reisen. Es ist ein Beispiel, bei dem man Gedanken haben kann.

Endlich, als alles in Ordnung war, am 31. Mai wurde der Frieden verkündet, der dem gegenwärtigen heiligen und allen vorhergegangenen unheiligen Kriegen ein Ende macht. Nämlich die französische Monarchie wurde wieder hergestellt im Umfange des Gebietes, wie sie gewesen war im Jahr 1792, und etwas Anständiges dazu. Die Staaten Deutschlands sollen unabhängig sein und in einem Bund miteinander stehen. Die Franzosen behalten bis auf etwas weniges, was in den vorigen Kriegen mitgegangen ist, zum

Andenken. Der heilige Krieg verlangt keinen Nutzen, auch keine Wiedervergeltung, sonst wär's ein unheiliger. Das übrige wird auf einem Kongreß in Wien gefügt.

Das war ein merkwürdiger und unerwarteter Friedensschluß, der viele Menschen glücklich und froh gemacht hat. Denn es ging ein schönes Stücklein Europa auf einmal von Frankreich los, gleich als im Frühjahr, wenn das Tauwetter da ist, die Eistafeln von dem Ufer losgehen, die keine menschliche Kraft imstande wäre also zu lösen, daß sie nicht brechen, nämlich das jenseitige Deutschland, die hanseatische Gebiete, ganz Holland, östreichisch Niederland, etwas Schweiz, viel Italien, Illyrien und aus mancher deutschen, holländischen, italienischen Festung, aus Mainz, aus Luxemburg, aus Mantua, zog unbefleckt von Blut die weiße Kokarde aus.

Übrigens nähme mancher geneigte Leser und andere Europäer auch wieder an, was er im Jahr 1792 gehabt hat, und etwas Anständiges dazu, ob er auch zurücklassen müßte, was er unterdessen am Kriege profitiert hat.

Auf das so gingen die Weltbegebenheiten bis auf ein weiteres wieder auseinander. Es war aus. Elsaß und Lothringen hat nicht wollen losgehen.

Noch nie ist ein solcher Feldzug mit einer solchen Heeresmacht, angeführt von der Gegenwart und Eintracht dreier erhabener Monarchen, in einer solchen Jahreszeit so glorreich unternommen und vollendet worden. Sind nicht die Heerscharen unter den Schneewolken des Dezembers und Jänners ins Feld gezogen und zur Kirschenzeit wieder da gewesen? Auch ist noch nie ein solcher Friede geschlossen worden, nicht mit dem Feind, sondern mit dem Freund.

248. Einer Schildwache lächerlicher Irrtum.

Bekanntlich sagt man, daß ein Stern schieße, wenn keiner schießt, sondern was man meint, und was so aussieht, sind nur Dünste, die sich nicht sehr weit über uns in der irdischen Luft entzünden und wieder verlöschen. Die Sterne aber sind viele Millionen Meilen weit von uns entfernt. Jeder beobachtet seinen richtigen Lauf, und hält auf die Minute ein, denn sie stehen unter einer scharfen Aufsicht. Was braucht man seinem verständigen Leser so etwas noch lange zu sagen? Ein gewisser Soldat aber auf der

Schildwache muß die Betrachtung über das Weltgebäude im Kalender nie gelesen haben. Auf und ab, und ab und auf in der Mitternacht machte er bald zum Zeitvertreib Additionsexempel, zählend die Ermunterungshiebe, die er bei verschiedenen schicklichen Gelegenheiten schon eingethan hatte, bald verfertigte er in Gedanken ein Brieflein an die Herzallerliebste sein: „Zito, Zito, durch das Land." Bald betrachtete er zur Abwechslung die benachbarten Häuser und die Türme im Mondschein des letzten Viertels, unter andern auch den Sternturm, auf welchem die Sternseher sich aufhalten, und acht haben, was bei Nacht am Himmel geschieht, damit sie's wissen. Auf einmal streckt einer von den Sternsehern ein Fernrohr heraus, ein Perspektiv, und schaut nach einem Sternlein hinaus. Der Soldat dachte: „Was will jetzt der da oben mit seinem Blasrohr?" Denn er sah das Perspektiv für ein Blasrohr an. Als er ihm eine Zeitlang unbeweglich zugeschaut hatte, dachte er: „Der zielt aber lang." Endlich schoß ein Stern, wie man's nennt. Da geriet der Soldat in Verwunderung und Staunen. „Heiden Gallee," sagte er überlaut, „der kann's." Nämlich er meinte, der Sternseher habe nach einem Sterne gezielt, und ihn vom Himmel herunter geschossen, wie man einen Sperling vom Dache schießt. „Der hat sein Teil," sagte er, „der kommt nimmer." Also giebt es nicht nur Leute, die da meinen, daß die Sterne schießen, sondern einer hat sogar gemeint, daß sie können geschossen werden, von den Sternsehern.

249. Geschwinde Fertigung.

Mancher geneigte Leser, der Weber, der Färber, der Schneider wird nicht glauben, daß am nämlichen Tag das Schaf die Wolle noch an dem Leibe trug, und der Mensch den Rock. Mancher wird denken, es steckt etwas hinter den Worten, zum Vexieren. „Ganz richtig," sagte der eine, „das Schaf trug die Wolle, und der Mensch den Rock, aber der Rock war nicht von der nämlichen Wolle, vielleicht gar nur ein leinener." „Nichts nutz," sagt ein anderer, „es war die nämliche Wolle. Der Rock wurde dem Schaf auf den Rücken gelegt. Trug es den Rock, so trug es auch die Wolle. Haben nicht im letzten Krieg die russischen Kavalleriepferde

18. Heiden Gallee, ein Fluch, eigentlich Heiden Gallere.

Stiefel getragen? Aber wie? An des Reiters Beinen." — „Nichtsnutz," sagt der Hausfreund, „das Schaf trug am nämlichen Tag seine eigene natürliche Wolle, wie sie ihm aus der Haut heraus gewachsen war, und der Mensch den Rock funkelnagelneu von der nämlichen Wolle. Viele Leute in der Stadt Meinungen in Sachsenland wollten auch nicht glauben, daß es möglich sei." „Es gilt das und das," sagte der eine. — „Es soll gelten," sagte der Tuchfabrikant Herr Georg Wagner alldort. Also machte er zuerst alle nötigen Anstalten. Als die Anstalten gemacht waren, wurde früh halb vier Uhr ein Schaf geschoren, dann die Wolle gewolft und mit Baumöl eingefettet. Der Hausfreund versteht's, wie man kunst- und handwerksmäßig spricht. Jetzt war es vier Uhr. Um vier Uhr wurde die Wolle in das Maschinenhaus gebracht, auf der Krempelmaschine verlegt, dann auf die Lockmaschine gebracht, dann auf der Spinnmaschine vorgesponnen und fein gesponnen, dann abgeweift. Es war erst halb sechs Uhr, weil auf der Maschine alles gar vielfach und geschwind geht. Jetzt wurde die gesponnene Wolle in die Webstube gebracht, zum Zeddel gespult, fett gemacht und gestärkt. Alles war in einer halben Stunde gethan. Aber bis sie herausgebracht, trocken gemacht, und auf den Stuhl gezogen werden konnte, kam acht Uhr ins Land. Jetzt wurde angeknüpft, zum Schuß fertig gemacht und gewoben. Um zehn Uhr war die Wolle Tuch. Jetzt auf die Walkmühle. Jetzt zum Tuchscherer, wo es durchgeraut und zugerichtet wurde. Um halb zwei Uhr nachmittags kam es in die grüne Farbe, und obgleich es dreimal abgekühlt wurde, konnte es doch schon um zwei Uhr auf den Rahmen gespannt, getrocknet und verstrichen werden. Schon wartete der Schneidermeister mit der Schere in der Hand, und sechs Gesellen mit eingefädelten Nadeln. Das Maß war schon genommen, das Futter schon zugeschnitten. Um sechs Uhr war der Rock gemacht und auf dem Leib. Diktum Faktum.

Vielleicht will's noch nicht jedermann recht glauben. Aber:

Merke. Erstlich: Alles was durch Maschinen gearbeitet werden kann, geht gar viel geschwinder, als durch des Menschen Hände. Eben das wollte der Herr Wagner recht ins Licht setzen.

11. Wolfen heißt das Bearbeiten der Wolle mit dem sog. Wolf, wodurch die gewaschene Wolle aufgelockert und von etwa noch vorhandenen mechanisch anhängenden Unreinigkeiten befreit wird. — Die Krempel- oder Kratzmaschine hat die Aufgabe, die Wolle zu kämmen, so daß die Haare gerade und parallel ausgestreckt werden. — In der Lockmaschine werden die Haare nochmals gekämmt, treten aber in Lockenform aus. — 16. abgeweift, abgewickelt.

Zweitens: Alles war vorher bestellt und zugerichtet. Eine Hand wartete auf die andere.

Drittens: An jeder Arbeit schafften so viele Hände als möglich war und Platz hatten.

Viertens: Wenig Ware ist geschwinder verarbeitet als viele. Keine Hand ist so flink und keine Maschine so künstlich, daß sie in der nämlichen Zeit hundert Ellen fertigen und verarbeiten könnte, welche sie zu einer nötig hat.

Fünftens: Es ging alles bedächtig und mit der gehörigen Langsamkeit von statten. Man darf nie weniger geschwind thun, wenn etwas geschehen soll, als wenn man auf die Stunde einhalten will.

Merke: Es ist bei allem dem doch ein teures Röcklein geworden.

---

250. Der verachtete Rat.

Man darf nie weniger geschwind thun, wenn etwas geschehen soll, als wenn man auf die Stunde einhalten will. Ein Fußgänger auf der Basler Straße drehte sich um und sah einen wohlbeladenen Wagen schnell hinter sich hereilen. „Dem muß es nicht arg pressieren," dachte er. — „Kann ich vor Thorschluß noch in die Stadt kommen?" fragte ihn der Fuhrmann. — „Schwerlich," sagte der Fußgänger, „doch, wenn Ihr recht langsam fahrt, vielleicht. Ich will auch noch hinein." — „Wie weit ist's noch?" „Noch zwei Stunden." — „Ei," dachte der Fuhrmann, „das ist einfältig geantwortet. Was gilt's, es ist ein Spaßvogel. Wenn ich mit Langsamkeit in zwei Stunden hineinkomme," dachte er, „so zwing' ich's mit Geschwindigkeit in anderthalben, und hab's desto gewisser." Also trieb er die Pferde an, daß die Steine davon flogen und die Pferde die Eisen verloren. Der Leser merkt etwas. „Was gilt's," denkt er, „es fuhr ein Rad vom Wagen?" Es kommt dem Haus-

14. Aus dem Vademecum (das Citat fehlt mir); in Hebels Aufsätzen zu lateinischen Stilübungen Nr. 19 in folgender Fassung: (Längin, Nachträge, S. 97): Ein eilfertiger Fuhrmann war nicht mehr weit von der Stadt, als die Nacht einbrach. Ein Bürger begegnete ihm, den er fragte: „Glaubst du, daß ich die Stadt vor Thorschluß noch erreichen werde?" „Wenn du etwas gemäßigter fahren würdest," antwortete der. Der Fuhrmann meinte den Rat recht gut zu verstehn und trieb seine Pferde noch heftiger. Man hätte sagen mögen, der Wagen fahre nicht, er fliege. Aber plötzlich verlor er ein Rad und lag umgestürzt im Graben. Des andern Tages auf seinem Rückweg traf den Fuhrmann der nämliche Bürger noch auf der Straße an. „Hab' ich dir's nicht gesagt," erinnerte er ihn, „eilen thut nimmer gut."

freund auch nicht darauf an. Eigentlich aber, und die Wahrheit zu sagen, brach die hintere Axe. Kurz, der Fuhrmann mußte schon im nächsten Dorf übernacht bleiben. An Basel war nimmer zu denken. Der Fußgänger aber, als er nach einer Stunde durch das Dorf ging und ihn vor der Schmiede erblickte, hob er den Zeigefinger in die Höhe. „Hab' ich Euch nicht gewarnt," sagte er, „hab' ich nicht gesagt: Wenn Ihr langsam fahrt?"

---

251. Der Thalhauser Galgen.

„Wann bringt man denn die Juden? Es kommt ja niemand," sagte zu dem Vogt von Gillmannshofen endlich der Obmann. Nämlich der Vogt war Tages vorher in der Stadt gewesen und hatte sich bei dem Herrn Amtmann Rates erholt in irgend einer Sache. „Es ist ganz gut," sagte der Amtmann, „daß Ihr da seid, hier sind vier Oberamtsbefehle an Euch, die könnt Ihr nun selber mitnehmen." Als der Vogt in den roten Löwen zurückgekommen war, während er fortfuhr, wo er vorher war stehen geblieben, nämlich am fünften Schöpplein, zog er die vier Befehle aus der Tasche, ob er ihnen nicht vor der Hand außen ansehen könne, was inwendig stehen möchte, wie man bisweilen seltsamerweise thut. Hernach schob er die Befehle wieder in die Rocktasche. Hernach bei dem sechsten Schöpplein legte er die Arme auf den Tisch und den Kopf auf die Arme, und schlief ein. Lustige Herren saßen an einem andern Tisch, und der durchtriebenste von ihnen, einer wie der Herr Theodor, sagte: „Ich will einen Spaß machen." Nämlich er schrieb einen falschen Befehl, daß, da morgen den 15. drei Juden sollen gehenkt werden, so habe sich der Vogt von Gillmannshofen mit vierundzwanzig Mann und einem Obmann, nicht minder sämtlichen Schulkindern bei dem Thalhauser Galgen früh um neun Uhr unfehlbar einzufinden. Hernach zog er dem Vogt einen Befehl heimlich aus der Tasche, und schob an dessen Stelle den falschen hinein. Auf dem Heimwege nach Gillmannshausen fing doch der Vogt an die Befehle aufzuthun, was der Amtmann wieder mit ihm wolle, und als er anfing den falschen Befehl zu lesen, „das muß ein Irrtum sein," sagte er zu sich selber, und ging in die Stadt zurück, um den Amtmann darüber zu befragen. Der Amtmann und seine Frau, und der Herr Oberrevisor und

seine Frau ergötzten sich nach des Tages Last und Arbeit mit einem Kartenspiel. „Was wollt Ihr schon wieder," fuhr ihn der Amtmann an, „seht Ihr nicht, daß Gesellschaft bei mir ist?" Der Vogt wollte ihm erklären, daß er einen Anstoß habe an einem von den Befehlen, und daß er meine — „Ein unruhiger Kopf seid Ihr," sagte der Amtmann, wie er's denn auch wirklich war. „Ihr habt nichts zu meinen — Gehorsam habt Ihr zu leisten, was man Euch befiehlt, und damit Punktum. Seid Ihr noch nicht genug gestraft worden?" Demnach so ging der Vogt wieder seines Wegs, und den andern Morgen zog er mit einer Rotte von vierundzwanzig Mann und einem Obmann, und der Herr Schulmeister mit der Schuljugend und viele Freiwillige nach dem Thalhauser Galgen, der linker Hand auf einer kleinen Anhöhe steht, wenn man von der Neuhauser Mühle in die Stadt geht. „Es ist schade," sagte der Vogt zum Obmann, „daß es so entsetzlich regnet. Es wird mancher daheim bleiben." Als sie vor den Thalhauser Wald hinaus kamen, und den Galgen noch mutterseel allein im Felde stehen sahen, „Wir sind die ersten," sagte der Vogt zum Obmann, „es ist noch niemand da." Der Freiwilligen suchte sich jeder einen guten Platz aus, wo man's gut sehen kann. Einige setzten sich zum voraus auf nahestehende Bäume, andere standen einsweilen unter. Aber es geschah nichts. Wandersleute, die in ihren Geschäften des Weges zogen, blieben auch im Regen stehen, und wollten abwarten, was aus dem seltsamen Aufzug werden wolle. Aber es geschah nichts. „Sie werden warten," sagte der Vogt, „bis es nimmer so arg schüttet." Der Herr Schulmeister hielt zur Zeitverkürzung eine Standrede um die andere an die Schuljugend, daß, ob es gleich nur Juden seien, sollten sie doch ein christliches Exempel daran nehmen. Aber es wollt' noch nichts kommen. Es läutete schon Mittag in allen Dörfern, aber der Mittag läutete auch nichts herbei. Deswegen sagte zuletzt der Obmann zu dem Vogt: „Wann bringt man denn die Juden? Es kommt ja niemand. Oder sind wir gar zuletzt Euere Narren," sagte er. „Es wäre kein Wunder, wir henkten Euch selber daran, damit die Leute nicht umsonst dagewesen sind." — Kurz, es kam eben niemand.

Seitdem, wer durch Gillmannshofen geht, und fragt in guter Meinung oder aus Mutwillen, ob schon lang niemand mehr am Thalhauser Galgen gehenkt worden sei, oder so, der wird geschlagen.

252. Der Schneider in Pensa.

Ein rechtschaffener Kalendermacher, zum Beispiel der Hausfreund, hat von Gott dem Herrn einen vornehmen und freudigen Beruf empfangen, nämlich daß er die Wege aufdecke, auf welchen die ewige Vorsehung für die Hilfe sorgt, noch ehe die Not da ist, und daß er kund mache das Lob vortrefflicher Menschen, sie mögen doch auch stecken, fast wo sie wollen.

Der Schneider in Pensa, was ist das für ein Männlein! Sechsundzwanzig Gesellen auf dem Brett, jahraus, jahrein für halb Rußland Arbeit genug, und doch kein Geld, aber ein froher heiterer Sinn, ein Gemüt treu und köstlich wie Gold, und mitten in Asien deutsches Blut rheinländischer Hausfreundschaft.

Im Jahr 1812, als Rußland nimmer Straßen genug hatte für die Kriegsgefangenen an der Berezina oder in Wilna, ging eine auch durch Pensa, welches für sich schon mehr als einhundert Tagereisen weit von Lahr oder Pforzheim entfernt ist, und wo die beste deutsche oder englische Uhr, wer eine hat, nimmer recht geht, sondern ein paar Stunden zu spät. In Pensa ist der Sitz des ersten russischen Statthalters in Asien, wenn man von Europa aus hereinkommt. Also wurden dort die Kriegsgefangenen abgegeben und übernommen, und alsdann weiter abgeführt in das tiefe fremde Asien hinein, wo die Christenheit ein Ende hat und niemand mehr das Vaterunser kennt, wenn's nicht einer, gleichsam als eine fremde Ware, aus Europa mitbringt. Also kamen eines Tages mit Franzosen meliert auch sechzehn rheinländische Herren Leser, badische Offiziere, die damals unter den Fahnen Napoleons gedient hatten, über die Schlachtfelder und Brandstätten von Europa, ermattet, krank, mit erfrorenen Gliedmaßen und schlecht geheilten Wunden, ohne Geld, ohne Kleidung, ohne Trost in Pensa an, und fanden in diesem unheimlichen Land kein Ohr mehr, das ihre Sprache verstand, kein Herz mehr, das sich über ihre Leiden er-

1. Im Morgenblatt von 1816, Nr. 133—136, und im rhein. Hausfreund Jahrg. 1818 steht ein Artikel: „Franz Anton Egetmayer, Schneidermeister in der russischen Stadt Pensa. Geschrieben aus dem Badischen," von einem der in Pensa gewesenen Offiziere, eine begeisterte Charakteristik des Schneidermeisters. Dabei wird auch berichtet, daß der Großherzog von Baden demselben die goldene Civilverdienstmedaille verlieh. Von Hebel heißt es: „Wir teilten dem Dichter die ganze Erzählung mit, der sie voll Teilnahme aufnahm. Ohne eine andere Kunde als die wir ihm gegeben, ließ er schöpferisch aus seinem eigenen Gemüte das ihm würdig verwandte des Schneiders hervorgehen, mit einer Lebendigkeit und Wahrheit, die nur wir in ihrem Werte empfinden können." — 9. *auf dem Brett*, dem Tisch.

barmte. Als aber einer den andern mit trostloser Miene anblickte: „Was wird aus uns werden,“ oder: „Wann wird der Tod unserm Elend ein Ende machen und wer wird den letzten begraben,“ da vernahmen sie mitten durch das russische und kosakische Kauderwelsch, wie ein Evangelium vom Himmel unvermutet eine Stimme: „Sind keine Deutsche da?“ und es stand vor ihnen auf zwei nicht ganz gleichen Füßen eine liebe freundliche Gestalt. Das war der Schneider von Pensa, Franz Anton Egetmaier, gebürtig aus Bretten im Neckarkreis, Großherzogtum Baden. Hat er nicht im Jahr 1779 das Handwerk gelernt in Mannheim? Hernach ging er auf die Wanderschaft nach Nürnberg, hernach ein wenig nach Petersburg hinein. Ein Pfälzer Schneider schlagt sieben bis achtmal hundert Stunden Wegs nicht hoch an, wenn's ihn inwendig treibt. In Petersburg aber ließ er sich unter ein russisches Kavallerieregiment als Regimentsschneider engagieren, und ritt mit ihnen in die fremde russische Welt hinein, wo alles anderst ist, nach Pensa, bald mit der Nadel stechend, bald mit dem Schwert. In Pensa aber, wo er sich nachher häuslich und bürgerlich niederließ, ist er jetzt ein angesehenes Männlein. Will jemand in ganz Asien ein sauberes Kleid nach der Mode haben, so schickt er zu dem deutschen Schneider in Pensa. Verlangt er etwas von dem Statthalter, der doch ein vornehmer Herr ist, und mit dem Kaiser reden darf, so hat's ein guter Freund vom andern verlangt, und hat auf dreißig Stunden Weges ein Mensch ein Unglück oder einen Schmerz, so vertraut er sich dem Schneider von Pensa an, er findet bei ihm, was ihm fehlt, Trost, Rat, Hilfe, ein Herz und ein Auge voll Liebe, Obdach, Tisch und Bett, nur kein Geld.

Einem Gemüte wie dieses war, das nur in Liebe und Wohlthun reich ist, blühte auf den Schlachtfeldern des Jahres 1812 eine schöne Freudenernte. Sooft ein Transport von unglücklichen Gefangenen kam, warf er Schere und Elle weg und war der erste auf dem Platz, und „Sind keine Deutsche da?“ war seine erste Frage. Denn er hoffte von einem Tag zum andern, unter den Gefangenen Landsleute anzutreffen und freute sich, wie er ihnen Gutes thun wollte und liebte sie schon zum voraus ungesehenerweise, wie eine Frau ihr Kindlein schon liebt und ihm Brei geben kann, ehe sie es hat. „Wenn sie nur so oder so aussähen,“ dachte er. „Wenn ihnen nur auch recht viel fehlt, damit ich ihnen recht viel Gutes erweisen kann.“ Doch nahm er, wenn keine Deutschen

da waren, auch mit Franzosen vorlieb und erleichterte ihnen, bis sie weiter geführt wurden, ihr Elend, als nach Kräften er konnte. Diesmal aber, und als er mitten unter so viele geneigte Leser, auch Darmstädter und andere hineinrief: „Sind keine Deutsche da?“ — er mußte zum zweitenmal fragen, denn das erstemal konnten sie vor Staunen und Ungewißheit nicht antworten, sondern das süße deutsche Wort in Asien verklang in ihren Ohren wie ein Harfenton, und als er hörte: „Deutsche genug,“ und von jedem erfragte, woher er sei — er wär mit Mecklenburgern oder Kursachsen auch zufrieden gewesen, aber einer sagte von Mannheim am Rheinstrom, als wenn der Schneider nicht vor ihm gewußt hätte, wo Mannheim liegt, der andere sagte von Bruchsal, der dritte von Heidelberg, der vierte von Gochsheim; da zog es wie ein warmes, auflösendes Tauwetter durch den ganzen Schneider hindurch. „Und ich bin von Bretten,“ sagte das herrliche Gemüte, Franz Anton Egetmeier von Bretten, wie Joseph in Ägypten zu den Söhnen Israels sagte: „Ich bin Joseph euer Bruder“ — und die Thränen der Freude, der Wehmut und heiligen Heimatsliebe traten allen in die Augen, und es war schwer zu sagen, ob sie einen freudigern Fund an dem Schneider, oder der Schneider an seinen Landsleuten machte, und welcher Teil am gerührtesten war. Jetzt führte der gute Mensch seine teuern Landsleute im Triumph in seine Wohnung und bewirtete sie mit einem erquicklichen Mahl, wie in der Geschwindigkeit es aufzutreiben war.

Jetzt eilte er zum Statthalter und bat ihn um die Gnade, daß er seine Landsleute in Pensa behalten dürfe. „Anton,“ sagte der Statthalter, „wann hab' ich Euch etwas abgeschlagen?“ Jetzt lief er in der Stadt herum und suchte für diejenigen, welche in seinem Hause nicht Platz hatten, bei seinen Freunden und Bekannten die besten Quartiere aus. Jetzt musterte er seine Gäste, einen nach dem andern. „Herr Landsmann,“ sagte er zu einem, „mit Euerm Weißzeug sieht's windig aus. Ich werde Euch für ein halbes Dutzend neuer Hemder sorgen. — Ihr braucht auch ein neues Röcklein,“ sagte er zu einem andern. — „Euers kann noch gewendet und ausgebessert werden,“ zu einem dritten, und so zu allen, und augenblicklich wurde zugeschnitten, und alle sechsundzwanzig Gesellen arbeiteten Tag und Nacht an Kleidungsstücken für seine werten rheinländischen Hausfreunde. In wenig Tagen waren alle neu oder anständig ausstaffiert. Ein guter Mensch,

auch wenn er in Nöten ist, mißbraucht niemals fremde Gutmütigkeit; deswegen sagten zu ihm die rheinländischen Hausfreunde: „Herr Landsmann, verrechnet Euch nicht. Ein Kriegsgefangener bringt keine Münzen mit. So wissen wir auch nicht, wie wir Euch für Eure großen Auslagen werden schadlos halten können, und wann." Darauf erwiderte der Schneider: „Ich finde hinlängliche Entschädigung in dem Gefühl, Ihnen helfen zu können. Benutzen Sie alles, was ich habe! Sehen Sie mein Haus und meinen Garten als den Ihrigen an." So kurz weg und ab, wie ein Kaiser oder König spricht, wenn eingefaßt in Würde die Güte hervorblickt. Denn nicht nur die hohe fürstliche Geburt und Großmut, sondern auch die liebe häusliche Demut giebt, ohne es zu wissen, bisweilen den Herzen königliche Sprüche ein, Gesinnungen ohnehin. Jetzt führte er sie freudig wie ein Kind in der Stadt bei seinen Freunden herum und machte Staat mit ihnen. Der Kalender hat jetzt nimmer Zeit und Raum genug, alles Gute zu rühmen, was er seinen Freunden erwies. So sehr sie zufrieden waren, so wenig war er es. Jeden Tag erfand er neue Mittel, ihnen den unangenehmen Zustand der Kriegsgefangenschaft zu erleichtern und das fremde Leben in Asien angenehm zu machen. War in der lieben Heimat ein hohes Geburts- oder Namensfest, es wurde am nämlichen Tag von den Treuen auch in Asien mit Gastmahl, mit Vivat und Freudenfeuer gehalten, nur etwas früher, weil dort die Uhren falsch gehen. Kam eine frohe Nachricht von dem Vorrücken und dem Siege der hohen Alliierten in Deutschland an, der Schneider war der erste, der sie wußte, und seinen Kindern, er nannte sie nur noch seine Kinder, mit Freudenthränen zubrachte, darum, daß sich ihre Erlösung nahte. Als einmal Geld zur Unterstützung der Gefangenen aus dem Vaterland ankam, war ihre erste Sorge, ihrem Wohlthäter seine Auslagen zu vergüten. „Kinder," sagte er, „verbittert mir meine Freude nicht." — „Vater Egetmeier," sagten sie, „thut unserm Herzen nicht wehe!" Also machte er ihnen zum Schein eine kleine Rechnung, nur um sie nicht zu betrüben, und um das Geld wieder zu ihrem Vergnügen anzuwenden, bis die letzte Kopeke aus den Händen war. Das gute Geld war für einen andern Gebrauch zu bestimmen, aber man kann nicht an alles denken. Denn als endlich die Stunde der Erlösung schlug, gesellte sich zur Freude ohne Maß der bittere Schmerz der Trennung, und zu dem bittern Schmerz die Not. Denn es fehlte an allem,

was zur Notdurft und zur Vorsorge auf eine so lange Reise in den Schrecknissen des russischen Winters und einer unwirtbaren Gegend nötig war, und ob auch auf den Mann, solange sie durch Rußland zu reisen hatten, täglich 13 Kreuzer verabreicht wurden, so reichte doch das wenige nirgends hin. Darum ging in diesen letzten Tagen der Schneider, sonst so frohen, leichten Mutes, still und nachdenklich herum, als der etwas im Sinn hat und war wenig mehr zu Hause. „Es geht ihm recht zu Herzen," sagten die rheinländischen Herren Hausfreunde, und merkten nichts. Aber auf einmal kam er mit großen Freudenschritten, ja mit verklärtem Antlitz zurück: „Kinder, es ist Rat. Geld genug!" — Was war's? Die gute Seele hatte für zweitausend Rubel das Haus verkauft. „Ich will schon eine Unterkunft finden," sagte er, „wenn nur ihr ohne Leid und Mangel nach Deutschland kommt." O du heiliges, lebendig gewordenes Sprüchlein des Evangeliums und seiner Liebe: „Verkaufe, was du hast und gieb es denen, die es bedürftig sind, so wirst du einen Schatz im Himmel haben." Der wird einst weit oben rechts zu erfragen sein, wenn die Stimme gesprochen hat: „Kommt ihr Gesegneten! Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeist, ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich gekleidet, ich bin krank und gefangen gewesen, und ihr habt euch meiner angenommen." Doch der Kauf wurde, zu großem Trost für die edeln Gefangenen, wieder rückgängig gemacht. Nichtsdestoweniger brachte er auf andere Art noch einige Hundert Rubel für sie zusammen und nötigte sie, was er hatte von kostbarem russischem Pelzwerk, mitzunehmen, um es unterwegs zu verkaufen, wenn sie Geldes bedürftig wären, oder einem ein Unglück widerführe. Den Abschied will der Hausfreund nicht beschreiben. Keiner, der dabei war, vermag es. Sie schieden unter tausend Segenswünschen und Thränen des Dankes und der Liebe, und der Schneider gestand, daß dieses für ihn der schmerzlichste Tag seines Lebens sei. Die Reisenden aber sprachen unterwegs unaufhörlich und noch immer von ihrem Vater in Pensa, und als sie in Bialystock in Polen wohlbehalten ankamen und Geld antrafen, schickten sie ihm dankbar das vorgeschossene Reisegeld zurück.

Das war das Gotteskind, Franz Anton Egetmeier, Schneidermeister in Asien. Der Hausfreund wird im künftigen Kalender noch ein freudiges Wort von ihm zu reden wissen, und es wäre

nimmer der Mühe wert, einen Kalender zu schreiben, wenn sich die geneigten Leser nicht auf sein Bildnis freuen wollten, was er ihnen zu stiften verspricht.

253. Irrtum.

Der Hausfreund will auch wieder ein paar hochdeutsche Reimen zum besten geben, die er zwar nicht selber gemacht hat, nämlich von einem Richter, der ein blödes Gesicht hatte, und von einem Färber, der einen Eid ablegen sollte. Es sind nur sechs Zeilen:

Ein Richter sitzt, er sieht nicht wohl.
Ein Färber kommt, der schwören soll.
Der Färber tritt zum Schwur hervor,
Und hebt die blaue Hand empor.
„Was?“ — rief der Richter — „Handschuh aus!“
„Nein!“ — sprach der Färber — „Brill' heraus!“

Nämlich, weil der Richter die blaue Farbe an der Hand des Färbers für einen Handschuh ansah, so befahl er ihm, denselben abzulegen. Der Färber aber ersuchte den Richter, die Brille aufzusetzen, damit er sähe, es sei kein Handschuh. Fein war es nicht, aber spaßhaft.

Da die neuesten Weltbegebenheiten in diesem Jahrgang viel Platz weggenommen haben, so verspart der Hausfreund die Fortsetzung der alten vaterländischen Geschichte auf den Jahrgang 1816.

254. Bequeme Schiffahrt, wer's dafür halten will.

Ein Schiff wurde von Mannheim den Neckar hinauf nach Heidelberg gezogen. Kommt hinterdrein mit vollem Felleisen und ein Paar heraushängender Stiefelschuhe ein Handwerksbursche. „Darf ich auch mit für Geld und gute Worte. Was muß ich geben?“ Der Schiffmeister, der ein gar lustiger Kumpan war, sagte: „Fünfzehn Kreuzer, wenn Ihr ins Schiff wollt sitzen. Wollt Ihr aber helfen ziehen, nur sechs. Das Felleisen könnt Ihr mir in das Schiff werfen, es hindert Euch sonst nur.“ Der Handwerksbursche fing an zu rechnen. „Fünfzehn Kreuzer — Sechs Kreuzer —

23. Aus dem Kalender von 1816.

Sechs von Fünfzehn bleibt Neun." Die neun Kreuzer, dachte er, kann ich verdienen. „Wenn's denn erlaubt ist," sagte er, und warf das Felleisen in das Schiff. Hernach schlang er eins von den Seilern über die Achsel und half ziehen, was er nach Leibeskräften vermochte. „Wir kommen eher an Ort und Stelle," dacht' er, „wenn ich nicht laß bin." Zu Heidelberg aber entrichtete er sechs Kreuzer Fährgeld — für die Erlaubnis, mit zu ziehen, und nahm das Felleisen wieder in Empfang.

255. Zwei Spracherinnerungen.

Ein guter Teil der geneigten rheinländischen Leser wird ersucht, zwischen den Wörtern „Lehren" und „Lernen" einen Unterschied zu machen. Lehren heißt Unterricht geben. Lernen das heißt Unterricht empfangen und annehmen. Man kann nicht sagen: „Der Herr Provisor — hat mich die Regel de tri gelernt," sondern „Der Herr Provisor hat mich die Regel de tri gelehrt," oder „ich habe sie bei ihm gelernt". Nicht so: „Lern mich das und das, damit ich's auch kann," sondern so: „Lehr mich das und das." Gewissen geneigten Lesern hat es bei dem Anfang dieser Erinnerung wollen ein wenig Angst werden, die da glaubten, es komme etwas anderes und sie seien gemeint. Nein, selbige ficht der Hausfreund nicht an. Er will nur denjenigen ein wenig behilflich sein, die gern hochdeutsch sprechen möchten, und haben es doch nicht recht im Gang. Der Hausfreund kennt einen zum Beispiel, der die ganze Woche spricht nach Landesart, wie es auf selbigen Bergen seit den urgroßväterlichen Zeiten üblich ist. Aber am Sonntag thut er's nicht anderst. Am Sonntag muß hochdeutsch gesprochen sein. Er sagt: „Es hat mich veil Mühe gekostet, so zu reden, daß man's gleich zu Papier bringen könnte. Aber jez geht es anfangen." An hohen Festtagen thut er auch etwas Französisch dran, wie Knoblauch ans Saueressen.

Zweite Erinnerung. Auch wolle man gefällig einen Unterschied machen zwischen den zwei Ausdrücken: „Es ist" und „Es war". „Es ist" sagt man von demjenigen, was in der gegen-

9. Aus dem Kalender von 1816. — 27. Weil der Allemanne, der hochdeutsch reden will, statt Zit Zeit, statt lide leiden sagen muß, sagt er hier statt viel auch veil.

wärtigen Zeit geschieht oder seinen Bestand hat, währenddem, daß man davon redet. Z. B. Es ist heute Sonntag. „Es war“ sagt man von demjenigen, was in der vergangenen Zeit geschah oder seinen Bestand hatte, und sich nimmer so befindet, währenddem man davon spricht. Der Herr Schulmeister, wenn er früh um halb neun Uhr das Lied bei dem Pfarrer holt, soll nicht sagen: „Es war gottlob heut' ein schöner Tag,“ sondern: „Es ist ein schöner Tag.“ Ein Vater, der ein frommes Töchterlein hat, soll nicht sagen: „Sie war ein wohlgesittetes, züchtiges Mägdlein,“ sondern: „Sie ist es,“ das andere kommt noch früh genug, wann sie aufgehört hat, es zu sein. Kurz, wo man in der gemeinen Rede sagt: es ist, da sagt man es auch in der hochdeutschen. Es kann nicht fehlen.

---

256. Eine Gerechtigkeit.

Im Jahrgange des Kalenders 1817, gleich auf der ersten Seite zum Lesen steht unter der Überschrift die folgenreiche Holzkohle eine Erzählung, wie einst ein mutwilliges Büblein den Schulmeister mit einer Kohle an die Schulstubenthüre abgezeichnet und dafür viel Schläge bekommen habe. Ja, der Schulmeister sei ihm von dieser Stunde an gram geworden und habe ihm viel Herzeleid angethan. Als nun das Büblein in dieser Schule nimmer gedeihen konnte, auch nimmer hineingehen wollte, sei es von seiner Mutter in eine vornehmere Lehre gethan worden; und sei hernach etwas aus ihm worden.

Derjenige, der dieses schreibt, merkt wohl, daß er es gemeint ist, und manche Leser des Kalenders können es auch merken, denn etwas an der Sache ist wahr, aber nicht alles, und darum will er nicht dazu schweigen.

Merke:

Erstens: daß das Büblein das Bildnis des Schulherrn an die Thüre gezeichnet hat, ist wahr. Die Kohle lag da, die Thüre war noch nagelneu und nahm's an und der Schulherr war leicht zu treffen.

Zweitens: daß das Büblein dafür Schläge bekommen hat, ist auch wahr. Es waren nicht die ersten, auch nicht die letzten,

6. das Lied holt, sich das Lied bezeichnen läßt, das er als Organist in der Kirche zu spielen hat. — 14. Beginn des Kalenders von 1818.

auch nicht die schlechtesten, und hat der Schulherr wohl daran gethan.

Daß aber drittens derselbe von dieser Zeit an dem Büblein feind gewesen sei und es mißhandelt habe, das liegt neben draus, und zwar links, und getraut sich nicht, mit der Wahrheit zu bestehen, es müßte denn sein, daß es durch die Länge der Zeit und durch vielmaliges Wiedererzählen wahr geworden wäre, wie manche wilde und ungeschlachte Pflanze durch öfteres Ansäen und Versetzen nach und nach zahm wird und gut. Nein, dazu war der Schulherr viel zu vernünftig. Er war ein treuer und freundlicher Lehrer, gebrauchte auch nie solche unchristliche Redensarten, als ihm in dem Kalender in den Mund gelegt werden, und liebte das Büblein nachher wieder wie vorher und wie alle seine Schüler. Oft, wenn derjenige, der dieses schreibt, ein Exempel aus den Brüchen rechnet, oder wenn er im Herzen den Trost oder den Frieden, oder die Lehre eines Sprüchleins betet, denkt er an den Schulherrn, bei dem er's gelernt, und wenn er nach Jahr und Tagen wieder einmal zu seinen Jugendfreunden und Schulfreunden kommt, so reden wir von ihm.

Also kann es auch viertens mit der Wahrheit nicht bestehen, daß der Knabe wegen der Feindschaft des Schullehrers aus seiner Schule genommen und in eine vornehmere gethan worden. Nein er hat auch nachher noch lange neben der vornehmern Schule auch die vorige mit Freude und Liebe fortbesucht. Wie man zum Kaffee Cichorie thut, also kam es ihm nicht darauf an, wenn er vormittags die lateinischen Schläge eine Stunde weit heimgetragen hatte, nachmittags je einmal auch noch ein paar deutsche einzuthun — aber niemals unverdiente, oder aus Feindschaft und Rachsucht des einen oder des andern Lehrers.

Es ist sonst des rheinländischen Hausfreundes Art und Weise nicht, die Leute zu verunglimpfen, am allerwenigsten die Toten, was man an ihm loben muß; denn die Toten haben auf der Erde nichts mehr anzusprechen, als die Unbescholtenheit und Ehre ihres Namens. Ja, sie haben gar nichts mehr anzusprechen, sondern wenn sie die Augen zum letztenmal geschlossen haben, und auf den Kirchhof getragen sind, so haben sie ihr Recht an sich selber verloren, und gehören nur noch der Zeit und den Hinterbliebenen an, und wir lesen uns diejenigen, welche wir behalten wollen, aus, und eignen sie uns in einem liebevollen und dank-

baren Andenken zu, wenn's ein Vater war, seine Kinder, wenn's sonst ein braver Mann war, seine Mitbürger, wenn's ein Fürst war, seine Unterthanen, wenn's aber ein Schullehrer ist, seine Schüler, und leiden nicht, daß ein Unglimpf über sein Grab gehe. Darum wolle auch der geehrte Leser nicht mißvergnügt dazu sein, daß derjenige, der dieses schreibt, diesmal laut für sein Recht und Eigentum streitet.

Alle diejenigen aber, welche die Erzählung von der Holzkohle und wer darin gemeint ist, verstehen, und darüber ungehalten sein oder sich betrüben mögen, ersucht er, ihm auf sein Ehrenwort zu glauben, daß er von dieser Erzählung nichts wußte, ehe er sie selber in dem Kalender gelesen hat. Sonst wäre sie nicht hinein gekommen.

---

257. Des Hausfreundes Vorrede.

Der geneigte Leser sieht den rheinländischen Hausfreund um etwas an:

Erstlich hat derselbe am Ende des Jahres 1815 die große Weltuhr gestellt, so daß seit dieser Zeit kein Sternlein mehr aufgegangen ist in dem Kalender.

Zweitens hat er ebenfalls versprochen, in Zukunft jedesmal dem Jahrgang seine Ehre anzuthun, und zu melden, in welchen Preisen zweihundert und hundert Jahr vorher der Wein und das Getreide gegolten haben, und hat's auch nicht gehalten.

Drittens hat er im nämlichen Jahr die Fortsetzung der vaterländischen Geschichte versprochen, und wer's wieder nicht gehalten hat, ist er. Keine Seele hat seitdem erfahren können, was nach der unglücklichen Schlacht bei Zülpich aus den armen Allemannen geworden ist. Manchem jungen Leser, der seitdem aus der Schule herausgewachsen ist, kommen diese Namen bereits vor wie böhmische Dörfer.

Der Leser wollte sich darüber weniger wundern, wenn nicht der Hausfreund in vordern Zeiten immer Wort gehalten hätte. Ein solcher Mann, sagt er, der es einmal so weit gebracht hat, daß er mit den Tag- und Nachtgleichen, mit den Mondsbrüchen und Finsternissen auf die Minute einhalten kann, der Witterung

14. Beginn des Kalenders von 1819.

nicht zu gedenken, der sollte auch in anderen Dingen sein Wort erfüllen oder lieber nichts versprechen.

Was nun die große Weltuhr betrifft, so kommt's dem Hausfreund nicht darauf an. Er will sie wieder loslassen. Sind wir nicht im Jahr 1815 zwischen den Planeten stecken geblieben, und haben bereits dem Merkurius und der Venus, oder dem Morgen- und Abendstern, ihre Lobreden gehalten. Folgen also jetzt die übrigen, als Erde, Mars, Pallas, Ceres, Juno, Vesta, Jupiter, Saturnus und Uranus, und sollen auf den nächstfolgenden Blättern einer nach dem andern aufgehen. Der Buchdrucker hat bereits versprochen, solches Papier dazu zu nehmen, welches gewissermaßen die Nacht vorstelle.

Anbelangend nun zweitens die Ehre des Jahrgangs, so hat gegolten: Im Jahr 1619 Wein der Saum 6 Pfund und 9 Schilling. Dinkel das Viertel 3 Pfund. Roggen der Sack 2 Pfund 10 Schilling. Haber das Viertel 2 Pfund 15 Schilling. Im Jahr 1719 Wein der Saum nur 3 Pfund 10 Schilling. Dinkel das Viertel 5 Pfund. Roggen der Sack 4 Pf. 10 Schilling. Haber 4 Pfund. Solches gilt aber hauptsächlich von der Gegend um Basel und den angrenzenden oberländischen Landschaften, und wurde nach Basler Burgermaß gerechnet das Viertel sogenannte rohe Frucht zu zwei Säcken, oder acht große und sechzehn kleine Sester, der große Sester zu sechszehn, der kleine zu acht Becher.

Im Unterland aber, z. B. in der Gegend von Bühl, galt im Jahr 1619 Wein das Fuder 33 fl. oder der Saum etwas weniger als 5 fl. Korn das Viertel 2 fl. Im Jahre 1719 Wein das Fuder 19 fl., Korn das Viertel 2 fl. 24 kr.

Jetzt aber ist der Leser noch begierig, zu erfahren, wie sich der Hausfreund drittens ausreden wird wegen der vorenthaltenen vaterländischen Geschichte. Wegen der Weltuhr und Ehre des Jahrgangs hat er sich brav gerechtfertigt. Antwort: Es sind seit mehreren Jahren so viele lebendige Kriege und andere sonderbare Ereignisse in die Welt gekommen, daß zu besorgen war, der rheinländische Leser habe genug daran, und verlange keinen Nachschub aus den verstorbenen Zeiten, und es geschieht nicht umsonst, daß der Hausfreund mit dem Jahr 1819 die alten vaterländischen Begebenheiten wieder wecken, und schöne christliche Kirchlein im Schwarzwald bauen will, sondern er wünscht dem geneigten Leser eine lange Reihe friedlicher und fruchtbarer Jahre, von welchen das

Jahr 1819 nicht das schlechteste sein soll, und er will etwas darauf wagen.

Alle Kalendermacher werden nach und nach dem rheinländischen Hausfreund aufsässig. Denn sie sagen, er verwöhne die Leute und mache sie meisterlos, weil er seinen Lesern über alles, was er thut und unterläßt, Rechenschaft giebt und mit ihnen redet.

---

258. Die Wachtel.

Zwei wohlgezogene und ehrbare Nachbaren lebten sonst miteinander immer in Frieden und Freundschaft, jetzt zwar auch noch, aber einer von ihnen hatte eine Wachtel. Zu ihm kommt endlich der Nachbar und sagt: „Freund, begreift Ihr nicht, daß mir Euer Lärmenmacher, Euer Tambour da sehr ungelegen sein kann, wenn ich morgens noch ein Stündlein schlafen möchte, und daß Ihr Euch unwert macht bei der ganzen Nachbarschaft?" — Ihm erwiderte der Nachbar: „Ich begreife das Gegenteil. Ist's nicht aller Ehren wert, daß meine Wachtel der ganzen Nachbarschaft den Morgen umsonst ansagt, und die Gesellen weckt, auch sonst Kurzweil macht, und ich trage die Atzungskosten allein?" Als alle Vorstellungen nicht verfangen wollten, und die Wachtel immer früher schlug und immer heller, kommt endlich der Nachbar noch einmal und sagt: „Freund, wär Euch Eure Wachtel nicht feil?" Der Nachbar sagt: „Wollt Ihr sie tot machen?" — „Das nicht," erwiderte der andere. — „Oder fliegen lassen?" — „Nein, auch nicht." — „Oder in eine andere Gasse stiften?" — „Auch das nicht, sondern hier vor mein Fenster will ich sie stellen, damit Ihr sie auch noch hören könnt alle Morgen." Der Nachbar merkte nichts, denn er war nicht der Klügere von beiden. Ei, — dachte er, — wenn ich sie vor deinem Fenster umsonst hören kann, und bekomme noch Geld dazu, so ist's besser. — „Ist sie Euch ein Zweiguldenstück wert?" — fragte er den Nachbarn. Der Nachbar dachte zwar, es sei viel Geld, doch soll's ihm nicht verloren sein, und noch in der nämlichen Stunde wurde die Wachtel umquartiert.

Am anderen Morgen, als sie ihren vorigen Besitzer aus dem Schlaf erweckte, und er eben denken wollte: Ei, meine gute Wachtel

6. Danach die „Fortgesetzte Betrachtung über das Weltgebäude", die oben S. 116 steht

ist auch schon munter, — halbwegs des Gedankens fällt's ihm ein: Nein, es ist meines Nachbars Wachtel, — „das undankbare Vieh," sagte er endlich am dritten Morgen, „ein Jahr lang hat sie bei mir gelebt und gute Tage gehabt, und jetzt hält sie es mit einem andern und lebt mir zum Schabernack. — Der Nachbar sollte verständiger sein und bedenken, daß er nicht allein in der Welt ist, wenigstens nicht allein in der Stadt." Nach mehreren Tagen aber, als er vor Verdruß es nimmer aushalten konnte, redete er hinwiederum den Nachbar an: „Freund," sagte er, „Eure Wachtel hat in der vergangenen Nacht wieder einen kurzen Schlaf gehabt." — „Es ist ein braver Vogel," erwiderte der Nachbar, „ich habe mich nicht daran verkauft." — „Er ist recht brav worden in Eurem Futter," fuhr jener fort. „Was verlangt Ihr Aufgeld, daß er Euch wieder feil werde!" Da lächelte der andere und sagte: „Wollt Ihr sie vielleicht tot machen?" — „Nein." — „Oder fliegen lassen?" — „Das auch nicht." — „Oder in eine andere Gasse vermachen?" — „Auch das nicht. Aber an ihren alten Platz will ich sie wieder stellen, wo Ihr sie ja eben so gut hören könnt wie an ihrem jetzigen." — „Freund," erwiderte ihm hierauf der Nachbar, „vor Euer Fenster kommt die Wachtel nimmermehr, aber gebt Ihr mir meine zwei Gulden wieder, so laß ich sie fliegen." Der Nachbar dachte bei sich: „Wohlfeiler kann ich sie nicht los werden, als für sein eigenes Geld." Also gab er ihm die zwei Gulden wieder, und die Wachtel flog.

Der geneigte Leser wolle hieran gelegenheitlich erkennen, wenn er es nötig hat, was für ein großer Unterschied es sei, ob etwas vor dem eigenen Fenster und in dem eigenen Haus geschieht oder in einem andern, ferner — denn es braucht keine Wachtel dazu — ob einer in einer Gesellschaft selber pfeift und auf den Tisch trommelt, oder ob es ein anderer anhören muß, item: ob einer selber bis nachts um 10 Uhr eine langweilige Geschichte erzählt, und ob ein anderer dabei sein und von Zeit zu Zeit sich verwundern und etwas dazu sagen muß, gleich als ob er acht gäbe.

---

259. Der vorteilhafte Roßhandel.

Folgende glaubhafte Geschichte wird erzählt nicht zur Nachahmung für leichtfertige Söhne, sondern zur Warnung für leicht-

glaubige Väter. Ein leichtglaubiger und unerfahrener Mann, zwar ein Gelehrter, aber eben deswegen, hatte ein braunes Rößlein und einen lustigen Sohn. Aber um den Sohn und um die Haushaltung bekümmerte er sich weniger, als um seine chaldäischen Bücher. So bekümmerte sich der Sohn weniger um den Vater, als um die Kannen und Gläser, und weniger um das Zahlen, als um das Trinken, und war ein Student. Fragte jemand den Vater, wenn er von Tisch aufstand, ob er Sauerkraut oder Apfelmus zu Mittag gegessen habe, er wußt es nicht. Fragte jemand den Sohn, wo der beste Wein im Städtlein verzapft werde, er wußt's. Eines Abends aber, als er aus dem Löwen nach Hause gehen wollte, nahm ihn der Löwenwirt auf die Seite: „Herr Benedikt, wie haben wir's endlich miteinander? Es sind jetzt vier Monate." — Als er nach Hause ging, begegnete ihm der Ritterwirt: „Ei, Herr Benedikt, sieht man Euch auch wieder einmal? Es scheint, Ihr könnt die Rittergasse gar nimmer finden. Was gilt's, ich finde die Euere?" Als er um das Eck herum ging, lief er dem Anschel Hirsch in die Hände. „Na, Herr Benedix, wie lange soll ich auf Johanni warten? oder was führt Ihr vor einen Kalender? den hundertjährigen?" Als er aber nach Hause kam, war sein erstes, er führte das Roß aus dem Stall und redete etwas mit dem Knecht, und den andern Morgen, als der alte Herr den chaldäischen Morgensegen gebetet hatte, fragt ihn der Sohn: „Wißt Ihr auch, Herr Vater, daß heute nacht das Bräunlein krepiert ist?" — „Was hat ihm gefehlt?" — fragte der alte Herr, nicht ohne Schmerz. „Man muß ein anderes kaufen." — „Wenn wir nur geschwind wieder so eins hätten," — erwiderte der Sohn.

Den zweiten Morgen oder dritten bindet er das Rößlein wieder in den Hof, und ruft dem alten Herrn am Fenster, er habe ein Rößlein im Handel. „Sieht ein Ei dem andern gleich," — sagte er, als der alte Herr herauskam, „so thut's das alte Roß und das neue. Und nur 18 Louisdor. Wenn Ihr's kauft," sagte er, „so habt Ihr 12 Louisdor reinen Profit. Denn unter 30 hättet Ihr das alte nicht hergegeben, und ist auf und nieder das nämliche." Der Vater sagte: „Ein wenig kleiner, mein' ich, sei es, — wie man sich täuschen kann." — „Um's Erkennen," — erwiderte der schlaue Sohn. Kurz, das Bräunlein gefiel dem alten Herrn, und der Handel wurde richtig. Der alte Herr gab dem

Sohn die 18 Louisdor, und der Sohn bezahlte den Löwenwirt, den Ritterwirt und den Juden, hat auch seitdem gut gelernt, Wasser trinken, als Abschreiber in einer Würzburgischen Schreibstube.

---

260. Belehrung über das Wetterglas.

Mancher geneigte Leser hat auch sein Wetterglas im kleinen Stüblein hängen, nicht erst seit gestern, denn die Fliegen haben auch schon daran geschaut, was der Himmel für Wetter im Sinn hat, also daß der Mensch nicht mehr viel daran erkennen kann. Mit einem nassen Tüchlein von Zeit zu Zeit wäre zu helfen. Aber das scharfe Aug' des Lesers hat's noch nicht vonnöten. Jetzt schaut er's bedenklich an und sagt: „Morgen können wir noch nicht mähen auf den untern Matten.“ Jetzt klopft er ein wenig an dem Brettlein, ob sich denn das Quecksilber gar nicht lupfen will, als wenn er es wecken müßte, wie aus einem Schlaf oder aus tiefen Gedanken, und wenn es ein wenig ob sich geht, so heitert sich in seinem Herzen die Hoffnung auf. Aber doch weiß er nicht recht, wie es zugeht, und fragt den Hausfreund.

Der Hausfreund hat kein Wetterglas. Wozu braucht ein Kalendermacher ein Wetterglas, der den Sonnenschein und Regen des ganzen Jahres im Kopf trägt und selber eins ist? Die Leute, die mit ihm umgehen, haben es gut. Einmal sagen sie: „Das Wetter hält nimmer lang an. Der Kalendermacher wird unleidlich.“ Ein andermal, wenn er ruhig ein Schöpplein trinkt, oder er raucht Tabak und es werden Ringlein im Rauch, wenn's noch so arg regnet, so sagen sie: „Das Wetter bessert sich, der Kalendermacher sieht heiter aus und raucht Ringlein.“

Gleichwohl, weil der wißbegierige Leser den Hausfreund fragt, wie es mit den Wettergläsern zugeht, will er's sagen.

Merke:

Erstlich: Ein braves Wetterglas hat an der Spitze des Kölbleins oder Köpfleins, worin sich das Quecksilber sammelt, eine kleine Öffnung.

Zweitens: Sonst meint man, wo nichts anders ist, dort sei doch wenigstens Luft. Aber oben in der langen Röhre, wo das Quecksilber aufhört, bis ganz oben, wo die Röhre auch aufhört,

15. ob sich, hinauf.

ist keine Luft, sondern nichts, reines, klares, offenbares, nie gewesenes Nichts.

Dies wird erkannt, wenn man das Wetterglas langsam in eine schiefe Richtung bringt, als wollte man es umlegen, so fährt das Quecksilber durch den leeren Raum hinauf bis an das Ende der Röhre und man hört einen kleinen Knall. Dies könnte nicht geschehen, wenn noch Luft darin wäre. Sie würde sagen: „Ich bin auch da. Ich muß auch Platz machen."

Drittens: Die Luft, die die Erde und alles umgiebt, drückt unaufhörlich von oben gegen die Erde hinab, ja sie will, vermöge einer inwendigen Kraft, unaufhörlich nach allen Seiten ausgedehnt und sozusagen ausgespannt sein bis auf ein gewisses.

Denn sie ist Gottes lebendiger Atem, der die Erde einhüllt und alles durchdringt und segnet, und hat gar viel verborgene Wunder. Also geht die Luft durch jede offene Thüre, ja durch jedwedes Spältlein in die Häuser, und aus einem Gehalt in das andere, und durch die kleine Öffnung an der Spitze des Kölbleins hinein und drückt auf das Quecksilber, und die Luft, welche noch außen ist, drückt immer nach und will auch noch hinein. Ei, sie drückt und treibt das Quecksilber in der langen Röhre gewöhnlich zwischen 27 und 28 Zoll weit in die Höhe, bis sie nimmer weiter kann. Denn wenn das Quecksilber in der Röhre einmal eine gewisse Höhe erreicht hat, so drückt es vermöge seiner eigentümlichen Schwere der Luft wiederum dergestalt entgegen, daß beide in das Gleichgewicht treten. Da strebt gleiche Kraft gegen gleiche Kraft, und keines kann dem andern mehr etwas anhaben. Die Luft spricht: „Gelt, du mußt droben bleiben." Das Quecksilber spricht: „Gelt, du bringst mich nimmer höher."

Merke viertens die Hauptsache: Der Druck und die Spannung in der Luft bleibt nicht immer gleich, einmal stärker, ein andermal schwächer. Die Gelehrten wissen selbst noch nicht recht, wo dieses herrühren will, nicht einmal der Hausfreund. Wird nun die Ausspannung der Luft auf einmal stärker, so daß man sagen kann, sie gewinne neue Kraft, so drückt sie auch um das stärker auf das Quecksilber im Kölblein, also daß es in der Röhre höher hinauf muß, manchmal bis über 28 Zoll hinaus. Sobald aber die Ausdehnung der Luft im geringsten nachläßt, drückt im

16. Gehalt, Gemach.

Augenblick die Schwere des Quecksilbers in der Röhre nach gegen das Kölblein, bis sie mit dem Druck der Luft wieder im gleichen ist, welchergestalt also das Quecksilber in der Röhre sinkt, manchmal bis unter 27 Zoll hinab. Also steigt und fällt das Quecksilber, oder wie man sagt, das Wetterglas, und sein Steigen und Fallen ist übereinstimmend mit dem unaufhörlichen Wechsel in der Luft. Solche Gnade hat Gott dem Menschen verliehen, daß ihm in gläsernen Röhren sichtbar werden kann, was in der unsichtbaren Luft für eine Veränderung vorgeht. Allein der geneigte Leser ist vorsichtig und glaubt nicht alles auf das Wort. Merke also:

Fünftens, der Beweis: Wenn die Mutter gebacken hat und das Büblein ißt ein Stücklein lindes Brot, es beißt nicht schlecht hinein und schmeckt ihm wohl; — klaubt es nun ein Krümlein von dem Brot herab und zerdrückt es mit den Fingern, das gleichsam wieder ein Teig daraus wird, und stopft damit die Öffnung an dem Kölblein zu, von dem Augenblicke an geht das Quecksilber nimmer ob sich und nimmer unter sich, sondern bleibt unaufhörlich stehen, wie es stand. Warum? Weil die Luft nimmer auf das Quecksilber wirken kann, bis es endlich der Vater entdeckt, und hätte den besten Lust, er gäbe dem Büblein eine Ohrfeige, — wer weiß, was er thut, wenn's zum zweitenmal geschieht.

Wenn es ihm aber mit feiner Vorsicht gelungen ist, die Öffnung wieder frei zu machen, die Luft kann wieder auf das Quecksilber drücken, wie vorher, stärker oder schwächer, alsdann fängt es auch wieder an lustig zu steigen und zu fallen. Also rührt die Veränderung in dem Stand des Quecksilbers von der Luft her, welche durch die Öffnung des Kölbleins hineingeht und auf das Quecksilber drückt.

Daß aber die Luft allein es sei, welche imstande ist mit wunderbarer Kraft das Quecksilber 28 Zoll hoch in die Röhre hinauf zu treiben und in dieser Höhe schwebend zu erhalten, ist der Beweis, wenn die Röhre oben an der Spitze abbricht und die Luft jetzt dort auch hinein kommt, wo vorher keine war, fällt das Quecksilber in der Röhre auf einmal so tief herab, bis es demjenigen, als in dem Kölblein steht, gleich ist, und hat alsdann alles ein Ende, denn die Luft in der Röhre und die Luft in dem Kölblein drückt jetzt mit gleicher Gewalt gegen einander und ver-

12. lindes, weiches. — 17. ob sich, hinauf. — unter sich, hinab.

nichtet ihre Kraft an sich selber, also daß das Quecksilber freies Spiel bekommt und seiner eigenen Natur folgen kann, die da ist, daß es vermöge seiner Schwere hinuntersitzt bis auf den Boden, oder auf das Unterste des Raumes, worin es eingeschlossen ist.

Merke sechstens und endlich: Es hat eine lange Erfahrung gelehrt, wenn die Luft anfängt sich stärker auszudehnen und zu drücken, daß alsdann gemeiniglich auch das Wetter heiter und schön wird. Wenn sie aber nachläßt und gleichsam matt wird, man weiß nicht, warum, so macht sich gewöhnlich ein Regen zurecht oder ein Sturmwind oder ein Gewitter. Welchermaßen nun das Steigen und Fallen des Quecksilbers einen stärkern oder schwächern Druck der Luft anzeigt, solchermaßen kündiget es auch zum voraus Sonnenschein und Regen an, wenn nichts anders dazwischen kommt. Bisweilen aber fallieren alle Zeichen und Hoffnungen, wie dem Leser wohl bekannt ist.

Denn der liebe Gott hat auch noch allerlei andere kleine Hausmittel, um den Wechsel der Witterung zu hindern oder zu fördern, welche er bis jetzt noch niemand verraten hat. Die Wettergelehrten ärgern sich schon lange darüber.

Solche Bewandtnis hat es mit der Einrichtung und den Eigenschaften des Wetterglases. Ein andermal will der Hausfreund vortragen, was bei der Beobachtung desselben zu beobachten ist. Merke einstweilen noch: Wenn man dem Ding einen gelehrten Namen geben will, was zwar nicht nötig ist, so muß man nicht sagen oder schreiben: Perometer, sondern Barometer.

261. Merkwürdiges Alter.

Der geneigte evangelische Leser wird sich noch mit Freude erinnern, daß er im Jahr 1817 das dritte Reformationsfest erlebt und begangen hat. In Frankfurt aber am Main lebte damals noch eine Frau, deren Taufschein vom Jahr 1707 aus den Tagen Kaiser Josephs des Ersten lautet. Diese Frau hat also das nämliche Fest schon zum zweitenmal erlebt, und kann sich noch erinnern, daß sie das erstemal im Jahr 1717 als ein zehnjähriges Mägdlein von ihrer Mutter in die St. Peterskirche sei geführt worden. Sie sagt aber, es sei unterdessen vieles anders geworden, auch mit ihr.

Übrigens ist es ein merkwürdiges Ereignis, wer ein Dank- und Ehrenfest, das alle hundert Jahre nur einmal kommt, in seinen Tagen zweimal begehen kann, einmal in der Morgenröte des aufgehenden Lebens, und das anderemal an seinem späten Abend, wenn die Stimme der Müllerin leise wird und der Mandelbaum blüht und die Heuschrecke beladen ist. Ein anderer könnte hundert Jahre alt werden, weniger einen Tag, und wär' nicht imstand, ein einziges Reformationsfest zu erleben.

---

262. Der Furtwanger in Philippsburg.

Im Jahr 1734, als der Franzos Sturm lief auf Philippsburg und die Reichstruppen lagen darin, steht ein Rekrut, ein Furtwanger, auf einem einsamen Posten seitwärts vom Angriff und denkt: „Wenn's nur nicht hieher kommt!" Indem wächst ganz leise eine französische Grenadierkappe hinter dem Rempart herauf, und kommt ein Kopf nach mit einem Schnauzbart, wie wenn der Mond aufgeht hinter den Bergen. Denn ein paar Dutzend Waghälse hatten draußen eine Sturmleiter angelegt, um unbeschrien auf den Rempart zu kommen, und sahen die Schildwache nicht, daß eine da sei. Springt der Furtwanger herbei und giebt dem Franzosen einen Stich. Pfeifen auf einmal Kugeln genug um ihn her aus Windbüchsen und geht ein zweites Franzosengesicht auf hinter dem Rempart. Giebt ihm der Furtwanger auch einen Stich und sagt: „Aber jetzt kommst du nimmer." Item: es kam der dritte und der vierte und bis zum zwölften. Als der Sturm abgeschlagen war und der Platzkommandant auf dem Platz herumritt, ob alles in Ordnung sei, sieht er von weitem die Sturmleiter und zwölf tote Franzosen dabei, und wie er zu dem Posten kommt, fragt er den Furtwanger: „Was hat's hier gegeben?" — „So?" sagt der Furtwanger, „Ihr habt gut fragen. Wißt Ihr, daß mir einer mehr zu schaffen gemacht hat, als Euch alle. Nur zwölfmal hinter einander hat er angesetzt. Unten im Graben muß er liegen." Denn er meinte, es sei immer der nämliche gewesen, und es könne nur mit dem Bösen zugegangen sein, daß ihm allemal hinter dem Bajonett die Wunde wieder heilte. Da lächelte der Kommandant und die Offiziere, so mit ihm waren, und nahm ihm seinen Un-

6. Prediger Salomonis 12, 4—5.

verstand nicht übel, sondern er ließ ihm für jeden ein Halbguldenstück Stechgeld bezahlen, und durfte er überdies selbigen Abend auf Rechnung der Reichsoperationskasse Wein trinken und Speck essen, soviel er wollte.

263. Das Advokatentestament.

Ein Advokat, der am Ende seines Lebens fast eine Unruhe des Gewissens darüber empfand, daß ihn sein Beruf so reich gemacht hatte, stiftete sein ganzes schönes Vermögen in das Narren- oder Tollhaus. Aus Achtung für so manchen verständigen und rechtlichen geneigten Leser, der aus rechter Überzeugung und Pflicht in einen Prozeß verwickelt sein kann, will der Hausfreund nicht verraten, was der Advokat für eine Beruhigung darin gefunden habe. Auch kann sich der Advokat geirrt haben, aber er meinte wenigstens, es sei billig.

264. Einer Edelfrau schlaflose Nacht.

Es ist nichts lehrreicher als die Aufmerksamkeit, wie in dem menschlichen Leben alles zusammenhängt, wenn man es zu entdecken vermag, z. B. Zahnschmerzen und das Glück eines Ehepaars, und wie selbst das, was unrecht und verboten ist, wieder gut gemacht werden kann, wenn's an den rechten Mann oder an die rechte Frau kommt, und wie in dem großen unaufhörlichen Wechsel der Dinge alles einzelne wieder verschwimmt, daß man ihm nimmer nachkommt, und doch gethan bleibt und nicht verloren geht, es sei gut oder bös. Gleich als wenn man ein Glas Wasser in den Rhein ausgießt, kein Sterblicher ist imstand, es wieder heraus zu schöpfen, sondern es ist jetzt dem Rhein vermählt und augenblicklich verschwemmt in der großen Flut. Ja wenn die Sonne Wasser aufzieht, wie man zu sagen pflegt, sind ein paar Tröpflein davon vielleicht auch dabei und fallen irgendwo, in Bayern oder Lothringen, wieder aus einer Wasserwolke vom Himmel herab und erquicken ein Blümlein.

5. Vademecum I, 145 (= Badischer Landkalender 1796). Der Advokat. Ein Advokat machte auf seinem Krankenbette ein Testament und verschrieb sein ganzes Vermögen lauter Narren und unsinnigen Leuten: „Denn," sagte er, „von solchen habe ich es bekommen, und solchen will ich es auch wiedergeben."

Eine Dienstmagd, jung und brav, auch hübsch und ein Knecht gleicher Qualität dienten miteinander auf einem Edelhof und hätten nicht so gerne Kaffee getrunken, oder alle Tage Braten gegessen, als vielmehr einander geheiratet. Allein sie waren Leibeigene in so weit, daß sie verpflichtet waren, eine gewisse Zeit Hofdienste zu thun, und die Edelfrau auf dem Hofe wollte sie nicht früher aus dem Dienst entlassen, weil sie so brav waren in ihrer Aufführung und so fleißig und treu in ihren Geschäften. Deswegen saßen sie oft beisammen und weinten, oder sie weinte und er nagte an einem Holzsplitter. Ein andermal, wie die menschliche Laune wechselt, sprachen sie sich Mut ein, daß es ja nur noch um zwei Jährlein zu thun sei, und freuten sich schon zum voraus ihres zukünftigen Glücks. „Wenn du mein Weib bist," sagte er, „und ich dein Mann," und einmal vergaßen sie sogar die Zukunft und meinten, es sei jetzt. Nach Verlauf aber eines Jahres hat die Frau auf dem Edelhof in der Nacht desperates Zahnweh, nicht gerade deswegen. Sie steht aus dem Bette auf und wirft sich auf einen Stuhl, sie läuft aus einer Stube in die andere, aus der andern in die dritte. In der dritten setzt sie sich gegenüber einem Fensterlein, das in die Küche geht, mit einem weißen Vorhang davor, und das Zahnweh wird ihr nun bald vergehen. Sie sitzt jetzt am rechten Ort dazu. Denn auf einmal sieht sie hell werden hinter dem weißen Vorhang, sie hört etwas sich bewegen, sie hört etwas flüstern und knistern, sie schiebt leise das Vorhänglein weg, und in der Küche stehen der Knecht und die Magd an einem Feuerlein nachts um zwölf Uhr und legen Späne an das Feuer, und auf dem Feuer steht ein Pfännlein. — Bereits giebt das Zahnweh ein wenig nach. — „O ihr gottloses Lumpenpack," sagte sie inwendig für sich. „So ist denn keinem Menschen mehr zu trauen. Habt ihr nicht alle Tage euer ordentliches Essen. Ist es euch nicht gut genug. Müßt ihr mich noch in der Nacht bestehlen und Leckerbissen kochen!" Nach einiger Zeit stellt das Weibsbild das Pfännlein von dem Feuer, als ob sie jetzt die Leckerbissen verzehren wollten, der Knecht aber geht zur Thüre hinaus. — „Wie der Tag anbricht, laß ich beide in das Gefängnis werfen," so fuhr die Edelfrau fort, „und jage sie weg, ohne ehrlichen Abschied. Am Ende wird mir die Dirne auch noch schwanger von dem Burschen in meinem eigenen Haus. So weit soll's mir nicht kommen." Indem kommt der Knecht zurück und bringt ein

vierteljähriges Kind auf dem Arme und giebt's der Mutter auf die Schoß. Da hörte plötzlich das Zahnweh der Edelfrau auf, wie weggeflogen. Die Mutter giebt dem Kindlein aus der Pfanne den Brei, sie legt es an die mütterliche Brust, und der Schein des abnehmenden Feuers ging zur rechten Zeit über ihr Angesicht, als sie mit nassen Blicken ihr Kindlein noch einmal beschaute, und dem Vater zurückgab und etwas zu ihm sagte. Denn da ward das Herz der Edelfrau wunderbar bewegt und kam auf andere Gedanken. Denn es war ihr, als ob die Mutter mit den nassen Blicken gesagt hätte: „Gott wird des armen Würmleins sich auch erbarmen," und als ob sie dazu bestimmt wäre. Ja es fuhr ihr mit Grausen durch die Seele, was für ein Unglück in ihrem Hause hätte geschehen können, wenn nicht Gott das Herz der Eltern vor einem schweren Verbrechen bewahrt hätte.

Am frühen Morgen aber ließ sie beide Eltern vor sich bescheiden. Beide sahen einander an. „Was gilt's," — sagte sie — „wir bekommen unsere Freiheit." — „Oder auch nicht," — sagte er. Die Edelfrau aber, als sie hereingetreten waren, redete sie ernsthaft und gebieterisch an: „Wo habt ihr euer Kind?" Da glaubten beide in den Boden zu versinken vor Schrecken und Scham und schauten einander verstohlenerweise an, gleichsam ob das andere noch da sei. „Wo ihr euer Kind habt," — wiederholte die Edelfrau. — „Weil wir denn doch eins haben," — stotterte endlich der Vater, — „in der Holzkammer hinter einer Beige." Als es aber der Bursche holen mußte, bracht' er es, wie es war in einem alten Felleisen. Es war reinlich gehalten und gebütschelt auf einem Bettlein von Heu, und weinte, als ob es schon wüßte, wie man es machen muß. Da erbarmte sich das Herz der Edelfrau noch mehr, und als die treue Magd und Mutter reuevoll und mit Thränen bat, sie und ihr unschuldiges Kind nicht unglücklich zu machen, konnte die Edelfrau ihre Rührung nicht mehr verbergen: „Nein, ich will euch nicht unglücklich machen," — sagte sie. „Ich will euch die Härte vergelten, die ich an euch begangen habe. Ich will euch den Kummer versüßen, den ihr getragen habt. Ich will eure Sünde wieder gut machen. Ich will euch die Barmherzigkeit vergelten, die ihr an euerm Kinde gethan habt." Meint man nicht, man höre den lieben Herr Gott reden in den Propheten

24. Beige, Holzstoß. — 26. gebütschelt, eingewickelt.

oder in den Psalmen? Ein Gemüt, das zum Guten bewegt ist und sich der Elenden annimmt und die Gefallenen aufrichtet, ein solches Gemüt zieht nämlich das Ebenbild Gottes an und fällt deswegen auch in seine Sprache. „Ihr könnt euch am Sonntag in der Stille zusammengeben lassen," — sagte die Edelfrau. — „Ich will euch ein angenehmes Heiratsgut stiften. Ich will aus eurem Kinde etwas werden lassen. Ist's ein Büblein?" — Also wurden sie am nächsten Sonntag auf Geheiß der Edelfrau zusammen gegeben, und lebten seitdem in Liebe und Frieden ehelich beisammen. Das Büblein aber kann jetzt schon Haselnüsse aufbeißen und lernt fleißig, und hat runde rote Backen. — Was aber weiter daraus werden soll, weiß der, der den Himmel mit der Spanne mißt, und den Staub der Erde mit einem Dreiling.

---

265. Fortsetzung der vaterländischen Geschichte.

Was nun in dem Kalender der Jahre 1813 und 1814 über die Zeittafel der vaterländischen Geschichte weitläufig ist erzählt worden, das läßt sich zur Wiedererinnerung im Jahr 1819 kürzlich also zusammenstellen.

Erstlich waren die Markomannen im Land ein deutsches Geschlecht. Die sind wieder davongezogen und verschollen. Man hört nichts mehr von ihnen. — Nach ihnen kam allerlei fremdes Volk über die Grenzen hinüber in die verödeten Besitzungen und zogen die Römer nach sich. Die legten Städte an und bauten Türme und machten das Land zinsbar auf lange Zeit.

Endlich kamen, man weiß nicht recht woher, die Allemannen, ein braves gesundes Geschlecht, des dermaligen rheinländischen Lesers Stammväter größtenteils. Die kauften den Fremden, den Römern, die schönen Landschaften für sich und ihre Nachkommen ab, nicht mit Geld, sondern mit dem Schwert und übten weit und breit ihre Herrschaft aus, ein mächtiges und furchtbares Volk, bis in das Jahr nach Christi Geburt 496. Da stießen sie mit einem andern deutschen Volk, den Franken, wie zwei Gewitterwolken zusammen, in der Schlacht bei Zülpich. Denn das liebten die Deutschen von jeher, Händel auf eigenem Boden. Sie wetzen in Friedens-

12 f. Jesaia 40, 12. — Dreiling, ein Fruchtmaß

zeiten die Tapferkeit an einander selbst, damit sie im Krieg scharf genug sei gegen den Feind.

In der Schlacht von Zülpich aber verlor das tapfere Heer der Allemannen den Sieg und seine Herrschaft, und wurden Unterthanen des fränkischen Königs, wie bereits in dem Kalender des Jahrs 1814 ist erzählt worden. Das gefällt dem geneigten Leser am Hausfreund fast noch am besten, daß er ihm gern alles zweimal sagt.

Diese unglückliche Schlacht dämmte hernach das herrliche Gebiet der Allemannen in ein Herzogtum ein, dessen nördliche Grenze, noch jetzt von dem Schwarzwald herab, durch die lustige Stadt Baden läuft, nämlich die Oosbach, die bei dem Dorfe Oos, auf dem halben Weg zwischen Rastatt und Bühl an die Landstraße tritt, und nachgehends jenseits derselben mit der Murg gemeine Sache macht. In dieser Gegend berührten sich die fränkischen und allemannischen Wohnsitze, und noch jetzt, nach mehr als 1000 Jahren, ist dort die Scheidelinie zwischen zwei Völkern wohl erkennbar. Dann um ein paar Stunden Wegs über der Oosbach auf und ab wird alles auf einmal anders, andere Gesichtszüge und ein anderer Wuchs, wer genau darauf acht giebt, vornehmlich aber eine andere Sprachweise, andere Sitten und Gebräuche, ein anderer Zuschnitt und andere Farben der Kleidung. Ferner wurde das Land in Gauen eingeteilt, oder in Landschaften. Davon sind zwischen dem Schwarzwald und Rhein im Namen noch übrig: das Breisgau und die Ortenau, eigentlich die Mortingau. Verklungen aber sind weiter hinab über der Oosbach die alten Benennungen das Ufgau, das Albgau und andere. Weiter wurden die größeren Gaue eingeteilt in mancherlei Grafschaften, die Grafschaften noch in kleinere Aufsichten und Gebiete.

In solche Maschen strickten sie für die Zwecke des Kriegs und Friedens das Land voll tapferer Männer, voll Freiheitsluft und sieggewohnter Schwerter. Mancher Tropfen Blut wurde zwar noch um das teure Eigentum des vaterländischen Bodens und seiner Freiheit vergossen, aber vergeblich. Nach und nach lernten die Väter in dieser Frankenschule, was jetzt den Enkeln so wohl ansteht. Sie gewöhnten sich an beständige Wohnsitze und an häusliches Eigentum. Die meisten jetzt noch blühenden Ortschaften datieren sich aus diesem Zeitalter. In der nämlichen Schule lernten sie den Ackerbau und allerlei nützliche Handtierungen und erkannten die Notwendigkeit

und Wohlthätigkeit der Gesetze, wenn man sie ehrt. Ja sie warfen ihre heidnischen Altäre um und errichteten an ihre Stelle das heilige Kreuz.

Mancher geneigte Leser wird gar nicht lange fragen, auf welcher Straße die Boten des Evangeliums mit ihren Friedenspalmen und Auferstehungs- und Himmelfahrtsfahnen zuerst in das Land gekommen seien. Er meint ganz natürlich von Bethlehem und Nazareth, den nächsten Weg über Augsburg und Ulm. Antwort: Der Wind weht wohin er will und du hörest sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er geht.

Zwar wie das schöne Tageslicht, wenn es einmal aufgegangen ist, breitet es sich nach allen Seiten aus und scheint in die dunkeln Gemächer, also auch das Evangelium, nachdem es aus Jerusalem über das Mittelländische Meer in Italien gelandet hatte, sendete es bald seine Morgenstrahlen an die Grenzen unseres Vaterlandes. Aber um den Schwarzwald selbst und seine Gauen ging es still herum durch Frankreich, und noch einmal über ein Meer, als ob es sich zuerst an die fremden Völker und an ihre Wildnisse gewöhnen wollte, und zündete hernach noch von England und Irland her seine Lichtlein im Schwarzwald an. Der erste, der aus jenem Land, auf einer langen Pilgerreise, wahrscheinlich um das Jahr nach Christi Geburt 512 in den Schwarzwald kam, war der heilige Fridolin, der ließ sich nieder auf einer waldigen Insel des Rheins und machte das Erdreich zahm für den Garten- und Feldbau, predigte im Land das Evangelium und taufte. Auch gründete er auf der Insel eine christliche Kirche, die erste im Schwarzwald, und stiftete ein Kloster. Das ist die jetzige Stadt Säckingen am Rhein zwischen Rheinfelden und Laufenburg, mit ihren Türmen und Dächern. Noch erkennt man das Rinnsal eines alten Rheinarms, der einst die Landschaft zu einer Insel umschloß. Gleichermaßen von den frommen Männern: Trudpert, Offo, Ruthard, Pirmin, Landolin und andern wurden die ersten christlichen Pflanzgärten angelegt im obern und untern Münsterthal, an der Schutter und Kinzig und weiter hinab. Das sind die Anfänge zu den nachmaligen Klöstern und Abteien St. Trudpert, Schuttern, Gengenbach, Ettenheim-Münster und andere, die insgesamt noch in unser Andenken fallen, und noch das Zeugnis ihrer Mauern und Türme haben. Alle jene Männer aber sind aus England gekommen. Zwei von ihnen, Trudpert und Landolin, sind von

Landeseingebornen gewaltsam getötet worden. Denn das hat die christliche Kirche von ihrer Stiftung her. Wohin sie sich verbreiten soll, das Land muß zuerst mit dem Blute ihrer Zeugen getauft werden. Wo findet man mehr solchen Glauben? Diese Männer haben daheim alles verlassen um seines Namens willen, und sind unter Gottes Geleit getrost zu fremden Völkern gewandert, und haben für alles, was sie daheim zurückließen, nichts gewollt, als das Licht der Wahrheit und den Segen der Frömmigkeit und des ackerbauenden Fleißes in die Finsternisse des Schwarzwaldes zu bringen, haben auch auf ihrem Sterbelager noch nichts mitgenommen als die Hoffnung. Ein anderes wäre es, wenn sie jetzt wiederkämen und die Früchte ihrer Arbeiten und Aufopferungen beschauen könnten.

Wie die Flüsse des Schwarzwaldes, die Dreysam, die Schutter, die Kinzig, die Alb, aus ihren unscheinbaren Quellen freudig durch die Thäler hervorrauschen, und mit Leben und Wachstum die Ebenen befruchten, also wandelte von den Bergpfaden in die Thäler, aus den Thälern in die weiten Ebenen das Leben und Wachstum des Christentums, christliche Sittenzucht und Fleiß, und verbreitete sich in alle Gauen am Rheinstrom. Ei, wohin jetzt das Auge sich wenden mag, erblickt es in fetten Gemarkungen unter einander schöne lutherische und katholische Ortschaften, mit ihren Kirchen und Schulhäusern, und mit gottesfürchtigen Pfarrherrn und verständigen Schulmeistern darin. Die stattlichen Kirchtürme schauen einander in der Sonntagsfrühe freudig an, daß jetzt ihr Ehrentag sei und grüßen sich mit paritätischer Eintracht und Liebe in ihrer prachtvollen Glockensprache.

Inwendig aber ergeht das andächtige Orgelspiel und der fromme Morgenpsalm. Nachmittags aber beten die Kinder in der Kirche eines schöner als das andere sein Hauptstücklein und seinen Psalm. Aus der Predigt des Herrn Pfarrers ist kein Sprüchlein verloren gegangen, und was er zu fragen weiß, es bleibt ihm keine Antwort aus.

Ohngefähr 250 Jahre waren unsere Altvordern unter fränkischer Oberherrschaft, als ein Hausmajor des Königs, mit Namen Pipin, dem König die Krone vom Kopf abhob und auf seinen eigenen probierte. Er fand, sie stehe ihm recht und ließ sie demnach sitzen. Unsere Vorväter aber, ob auch die neue Lehre ihnen sagte: „Seid unterthan der Obrigkeit,“ — verstanden darunter doch

noch immer die allemannischen Herzoge, weniger die fränkischen Könige, und zeigten ihren guten Willen gegen die Franken, nämlich den bösen, bei jeder Gelegenheit mit der That, bis endlich Pipin kurzen Prozeß machte. Er nahm den Herzog gefangen, zerschnitt das Herzogtum in viele kleine Teile und regierte sie durch Statthalter aus anderem Blut, welche er wollte.

Das ist immer das alte Ende vom immer neuen Lied, wenn die besiegte Schwäche gegen die Großmut oder Staatsklugheit der Sieger trotzen, und nicht zufrieden sein will mit dem Schicksal der Länder und Völker, wie es die Gegenwart der Vorsehung auf den Schlachtfeldern entschieden hat. Oder glaubt der geneigte Leser, die Vorsehung müsse erst nachher durch einen Adjutanten erfahren, wer den Sieg davongetragen habe?

Auf den König Pipin aber folgte im Jahr 768 in der Regierung sein Sohn Karl. Das war ein Herr von großer Macht, von großen Eigenschaften und Tugenden, denen Deutschland viel Gutes zu verdanken hat.

Denn ohngeachtet seiner schweren Kriege und Staatsgeschäfte brachte er die Religion und Gerechtigkeitspflege in bessere Ordnung; er brachte die deutsche Sprache zu Ehren und Würden, vorher betete und richtete man lateinisch. Er brachte den Ackerbau und die Künste in höhern Flor; er ließ ein Gesangbuch von alten deutschen Liedern veranstalten, das sich aber nirgends mehr hervorzeigen will. Er stiftete die deutschen Schulen und zierte sie mit kenntnisreichen Lehrern. Das muß jedem wackern Schulherrn eine Freude und eine Aufmunterung sein, daß er insofern vom Kaiser Karl dem Großen abstammt. Denn als Karl die Königskrone von Deutschland, Frankreich und Italien auf seinem glorreichen Haupt vereinigt hatte, zog er nach Rom und wurde in der Christnacht des Jahrs 800 von dem damaligen Papst Leo dem Dritten zum römischen Kaiser ausgerufen. Solches Weihnachtsgeschenk brachte ihm die Christnacht des Jahrs 800, eine strahlende Kaiserkrone. Das ist das heilige römische Reich, welches bis in unsere Tage gedauert hat, und zu welchem wir und unsere Väter auch noch gehört haben. Der geneigte Leser aber wolle nun hier ein Zeichen machen, damit er wisse, wo wir im Jahrgang des Kalenders 1820, wer ihn erlebt, wieder fortfahren werden.

266. Erinnerung an die Kriegszeit.

Es ist nicht zu leugnen, wenn hier und da ein siegreiches Truppencorps in eine feindliche Landschaft einrückte und Quartiere nahm, daß sich alsdann der arme Einwohner viel mußte gefallen lassen, nicht nur von der Notwendigkeit, sondern auch von dem Unverstand und höhnendem Übermut. Zu einem solchen Unteroffizier, als er eben am Mittagessen war, kam sein Kamerad und verwunderte sich über ihn mit folgenden Worten:

„Herr Kamerad," sagte er zu ihm, „seit wann seid Ihr ein Jude geworden, daß Ihr Euch zwicken laßt. Euch ist seit gestern ein kurioser Bart gewachsen." Nämlich der Unteroffizier, der am Mittagessen war, aß gerne Nudeln. Deswegen mußte ihm der Wirt jeden Mittag Nudeln aufstellen, und natürlich ein fettes Huhn darin. Der Unteroffizier wußte, daß die Nudeln von feinem Mehl und Teig längere Fäden haben als die groben. Deswegen mußte ihm der Wirt lange und feine Nudeln aufstellen, welche sich fast mit keiner Geschicklichkeit um die Gabel herumspinnen lassen, sondern wann man meint, jetzt sei eine umgesponnen, haspelt sich eine andere wieder ab, und eine Gabel oder einen Löffel voll mit allen Enden auf einmal in den Mund zu bringen ist eine Kunst. Zwar darf man sie nur zuerst ein wenig auf dem Teller zerschneiden. Allein das wollte der Unteroffizier nicht. Nein der Wirt, und wenn er auch des Kuckucks hätte werden mögen, mußte, solang der Unteroffizier an den Nudeln aß, mit einer Schere neben ihm stehen, und was zu lange war und nicht in den Mund hinein zu bringen war, mußte er ihm von den Lippen vorsichtig abschneiden. Deswegen als dieses der andere Unteroffizier sah, verwunderte er sich und sagte zu ihm scherzweise und lachend: „Euch ist ein kurioser Bart gewachsen. Seit wann laßt Ihr Euch zwicken wie ein Jud?" Dem Wirt kam der Spaß nicht lächerlich vor. Allein der andere Unteroffizier tröstete ihn. „Landsmann," sagte er zu ihm, „es ist Krieg."

So etwas kann man schon erzählen, und zur Erinnerung an die überstandenen Zeiten lesen, wenn durch Gottes Gnade und durch die Weisheit der friedliebenden Potentaten alle Plackereien und Hudeleien ein Ende haben.

267. Reise nach Frankfurt.

Zu ehemaligen Reichszeiten bestand auch ein großes Reichskammergericht zu Wetzlar, welches noch manchem geneigten Leser in teuerem und wertem Andenken sein kann, wenigstens in teuerem. Viel weltberühmte Rechtsgelehrte, Advokaten und Schreiber saßen dort von Rechts wegen beisammen. Wer daheim einen großen Prozeß verloren hatte, an dem nichts mehr zu sieden und zu braten war, konnte ihn in Wetzlar noch einmal anbrühen lassen und noch einmal verlieren. Mancher hessische, würtembergische und badische Batzen ist dort hingewandelt und hat den Heimweg nimmer gefunden.

Als aber im Jahr 1806 der große Schlag auf das deutsche Reich geschah, stürzte auch das Reichskammergericht zusammen und alle Prozesse, die darin lagen, wurden tot geschlagen, maustot, und keiner gab mehr ein Zeichen von sich, ausgenommen im Jahr 1817 in Gera in Sachsenland hat einer wieder gezuckt.

Ein Leinwandweber daselbst liest in der Dresdner Zeitung, daß der Bundestag in Frankfurt sich mit dem Unterhalt der Angehörigen des Reichskammergerichts lebhaft beschäftige. Nämlich, daß der Bundestag für den Unterhalt und die Schadloshaltung der Räte, Advokaten und Schreiber sorgen wollte, welche seit 1806 keinen Sold mehr zogen und nichts mehr zu verdienen hatten, ob sie gleich täglich, wie die andern, Mittag läuten hörten und schöne Schilde sahen an den Wirtshäusern.

Auf dem Speicher des Leinewebers aber fing es auf einmal an in den Akten zu rauschen, fast wie in den Totenbeinen, von welchen der Prophet Ezechiel schreibt. Der Leineweber glaubte nämlich nicht anders, als das Reichskammergericht habe nur einen neuen Rock angezogen und heiße nun Bundestag, und der Bundestag habe nichts Wichtigeres zu thun, als die alten Prozesse, wenigstens seinen, wieder anzuzetteln.

Also ließ er sich einen guten Paß nach Frankfurt schreiben,

1. Zuerst veröffentlicht in dem Jahrgang 1818 (wie es scheint dem einzigen, Nr. 34, S. 265—8) des „Würtembergischen Volksfreundes", einer in Stuttgart erschienenen Wochenschrift, herausgegeben von Salomo Heinr. Karl Aug. Michaelis, Prof. an der Universität Tübingen. Dabei findet sich dort folgende Anmerkung der Redaktion: Aus der Handschrift zum rheinländischen Hausfreund 1819. — 26 f. Und siehe des Gebeins lag sehr viel auf dem Felde und siehe sie waren sehr verdorret . . Und ich weissagte, und siehe da rauschte es, als ich weissagte, und siehe es regte sich und die Gebeine kamen wieder zusammen. Hesekiel 37, 1 ff.

und mit Akten schwer beladen trat er die lange Reise an. Als er aber in Frankfurt angekommen war, war sein erstes, er fragte die Schildwache am Thor, wo der Bundestag sich angesetzt habe in Frankfurt. Die Schildwache erwiderte, sie stehe da so neben draus und erfahre nicht viel, was im Innern der Stadt geschehe. Ihres Wissens aber, seit sie dastehe, sei kein Bundestag einpassiert. Da fing der Leineweber im Fortgehen an sich zu betrüben und zu ergrimmen: „O Deutsche," sagte er in seinem Innern, „wie tief seid ihr gesunken! Ein Deutscher zu sein, noch dazu eine Frankfurter Schildwache, und nichts vom Bundestag wissen!" „Guter Freund," sagte er zu einem Vorbeigehenden, „könnt Ihr mir auch nicht sagen, wo der Bundestag sein Wesen hat?" Der Vorübergehende konnte es auch nicht sagen. „O Patriotismus," fuhr er mit sich selber fort, „wohin bist du verschwunden? Fast möchte man sich schämen, ein Deutscher zu heißen, wenn man nicht unter seinesgleichen wäre!"

„Guter Freund," redete er einen dritten an: „Wißt auch Ihr nicht, wo hier der Bundestag einquartiert ist?" — „Lieber guter Mann," entgegnete der dritte, „hier ist kein Bundestag einquartiert. Hier ist Frankfurt an der Oder. Der Bundestag ist in Frankfurt am Main." — Der wohlerfahrne Leser weiß nämlich zum voraus schon, daß es zwei Frankfurt giebt, die nicht weniger als 66 Meilen von einander entfernt sind, und der Leineweber war im unrechten. „Ihr habt übrigens nur noch 66 Meilen nach Frankfurt," fuhr der dritte fort, „und wenn Ihr da her seid, wo Ihr sagt, so seid Ihr über hier nur 63 Meilen weit umgegangen." „Das ist jetzt ein Thun," sagte der Leineweber. „Hab' ich A gesagt, so will ich auch B sagen." Zwanzigtausend Thaler sind Geld, ohnehin bin ich es meinem seligen Großvater schuldig. Hat er den Prozeß angefangen und ist ein armer Mann daran geworden, so ist es meine Schuldigkeit, daß ich ihn fortsetze und wieder reich werde." „Ha ha," sagte der dritte, „was gilt's, das sind Akten, die Ihr da aufgepackt habt und fast drunter zusammenbrecht?" — „Es sind auch noch ein wenig Lebensmittel dabei," versetzte der Weber in kleinmütiger Stimme, „aber nimmer viel." Der geneigte Leser fängt an, einigen Spaß an der Sache zu finden. Von hier an aber bis nach Frankfurt am Main geht die Reise etwas langsam von statten. Derselbe darf herzhaft einsweilen noch ein gutes Pfeiflein stopfen, wiewohl er kann zum voraus sehen, wie alles

gehen und enden wird. Denn die Chronik will wissen, daß, als einst die Phönizier erforschen wollten, ob der große Weltteil Afrika zu Wasser könne umfahren werden, rechneten sie die erforderliche Zeit der Reise auf ungefähr zwei Jahre, gleichwohl als sie hinter Ägypten in dem roten Meer sich einschifften, der bibelfeste Leser kennt's von Moses' Zeiten her, nahmen sie nicht sonderlich viel Lebensvorrat mit, aber etwas Ackergeräte. Sahen sie nun, daß die Lebensmittel bald zu Ende gehen wollten, stiegen sie an das Land, säeten von Getreide und Gemüsgattungen, was die Jahreszeit mit sich brachte, wiewohl in Afrika ist fast immer Sommer und ein schneller kräftiger Trieb in allem Wachstum. Alsdann warteten sie die Reifung ab, und brachten jedesmal nach wenigen Wochen einen neuen Vorrat in das Schiff und zogen wieder weiter, kamen auch richtig nach zwei Jahren wieder zum Vorschein durch die Meerenge von Gibraltar hinein, die der zeitungskundige Leser ebenfalls noch kennt von General Elliots Zeiten her, dessen Andenken noch bis auf diese Stunde auf Tabakspapieren gefeiert wird. Also auch der Weber auf seiner langen Reise wußte sich zu helfen, wenn Geld und Vorrat zu Ende war; „Kunst bettelt nicht," sagte er zu sich selbst im stolzen Gefühl, „Kunst geht nach Brot." Demnach wenn er mittags oder abends in einem Städtlein oder Flecken eintraf, erkundigte er sich nach einem Zunftgenossen, und „habt Ihr nichts für mich zu weben," redete er den Meister an, „um Atzung und um einiges Zehrgeld?" Stellte ihn nun der Meister ein, so blieb er einige Tage bei ihm, bis er sich ausgefüttert und wieder einige Batzen verdient hatte, und webte sich solchergestalt glücklich an dem Main hinauf und nach Frankfurt. In Frankfurt pochte ihm das Herz hoch vor Freuden, daß er nun an dem Ziele seiner Reise sei und so nahe an seiner Geldquelle, die er jetzt nur anbohren dürfe, und als er in die Bundeskanzlei kam, gleich in der vordersten Stube, wo die Herrn sitzen, die am schönsten schreiben können, grüßte er sie freundlich und vertraut. „Findet man euch endlich einmal," sagte er, „und seid ihr jetzt hier?" Einer von den Herrn, der vornehmste von ihnen, nimmt die Feder aus dem Mund und legt sie auf den Tisch. „Wir sind noch niemand aus dem Weg gegangen," sagte er, „und was habt Ihr hier zu schaffen? Was bringt Ihr neues Viereckigtes in Eurem Hängkorb? Eine Bundeslade? Es fehlt uns noch eine." „Spaß," erwiderte der Weber, „meinen Prozeß von Anno eintausendsiebenhundertsiebenundsechzig." —

Es ist nunmehr nichts weiter an der Sache zu erzählen. Natürlich nahm sich niemand seines Prozesses an, weil der Bundestag sich mit Prozessen nicht gemein macht, und die lange beschwerliche Reise war umsonst gethan. Die Erzählung nimmt daher ein kahles Ende, der Hausfreund fühlt es. Fast sollte er noch was anschifften. Statt dessen aber will er hieneben eine Abbildung des Leinewebers stiften, wie er auf der Heimreise einmal ausruht und eine Standrede hält.

„Es ist mir in diesen sechs Wochen vieles klar geworden," sagte er.

„Man muß einem deutschen Mann nicht sogleich Vorwürfe machen, wenn er in Vaterlandssachen ein wenig unwissend und kaltsinnig ist. Denn man ist selber einer. Was siehest du aber den Splitter in deines Bruders Auge? Lerne zuerst selber und werde warm. Den guten Leuten in Frankfurt an der Oder ist von mir Tort geschehen. In Frankfurt am Main aber mir."

„Wenn ihr in der Zeitung etwas leset, oder im Plakat, oder im Kräuterbuch, und versteht es nicht, laßt euch raten, achtbare Zuhörer, und geht um verständige Belehrung aus, ehe ihr etwas unternehmet, besonders wenn es ein Prozeß ist."

„Der beste Prozeß ist ein schlechter und auf dem Lager bessert er sich nicht. Der Habich ist besser als der Hättich. Friede ernährt, Unfrieden zerstört."

„Und nun, geliebte Akten, die ich jetzt hier ablege, gehabt euch wohl und seid dem Mann empfohlen, der euch finden und vielleicht glücklicher mit euch sein wird als ich."

Indem er aber die Akten absetzen wollte, klopft ihm von hinten her ein Mann auf die Achsel, der auch desselben Wegs ging. (Man sieht ihn aber kaum auf der Abbildung, nichts desto weniger ist's der Gewürzkrämer aus dem nächsten Städtlein —) „Guter Freund," sagte er, „mit wem redet Ihr da so allein?" „Mit niemand," erwiderte der Weber, „wenn Ihr mir aber meinen Prozeß abkaufen wollt, mit Euch. Lupft ihn einmal! Was gebt Ihr mir dafür?" Der Mann sagte: „Anderthalb Kreuzer für das Pfund, wenn das Papier daran gut ist. Kommt mit mir." Also

5. anschifften, anfügen. — 18. Kräuterbuch, das über den Gebrauch der Arzneikräuter unterrichtet; neben Hauschronik, Postille und Kalender im vorigen Jahrhundert als Lektüre des gemeinen Mannes genannt. — 33. Lupft ihn einmal, hebt ihn einmal in die Höhe!

verkaufte er dem Gewürzhändler die Akten für einen Gulden vierundzwanzig Kreuzer, die vollends zum Rest der Reise hinreichten, und kam mit leerem Korb und Beutel wieder in der Heimat an. „An meine Frankfurter Reise," sagte er, „will ich denken. Diesmal in Frankfurt gewesen."

---

268. Zwei Kriegsgefangene in Bobruisk.

Wer viel merkwürdige Begebenheiten aus dem russischen Feldzug wissen will, der muß ihn entweder selbst mitgemacht haben, oder aber, er muß mit vornehmen Kriegshauptleuten bekannt sein, die dabei waren. Der Kalendermann rühmt sich dessen, und wenn er mittags über den Paradeplatz geht zum Hofapotheker, grüßen sie ihn. Mitgemacht den Feldzug hat er nicht.

Folgendes ist ein seltener Beweis von Edelmut und Leichtsinn, und noch einmal von Edelmut. Zwei polnische Offiziere wurden als Kriegsgefangene in einem russischen Dorf bis den andern Morgen einquartiert. Sonst sollen die Polen und die Russen auf den bloßen Namen hin nicht immer die besten Freunde sein. Allein der russische Edelmann, der in demselben Dorf wohnte, dachte daran in seinem schönen Schloß und in seiner warmen Stube, wie er auch einmal in seiner Jugend Kriegsgefangener gewesen war, in fremdem Lande ohne Geld, ohne Freund, ohne Trost, und wie er in dem Hause eines edlen Menschen eine freundliche Aufnahme gefunden hatte, und wie solches dem Herzen wohl thut. Also suchte er sogleich die Gefangenen auf, nahm sie in sein Schloß, bewirtete sie wie Brüder oder Freunde und suchte sie durch Trost und teilnehmende Reden zu erheitern. Denn das ist ein schönes und heiliges Schuld- und Wechselrecht, das in dem Herzen aller gutgearteten Menschen aufgerichtet ist, daß, wer einmal unter fremden Leuten in der Not und Betrübnis eine Liebe oder Wohlthat erfahren hat, sieht sie als ein empfangenes Darlehn an und zahlt sie, wenn er daheim ist, wieder an einem andern Fremdling heim, der in gleicher Not und Betrübnis zu ihm kommt als eine Schuldigkeit, ob er gleich keine Handschrift darüber ausgestellt hat, und das nicht einmal, sondern zehnmal, wenn er kann, wie ein ausgestreutes Saatkorn nicht allein, sondern selbzehnt oder fünfzehnt aus der Erde zurückkehrt.

„Wißt ihr schon,“ fragte die Gefangenen der Edelmann, „wo der Ort eures Aufenthalts sein wird?“ Die Gefangenen sagten, „in den kaukasischen Gebirgen“. — „Seid ihr denn auch mit etwas Reisegeld versehen auf einen so langen Weg?“ Die Gefangenen zuckten die Achseln. Hierauf sprach der Edelmann ihnen mit heiterer Miene zu, zu essen und zu trinken und wohl bei ihm zu schlafen, und des andern Morgens, als der Transport weiter ging und sie nun von ihrem Wohlthäter Abschied nahmen, schenkte er ihnen fünfhundert Rubel russischen Geldes auf die Reise. Nein, er wollte nicht einmal den Namen haben, daß er es ihnen schenkte. „Ich will es euch leihen,“ sagte er, „wenn euch einst Gott in euere Heimat und zu den Eurigen zurückführt, so könnt ihr mir's wieder schicken.“

Die Geschichte könnte hier aus sein. Sie wäre schon des Erzählens wert gewesen. Allein sie fängt jetzt erst recht an. Der nächste Tagmarsch der Kriegsgefangenen ging nach einer altrussischen Grenzfestung, namens Bobruisk. Man muß schon ein fertiges Mundstück haben, wenn man so einen russischen Namen mit Leichtigkeit will aussprechen können. Der Hausfreund kann's. In Bobruisk aber, wo die Gefangenen bei guter Tagszeit anlangten, gingen die zwei Polen noch ein wenig herum, die Stadt zu besehen, und als sie an ein schönes großes Wirtshaus kamen, dachten sie, „wollen wir nicht ein wenig hineingehen und unserm Wohlthäter seine Gesundheit trinken?“ In dem Wirtshaus aber saßen viele russische Herren und Edelleute, die redeten oder tranken miteinander, oder spielten Pharao. Pharao aber ist ein sehr gefährliches Spiel, in welchem man viel Geld verspielen kann, also, daß man es nicht Pharao nennen sollte, sondern das Rote Meer, weil viele, die hinein gehen, drin ertrinken, ausgenommen die Kinder Israel.

Selbigen Tages aber kam auch der wohlthätige russische Edelmann nach Bobruisk, um bei seinen guten Freunden daselbst einen vergnügten Abend zuzubringen, und indem er in das nämliche Wirtshaus hineintritt, was geschieht, wen sieht er mitten unter seinen reichen Freunden und Bekannten am Spieltische sitzen? Wen sieht er ein Dutzend Rubel nach dem andern setzen und verspielen? Seine leichtsinnigen Gäste, die zwei Polen. Die Polen hätten auch fast lieber einen Wolf als ihn gesehen, und spielten nicht um das besser oder glücklicher, als er sich ebenfalls an den langen Spieltisch setzte und ein Dutzend Rubel nach dem andern gewann,

wären gerne davon geschlichen, wenn sie nicht die gute Hälfte ihres Geldes hätten müssen im Stich lassen, das sie wieder zu gewinnen hofften. Als sie aber in kurzer Zeit ganz vom Samen waren und die letzte Kopeke dahin war, und jetzt trostlos und verzweifelnd zur Thür hinaus schlichen, ging ihnen der russische Edelmann nach, und mancher geneigte Leser, dem man nicht so kommen dürfte, freut sich schon, wie er Justiz machen und den russischen Stab wird walten lassen. Nichts nutz! Ein Kriegsgefangener ist ohne Schläge geschlagen genug, und Strafe erbittert nur, aber Großmut kann beschämen und bessern. „Meine Freunde," sagte er zu ihnen sanft und gütig, „Ihr müßt wohl besser bei Geld sein, als ich gestern geglaubt habe. Nehmt mir meine Voreiligkeit nicht übel auf. Ich danke euch, daß ihr mein gutgemeintes Anerbieten nicht beschämt habt." Die Gefangenen aber waren nicht imstande, eine Silbe zu antworten, ausgenommen sie schlugen die Augen nieder, als wenn sie sagen wollten, daß er sich gestern nicht an ihnen versehen habe, aber jetzt. Da sprach er zu ihnen: „Ihr seid nunmehr gewitziget und ich hoffe, meine Güte sei zum zweitenmal besser an euch angewendet als zum erstenmal;" und als er ihnen mit einem guten Wechselbrief von fünfhundert Rubel ihren ganzen Verlust ersetzte, konnten sie noch weniger als vorher sprechen, sondern küßten ihm mit Thränen des Dankes und der Rührung die Hände. Hernach aber hat er nichts mehr von ihnen erfahren. Diese Erzählung ist unversehrt aus Rußland herausgekommen und hat ihre Wahrheit.

269. König Friedrich und sein Nachbar.

Der König Friedrich von Preußen hatte acht Stunden von Berlin freilich ein schönes Lustschloß und war gerne darin, wenn nur nicht ganz nahe daneben die unruhige Mühle gewesen wäre. Denn erstlich stehn ein königliches Schloß und eine Mühle nicht gut neben einander, obgleich das Weißbrot schmeckt auch in dem Schloß nicht übel, wenn's die Mühle fein gemahlen und der Ofen wohl gebacken hat. Außerdem aber, wenn der König in seinen besten Gedanken war und nicht an den Nachbar dachte, auf einmal ließ der Müller das Wasser in die Räder schießen und dachte auch nicht an den Herrn Nachbar, und die Gedanken des Königs stellten das Räderwerk der Mühle nicht, aber manchmal das Klapper-

werk der Räder die Gedanken des Königs. Der geneigte Leser sagt: „Ein König hat Geld wie Laub, warum kauft er dem Nachbar die Mühle nicht ab und läßt sie niederreißen?“ Der König wußte, warum. Denn eines Tages ließ er den Müller zu sich rufen. „Ihr begreift,“ sagte er zu ihm, „daß wir zwei nicht neben einander bestehen können. Einer muß weichen. Was gebt Ihr mir für mein Schlößlein?“ — Der Müller sagte: „Wie hoch haltet Ihr es, königlicher Herr Nachbar?“ Der König erwiderte ihm: „Wunderlicher Mensch, soviel Geld habt Ihr nicht, daß Ihr mir mein Schloß abkaufen könnt. Wie hoch haltet Ihr Eure Mühle?“ Der Müller erwiederte: „Gnädigster Herr, so habt auch Ihr nicht soviel Geld, daß Ihr mir meine Mühle abkaufen könnt. Sie ist mir nicht feil.“ Der König that zwar ein Gebot, auch das zweite und dritte, aber der Nachbar blieb bei seiner Rede. „Sie ist mir nicht feil. Wie ich darin geboren bin,“ sagte er, „so will ich darin sterben, und wie sie mir von meinen Vätern erhalten worden ist, so sollen sie meine Nachkommen von mir erhalten, und auf ihr den Segen ihrer Vorfahren ererben.“. Da nahm der König eine ernsthaftere Sprache an: „Wißt Ihr auch, guter Mann, daß ich gar nicht nötig habe, viel Worte zu machen? Ich lasse Eure Mühle taxieren und breche sie ab. Nehmt alsdann das Geld, oder nehmt es nicht!“ Da lächelte der unerschrockene Mann, der Müller, und erwiderte dem König: „Gut gesagt, allergnädigster Herr, wenn nur das Hofgericht in Berlin nicht wäre.“ Nämlich daß er es wolle auf einen richterlichen Ausspruch ankommen lassen. Der König war ein gerechter Herr und konnte überaus gnädig sein, also daß ihm die Herzhaftigkeit und Freimütigkeit einer Rede nicht mißfällig war, sondern wohl gefiel. Denn er ließ von dieser Zeit an den Müller unangefochten und unterhielt fortwährend mit ihm eine friedliche Nachbarschaft. Der geneigte Leser aber darf schon ein wenig Respekt haben vor einem solchen Nachbar, und noch mehr vor einem solchen Herrn Nachbar.

270. Seltene Liebe.

Mit dem Leichnam eines jungen Mannes in Schweizerland, der erschlagen wurde in einem Gefecht nicht weit vom Vierwaldstättersee, mit dem Leichnam ging es wunderbar zu. Daß er nach

dem Gefecht war begraben worden nächst der Walstatt, wußten mehr als zwanzig Männer aus dem nämlichen Ort, die es thaten und dabei waren, und ein Kreuz, wie man in der Geschwindigkeit eins machen kann, auf sein Grab steckten, daß, wer vorüber ginge, auch ein Vaterunser für seine Seele beten sollte. Item, am Dienstag darauf, als der Siegrist frühe morgens in die Kirche gehen und das Morgengebet anläuten wollte, lag der nämliche Leichnam daheim auf dem Kirchhof vor der Kirchthüre. Man begrub ihn noch einmal mit allen Gebräuchen und Gebeten der Kirche in die geweihte Erde. Item, als es noch einmal Dienstag wurde, war der nämliche Leichnam wieder aus dem Grab und von dem Kirchhof weg verschwunden. Sonst thut der Glaube Wunder. Diesmal aber that's des Glaubens fromme Schwester, die Liebe. Er war als Freiwilliger mitgezogen, weil ihm die Gemeinde auf den Fall das Bürgerrecht angeboten hatte. Denn er war nur Hintersaß und seiner Arbeit ein Maurer, was zwar nicht zur Sache, aber zur Wahrheit gehört. Seine junge Frau aber ängstete sich daheim und weinte und betete, und jeder Schuß, den sie hörte, ging ihr schauerhaft durch das Herz, denn sie fürchtete, er gehe durch das seinige. Einer ging dadurch, und als die andern am dritten oder vierten Tag wohlbehalten nach Hause kamen, brachten sie ihr das blutige Gewand ihres Mannes, sein Gebetbüchlein und seinen Rosenkranz. „Dein Mann," sagten sie, „hat jetzt ein anderes Bürgerrecht angetreten. Er liegt im oberen Riedt. Ein Kreuz steht auf seinem Grab. Es hätte jeden treffen können," sagten sie. Die arme Frau verging fast in Thränen und Wehklagen. „Mein Mann erschossen," sagte sie, „mein einziges und alles — und im Riedt begraben, in ungeweihter Erde!" Da raffte sie sich plötzlich auf und in der Nacht, als alles schlief, ging sie allein mit einer Schaufel und mit einem Sack in das Riedt hinauf, suchte das Grab und die geliebte Leiche, und trug sie heim auf den Kirchhof. Solche Herzhaftigkeit und Stärke hatte ihr der Schmerz und die Liebe gegeben. Als sie aber hernachmals Tag und Nacht sich fast nimmer von dem Grabe entfernen und nicht essen und nicht trinken wollte, sondern unaufhörlich das Grab mit ihren Thränen benetzte und mit dem Verstorbenen redete, als ob er sie hören könnte, alle Vorstellungen waren fruchtlos, da sagte endlich der

6. der Siegrist, der Sakristan.

Vorsteher des Ortes, es sei kein anderes Mittel übrig, als man grabe den Toten heimlicherweise noch einmal aus und bringe ihn auf einen andern Kirchhof, sonst vergehe noch die arme Frau. Also brachte man sie mit viel Zureden und Mühe in ihre leere Wohnung zurück und brachte in der Nacht den Leichnam auf einen andern Kirchhof. Nur wenige Menschen wußten davon, wohin er war gebracht worden. Den frommen Leser rührt diese Geschichte und er sagt, solcher beispiellosen ehelichen Liebe und Treue können nur noch Schweizerherzen fähig sein. Fehl gesprochen! Beide, die unglückliche Frau und ihr verstorbener Gatte waren Fremdlinge, und zwar aus Deutschland. Doch kein Schmerz dauert ohne Ende, der heftigste am wenigsten. Die nämliche Frau gewann in der Folge einen zweiten braven Gatten, ebenfalls einen Deutschen, und die Gemeinde erteilte — diesem das Bürgerrecht, das sein Vorfahrer mit seinem Leben erkauft hatte.

Diese Geschichte hat dem Hausfreund und seinen Reisegefährten auf dem See zwischen Winkel und Stanzstadt ein Augenzeuge erzählt und von ferne den Ort gezeigt, wo sie vorgefallen war.

271. Der sinnreiche Bettler.

Sonst bemessen die Bettler ihre dankbaren Wünsche nach dem Wert der Gabe, die ihnen gereicht wird. Derjenige, von welchem hier die Rede ist, sagt, das sei grundfalsch. Wer ihm viel giebt, dem wünscht er eine hundertfältige Vergeltung von Gott. Wer ihm aber wenig giebt, dem wünscht er eine tausendfältige, oder wenn es noch weniger ist, eine hunderttausendfältige Vergeltung. Denn er sagt: „Ich muß einen gleich guten Willen bei allen voraussetzen. Wer wenig reicht, wird wenig haben. Ich muß ihm also mehr wünschen. Soll ich das Meinige auch noch dazu beitragen, daß zuletzt die Reichen alles bekommen?"

272. Mahommed.

Dem Mahommed wollten es anfänglich nicht alle von seinen Landsleuten glauben, daß er ein Prophet sei, weil er noch kein Wunder gethan hatte, wie Elias. Dazu sagte Mahommed ganz

gleichgiltig, wie einer der eine Pfeife Tabak raucht und etwas dazu redet, „das Wunder," sagte er, „macht den Propheten noch nicht aus. Wenn ihr aber verlangt, so werden ich und jener Berg dort geschwind bei einander sein." Nämlich er deutete auf einen Berg, der eine Stunde weit oder etwas entfernt war und rief ihm mit gebietender Stimme, daß der Berg sich soll von seiner Stätte erheben und zu ihm kommen. Als aber dieser keine Bewegung machen und keine Antwort geben wollte, wiewohl keine Antwort ist auch eine, so ergriff Mahommed sanftmütig seinen Stab und ging zum Berg, womit er ein merkwürdiges und nachahmungswertes Beispiel gab, auch für solche Leute, die keine Propheten zu sein verlangen, nämlich daß man dasjenige, was man selbst thun kann, nicht von einem wunderbaren Verhängnis oder von Zeit und Glück, oder von andern Menschen verlangen soll. Z. B. hast du etwas Notwendiges und Wichtiges mit jemand zu reden, so warte nicht, bis er zu dir kommt. Weit geschwinder und vernünftiger gehst du zu ihm. Ein hübscher Kirschenbaum in dem Garten wäre eine schöne Sache. Das Plätzchen schickte sich dazu. Warte nicht, bis es selber wächst, sondern setze einen. Ferner ein Auszugsgraben, ein guter Weg durch das Dorf, wenigstens ein trockener Fußweg, ein Geländer am Wasser oder an einem schmalen Steg, damit die Kinder nicht hinein fallen, kommt viel geschwinder zustande, wenn man ihn macht, als wenn man ihn nicht macht. Man sollte nicht glauben, daß es Leute giebt, denen erst ein arabischer Prophet oder ein Kalenderschreiber so etwas muß begreiflich machen.

Selbst der Kalenderschreiber, der doch einem Propheten nicht viel nachgiebt — es ließe sich noch ein Wort mehr sagen — verlangt nicht, daß das alte Jahr fortdauren soll, bis der neue Kalender fertig ist, sondern er schreibt den neuen, wenn das alte noch währet.

Summa Summarum:

Schick dich in die Welt hinein,
Denn dein Kopf ist viel zu klein,
Daß die Welt sich schick' in ihn hinein.

273. Die lachenden Jungfrauen.

Wer weiß, wo Saratow liegt? Der Hausfreund hat viel Bücher. Er weiß alles. Saratow liegt weit gegen Sonnenaufgang in das wilde Asien hinein, und ist ebenfalls der Sitz eines russischen Statthalters, nämlich wie Pensa, und war im Jahr 1812 ebenfalls der Sammelplatz, wo viel Tausend unglückliche Kriegsgefangene abgegeben und dann tiefer hineingeführt wurden in das Elend.

Ein Transport von gefangenen Deutschen wird eines Tages eingebracht. Eine Menge von Einwohnern, wie zu geschehen pflegt, stehen auf den Gassen, die Neugierigen schauten, der Übermut trotzte und spottete, die Rachsucht fluchte und schimpfte. Keine Hand bot sich zur Pflege der kranken, der verwundeten, der verschmachtenden Fremdlinge an, eher zu etwas anderm. Niemand wehrte ihnen. Denn die Kriegsgefangenschaft spinnt keine Seide, und man kann nicht glauben, wie erbittert damals die Russen über ihre Feinde waren, und keiner wurde vorher gefragt, ob er zu den Schlimmen gehöre, sondern man nahm ihn dafür. Aber einem wohlbetagten Hauptmann und seinem Lieutenant begegnete etwas Merkwürdiges. Denn eben als der Hauptmann den Lieutenant an der Hand ergriff und ihn trösten wollte: „Fasse dich, junges Blut, auch das wird vorübergehen und ein Ende nehmen mit dem Frieden oder mit dem Tode,“ — in dem Augenblicke hören sie zunächst vor sich ein mutwilliges Lachen und indem sie unwillkürlich aufschauen — sie hätten's bereits können gewohnt sein — was erblicken ihre Augen? In einem vornehmen russischen Gefährt zwei Jungfrauen, schön wie zwei Sonnen, lieblich wie der Frühlingstag, wenn die Rosen blühen. Beide Teile schauten einander an, aber ob auch die Jungfrauen sich wollten Gewalt anthun, sie konnten sich nicht erwehren und trat auch eine die andere auf den Fuß, so ward's nur ärger. Das griff schmerzhaft den sonst vielgeprüften Mut des bejahrten Hauptmanns an. „Noch so jung,“ — dachte er, — „und schon so entartet,“ — und der Lieutenant dachte, — „so schön und doch so grausam,“ — und der Schmerz des einen brach in eine Thräne, der Unmut des andern aber in Worte aus: „Töchter dieses unwirtlichen Landes,“

5. Pensa, siehe oben S. 408.

— fing der Hauptmann an, — „ihr versteht zwar meine Rede nicht," — die Jungfrauen lachten aufs neue, — „aber wollte Gott ihr verstündet sie," — da lachten auf einmal die Jungfrauen nicht mehr. „Gar unfein," — fuhr der Hauptmann fort, — „steht das euerem Geschlechte, euerer Jugend und euren schönen Kleidern an, an dem Jammer schuldloser Menschen eure Augen zu weiden und mit solchem Hohngelächter unsere Herzen zu durchschneiden." Da fiel ihm errötend die ältere der Jungfrauen in das Wort, sie war ungefähr 18 Jahre alt, und die jüngere 17, und redete die Unglücklichen zu ihrem Erstaunen ebenfalls deutsch an, mitten in Saratow und mitten in Rußland, mehr als 1000 Stunden weit von der Heimat deutsch. „Edle Fremdlinge," sagte sie, sanft wie ein Engel und mit tiefbewegter Stimme, „sprecht nicht also, — daß wir gekommen seien, unsere Augen an euerem Elende zu weiden und euere Herzen durch Verhöhnung zu martern, die wir die Absicht haben euch zu bitten, daß ihr mit uns gehen wollet in die Wohnung unserer Eltern und Pflege und Liebe anzunehmen, bis die Engel des Friedens euch zurückführen mögen zu euren Fahnen oder in die Umarmungen eurer Angehörigen, daß ihr bei ihnen glücklich sein möget alle Tage eures Lebens." Ihr entgegnete hinwiederum erstaunt über diese Worte der Hauptmann: „Edle Jungfrauen, wes herrlichen Geschlechts Töchter ihr sein möget, wenn dem also ist, wie ihr saget, so vertrauen wir uns eurer Einladung an, die ihr aus deutschem Blut entsprossen scheint, so ihr das Unrecht verzeihen könnt, womit mein Schmerz euch beleidigt hat."

Als sie aber in den Wagen einstiegen und der Hauptmann wollte, wie es sich traf, neben die ältere der Jungfrauen sitzen, widerfuhr ihnen noch etwas Apartes, denn es zog ihn die jüngere sanft auf ihre Seite: „Verzeiht mir," — sagte sie, — „edler Fremdling, meine Ansprüche auf euch sind mir zu wert. Meine Freundin hat kein Recht an euch." Und zu dem Lieutenant sprach die ältere ebenfalls: „Meine Freundin hat kein Recht an euch," — und zog ihn sanft und sittsam an ihre Seite. Den zwei Kriegsgefangenen aber war alles recht, denn auch jedem andern hätte die Wahl zwischen beiden schönen Jungfrauen schwerer sein müssen, als jeder andern Jungfrau die Wahl zwischen einem funfzigjährigen Mann und einem zwanzigjährigen Jüngling.

Fragt sich nun, wer waren die Jungfrauen, und wo führten

sie ihre Gefangenen hin? Antwort: Es leben in Saratow zwei reiche und angesehene deutsche Familienväter; der Deutsche kommt, wie das Quecksilber, überall durch, wenn er schon kein's ist. Beide Familien waren des Abends vorher, wie gewöhnlich, beisammen und sprachen von allerlei. Ist's wahr," sagte der eine, „daß morgen deutsche Kriegsgefangene ankommen?" — „Sie sind schon angesagt," erwiderte man ihm. — „Die armen Menschen haben einen schweren Gang," sprach wehmütig eine der Mütter. Da trat die ältere Jungfrau ihren Vater an: „Werden wir auch einen bekommen, mein Vater? — Wie sorglich wollte ich gleich einer Tochter oder Schwester sein pflegen und ihn trösten." Der Vater erwiderte: „Den Gefangenen bettet man nicht auf Rosen. Sie werden in den Vorstädten in den dürftigsten Hütten untergebracht." — „Oder wolltet ihr denn nicht selbst einen einladen oder euch einen ausbitten von dem Hauptmann ihrer Bewachung?" — „Das könnte mir wohl übel gedeutet werden," erwiderte der Vater, „sie sind Feinde des Vaterlandes, in welches wir, selbst als Fremdlinge aus ihrer Heimat, sind aufgenommen worden. Wir dürfen die Feinde nicht als unsere Landsleute erkennen. Doch wenn einen von ihnen mir das Schicksal ohne mein Zuthun entgegenführt, will ich mich seiner nicht entschlagen," und ebenso sprach auch der Vater der andern Jungfrau. Da redeten die beiden Töchter miteinander und leichtsinnig und gutmütig, wie die Jugend ist, beschlossen sie, wenn die Gefangenen kämen, zu thun, was sie thaten.

Anfänglich fuhren sie ein wenig um den Transport herum, wie wenn man auf den Jahrmarkt geht, um einzukaufen. Man sieht zuerst die Waren an, was da ist, ehe man auf geradewohl kauft, das Nächste das Beste. Als aber die Jungfrauen den Hauptmann erblickten, wie er da stand, wenig gebeugt von seinen Leiden und angeschmiegt an ihn den Jüngling, den Lieutenant, den das Schicksal zum erstenmal in die Schule der Prüfung genommen hatte und zwar gleich in die oberste Klasse, sagten sie zu einander: „Diese zwei wollen wir nehmen." — „Willst du den Alten?" sagte scherzhaft die jüngere. „Oder willst du ihn?" sagte zu ihr ihre Freundin. Da nahm die jüngere zwei Stecknadeln aus ihrem Busengewand, eine längere und eine kürzere, und zogen miteinander das Hälmlein mit Stecknadeln. Als aber die ältere den Lieutenant zog und die jüngere den Hauptmann behielt in dem Augenblick, als dieser sagte — „auch das wird ein Ende nehmen,"

— lachten die Jungfrauen. Denn diesen Erbschatz teilt noch die Kindheit mit der Jugend, daß Schmerz und Freude leichter an ihr vorübergehen und in schnellern Ablösungen miteinander wechseln. Hernach aber als der Hauptmann so ernsthaft sie anredete: „Euer Ohr versteht zwar meine Rede nicht," lachten sie von neuem. Denn wenn man einmal darin ist, man muß; und das Gefühl, daß es unschicklich sei, hilft nur dazu, die Unschicklichkeit zu begehen. Aber als sie den Schmerz erkannten, mit dem er nach einem süßen deutschen Wort in dieser fremden Welt wie nach einem Almosen seufzte und sie hatten's in ihrem milden Herzen und konnten's ihm geben und waren deswegen da, da lachten sie nicht mehr und boten ihnen in deutscher Sprache und Rede die Pflege und Liebe ihrer Eltern an und führten sie zu ihnen. Die Väter hoben zwar die Finger gegen ihre Töchter auf: „Was habt ihr gethan!" — aber im Herzen waren sie es froh. Sie zeigten sogleich der Obrigkeit an, was geschehen war, und der menschenfreundliche Statthalter gab ihnen gerne die Erlaubnis, auf ihre Bürgschaft zwar, ihre gefangenen Landsleute bei sich zu behalten bis auf ein weiteres.

Da gebrach ihnen auf einmal nichts mehr, da waren sie auf einmal aller ihrer Leiden quitt, da verzogen sich alle ihre Bekümmernisse. Der Hauptmann in dem Hause, das ihn aufgenommen hatte, wurde angesehen und geliebt als ein Bruder, der Lieutenant in dem seinigen als ein Sohn, von seiner schönen Retterin auch noch ein wenig anderst, nämlich ebenso, wie sie von ihm, bis die Engel des Friedens kamen. Als aber die Engel des Friedens kamen, schangschierte der Lieutenant seinen Glauben, nämlich daß er in der Uniform sterben werde. Er verschaffte sich den Abschied von seinem Regiment und freut sich jetzt als Gatte der Liebe und der Jugend seiner schönen Retterin. Der Hauptmann aber trennte sich von diesen edeln Menschen und von seinem jungen Freund mit einer Rührung und mit einem Schmerz, der mehr Thränen als Worte hat und kam wohlbehalten wieder in Deutschland und bei den Seinigen an und wer ihn sah und vorher gekannt hatte, wunderte sich sein. „Ei, wie seid Ihr so jung geworden, Herr Hauptmann, in Eurer Gefangenschaft, Euch muß es nicht übel gegangen sein."

Der geneigte Leser darf an der Wahrheit dieser Erzählung nicht zweifeln, denn der Hausfreund hat sie aus dem zweiten Mund. Nämlich der Hauptmann hat sie selbst einem rheinländischen Herrn

Kriegsobristen also mitgeteilt, der auch weiß, wie man über die Berezina geht, und von dem Kriegsobristen aber hat sie der Hausfreund und hat seitdem schon manches Täublein mit ihm verzehrt und schon manches Schöpplein mit ihm herausgemacht, Fuchs oder Has.

274. Der Wettermacher.

Gleich wie einem Siebmacher oder einem Hafenbinder, wenn er in einem kleinen Orte zu Hause ist, können seine Mitbürger nicht das ganze Jahr Arbeit und Nahrung geben, sondern er begiebt sich auf Künstlerreisen im Revier herum und geht seinem Verdienst nach; also auch der Zirkelschmied ist fleißig darauf im andern Revier und handelt nicht mit Zirkeln, sondern mit Trug und Schelmerei, um die Leute zu berücken und sich frei zu trinken im Wirtshaus. Also erscheint er einmal in Oberehningen und geht gerade zum Schulz. „Herr Schulz," sagte er, „könntet Ihr kein ander Wetter brauchen? Ich bin durch Euere Gemarkung gegangen. Die Felder in der Tiefe haben schon zu viel Regen gehabt, und auf der Höhe ist das Wachstum auch noch zurück." Der Schulz meinte, das seie geschwind gesagt, aber Bessermachen sei eine Kunst. „Ei," erwiderte der Zirkelschmied, „auf das reise ich ja. Bin ich nicht der Wettermacher von Bologna? In Italien," sagte er, „wo doch Pomeranzen und Citronen wachsen, wird alles Wetter auf Bestellung gemacht. Darin seid ihr Deutsche noch zurück." Der Schulz ist ein guter und treuherziger Mann und gehört zu denen, die lieber geschwind reich werden möchten, als langsam. Also leuchtete ihm das Anerbieten des Zirkelschmieds ein. Doch wollte er vorsichtig sein. „Macht mir morgen früh einen heitern Himmel," sagte er, „zur Probe und ein paar leichte weiße Wölklein dran, den ganzen Tag Sonnenschein und in der Luft so zarte glänzende Fäden. Auf den Mittag könnt Ihr die ersten gelben Sommervögel loslassen und gegen Abend darf's wieder kühl werden." Der Zirkelschmied erwiderte: „Auf einen Tag kann ich mich nicht einlassen,

1. Das Grimmsche Wörterbuch erklärt roten oder gelben Wein; gewiß falsch. Es handelt sich offenbar um das Ausraten des Weins, bezw. der Zeche. — 5. Zuerst veröffentlicht in Nr. 25 (S. 193 ff.) des „Würtemb. Volksfreund" (s. oben S. 436 Anm.), mit der Anmerkung: „Wurde uns mit der für alle Freunde des Volks erfreulichen Versicherung mitgeteilt, daß der berühmte Herr Verfasser an einem künftig erscheinenden vaterländischen Volkskalender lebhaften Anteil nehmen werde. Es ist aus den Sammlungen zu einem solchen genommen." — 29. Sommervögel, Schmetterlinge.

Herr Schulz. Es trägt die Kosten nicht aus. Ich unternehm's nicht anderst, als auf ein Jahr. Dann sollt ihr aber Not haben, wo ihr euere Frucht und euern Most unterbringen wollt." Auf die Frage des Schulzen, wie viel er für den Jahrgang fordere, verlangte er zum voraus nichts als täglich einen Gulden und freien Trunk, bis die Sache eingerichtet sei, es könne wenigstens drei Tage dauern. „Hernach aber von jedem Saum Wein, den ihr mehr bekommt," sagte er, „als in den besten Jahren, ein Viertel, und von jedem Malter Frucht einen Sester." Das wäre nicht veil, sagte der Schulz. Denn dort zu Land sagt man veil statt viel, wenn man sich hochdeutsch explizieren will. Der Schulz bekam Respekt vor dem Zirkelschmied und explizierte sich hochdeutsch. Als er nun aber Papier und Feder aus dem Schränklein holte und dem Zirkelschmied das Wetter von Monat zu Monat vorschreiben wollte, machte ihm der Zirkelschmied eine neue Einwendung: „Das geht nicht an, Herr Schulz! Ihr müßt auch die Bürgerschaft darüber hören. Denn das Wetter ist eine Gemeindssache. Ihr könnt nicht verlangen, daß die ganze Bürgerschaft Euer Wetter annehmen soll." Da sprach der Schulz: „Ihr habt recht! Ihr seid ein verständiger Mann."

Der geneigte Leser aber ist nun der Schelmerei des Zirkelschmieds auf der rechten Spur, wenn er zum voraus vermutet, die Bürgerschaft sei über die Sache nicht einig geworden. In der ersten Gemeindsversammlung wurde noch nichts ausgemacht, in der siebenten auch noch nichts, in der achten kam's zu ernsthaften Redensarten, und ein verständiger Gerichtsmann glaubte endlich, um Fried' und Einigkeit in der Gemeinde zu erhalten, wär's am besten, man zahlte den Wettermacher aus und schickte ihn fort. Also beschied der Schulz den Wettermacher vor sich: „Hier habt Ihr Euere neun Gulden, Unheilstifter, und nun thut zur Sache, daß Ihr fortkommt, eh' Mord und Totschlag in der Gemeinde ausbricht." Der Zirkelschmied ließ sich nicht zweimal heißen. Er nahm das Geld, hinterließ eine Wirtsschuld von zirka 24 Maß Wein, und mit dem Wetter blieb es wie es war.

Item, der Zirkelschmied bleibt immer ein lehrreicher Mensch. Merke, wie gut es sei, daß der oberste Weltregent bisher die Witterung nach seinem Willen allein gelenkt hat. Selbst wir Kalendermacher, Planeten und übrigen Landstände werden nicht leicht um etwas gefragt, und haben, was das betrifft, ruhige Tage.

275. Mißverstand.

Von drei Schlafkameraden war der eine eben am süßen Einschlummern, als der zweite zum dritten sprach: „Joachim, was soll das heißen, daß du seit am Montag nichts mehr mit mir redest, so wir doch unser Leben lang gute Freunde gewesen sind? Hast du etwas gegen mich, so sag's.“ — Der dritte erwiderte dem zweiten: „Wer mit mir nicht redet, mit dem rede ich auch nicht, mein guter Bartenstein. Wie man in den Wald schreit, so schreit's wieder.“ Darauf sagte der zweite: „So? du nennst mich mit meinem Zunamen? Ich kann dich auch mit deinem Zunamen nennen, mein guter Marbacher. Wie man in den Wald schreit, so schreit's auch wieder.“ Der dritte sagt wieder zum zweiten: „So war's nicht gemeint, Bastian. Übrigens halte ich den Geschlechtsnamen meines seligen Vaters für keinen Schimpf. Ich hoffe, er hat dich als ein ehrlicher Mann zur Taufe gehoben.“ Darauf entgegnete der zweite: „Ich den meinigen auch nicht. Ich hoffe, deine Mutter hat einen ehrlichen Mann zum Beistand. Aber man erkennt etwas daran.“ Der dritte sagt: „Dein Vater ist ein braver Mann, der meiner Mutter mit gutem Rat redlich an die Hand geht.“ Der zweite sagt: „Dein Vater war auch ein braver Mann und hat mir viel Gutes erwiesen. Aber sie redeten miteinander.“ Der dritte fuhr gegen den zweiten fort: „Eben darum. An einem andern hätt' es mich nicht verdrossen, daß du mir den Montag keine Antwort gabst, als ich dich zum zweitenmal fragte, warum dich dein Meister fortgejagt hat.“

Als endlich der erste des Zwistes müde war, weil er gern hätte schlafen mögen und nicht dazu kommen konnte, fuhr er unwillig auf und sagte: „Hat jetzt euer Disputat bald ein Ende, oder soll ich aufstehen und den Wirt holen, daß er Frieden schaffe, oder soll ich's selber thun?“ Dem erwiderte der dritte, weil er am Wort war: „Seid doch nicht wunderlich, Herr Landsmann, Ihr hört ja, wir explizieren uns nur, warum keiner von uns mit dem andern redet.“

276. Die Ohrfeige.

Ein Büblein klagte seiner Mutter: „Der Vater hat mir eine Ohrfeige gegeben.“ Der Vater aber kam dazu und sagte: „Lügst du wieder? Willst du noch eine?“

277. Der geschlossene Magen.

Als einst der Zirkelschmied wieder auf vier bis sechs Wochen in gute Umstände gekommen war, lebte er so lange gar ehrbar und häuslich mit seiner Frau, der Bärbel, und war in keinem Wirtshaus mehr zu sehen. Nein, er aß alle Mittag ein Pfündlein Fleisch mit ihr daheim, und ließ eine halbe Maß Wein dazu holen aus dem Adler, und gab auf ihre Ermahnungen. Einmal jedoch, als es ihm besonders schmeckte, schickte er nach dem Essen das Büblein heimlich in das Wirtshaus, daß es noch eine Halbe holen sollte. Als aber das Büblein die zweite Halbe brachte und auf den Tisch stellte, schaute seine Frau ihn bittend an: „Männlein,“ sagte sie, „laß es jetzt genug sein! Weißt du nicht, was im Doktorbuch steht, daß der Magen nach dem Essen geschlossen sei.“ Dem entgegen schaute der Zirkelschmied so lieb und freundlich zuerst den Wein, hernach die Bärbel an: „Liebes Weiblein,“ sagte er, „sei unbesorgt! Soll der Magen auch geschlossen sein, so viel bring' ich noch wohl durch das Schlüsselloch.“

---

278. Ist der Mensch ein wunderliches Geschöpf.

Einem König von Frankreich wurde durch seinen Kammerdiener der Name eines Mannes genannt, der das 75. Jahr zurückgelegt habe und noch nie aus Paris herausgekommen sei. Er wisse noch auf diese Stunde nicht anderst, als vom Hörensagen, was eine Landstraße sei, oder ein Ackerfeld, oder der Frühling. Man könnte ihm weiß machen, die Welt sei schon vor zwanzig Jahren untergegangen. Er müsse es glauben. — Der König fragte, ob denn der Mann kränklich oder gebrechlich sei. „Nein,“ sagte der Kammerdiener, „er ist so gesund wie der Fisch im Wasser.“ Oder ob er trübsinnig sei. „Nein, es ist ihm so wohl wie dem Vogel im Hanfsamen.“ Oder ob er durch seiner Hände Arbeit eine zahlreiche Familie zu ernähren habe. „Nein, er ist ein wohlhabender

18. Vademecum VIII, 181: Freiheit und ein jährliches Gehalt. Ein Fürst hörte auf einer Reise durch sein Land, ein armer Mann von 70 Jahren wäre nie aus den Thoren seiner Geburtsstadt gegangen; er gab ihm ein ziemlich beträchtliches Gehalt auf seine Lebenszeit, unter Bedingung auch ferner immer in der Stadt zu bleiben. Nun sah der Alte zum erstenmal die Stadtthore mit Sehnsucht an und nach sechs Monaten kroch er zu einem Spaziergange heraus und verlor das Gehalt.

Mann. Er mag eben nicht. Es nimmt ihn nicht Wunder." Des verwunderte sich der König und wünschte diesen Menschen zu sehen. Der Wunsch eines Königs von Frankreich ist bald erfüllt, zwar auch nicht jeder, aber dieser, und der König redete mit dem Menschen von allerlei, ob er schon lange gesund und wohl auf sei. „Ja, Sire," erwiderte er, „allbereits 75 Jahre." Ob er in Paris geboren sei. „Ja, Sire! Es müsse kurios zugegangen sein, wie ich anderst hineingekommen wäre, denn ich bin noch nie draußen gewesen." — „Das soll mich doch Wunder nehmen," erwiderte der König. „Denn eben deswegen hab' ich Euch rufen lassen. Ich höre, daß ihr allerlei verdächtige Gänge macht, bald zu diesem Thor hinaus, bald zu jenem. Wißt Ihr, daß man schon lange auf Euch Achtung giebt?" Der Mann war über diesen Vorwurf ganz erstaunt und wollte sich entschuldigen. Das müsse ein anderer sein, der seinen Namen führe, oder so. Aber der König fiel ihm in die Rede: „Kein Wort mehr. Ich hoffe, Ihr werdet in Zukunft nicht mehr aus der Stadt gehen ohne meine ausdrückliche Erlaubnis." — Ein rechter Pariser, wenn ihm der König etwas befiehlt, denkt nicht lange, ob es notwendig sei und ob es nicht auch anderst eben so gut sein könnte, sondern er thut's. Der Unsrige war ein rechter, obgleich als auf seinem Heimweg die Postkutsche vor ihm vorbeifuhr, dachte er: „O ihr Glücklichen da drinnen, daß ihr aus Paris hinaus dürft!" Als er nach Hause kam, las er die Zeitung wie alle Tage. Aber diesmal fand er nicht viel drin. Er schaute zum Fenster hinaus, das war auf einmal so langweilig. Er las in einem Buch, das war auf einmal so einfältig. Er ging spazieren, er ging in die Komödie, in das Wirtshaus, das war so alltäglich. So das erste Vierteljahr lang, so das zweite, und mehr als einmal im Gasthaus sagte er zu seinen Nachbarn: „Freunde, es ist ein hartes Wort, fünfundsiebenzig Jahre kontinuierlich in Paris gelebt zu haben und jetzt erst nicht hinaus zu dürfen." Endlich im dritten Vierteljahr konnte er's nimmer aushalten, sondern meldete sich einen Tag um den andern wegen der Erlaubnis, das Wetter sei so hübsch, oder es sei heut' ein schöner Regentag. Er wolle sich gern auf seine Kosten von einem vertrauten Mann begleiten lassen, wenn's sein müsse, auch von zweien. Aber vergebens. Nach Verlauf aber eines schmerzlich durchlebten Jahrs,

1. Es nimmt ihn nicht Wunder, er ist nicht neugierig.

gerade am nämlichen Tag, als er abends nach Hause kam, fragt er mit bösem Gesicht die Frau: „Was ist das für ein neues Kaläschlein im Hof? Wer will mich zum besten haben?" „Herzensschatz," antwortete die Frau, „ich habe dich überall suchen lassen. Der König schenkt dir das Kaläschlein und die Erlaubnis darin spazieren zu fahren, wohin du willst." „Ma foi!" erwiderte der Mann mit besänftigter Miene, „der König ist gerecht." — „Aber nicht wahr," fuhr die Gattin fort, „morgen fahren wir spazieren aufs Land?" — „Ei nun," erwiderte der Mann kalt und ruhig, „wir wollen sehn. Wenn's auch morgen nicht ist, so kann's ein andermal sein, und am Ende, was thun wir draußen? Paris ist doch am schönsten inwendig."

279. Rechnungsexempel.

Der Hausfreund will den Herrn Provisern der rheinländischen Hausfreundschaft noch ein Rechnungsexempel aufzulösen geben. *Item* (ein gut rheinländisches Rechnungsexempel muß immer mit Item anfangen und mit Facit schließen). Item, der Nachtwächter in Segringen ging aus und rief die Stunde. Als er an den Adler kam, trat der Adlerwirt aus dem Bett an das Fenster. „Nachtwächter, Ihr schreit und verführt einen Lärmen, daß das halbe Dorf aus dem Schlaf auffährt, und doch versteht man Euch nicht. Auf der Stelle ruft mir die Stunde noch einmal und deutlich." Der Nachtwächter dachte: Soll ich jedem Narren die Stunde besonders rufen? Ich setze voraus, daß die Leute schlafen. Wer heißt Euch wachen? „Wißt Ihr was? Ich will Euch zwei Stunden auf einmal rufen," sagte er zum Adlerwirt, „damit wir nicht so viel Müh' mit einander haben:

Hört, Adlerwirt, und lasset Euch sagen:
Die Glocke hat — sie hat geschlagen.
Wenn Ihr die Zahl zur Hälfte brecht,
Den Drittel und den Viertel recht
Dazu addiert, habt Ihr Gewinn.
Es steckt das Ganz' und so viel drin,
Als laut mein unverdrossener Mund
Verkünden wird zur nächsten Stund'."

Nämlich das, was die Glocke geschlagen hatte und was demnach der Wächter ausrief, ist eine Zahl, die folgende Eigenschaften

hat: Wenn man die Hälfte der Zahl und den dritten Teil und den vierten Teil der Zahl zusammen addiert, so kommt mehr heraus, als die Zahl selber ausweist. Wenn man aber die Zahl selbst, die man zwar noch nicht weiß, von der addierten Summe abzieht, so bleibt gerade so viel übrig, als der Wächter in der Ordnung rufen muß, wenn er zur nächsten Stunde wieder kommt. Diese Zahl wäre nach der Regula Falsi heraus zu rechnen.

Derjenige geneigte rheinländische Leser, der innerhalb acht Tagen nach Empfang des Kalenders das Facit zuerst liefern wird, dessen Bildnis solle zur Ehrenauszeichnung bei der nächsten Krönungsfeier oder Feuersbrunst unter den Zuschauern im Kalender abgebildet werden.

280. Seinesgleichen.

Ein kunstreicher Instrumentenmacher, aber ein eingebildeter und unfeiner Mann, hielt sich schon einige Zeit in einem namhaften Städtlein auf und genoß dann und wann im Löwen abends eine Flasche Wein, und einen halben Vierling Käs. Eines Abends, als sich die meisten Gäste schon früher denn gewöhnlich verlaufen hatten, und der Instrumentenmacher oben noch allein saß, rückt zu ihm der bekannte Zirkelschmied, mit seinem Schoppen Siebenzehner, hinauf. „Euer Wohlgeboren," sagte er, „redeten da vorhin an Ihre Nachbaren über die Quadratur des Zirkels. Ich hatte keine Freude zur Sache. Leute unsersgleichen," sagte er, „können von so etwas wohl unter sich sprechen und einander Gedanken geben. Ich z. B. wäre Euerer Meinung nicht gewesen." Der geneigte Leser kennt den Zirkelschmied, daß er immer auf eine Schelmerei ausgeht. Unter andern macht er sich gern an Fremde, die etwas gleich sehen, um hernach bei andern mit ihrer Bekanntschaft groß zu thun, wie am Ende dieser Erzählung auch geschehen wird, und die Leute breit zu schlagen, wie man sagt. Der Instrumentenmacher aber betrachtete ihn mit einem vornehmen, verachtenden Blick und sagt: „Wenn Ihr bei Leuten Euresgleichen sein wollt, so kommt nicht zu mir, oder wer seid Ihr?" Der Zirkelschmied, des Schimpfes und der Schande gewöhnt, erwidert: „Sollte Euer Wohlgeboren aus meiner Rede nicht erkennen, daß zwei Künstler miteinander sprechen?" Des erboste sich der andere noch mehr. „Ihr ein Künstler," fragte er ihn, „ein Kammmacher oder ein Besen-

binder? Wollt Ihr ein Almosen von mir?" Der Zirkelschmied erwidert: „Herr Chriestlieb, das beugt mich, weniger wegen meiner, als wegen der Kunst. Leute unsersgleichen pflegen sich sonst eben so sehr durch feine Sitten auszuzeichnen, als durch Kenntnisse und Geschicklichkeit." Da stand der Instrumentenmacher auf: „Sprecht Ihr mir schon wieder von Euresgleichen," sagt er. „Hör' ich's zum drittenmal von Euch, so werf' ich Euch den Stuhl an den Kopf," und lupfte ihn bereits ein wenig in die Höhe. Der Wirt aber, der bisher ruhig am Ofen stand, trat hervor und sagte: „Jetzt, Zirkelschmied, reist!"

Der Zirkelschmied aber erbost sich darüber auch und geht aus dem Löwen ins Rößlein gerad gegenüber, und „stellt euch vor," sagt er dort zu seinen anwesenden Bekannten, „was sich der hergelaufene Instrumentenmacher, der Brotdieb, einbildet. Der hochmütige Gesell nimmt's für einen Affrunt auf, daß ich zweimal zu ihm sagte: Leute unsersgleichen, und ich sag's zum drittenmal, wenn er's hören will, der Flegel, der impertinente, der gemeine Kerl."

Der geneigte Leser lacht ein wenig, daß der Zirkelschmied darauf beharrt, ein Mann, den er für einen Flegel und gemeinen Kerl ausgiebt, sei seinesgleichen.

Lerne erstens am Zirkelschmied: Man muß nie schimpfen, wenn man im Zorn ist, sonst schimpft und verunehrt man sich selbst.

Lerne zweitens an dem Instrumentenmacher: Man muß sich, wenn man etwas ist, mit liederlichen Leuten nie in Grobheiten gemein machen, sonst macht man sich wirklich zu ihresgleichen. Der Zirkelschmied hatte insofern recht.

281. Das Blendwerk.

Manche Leute, wenn sie etwas sehen, das sie nicht begreifen, noch weniger nachmachen können, so sagen sie kurz und gut, das ist ein Blendwerk. Nämlich, daß man etwas zu sehen glaube, wo nichts ist, oder daß man die Sache anders sehe, als sie wirklich ist.

Daß es aber viel Blendwerk giebt, das unterliegt keinem Zweifel. Z. B. wenn jemand im Mondschein auf der Straße ist und sieht an einer Mauer oder im Nebel seinen Schatten aufrecht,

8. lupfte, hob.

daß er meint, es sei ein ungebetener Kamerad, der mit ihm geht, einer von der schwarzen Legion.

Item, wenn jemand einen falschen Freund für einen guten Freund hält, und — trotz aller Warnung, dem Spitzbuben traut, bis er zuletzt um Hab und Gut betrogen ist, und die Hände über dem Kopf zusammenschlägt. Das ist ein großes Blendwerk.

Item, wenn jemand meint, etwas sei ein Blendwerk, und ist doch keins.

In einem namhaften Ort am Rheinstrom kam ein Gaukler an, ein Tausendkünstler, und bekam die Erlaubnis, auf einer alten Heubühne, die schon lange nicht mehr war gebraucht worden, seine Künste zu zeigen, und zwar gleich zum letztenmal. Fast die ganze Gemeinde versammelte sich und es war der Mühe wert.

Dem Vernehmen nach — der Hausfreund war nicht dabei — brachte der Tausendkünstler zuerst zwei schwarze Katzen hervor, die hörten einander das große Einmaleins ab und rechneten verschiedene Exempel aus der verkehrten Regel de tri.

Nachdem schlupfte er durch einen metallenen Fingerring hindurch und kam auf der andern Seite lebendig und eben so dick wieder an, als er vorher war.

Etwas an der Sache scheint übertrieben zu sein.

Hierauf sagte er, das sei aber noch alles nichts. Jetzt wolle er sich mit einem scharfen Schrotmesser den Bauch aufschneiden. Hernach wolle er ganz in den Bauch hineinschlupfen, daß man gar nichts mehr von ihm sehe. Hernach wolle er sich wieder aus sich selber herauswickeln, daß er wieder sichtbar werde.

Ehe er aber das große Wagestück beginnen konnte, fing die Bühne an zu knacken. Es kracht links, es kracht rechts. Knack, stürzte der morsche Boden, und die ganze Zuschauerschaft wäre in dem untern Raume zusammengestürzt, wenn nicht noch einer sich an einem schwebenden Balken erhalten hätte. Die andern lagen alle unten. Da entstand nun ein großes vierstimmiges Not- und Zetergeschrei von Männern, Weibern, Kindern und Säuglingen. Es ist gar klug, wenn man kleine Kinder zu so etwas mitträgt. Sie sehen alles gar gut, und wenn's an Musik fehlt, so können sie machen. Alles schrie: „O mein Kopf, o mein Arm, o meine Rippen," so daß der oben auf dem Balken genug zu trösten und zu ermahnen hatte. „Habt doch nur Geduld," sagte er, „und seid verständig! Man muß sich ja schämen vor dem fremden Mann.

Merkt ihr denn nicht, daß es nur Blendwerk ist? Euch Leuten," sagte er, „ist keine Ehre anzuthun." Denn er hielt das Unglück für ein Blendwerk vom Künstler und meinte, unversehens würden wieder alle an ihren Plätzen sitzen.

282. Herr Charles.

Eine wahre Geschichte.

Ein Kaufmann in Petersburg, von Geburt ein Franzose, wiegte eben sein wunderschönes Büblein auf dem Knie und machte ein Gesicht dazu, daß er ein wohlhabender und glücklicher Mann sei und sein Glück für einen Segen Gottes halte. Indem trat ein fremder Mann, ein Pole, mit vier kranken halberfrorenen Kindern in die Stube. „Da bring' ich Euch die Kinder." Der Kaufmann sah den Polen kurios an. „Was soll ich mit diesen Kindern thun? Wem gehören sie? Wer schickt Euch zu mir?" — „Niemand gehören sie," sagte der Pole, „einer toten Frau im Schnee, siebenzig Stunden herwärts Wilna. Thun könnt Ihr mit ihnen, was Ihr wollt." Der Kaufmann sagte: „Ihr werdet nicht am rechten Orte sein," und der Hausfreund glaubt's auch nicht. Allein der Pole erwiderte, ohne sich irre machen zu lassen: „Wenn Ihr der Herr Charles seid, so bin ich am rechten Ort," und der Hausfreund glaubt's auch. Er war der Herr Charles. Nämlich es hatte eine Französin, eine Witwe, schon lange im Wohlstande und ohne Tadel in Moskau gelebt. Als aber vor fünf Jahren die Franzosen in Moskau waren, benahm sie sich landsmannschaftlicher gegen sie, als den Einwohnern wohlgefiel. Denn das Blut verleugnet sich nicht, und nachdem sie in dem großen Brand ebenfalls ihr Häuslein und ihren Wohlstand verloren und nur ihre fünf Kinder gerettet hatte, mußte sie, weil sie verdächtig sei, nicht nur aus der Stadt, sondern auch aus dem Land reisen. Sonst hätte sie sich nach Petersburg gewendet, wo sie einen reichen Vetter zu finden hoffte. Der geneigte Leser will bereits etwas merken. Als sie aber in einer schrecklichen Kälte und Flucht und unter unsäglichen Leiden schon bis nach Wilna gekommen war, krank und

5. In dem ersten, 1818 erschienenen Jahrgang der „Rheinblüten. Karlsruhe bei Gottlieb Braun", S. 46, unter der Überschrift: „Herr Charles (von dem früheren Verfasser des rheinländischen Hausfreundes)." — 7. Siehe Längin, Joh. Peter Hebel, S. 164.

aller Bedürfnisse und Bequemlichkeiten für eine so lange Reise entblößt, traf sie in Wilna einen edlen russischen Fürsten an und klagte ihm ihre Not. Der edle Fürst schenkte ihr dreihundert Rubel, und als er erfuhr, daß sie in Petersburg einen Vetter habe, stellte er ihr frei, ob sie ihre Reise nach Frankreich fortsetzen, oder ob sie mit einem Paß nach Petersburg umkehren wolle. Da schaute sie zweifelhaft ihr ältestes Büblein an, weil es das verständigste und das kränkste war. „Wo willst du hin, mein Sohn?“ — „Wo du hingehst, Mutter,“ sagte der Knabe und hatte recht. Denn er ging noch vor der Abreise ins Grab. Also versah sie sich mit dem Notwendigen und akkordierte mit einem Polen, daß er sie für fünfhundert Rubel nach Petersburg brächte zum Vetter; denn sie dachte, er wird das Fehlende schon drauf legen. Aber alle Tage kränker auf der langen, beschwerlichen Reise, starb sie am sechsten oder siebenten ... „Wo du hingehst,“ hatte der Knabe gesagt, und der arme Pole erbte von ihr die Kinder, und konnten miteinander so viel reden, als ein Pole verstehen mag, wenn ein französisches Kind russisch spricht, oder ein Französlein, wenn man mit ihm reden will auf polnisch. Nicht jeder geneigte Leser hätte an seiner Stelle sein mögen. Er war es selber nicht gern. „Was anfangen jetzt?“ sagte er zu sich selbst. „Umkehren — wo die Kinder lassen? Weiter fahren — wem bringen?“ Thue, was du sollst, sagte endlich etwas in seinem Inwendigen zu ihm. Willst du die armen Kinder um das Letzte und Einzige bringen, was sie von ihrer Mutter zu erben haben, um dein Wort, das du ihr gegeben hast? Also kniete er mit den unglücklichen Waisen um den Leichnam herum und betete mit ihnen ein polnisches Vaterunser. „Und führe uns nicht in Versuchung.“ Hernach ließ jedes ein Händlein voll Schnee zum Abschied und eine Thräne auf die kalte Brust der Mutter fallen, nämlich, daß sie ihr gerne die letzte Pflicht der Beerdigung anthun wollten, wenn sie könnten, und daß sie jetzt verlassene, unglückliche Kinder seien. Hernach fuhr er getrost mit ihnen weiter auf der Straße nach Petersburg, denn es wollte ihm nicht eingehen, daß der ihm die Kindlein anvertraut hatte, könne ihn stecken lassen, und als die große Stadt vor seinen Augen sich ausdehnte, wie ein Hauderer thut, der auch erst vor dem Thor fragt, wo er still halten soll, erkundigt er sich endlich bei den Kindern, so gut er sich verständlich machen konnte, wo denn der Vetter wohne und erfuhr von ihnen, so gut er sie verstehen konnte: „Wir

wissen's nicht." — Wie er denn heiße? „Wir wissen's auch nicht." — Wie denn ihr eigener Geschlechtsname sei? „Charles." Der geneigte Leser will schon wieder etwas merken, und wenn's der Hausfreund für sich zu thun hätte, so wäre der Herr Charles der Vetter. Die Kinder wären versorgt und die Erzählung hätte ein Ende. Allein die Wahrheit ist oft sinniger als die Erdichtung. Nein, der Herr Charles ist der Vetter nicht, sondern dieses Namens ein anderer, und bis auf diese Stunde weiß noch niemand, wie der wahre Vetter eigentlich heißt, nicht ob und wo in Petersburg er wohnt. Also fuhr der arme Mann in großer Verlegenheit zwei Tage lang in der Stadt herum und hatte Französlein feil. Aber niemand wollte ihn fragen: „Wie teuer das Pärlein?" und der Herr Charles begehrte sie nicht einmal geschenkt und war noch nicht willens, eines zu behalten. Als aber ein Wort das andere gab, und ihm der Pole schlicht und menschlich ihr Schicksal und seine Not erzählte, „eins," dachte er, „will ich ihm abnehmen," und es füllte sich immer wärmer in seinem Busen, „ich will ihm zwei abnehmen," dachte er, und als sich endlich die Kinder um ihn anschmiegten, meinend, er sei der Herr Vetter, und anfingen auf französisch zu weinen, denn der geneigte Leser wird auch schon bemerkt haben, daß die französischen Kinder anders weinen, und als der Herr Charles die Landesart erkannte, da rührte Gott sein Herz an, daß ihm ward wie einem Vater, wenn er die eigenen Kinder weinen und klagen sieht, und „in Gottes Namen", sagte er, „wenn's so ist, so will ich mich nicht entziehen," und nahm die Kinder an. „Setzt Euch ein wenig nieder," sagte er zu dem Polen, „ich will Euch ein Süpplein kochen lassen."

Der Pole, mit gutem Appetit und leichtem Herzen, aß die Suppe und legte den Löffel weg — er legte den Löffel weg und blieb sitzen — er stand auf und blieb stehen. „Seid so gut," sagte er endlich, „und fertigt mich jetzt ab, der Weg nach Wilna ist weit. Auf fünfhundert Rubel hat die Frau mit mir akkordiert;" da fuhr es doch dem milden Menschen, dem Herrn Charles, über das Gesicht, wie der Schatten einer fliegenden Frühlingswolke über die sonnenreiche Flur. „Guter Freund," sagte er, „Ihr kommt mir ein wenig kurios vor. Ist's nicht genug, daß ich Euch die Kinder abgenommen habe, soll ich Euch auch noch den Fuhrlohn bezahlen?" Denn das kann dem redlichsten und besten Gemüt begegnen, wenn's ein Kaufmann ist, jedem andern aber auch, daß

es wider Wissen und Willen zuerst ein wenig handeln und markten muß, sei es auch nur mit sich selbst. Der Pole erwiderte: „Guter Herr, ich will Euch nicht ins Gesicht sagen, wie Ihr mir vorkommt. Ist's nicht genug, daß ich Euch die Kinder bringe? Sollt' ich sie auch noch umsonst geführt haben? Die Zeiten sind bös und der Verdienst ist gering." — „Eben deswegen," sagte Herr Charles, „darüber laßt mich klagen. Oder meint Ihr, ich sei so reich, daß ich fremde Kinder auffaufe, oder so gottlos, daß ich mit ihnen handle? Wollt Ihr sie wieder?" Als aber noch einmal ein Wort das andere gab, und der Pole jetzt erst mit Staunen erfuhr, daß der Herr Charles gar nicht der Vetter sei, sondern nur aus Mitleiden die armen Waisen angenommen habe, „Wenn's so ist," sagte er, „ich bin kein reicher Mann, und Eure Landsleute, die Franzosen, haben mich auch nicht dazu gemacht, aber wenn's so ist, so kann ich Euch nichts zumuten. Thut den armen Würmlein Gutes dafür," sagte der edle Mensch, und es trat ihm eine Thräne ins Auge, die wie aus einem überwältigten Herzen kam, wenigstens überwältigte sie dem Herrn Charles das seinige. „Monsieur Charles," dachte er, „und ein armer polnischer Fuhrmann," — und als der Pole schon anfing, eines der Kinder nach dem andern zum Abschied zu küssen, und sie auf polnisch zur Folgsamkeit und Frömmigkeit ermahnte, „Guter Freund," sagte der Herr Charles, „bleibt noch ein wenig da. Ich bin doch so arm nicht, daß ich Euch nicht Euern wohlverdienten Fuhrlohn bezahlen könnte, so ich doch die Fracht Euch abgenommen habe," und gab ihm die fünfhundert Rubel. Also sind jetzt die Kindlein versorgt, der Fuhrlohn ist bezahlt, und so ein oder der andere geneigte Leser vor den Thoren der großen Stadt hätte zweifeln mögen, ob der Vetter auch zu finden seie, und ob er's thun werde, so hat doch die heilige Vorsehung ihn nicht einmal dazu vonnöten gehabt.

---

283. Der Handschuhhändler.

Ein Handschuhhändler, welcher eine Kiste voll feine Handschuh aus Frankreich nach Deutschland bringen wollte, gebrauchte folgende List. Nämlich es ist ein Gesetz an den französischen Zollstätten,

32. Manuskript nicht von Hebels Hand, aber von ihm durchkorrigiert, in Hebels Nachlaß, zuerst gedruckt bei Längin, Nachträge, S. 51.

daß wer mit einer Ware hinüber oder herüber will, der muß angeben, „Wie hoch schätzest du sie," wegen dem Zoll. Schätzt er sie nun, daß es gehen und stehen mag, gut, so zahlt er den Zoll, so viel oder so wenig. Sieht aber der Zollgardist, daß der Kaufmann oder der Krämer seine Ware viel zu gering anschlägt, damit er nicht viel dafür entrichten muß, so darf der Zollgardist sagen: „Gut, ich gebe dir so viel dafür, ich geb' dir auch zehn Prozent mehr," so muß sich's dann der Krämer gefallen lassen. Der Krämer bekommt das Geld und der Zollgardist behaltet die Ware, die alsdann versteigert wird, in Kolmar oder in Straßburg oder so. Solches ist listig ausgedacht, und man kann nichts dagegen sagen. Aber der Listigste findet seinen Meister. Ein Kaufmann, welcher zwei Kisten voll Handschuh über den Rhein bringen wollte, verabredete zuerst etwas mit einem Freunde. Alsdann legte er in die erste Kiste lauter rechte Handschuhe, nämlich für die rechte Hand, je zwei und zwei, in die andere lauter linke. Die linken schmuggelte er bei Nacht und Nebel herüber. *Siehst du nichts, merkst du nichts.* Mit den andern kam er an der Zollstätte an.

„Was habt Ihr in Euerer Kiste?" — „Pariser *Handschuhe.*" „Wie hoch schlagt Ihr sie an?" — „Zweihundert Franken." — Der Zollgardist betastete die Handschuhe; zart war das Leder, fest war es auch, fein die Naht, kurz sie waren vierhundert Franken wert zwischen Brüdern. „Ich gebe Euch zweihundertzwanzig Franken dafür," sagte der Zollgardist, „sie sind mein." Der Krämer sagt: „Sind sie Euer, so sind sie mein gewesen Zehn Prozent sind auch Profit." Also nahm er zweihundertundzwanzig Franken, und ließ die Kiste im Stich. Freitags drauf in Speier im Kaufhaus, es war noch in der alten Zeit, kamen die Handschuhe zur Steigerung. „Wer giebt mehr als zweihundertundzwanzig?" Die Liebhaber besichtigten die Ware. „Es scheint mir," sagte der Freund des Krämers, „die linken seien etwas rar." — „Par bleu!" sagte ein anderer, „es sind lauter rechte." Kein Mensch that ein Gebot. „Wer giebt zweihundert? — hundertundfünfzig? — hundert? — Wer giebt achtzig?" Kein Gebot. „Wißt Ihr was," sagte endlich der Freund des Krämers. „Es kommen vielleicht viel Leute mit einfechten Armen aus dem Feld zurück." Es war Anno 13. „Ich geb'

29. **in der alten Zeit**, d. h. Speier war französisch. — 36. **einfecht** ist ein einzelner Gegenstand, der gewöhnlich paarweise vorkommt.

sechzig Franken," sagte er. Wem zugeschlagen wurde, war er. Wer vor Zorn des Henkers hätte werden mögen, war der überrheinische Zollgardist. Der angestellte Käufer aber hat hernach die rechten Handschuhe ebenfalls über den Rhein geschmuggelt; — siehst du nichts, merkst du nichts — und hat sie in Waldangelloch mit seinem Freund wieder zusammen separiert, je einen linken und einen rechten, und haben sie in Frankfurt auf der Messe für ein teures Geld verkauft. An dem Zollgardist aber hat der Krämer gewonnen: einhundertundvierzig Franken und den Zoll. Item, wie sagt die Schrift? „Ich wußte nichts von der Lust, so das Gesetz nicht hätte gesagt, laß dich nicht gelüsten!"

284. Das Branntweingläslein.

Ein Unteroffizier trat im roten Rößlein ein von der Parade. Der Wirt sagt zu ihm: „Aber den habt Ihr nicht schlecht getroffen heut' in dem Kasernenhof. Was hat er angestellt?" — „Nicht wahr, ich hab' ihn gut getroffen," sagte der Unteroffizier. „Es ist ein ausgelernter Spitzbube, gegen den keine Vorsicht hilft. Er ist imstand und stiehlt Euch ein Rad vom Wagen, während Ihr darauf sitzt und Wein holt im Ramsthal. Kommt Ihr herein, so habt Ihr noch drei Räder." Der Wirt sagt: „Mir ist keiner schlau genug. Der ist noch nicht auf der Welt." Denn der Wirt war ein wenig dumm. Es ist fast immer ein Zeichen von Unverstand, wenn man allein klüger zu sein glaubt als alle andern. Deswegen sagte er: mir ist keiner schlau genug. Der Unteroffizier sagte: „Gilt's einen Thaler, er führt Euch an." Der Wirt geht die Wette ein. Nachmittags kommt der Soldat mit einem Branntweinfläschlein in der Hand, und verlangt für einen Sechser „Brandenwein". Er habe daheim einen kranken Kameraden. Er hatte aber noch ein anderes Fläschlein von gleicher Größe und Gestalt in der Tasche, darin war Brunnenwasser, so viel als man Branntwein bekommen mag für sechs Kreuzer. Als er in das leere Fläschlein den Branntwein bekommen hatte, steckte er es zu dem andern in die nämliche Tasche, und gab dem Wirt einen Sechser, der war falsch. Als er aber schon an der Thüre war, während der Wirt

12. Vom Manuskript gilt dasselbe wie von der vorigen Nummer; gedruckt Längin, Nachträge, S. 53.

den Sechser umkehrte, ruft er dem Soldaten: „Guter Freund, Euer Sechser ist falsch auf der untern Seite. Gebt mir einen andern.“ Der Soldat stellte sich schrecklich erbost über den Spitzbuben, der ihm den falschen Sechser gegeben hatte, und zum Unglück habe er keinen andern bei sich. Er wolle aber sogleich einen holen. — „Nein,“ sagte der Wirt, „so ist's nicht gewettet. Gebt den Branntwein wieder heraus und holt zuerst das Geld!“ Da stellte ihm der Soldat das Fläschlein auf den Tisch, wo das Brunnenwasser drin war, und ging und kam nicht wieder. Abends kam der Unteroffizier. „Ei, seid Ihr es?“ sagte der Wirt und lachte aus vollem Halse. „Was gilt's, Ihr wollt mir einen Thaler bringen.“ Der Unteroffizier aber lächelte nur, zwar etwas spöttisch, und sagte: „Nein, ich will einen holen. Versucht einmal Euren Branntwein, ob er nicht schmeckt accurat wie Brunnenwasser.“ Da wußte der Wirt vor Verwunderung und Beschämung nicht, was er sagen wollte. Der Unteroffizier aber sagte spöttisch: „Euch ist keiner schlau genug.“ Also hatte er den Thaler gewonnen, doch durfte der Wirt sechs Kreuzer davon abziehen, was der Branntwein kostete, und bekam, wie das Sprichwort sagt, zum Schaden den Spott.

285. Der sicherste Weg.

Bisweilen hat selbst ein Betrunkener noch eine Überlegung, oder doch einen guten Einfall, wie einer, der auf dem Heimweg aus der Stadt nicht auf dem gewöhnlichen Pfad, sondern gerade in dem Wasser ging, das dicht neben dem Pfade fortläuft. Ihm begegnete ein menschenfreundlicher Herr, der gerne der Notleidenden und Betrunkenen sich annimmt und wollte ihm die Hand reichen. „Guter Freund,“ sagte er, „merkt Ihr nicht, daß Ihr im Wasser geht? Hier ist der Fußpfad!“ Der Betrunkene erwiderte: „Sonst finde er's auch bequemer auf dem trockenen Pfad zu gehen, aber diesmal habe er ein wenig auf die Seite geladen.“ „Eben deswegen,“ sagte der Herr, „will ich Euch aus dem Bache heraushelfen!“ „Eben deswegen,“ erwiderte der Betrunkene, „bleib' ich drin. Denn wenn ich im Bach gehe und falle, so falle ich auf den Weg. Wenn ich aber auf dem Weg falle, so fall' ich in

21. Manuskript wie unter der vorletzten Nummer. Längin, Nachträge, S. 54.

den Bach." So, sagte er, und klopfte mit dem Zeigfinger auf die Stirne, nämlich daß darin außer dem Rausch auch noch etwas mehr sei, woran ein anderer nicht denke.

---

286. Farbenspiel.

In einer Schule saßen zwei Schüler, von denen hieß der eine Schwarz, der andere Weiß, wie es sich treffen kann; der Schullehrer aber für sich hatte den Namen Rot. Geht eines Tages der Schüler Schwarz zu einem andern Kameraden und sagt zu ihm: „Du, Jakob," sagt er, „der Weiß hat dich bei dem Schulherrn verleumdet." Geht der Schüler zu dem Schulherrn und sagt: „Ich höre, der Weiß habe mich bei Euch schwarz gemacht, und ich verlange eine Untersuchung. Ihr seid mir ohnehin nicht grün, Herr Rot!" Darob lächelte der Schulherr und sagte: „Sei ruhig, mein Sohn! Es hat dich niemand verklagt, der Schwarz hat dir nur etwas weiß gemacht."

4. Manuskript von Hebels Hand nebst Abschrift von anderer Hand in Hebels Nachlaß. Längin, Nachträge, S. 55.

Inhalt.

NAME	DATE
M. M. Shumin	June 25, 07
Chas Reuning	APR 23 1914